AS
182
F82
F8
4th ser
1901

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

6896-1

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

Books not used for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 106 528 759

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Siebenzehnter Band.

Jahrgang 1901. Heft 1.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhalt.

Seite

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen

Professor Dr. Roethe: Zur Feier von Goethes Geburtstag: „Dichtung und Wahrheit" 1*—25*

II. Berichte aus den Fachabteilungen

Dr. M. Bauer: Bericht über den IX. allgemeinen deutschen Philologentag in Meiningen . . . 1—16

III. Bericht der Goethehaus-Kommission über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1899/1900 . . . 17—19

IV. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1899/1900 . . . 20—24

V. Einsendungen . . . . . 25—28

VI. Veränderungen im Mitgliederbestande 29

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Siebenzehnter Band. Jahrgang 1901.

Digitized by Google

Berichte

des

Freien Deutſchen Hochſtiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademiſchen Geſamt-Ausſchuß.

Neue Folge. Siebenzehnter Band.

Jahrgang 1901.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

A.243934

Inhaltsverzeichnis.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

1. Prof. Dr. G. Roethe: „Dichtung und Wahrheit“ 1*
2. Gymnasialdirektor Dr. L. Bellermann: Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertwende 27*
3. Prof. Dr. O. Harnack: Wandlungen des Urteils über Goethe 47*

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

1. Deutsche Sprache und Litteratur (DL)

Dr. R. Porsch: Der altdeutsche Minnesang und die Göttinger Dichter, insbesondere G. A. Bürger 31

2. Mathematik und Naturwissenschaften (N)

Dr. E. H. Müller: Franz Melde. Abriß seines Lebens und Wirkens 357

3. Sprachwissenschaft. (SpW)

a) Alte Sprachen (AS)

Dr. J. Ziehen: Echtheitsfragen der römischen Litteraturgeschichte 79
Dr. L. Ziehen: Der neueste Angriff auf Cäsars Glaubwürdigkeit in der Darstellung der Helvetierkriege . . 96
Dr. Fr. Fried: Wo schlug Cäsar den Ariovist . . . 255

b) Neuere Sprachen (NS)

Dr. M. Banner: Bericht über den IX. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentag in Leipzig 1
Dr. L. Fränkel: Der romanische Jahresbericht und seine Bedeutung 116
Dr. L. Fränkel: Italienisches Geistesleben im 18. Jahrhundert und sein Historiker 277

4. Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

Volkswirtſchaft (V)

Dr. H. Becker: Die Nahrungsmittel-Induſtrie auf der Pariſer Weltausſtellung 300

J. H. Epſtein: Die induſtrielle Entwickelung auf der Pariſer Weltausſtellung 309

Direktor H. Back: Der gewerblich-techniſche Unterricht auf der Weltausſtellung zu Paris 1900 328

III. Litterariſche Mitteilungen:

1. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XXI. Von Prof. Dr. M. Koch 140

2. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XXII. Von Prof. Dr. M. Koch 381

IV. Geſchäftlicher Teil:

Bericht der Goethehaus-Kommiſſion für 1899/1900 . . . 17

Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes für 1899/1900 20

Einſendungen, 1. Mai bis 30. September 1900 25

Perſonalien, 1. Mai bis 30. September 1900 29

Einſendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 248

Perſonalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 251

Bericht der Goethehaus-Kommiſſion für 1900/1901 . . . 456

Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes für 1900/1901 461

Einſendungen, 1. Januar bis 30. September 1901 . . . 468

Perſonalien, 1. Januar bis 30. September 1901 473

V. Regiſter 475

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

„Dichtung und Wahrheit."

Von Professor Dr. Gustav Roethe, Göttingen.

26. August 1900.

Als ich vor Jahresfrist bei anbrechendem Dunkel mich dem Weichbilde Ihrer Stadt nahte, teilzunehmen an der Feier, die auf schöne Stunden Deutschlands Herz hier am Maine schlagen ließ, da grüßte den Nahenden schon von weitem ein heller Schein, seltsam ergreifend und erwärmend für das empfängliche Herz. Nicht die Paulskirche war des Lichtes Quell, geschweige denn der vergessene Palast in der Eschenheimer Gasse; erblichen ist längst des Römers matter Glanz. Aber himmelverklärend, weit in die Ferne leuchtend, umsonnte ein Strahlenmeer Goethes Denkmal. Und heller noch, so vertrauen wir, in immer wachsender Helle lebt ein Abglanz seines Geistes in der Seele der Besten, Lügen strafend des Dichters eigenes Wort, das die Schönheit dem unentrinnbaren Verhängnis der Vergänglichkeit unterwirft.

Mancher, der damals vom Roßmarkt aus den geblendeten Blick über die Lichtfluten des Goetheplatzes schweifen ließ, wird eines andern Abends gedacht haben, da gleichfalls der Roßmarkt in ein Feenreich verwandelt war. Und alsbald tauchte wohl vor dem geistigen Auge ein hübsches blutjunges Paar auf, das verstohlen selig durch die leuchtende Pracht wandelte, als weilten sie in den glücklichen Gefilden Elysiums. Wer aber schärfer hinsah, dem schwankte das liebliche Bild. Das köstliche Buch,

*

das uns alle in der Krönungsstadt Kaiser Josefs heimisch gemacht hat, heißt mit gutem Recht „Dichtung und Wahrheit“: wer weiß, ob wirklich der Knabe Wolfgang an Gretchens Seite unter den funkelnden Guirlanden und Lichtpyramiden der Esterhazyschen Beleuchtung sich des jungen Liebesglücks freuen durfte? Wir haben Grund zu zweifeln.

Die biographische Zuverlässigkeit von „Dichtung und Wahrheit“ ist viel bestritten worden, viel verteidigt. Mit unermüdlicher Sorgfalt hat man jeder Angabe nachgeprüft, und es ist ein Ruhmestitel des Freien Deutschen Hochstiftes, daß es stets in der allerersten Reihe der Forschenden gestanden. In hunderten von Fällen hat sich ein wunderbarer Realismus der Darstellung, eine zähe Sicherheit und Treue der Erinnerung erwiesen bis ins Kleine hinein: und unmittelbar daneben ein höchst befremdliches Ausweichen. Die beiden Blumensträuße, die der Maler Junker für Goethes Vater gemalt hat, hält des Sohnes Gedächtnis deutlich fest, auch im Detail: aber der Anlaß, um dessentwillen er sie nennt, die sorgfältig gepflegte Eichentafel, die der Vater gespendet haben soll, gerade sie trifft nicht zu: die Bilder sind auf Leinwand gemalt, und damit fällt die Pointe. Das ist sehr lehrreich. Auf dem Schlosse zu Nassau, so erzählt „Dichtung und Wahrheit“, belästigt den berühmten Dichter des Werther ein neugieriges Publikum, das brennend gern heraus bekommen möchte, was wohl wahr sei an dem gierig verschlungenen Roman, was erfunden: nun, der Werther war noch gar nicht erschienen, als Goethe, Gast der Frau von Stein, auf Nassau weilte. Das ist Irrtum, nicht Absicht, ich zweifle nicht: wer möchte mit dem alten Herrn um chronologische Wirrnisse rechten? Aber es giebt doch ernstlich zu denken, daß sich die Skrupel häufen, sowie der Dichter bevorzugte Bilder und Gestalten reicher auszuführen beginnt, wie in der Idylle von Sesenheim; es ist recht wahrscheinlich, daß Goethe gegen die bestimmte Angabe des ihm vorliegenden, zum Teil wörtlich benutzten Tagebuchs das Datum seiner Schweizerreise nachträglich abgeändert hat, weil ihm das rechte unbequem war. Wen es gelüstet, darum über Fälschung zu zetern, der mag es thun: wir gedenken lieber des heitern Worts:

Wenn des Dichters Mühle geht, halte sie nicht ein
Denn wer einmal uns versteht, wird uns auch verzeihn.

Wir wollen verstehn, bei Leibe nicht verzeihn: dazu vergeht uns der Mut, wenn wir nur erst verstehen. „Dichtung und Wahrheit" ist kein annalistisches Thatsachenregister: es weckt vergangenes Leben, weil es ein Kunstwerk ist. Dieses Leben aber hat, gerade da wo es in herzerwärmender Fülle sprudelt, durchaus den Charakter der höheren Wirklichkeit, die in Goethes Augen allein Aufgabe der Kunst ist. Ich mag da nicht feilschen und rechnen: soviel Dichtung, soviel Wahrheit. Im Grunde: das ist eine Frage des zweiten Ranges. So paradox es klingen mag: ob Goethe so und so oft mit vollem Bewußtsein die Sphäre der ihm wohlbekannten „niederen Realität" verlassen hat, das berührt nicht einmal den wissenschaftlichen Wert von „Dichtung und Wahrheit". Und eben dieser wissenschaftliche Wert ist ungeheuer: die moderne Litteraturgeschichte, nicht nur Deutschlands, hat an diesem Buche eine ihrer unentbehrlichsten Grundlagen. Die gewaltige Harmonie des großen Menschen bindet Kunst und Wissenschaft zu einer Einheit, von der ich wünschte, daß sie vorbildlicher werde als sie ist. „Nur durch das Morgenthor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land!"

Was die Macht des Genius zur Einheit zwingt, der nacharbeitende Forscher muß es zerlegen. Ich vermittele nicht, ich suche nicht die Übergänge, ich suche die Extreme. Was bedeutet „Dichtung und Wahrheit" für die Wissenschaft?, so frage ich zuerst; Was weist das Werk in die Sphäre der Kunst? so werde ich weiter fragen.

Goethe hat sich über den Wert der historischen Forschung stets sehr skeptisch, ja geringschätzig ausgesprochen: er hat nie glauben mögen, daß vor ihren Künsten die sieben Siegel springen, die uns das Buch der Vergangenheit verschließen: ist ihr doch selbst die „niedere Realität" in den seltensten Fällen erreichbar. Goethes Antipathie galt weniger fast den fleißig gehäuften Notizenmassen, wie sie die alte Reichshistorie in Quart und Folio zusammengeschleppt; viel fataler war ihm die selbstgefällige pragmatische Geschichtsschreibung der Aufklärung. Der genialen historischen

Intuition, der sich die Metamorphose der Pflanze offenbarte, dem sittlichen Bedürfnis der Dankbarkeit, das unwillkürlich erschauend die gegenwärtigen Zustände genetisch mit ihren vergangenen Grundlagen verknüpft, dem weht ein Leichengeruch über den staubigen Blättern der zünftigen Historie, die überall nach Resultaten späht: was wissen die Armen vom Frühling, die nur fragen, wie viel Obst er schließlich gebracht? Dem gegenüber scheint Goethe die Biographie einen großen Vorrang zu behaupten, indem sie ein Leben lebendig darstellt an und für sich und um seiner selbst willen. Goethe berührt sich da merkwürdig mit Rousseau, der gleichfalls weder von dem Thatsachenkram noch gar von den Reflexionen der Geschichte viel wissen will: sie zeigt den Menschen nur in Gala, die wahren, stillen, langsam fortschreitenden Ursachen der Entwickelung übersieht sie blöde; j'aimerais mieux la lecture des vies particulières, pour commencer l'étude du cœur humain: nur wer den einzelnen Menschen ganz kennt in seinem Wollen und Fühlen, der kann weiterdringen zur Erkenntnis der Mächte, die die geschichtlichen Massen bewegen.

Das Programm, die Geschichte aus der Biographie heraus zu erfrischen, erlegte freilich zunächst die Pflicht auf, eine Biographie zu schaffen. Italien, die Heimat des modernen Menschen, besaß wertvolle Leistungen; das Frankreich Rousseaus war schon ärmer, wie bettelarm im ganzen das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. Anekdotenkram und Klatsch; die Unterhaltungen im Reiche der Toten; die schwerfälligen Staatsaktionen der Heldengeschichte; die aufregenden Kuriosa der Kriegs- und Reiseaventüren; das bibliographische Gerümpel der Gelehrtengeschichte; allenfalls Erbauliches von Bekehrungen und Erweckungen; im besten Falle kritisches Geplauder und tendenziöse Pointen in der Art des Dictionnaire historique et critique oder Variationen der éloges, monuments, défensions und wie sie alle heißen: darunter ganz vortreffliche Würdigungen, aber nur keine Geschichte. Selbst Lessing bleibt zwischen Bayle und der antiken Biographik hängen; und noch immer ist Plutarch der biographische Klassiker, an dem sich selbst die großen Männer der neuen Zeit auferbauen.

Der wissenschaftlichen Biographie kam das Heil von der

Selbſtbiographie. Da regt es ſich an vielen Orten. Es war ein Großes, als wieder ein Cäſar erſteht, der die Geſchichte ſchreibt, die er gemacht hat. Aber die beiden Bahnbrecher ſind Rouſſeau und Goethe. Es iſt nicht möglich, „Dichtung und Wahrheit“ zu würdigen, ohne der „Confessions“ zu denken, deren Titel Goethe nicht ſelten unwillkürlich auf das eigne Werk übertrug. Cellinis friſche Lebenskraft, Jung-Stillings Augen verſchließendes Gottvertrauen mochten menſchlich und künſtleriſch noch ſo anziehend wirken: Probleme des Selbſterkennens ſtellen ſie nicht. Und was bedeuten alle die Nachfolger Rouſſeauſcher Art, die ernſthaften und die gemeinen, Alfieri und Moritz, Laukhard und Bahrdt und wen Goethe ſonſt noch ſtudiert hat, gegen jenes einzige Werk, in dem ſich der große Mann mit der unreinen Seele der Öffentlichkeit preisgiebt, ſich ſelbſt und alles, was ihm nahe kam, ohne Scham entblößend, unwahr, wenn er die Wahrheit am lauteſten im Munde führt, und doch mächtig über Kopf und Herz des Leſers bis in die Tollheiten ſeines Verfolgungswahnes hinein. Den naiven Reiz, der uns das bunte Detail von Cellinis Lebensſchickſalen ſo erquicklich macht, den verſchmäht Rouſſeau; er ſchreibt bewußt ohne Unſchuld; er intereſſiert ſich wenig für Welt und Menſchen, die ihn umgeben; es kränkt ihn nicht, wenn ihn das Gedächtnis verläßt und irreführt: nur einem Führer folgt er getreu, der läßt ihn nicht im Stich, und das iſt la chaîne des sentiments, deren Druck ihm nie heilende Furchen ins Herz gepreßt. Dies wunde Herz macht ihn zum Künſtler, wenn er das melancholiſch idylliſche Glück des Landlebens von Charmettes vor uns aufſteigen läßt: wir möchten an Seſenheim denken und an Wetzlar, ſchreckten wir nicht zurück, Friederikens und Lottens reine Nähe zu beſudeln durch die zielbewußte Sinnlichkeit der chère maman, der Rouſſeau ſein gröberes Liebesglück dankt. Das wiſſenſchaftlich Unvergängliche iſt die Methode der Selbſtbeobachtung und Selbſtzergliederung: noch freilich zögert der Gedanke der Entwickelung, die Herrſchaft anzutreten, die ihm gebührt: aber die Werke des Autors ſtellen ſich doch zuweilen ſchon dar als reife, notwendige Früchte der Seelen- und Geiſteszuſtände, die wir kennen lernen, ja, es erinnert ganz an „Dichtung und Wahrheit“, wenn der alternde Rouſſeau die

Feder sinken läßt, da er seiner einzigen wahren Liebe gedenkt: Lest meine Julie!

Sonst ist der Gegensatz zu Goethes Jugendgeschichte merkwürdig groß und eben darum so lehrreich. Bei Rousseau reißt nur selten einmal die Wolkendecke verdrießlicher Bitterkeit, die dem grübelnden Biographen den Himmel verhängt: hier strahlt, alles verklärend, ungebrochen, kaum einmal durch schnelle Gewitterschatten und einen ganz kurzen melancholischen Landregen verdunkelt, die Sonne des Jugendglücks eines urgesunden reinen guten Menschen. Wo Rousseau in wirklicher und eingebildeter Schuld herumwühlt, da sieht Goethe, Montaignes heiterer Weisheit folgend, mit verständnisvollem Behagen nur die beneidenswerten Fehler ungestümer Kraft: er freut sich, wie sicher im Grunde doch der Mensch das findet und thut, was seiner Natur gemäß ist. Wenn Rousseau nur säuerlich und scheltend gegen Voltaire das Dasein als ein Gut, trotz allem und allem, ausspielt, so ist Goethe die unbewußte Daseinsfreude des glücklichen Menschen, der sich als Ganzes im großen würdigen Ganzen fühlt, schlechthin die Vollendung des Weltenzwecks, und wir spüren, einst hat ein Strahl jenes Glücks ihm die Seele berührt, unvergeßlich. Und wenn Rousseau Feinde ringsum sieht, Verführer und Verführte, bis in den engsten Kreis seines Hauses hinein —, den großen Menschenfreund umschlingt, da er zurückschaut in die goldene Jugend, Wehmut und Sehnsucht weckend, ein Reigen geliebter Schatten:

Gleich einer alten halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweg geschwunden.

Nicht blind liebt er sie, die Gefährten der Jugend; selbst Härten des Urteils fehlen nicht ganz. Aber wer vergleicht, wie Rousseau mit grausamer Wollust bloßstellt, die ihm die Nächsten sind, der empfindet dankbar die verstehende Milde Goethes, die ihren schonenden Schleier aus der Wahrheit Hand empfängt: noch im Laufe der Arbeit, so lehrt uns der Nachlaß, hat er Schärfen ge-

glättet: wir lesen nicht mehr, daß Cornelie ohne Glauben war, ohne Liebe und Hoffnung, nicht mehr von Merks bösem Maul, nicht mehr, wie der lebendige Anteil an Fritz Jacobi schwand.

Wir stehen ganz nahe an der Stelle, wo der wissenschaftliche Fortschritt einsetzt, den „Dichtung und Wahrheit" bedeutet, ein Fortschritt, der, wie so oft, nicht zum wenigsten in der Fragestellung liegt. Ein Freund, so erzählt die Vorrede, hat den Dichter gebeten, er möge seine Dichtwerke in chronologischer Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf ihn gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen er gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vertrauen. Man hat, durch dieses Programm verführt, „Dichtung und Wahrheit" wirklich zu einer Art genetischen Kommentars der Goethischen Jugendwerke machen wollen. Ein seltsamer Kommentar der Jugenddichtung, der bei der unproduktiven Kindheit aufs liebevollste verweilt, den ersten Faust aber und die Stella schlechthin überspringt. Und wie leichten Herzens setzt Goethe sich über die Zumutung hinweg, von theoretischen Grundsätzen zu berichten. Alles Theoretisieren ist ihm im Grunde zuwider als Stockung der Produktionskraft; so läßt er denn schalkhaft die theoretische Litanei zuerst in dem geschwätzigen Munde des liebenswürdigen kleinen Aufschneiders Derones paradieren, und schiebt weiterhin jede theoretische Versuchung lächelnd bei Seite: erst der romantischen Epoche der forcierten Talente behält er die theoretische Bewußtheit vor. Gewiß, wir schauen tiefer und allseitiger in die Genesis Goethischer Dichtung hinein als bei Rousseau und Alfieri; doch nicht hier liegt der entscheidende, neue Bahnen erschließende Schritt: das Programm des Freundes deckt sich nicht mit Goethes Programm.

Aber die Vorrede geht weiter: „Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt." Das erst trifft den Kern. Wechselwirkung von Individuum und

Zeitgeist, Darstellung des Einzelnen in seinem Milieu. Goethe ist tief durchdrungen von Voltaires halb scherzender Lehre, wie jedes Dezennium seine eignen Marotten habe: ganz andere wären wir geworden, wenn wir zehn Jahre später zur Welt kamen. Die Entwickelung des Menschen ist nur dann in ihrem Wesen erkennbar, wenn wir den Einfluß seiner Umgebung ergründen. Die Tragweite des wissenschaftlichen Gedankens ist klar. In das scheu angestaunte Geheimnis des Genies sucht die Erkenntnis einzudringen, und eine Hülle fällt: wer möchte das leugnen?

Was ist das Genie? Goethe weist den lässigen Mißbrauch weit ab, der das Genie daran erkennt, daß es die Gesetze verhöhnt; er steht zu Kants tiefer Weisheit, der das Genie nicht Gesetze zerstört, sondern Gesetze giebt, ein König über die Geister. Auf dem Genie ruht im letzten Grunde der Fortschritt der Menschheit. Wo Goethe stehen würde in dem Kampfe der Meinungen, der heute die Historiker trennt, das ist kein Zweifel: über die sozialen Masseninstinkte, die man jetzt so gern als produktive Faktoren in die Rechnung einstellt, schritte er achselzuckend hinweg: er weiß es besser, daß eine lange, dünne Reihe von Einzelnen es ist, die den Faden des Geistes fortspinnt, kühl oder feindlich behandelt von der Menge, aber in aller Vereinsamung doch stärker als die Millionen. Und Goethe weiß, wo sein eigner Platz ist: der Biograph soll nicht bescheiden sein, sondern wahr. Aber Übermut ist ihm fremd. Er kennt sie nur zu gut, die Bedingtheit auch des genialen Individuums, und es drängt ihn, die Kausalität seines Werdens aufzuwickeln. Schon das Werk über Winckelmann beschreitet diese Bahn: die zart, aber deutlich gezeichnete Skizze zeigt den großen Gelehrten durchaus im Rahmen seiner Umgebung, unlöslich mit ihr verwachsen. Zur wissenschaftlichen Konsequenz schreitet Goethe doch erst in der Selbstbiographie.

Man hat wohl gesagt, dem Historiker müßten die Memoiren die liebsten sein, die am reinsten noch so fehlerhafte Erinnerungen und Kenntnisse des Schreibenden wiedergäben: nur keine Verfälschung des Selbsterfahrenen aus gedruckten Büchern! Vor diesem Grundsatz bestünde Goethe schlecht: es steckt strenge Bücherarbeit in seinem Werke; allein für die Darstellung des Wetzlarer Reichs-

Kammergerichts hat er dreizehn verſchiedene Schriften zu Rate gezogen. Er ſchrieb eben keine Memoiren, er ſchrieb ein Geſchichtswerk großen Stils, und daran wird nichts dadurch geändert, daß er ſelbſt ſein Held war. Wir ſchauen ihn inmitten einer vergangenen Welt. Vor uns erſcheint die alte Reichsſtadt mit ihrem Äußern und Innern, ihrer großen Geſchichte, ihrer Verfaſſung, ihrem Handel und Wandel, ihren Gelehrten und Künſtlern. Scharf heben ſich die beiden Univerſitäten von einander ab: wir ſpüren den Duft ihres Sondergeiſtes. Die elſäſſiſche Landſchaft wird uns tief ins Herz geprägt. Und der Schauplatz wird noch weiter gefaßt. Das ganze heilige römiſche Reich baut ſich in warmer Beleuchtung vor uns auf, „vom König bis zum Juden“: das kulturfreundliche Bemühen des aufgeklärten Deſpotismus um die Hebung von Wohlſtand und Bildung; der friedliche Wetteifer von Adel und Bürger; das Aufſteigen, das wachſende Selbſtgefühl des Mittelſtandes; die ſoziale Gährung, die ſich in unklarem Freiheitsdrang entladet; die erſchlaffende Dumpfheit eines trägen Friedens, der thatendurſtige Kräfte nicht zu verwerten weiß; die Kulturmüdigkeit, die in Rouſſeauſchem Geiſte überall die Natur ſucht, und ſei es im kalten Bade oder auf dem Schrittſchuh. Amerikas Befreiung ſchimmert in hellem Lichte; auf berühmte Patrioten wie Franklin und Paoli fällt die Glorie des Tages; dumpf und ahnungsſchwer grollen die Vorboten der Revolution. Die zerfallende Gährung franzöſiſchen, die geſunden, aber etwas ſtockenden Säfte engliſchen Lebens bilden Folie. Die kulturfördernden Seiten der Kleinſtaaterei, die ſittlichen Mächte des großen Staates ſind nicht vergeſſen. Die humanitätsfrohe Aufklärung enthüllt ſich in allen ihren Wirkungen. Der milde Geiſt der Rechtspflege, der Trieb der Medizin auf die Erfahrung hin wird uns lebendig: auf die zerlegende Art der Naturforſchung fällt ein ſchielender Seitenblick. Vor allem feſſeln die Gegenſätze im theologiſchen Lager: hier harte Orthodoxie, myſtiſcher Chiliasmus, dort genügſamer Rationalismus, hier das ſtille innige Treiben der Separatiſten, dort die hiſtoriſch-ethnologiſche Bibelforſchung Michaelis' und Herders. Der Löwenanteil wird wie billig der Litteratur. Wo bleibt vor „Dichtung und Wahrheit“ das armſelige Fächerwerk, in das die Eichhorn und

Koch und wie ſie heißen, ihre Namen und Daten und Urteilchen eingepfercht hatten? Wo bleibt die nüchterne Vereinzelung der biographiſchen Lexika und Sammelwerke, wie Jördens und die Fortſetzer Sulzers ſie auf den Markt brachten? Die Litteratur wird bei Goethe ein Glied der geſamten Kulturgeſchichte, bis ins tiefſte bewegt von dem Wehen des Weltgeiſtes. Der große König, der das neue Preußen geſchaffen, entreißt auch die deutſche Dichtung der Enge kleinbürgerlichen Philiſtertums: ſo wird ein Gedanke Möſers erweitert. Das Publikum iſt ein lebendiger Faktor, der die Dichter erzieht und von ihnen erzogen wird. Der Buchhandel ſpielt eine ſeltſame, unerquickliche Rolle; die Bedeutung der Journale wird geringſchätzig gewürdigt. Aus den Briefſchatullen ſteigt ein zierliches Stückchen geiſtigen Interieurs vor uns auf. Die litterariſche Parteiung dringt bis in die Familien. Die Alten, die Männer, die Jünglinge ſondern ſich zu poetiſchen Generationen. Die lockere oder ſtrenge Form wirkt auf den Inhalt; gerne verbündet ſich die Proſa dem Naturalismus. Die bildende Kunſt ſtellt ſich zu fruchtbaren Vergleichen gegenüber. Zwar die Geſchichte des Theaters, des Romans, der Wochenſchriften gelangt aus Gründen der Ökonomie nicht ſo zu ihrem Rechte, wie es anfangs beabſichtigt war. Um ſo ſchärfer wird das Übrige beleuchtet. Wo die Früheren wahllos Namen häuften, erſcheinen hier nur die Erleſenen, und immer gelingt es dieſer litterariſchen Charakteriſtik, die ſicher von außen nach innen dringt, den oder einen ſpringenden Punkt zu treffen. Das ebenſo wiſſenſchaftliche wie künſtleriſche Mittel des Kontraſtes wird mit beſonderer Meiſterſchaft gehandhabt: glänzend erhellen ſich Liscows ätzende und Rabeners behagliche Satire, Lavaters zarte und Baſedows brutale Propaganda. Und der unausgeſprochene Kontraſt, in dem ſie alle von dem Darſteller ſelbſt ſich abheben, iſt vielleicht die ſtärkſte von ſeinen Künſten, zugleich die Quelle der verläßlichſten Einheit des Urteils. Und wie trifft dieſes Urteil ins Schwarze! Günthers Andenken wird aus dem banalen Lobe Gottſchediſcher Trivialität herausgearbeitet zu unauslöſchlichem Eindruck. Klopſtock iſt der Repräſentant der Dichterwürde, der durch ſein bloßes Daſein der wohlwollend gehegten Poeſie der Nebenſtunden den Lebensatem

benimmt. Leſſings „Minna“, die der Göttinger Profeſſor Eichhorn noch ganz unbedenklich durch nichtige Platitüden Joh. Jakob Engels erreichen, wo nicht übertreffen ließ, ſie ſteht als ein einziges geſchichtliches Phänomen in der rechten Beleuchtung. Zum erſten Mal tritt die geheimnisvolle Perſönlichkeit Johann Georg Hamanns an den gebührenden Platz. Und nun das Hetzen und Quirlen und Treiben der Genies aus Goethes Eſſe, der Stürmer und Dränger, die ſich ſammeln unter dem Feldgeſchrei Natur und Freiheit, Homer und Shakeſpeare, grell kontraſtiert zu der greiſenhaft vornehmen Litteratur der Nachbarn im Weſten. Es iſt ein atemraubendes Gedränge der Geſtalten: ſie tauchen auf, verſchwinden, kommen wieder, immer leibhaftiger, in lebendigſter Fülle und doch nicht verwirrend, immer ſich einfügend dem Ganzen, wie der Stab des Magiers ihnen gebeut.

Und trotzdem: im Angeſichte des großen Kulturbildes, ein Skrupel will nicht ſchweigen. Hat Goethe die Bedeutung des Milieus nicht doch überſchätzt, ſelbſt für die empfängliche Jugendzeit? Oder anders gefragt: dankt das Individuum ſein Beſtes nicht doch ſich ſelbſt? Nun, dieſe Frage hätte Goethe ohne Zaudern bejaht. Ja, er hat ausdrücklich dafür geſorgt, daß kein Zweifel bleibe. Es iſt kein Scherz, hat ſeine tiefe Bedeutung, wenn er die glückliche Konſtellation ſeiner Geburtsſtunde an die Spitze der Erzählung rückt. Und als die Schlange ſich zum heiligen Kreiſe rundet, in dem ſpät erſchienenen, aber früh geſchriebenen letzten Buche, da verkörpert ſich uns all das Geheimnisvolle, Unberechenbare, was ſchließlich doch unſere Geſchicke entſcheidend beſtimmt, in der Geſtalt des Dämons. Er hat jene Geburtsſtunde regiert:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

So künden es die orphiſchen Urworte vom Δαίμων. Und vor ſeiner unerbittlichen Gewalt verblaßt die ſchwächere Herrſchaft der

Τύχη, unter deren milderem Szepter Heimat und Umgebung, Zeit und Bildung stehen. Auch die Pflanze bleibt sich gleich, in welchem Boden und Klima sie auch wachse; gleich und auch wieder gar nicht gleich. Freilich, wer will die Sphären von Δαίμων und Τύχη mit Schärfe sondern? Der Weg in den letzten Einheitskeim ist uns doch verwehrt. Aber die Macht der äußeren Einflüsse, die vermag das zäh spähende Forscherauge zu fassen. Und es ist nur wissenschaftlich, auszugehen von dem methodisch Erreichbaren. Gewiß das ist alles wahr — und trotzdem: der Zweifel kehrt wieder. Konnte der Dichter nicht dennoch weiter, hat er uns sonst nicht tiefer hineinschauen lassen in das Geheimnis der Individualität? Ich glaube schon, das schwer Stoffliche ruhig schreitender Arbeit hat den Genius zuweilen vergessen lassen, daß er Flügel hat.

Wer Justis schönes Buch über Winckelmann kennt, dieses kongenialsten Nachkommens Goethischer Methode, der kennt auch die Gefahr, die grade von der Fülle des Stoffes dem Helden droht: daß er verschüttet, vergessen werde. Auch bei Goethe hat der zudrängende Stoff der Hauptgestalt den Platz unleugbar verengt, ja es giebt Momente, da der freie Ausblick auf sie wie verbaut erscheint. Und noch nachträglich, im Fortschritt der Arbeit sprengt neues Zuströmen von Stoff hie und da Form und Zusammenhang. Dem aufmerksamen Leser drängt sich bei gewaltsamen Übergängen, bei Stockungen, Gedankensprüngen, Exkursen, breiten Episoden schon der Verdacht auf, den die Papiere des Nachlasses und die Notizen der Tagebücher bestätigt haben. Aber aus der Hand gleitet dem Künstler der Zügel nicht. Nie wird das Milieu Selbstzweck: wir sehen es mit den Augen des Helden, wir erleben es aus seiner Seele heraus. Gerade dem besten Zeugen, dem alten Jugendfreund Klinger, war es von eigenstem Reiz, wie Goethe uns durch die geistigste Magie zwingt zu glauben, er habe als Kind all das gesprochen, gedacht und gefühlt, was dieses Ich der Darstellung spricht, denkt und fühlt. Wir spielen mit ihm im alten Hause, sehen wie das Kind zunächst nur das Stückchen Straße, das sich vom Geräms überschauen läßt; allmählich dürfen wir heraus auf den Hirschgraben, aber die weite Ebene da draußen, jenseit der Mauern, schauen wir nur sehn-

flüchtig aus dem Giebelfensterchen im Oberstock, und nur im Bilde, in den italienischen Prospekten des Vaters, taucht die erste ganz leise Ahnung auf von dem gelobten Lande über den Bergen. Mit dem Knaben Wolf verlassen auch wir das unwohnliche Haus während des Umbaus, und jetzt wagen wir uns auf ein paar Gänge in die Stadt, umschlendern die Stadtmauern, lugen in die Herrlichkeiten des Römers hinein und freuen uns an den wunderlichen Gaben, die der alte Brauch des Pfeiffergerichts dem Großvater Schultheißen einträgt. Eltern, Großeltern, Tanten, ein paar Schulgenossen, das sind die Menschen, mit denen uns dieses erste Buch, ich möcht' es „Buch der Heimat" nennen, bekannt macht. Es dauert noch ein Weilchen, ehe wir von den Bewohnern der Stadt erfahren, die nicht dem engsten Kreise angehören; auch die politischen Konflikte, die der Krieg entfesselt, spielen sich nur in der Familie ab. Erst die Unruhe der Einquartierung entzieht uns mit dem Helden der Aufsicht des strengen Vaters.

Und so überall. Keine breit ausgeführten zusammenhängenden Abhandlungen oder doch nur ganz wenige, wo der Lehrtrieb, die Anschauungsfreude, auch wohl eine Art wissenschaftlicher Pedanterie dem biographischen Künstler in den Kram gepfuscht haben. Statt dessen lieber der bunte Wechsel, wie ihn das Leben bringt. Wir sehen neue Menschen, zunächst vielleicht mehr von außen; aber wir treffen sie wieder und abermals, und bei jeder Begegnung vertieft sich die Kenntnis. Hier ein Eindruck, da eine Erfahrung, da wohl auch eine ausgelöste Gedankenreihe; flüchtig und stark, heiter und ernst, aber alles bewegt und rund und hell belichtet. Und das anscheinend Getrennte, Vereinzelte schließt sich wunderbar zusammen, gleich den Hellebarden der goldenen Märchenbrücke. Wenn wir scheiden, so fühlen wir, in all den Einzelheiten haben wir ein Ganzes aufgenommen, soweit ein Stück lebendigsten Lebens ein Ganzes sein kann.

Diese Künste der Darstellung haben uns bereits herausgeführt aus der Sphäre der Wissenschaft. Eine bestimmte Goethische Dichtung kommt uns in den Sinn. Auch wenn wir den „Wilhelm Meister" lesen, wenigstens in den „Lehrjahren," sehen wir mit den Augen des Helden. Auch er wandert hellen Blickes mit grenzen-

los gutem Willen, ſehnſüchtig, empfänglich durch die bunte Menſchenwelt. Streckenweiſe, zumal in der Geſchichte der frühen Jugend, des erſten Theaterſpiels, der erſten Dichtung, da greifen die beiden Werke feſt ineinander. Beiden Jünglingen treten mit typiſcher Regelmäßigkeit in wichtigen Lebensmomenten ſarkaſtiſche und überlegene Freunde zur Seite; beiden ſchwebt "Ερως auf luftigem Gefieder um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang; beide reifen durch Schmerz und Irrtum, auch Irrtum der Liebe; Ahnungen und Warnungen treten ſchickſaldeutend, myſtiſch durchſchauernd, in ihr Leben, luſtige, frevelhafte, romantiſche Verkleidung giebt prickelnde Aufregung; die zarten Mächte religiöſen Fühlens berühren beide nur leiſe, aber mit ſtiller Gewalt, zumeiſt durch das rührende Bild eines verehrten Weſens; um beide ſtreiten Ideal und Praxis, und wenn der Greis in den letzten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" ſchließlich gar anfängt, ſich ſelbſt als „unſern Freund" uns vorzuführen, da wird die Illuſion, wir ſeien in der Romanſphäre, die eben „Wilhelm Meiſter" bezeichnet, nun gar vollkommen. Stofflich den „Lehrjahren" verwandter, berührt ſich die Selbſtbiographie in der direkten Lehrhaftigkeit, in den loſen novelliſtiſchen Einlagen, in der Läſſigkeit des Abſchweifens auch mit den „Wanderjahren." Freilich Wolfgang Meiſter iſt ein anderer Kerl als Wilhelm Schüler. Aber der Größenunterſchied wird nicht ganz deutlich, weil Goethes Kunſt in ihrer zeitweiligen Abneigung gegen den heroiſchen Ausnahmefall nur allzuſehr darauf bedacht iſt, auch die eigene Jugend in das Licht jener Symbolik zu rücken, die hinter dem Beſonderen immer das Typiſche erblickt. Die wiſſenſchaftliche Erkenntnis des genialen Individuums leidet unzweifelhaft darunter, wenn ſich der Dichter ſchlechthin unter den Entwicklungsgeſetzen betrachtet, über die ihn die Metamorphoſe der Pflanzen belehrt. Aber auch das beſtärkt in dem guten Rechte, das Werk entſchloſſen als Kunſtwerk, als „Dichtung" zu würdigen.

Von der Darſtellung nur wenig. „Lamentable" Töne, wie ſie Goethe einmal für die Konfeſſion fürchtet, liegen ihr weltenfern. Aber auch die „ironiſche" Lebensanſicht, die der Dichter dem Biographen faſt zur Pflicht macht, färbt ſeine Rede nur in diskreteſter Zurückhaltung. Um ſo glücklicher wird uns die entgegengeſetzte,

die „ſuperſtitiöſe“ Lebensanſicht fühlbar, ſie giebt der Sprache etwas treuherzig Chronikaliſches, unſchuldig Überredendes, das einen gleichmäßigen, gedämpften Stimmklang „behaglich“ feſthält. Behaglich — es iſt ein Favoritwort von „Dichtung und Wahrheit“ — breitet ſich die Rede aus, zumal in der Erzählung, während die Charakteriſtik ſchärfer ſich konzentriert. Die Gradunterſchiede der Wärme ſind freilich unverkennbar. Aber der Geſchichtsſchreiber weicht grellen Wirkungen geradezu aus, wie er denn für eine trauervoll ergreifende Nachtſzene der Lahnreiſe wohl in den „Wanderjahren“, nicht aber in „Dichtung und Wahrheit“ den Platz fand. Ja, an leidenſchaftlichen Stellen leitet er lieber ab auf einen Bibelausdruck oder auf ein Dichterwort, nicht ſelten auch auf ein eigenes Gedicht, das die Stimmung vergangener Stürme beſſer feſthalte als die verdunkelten Seelenkräfte des Alters. Die Kennzeichen der Goethiſchen Altersſprache ſind in dieſer ſchlichten Rede nur dünn geſät. Die konjunktionsarmen Sätze neigen zur Breite: auffallend oft knüpft der Nebenſatz läſſig irgend eine nachträgliche Bemerkung mit ſinkender Stimme an. In Bildern kargt der Biograph: nur mit Tieren und Pflanzen vergleicht er ſeine Geſtalten nicht ungern, denkt bei Friederikens Anblick an das Reh, das leicht über die keimende Saat hinwegfliegt, oder bei Lenz an die Schnecke, die ganz unvermutet ihre Hörner hervorſtreckt, bei dem Gießener Schmid an den Epheu, der knochenlos an alten Mauern kriecht, die Bäume ausſaugt und wohl gar einen Pfahl umlaubt, als ſei es ein lebendiger Stamm. Es prägt ſich unſerer Phantaſie ein, wenn Lavaters Zorn gegen die Ungläubigen losſchnaubt, wie das Schmelzfeuer die widerſtrebenden Erze feindlich anfaucht, und wer dächte nicht des befremdenden und doch ſo frappanten Bildes vom Doppelglanz der beiden Himmelslichter, der untergehenden Sonne und des ſteigenden Mondes: ſie mahnen den Dichter an die angenehme Empfindung, wenn „eine neue Leidenſchaft ſich regt, ehe noch die alte verklang.“ Alle dieſe Bilder ändern nicht den Charakter ruhig teilnehmender Betrachtung: ſelbſt das belebende Mittel der direkten Rede wird im ganzen für dramatiſch heraustretende Momente, für die mehr novelliſtiſchen Partien reſerviert. Um ſo feiner freilich empfinden wir ſchon die zarten Nüancen der Stimmung, und überraſchend

deutlich umgrenzen Tempo, Klang, Bewegung der Rede die Partien, wo der treue Biograph dem gestaltenden Poeten Platz macht.

Schon die einzelnen Bücher haben ihre besondere Stimmung, ihre eigene Technik, ihre Grundgedanken: hier Enthusiasmus, dort Ernüchterung; hier gleichmäßige Steigerung, dort das Hin und Wider der Kontraste. Eingang und Schluß der Bücher, besonders sorgsam behandelt, geprüft und umgegossen, geben bedeutende Winke: Goethe, der selbst schon als Knabe viel Anfänge auswendig konnte, wußte wie eindrucksicher gerade diese nachwirkenden Stellen waren. Verwandte Motive, Gestalten, Erlebnisse verknüpfen in unmerklicher Absicht Früheres und Späteres. Symbole, Ahnungen, Vorzeichen weisen stetig zum rechten Verständnis. Das festgeflochtene und doch so elastische Netz der Beziehungen offenbart sich bei jeder neuen Einkehr deutlicher. Und dieser verschwiegene Reiz der Komposition wird uns einen flüchtigen Einblick in des Dichters Wollen am ehesten gewähren, wenn wir sie eilenden Schrittes ein paar Bücher weit verfolgen.

Das zweite Buch — vom ersten sprach ich schon — möcht' ich das „Buch der Dichterahnung" nennen. Am Eingang die Gestalt Friedrichs des Großen, am Ende die wenig kleinere des Messiasdichters. Und die beiden Gewaltigen *nicht* dankbar gewürdigt, Spielbälle des Parteienhaders, von Kindern und vom Volke zur Posse herabgezogen. So erwächst schon in dem Knaben die Nichtachtung, ja die Verachtung des Publikums, deren innere Notwendigkeit erst der Mann ganz erkannte: gehört es doch zum Wesen des schaffenden Geistes, daß er einsam ist. Eine Reihe einsamer Frankfurter Sonderlinge, einsam wie der Vater, schreiten schnell über die Bühne. Einsam ist der Knabe unter seinen Genossen. Der Gesittete mit seiner gravitätischen Knabenwürde reizt die Instinkte der Rohen. Ihre Schläge trägt er mit schmerzverbeißendem Stoizismus; ihre Verleumdungen reizen gar seine Phantasie. Und durch diese Phantasie wird er der Wilden wohl auch Herr: er erzwingt ihre gespannte Aufmerksamkeit durch sein Fabulieren. Im Mittelpunkte des Buches steht das entzückend graziöse Kindermärchen, dessen orientalisch-antikisierend-französisches Kostüm ganz wohl zurückgehn könnte auf frühe Einfälle aus der Zeit, da Goethe mythologische

Stücke für die französische Bühne der Besatzung verfaßte. Die Form freilich in ihrer selbstbewußten, frühsicheren Kindlichkeit ist das Ergebnis allerreifster Kunst. Dem Götterliebling öffnet sich zu guter Stunde das stille Pförtchen in den farbenprächtigen Garten der Poesie. Er springt über die goldene Brücke; aber noch gewinnt er sich die holden Schönen nicht, die des erlösenden Dichters harren; ausgelassener kindlicher Übermut, der sein eigen Spielzeug zerstört, treibt ihn zurück, und die kalten Wasserstrahlen der Wirklichkeit kühlen ihn ab, daß ihm der orientalische Plunder vom Leibe fällt. Schadet nichts. Der Götterliebling bleibt er doch: die zertrümmerten Bleifiguren beleben sich ihm; dem Hüter des Gartens erstirbt das scheltende Wort auf den Lippen; das Pförtchen wird sich einst wieder aufthun, der Dichter wird abermals über die goldene Brücke schreiten und den drei Huldinnen würdige Gatten leihen, selbst zufrieden mit der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, der lieblichen Thörin Alerte. Heiterer Glaube an den Dichterberuf verbunden mit der resignierten Gewißheit der Einsamkeit, der menschliche Größe verfallen ist.

Folgt das „Buch Thorane". Sehr fest gefügt. Voran der verhängnisvolle Neujahrstag des Jahres 59, der den Franzosen Frankfurt ausliefert; in der Mitte der unheildrohende Charfreitag, der die Schlacht von Bergen bringt; mit dem Ausblicke auf des Königsleutnants Tod klingt das Buch aus. Es gipfelt in Thoranes Gespräch mit dem Dolmetsch, das den leidenschaftlichen Hausherrn vor dem Groll des beleidigten großmütigen Feindes rettet. Dies Gespräch ist von Goethe ganz frei gestaltet, durchaus poetische Schöpfung; er beruft sich ein andermal auf das Recht antiker Historiker, ihre Helden sprechen zu lassen, wie sie hätten sprechen sollen. Geistreich muß der Dolmetsch der Güte des Grafen ewigen Ruhm verheißen: der Graf lächelt ungläubig: wir wissen, daß der Dolmetsch Recht hatte, und Goethe wußte das auch.

In Thoranes Zimmer findet Freund Wolfgang einmal ein verschlossenes Bildchen, das er naseweis öffnet. Das Süjet ist sehr — französisch. Die Anekdote ist symbolisch genug. Im Ge-

folge Thoranes ist dem Knaben auch ein Stückchen französischer Kultur und Kunst näher gerückt, auch sie in recht zweideutiger Form. Immerhin, sie wirkt auf seine Produktion. Aber alsbald erscheint, hier zuerst, die typische Kontrastfigur, der Mephisto: der allerliebste renommierende Schlingel, der kleine Derones, ist freilich nur ein Mephisto en miniature, Rokoko, mit Galanteriedegen und rosenroten Schleifen: und doch blicken wir, wenn er an der Hand der drei Einheiten Goethe sein Werkchen zerpflückt, voraus auf die Clodius, Behrisch, Merck, selbst Herder, die alle kritischer als produktiv ihm die bittere Gewißheit bringen, daß ihm im Grunde doch niemand helfen kann als er selbst. Die typische Wiederkehr dieser Gestalten ist von starker, auch künstlerischer Wirkung.

Weiter: Das vierte Buch, ein Buch chaotischer Bildungselemente, schließt mit einem lüsternen Ausblick auf den Lorbeerkranz des Dichters. Das fünfte lockt den Guten schnell auf die Leimrute der Dichtereitelkeit, in die schlechte Gesellschaft. Aber hier blüht ihm die erste Liebe. Sie ist merkwürdig typisch gestaltet, mit einer fast nüchternen Klarheit gesehen. Dumpfe Straßenluft liegt auf ihr, keine reine Empfindung. Die Städterin, altklug, ein bischen kühle Pamelanatur, ist gewohnt abzuwehren: „nicht küssen, das ist so was Gemeines, aber lieben, wenns möglich ist!“ Es ist wieder typisch, daß der Unreife sich sein Liebchen da unten sucht. Wir gewinnen für dies Gretchen, das in jedem Augenblick seiner so überlegen sicher ist, nicht die volle Sympathie: eine erkältende Luftschicht schiebt sich zwischen uns und sie. Aber wie sie auftritt, einförmig, unfrei und doch anmutig in ihren Bewegungen, ein Bild löst das andere ab, bis zu der köstlichen verschlafenen Nacht, da sie in unschuldiger Vertraulichkeit, das Köpfchen an seinen Schultern, entschlummert, das verständige Mädchen neben dem thörichten Knaben. Goethe ist sich dessen bewußt und macht selbst darauf aufmerksam, wie sich ihm Bilder malerisch wirksam darstellen in Phantasie und Leben: von dem Dresdener Schuster in der seltsamen Beleuchtung à la Ostade und Schalken bis zu der eigen rührenden Szene, da der Flüchtling, zu Einsiedeln Lilis gedenkend, das Krönlein der Himmelskönigin ihr, der Geliebten, Einzigen,

vor der er geflohen, auf die hellglänzenden Locken zu drücken wähnt.

Mit der breit exponierten Gretchenliebe verſchlingt ſich nun aber in ſteter Abwechſlung der Szenen die große hiſtoriſche Haupt- und Staatsaktion der Kaiſerkrönung. Nicht das nur iſt bewundernswert, wie Goethe die trockenen ſteifen Berichte der Quellen — und er ſchildert gewiſſenhaft nach gedruckten Quellen — in lebendige Anſchauung umſetzt; wie allerliebſt läßt er die Reflexe der Reichshiſtorie auf Gretchens liebenswürdige Unwiſſenheit fallen! Sie muß helfen, dem Knaben eine kurze lehrhafte Überlegenheit zu geben. Der Feſtglanz der Weltgeſchichte beleuchtet endlich den Gipfel des Kinderglücks, den erſten einzigen Kuß. In dieſem Moment tritt die Kataſtrophe ein; der Band ſchließt etwa mit derſelben Stimmung wie das erſte Buch der „Lehrjahre“.

Die Abwechſelung kontraſtierender Momente gehört zu der feſten Technik von „Dichtung und Wahrheit“. Auch das Leben duldet kein Beharren der Stimmung. So wird die Liebe zu Lili, anfangs zuſammenhängend komponiert, nachträglich in verſchiedene Abſchnitte auseinander gezerrt. Das freilich iſt dem Hochbetagten nicht mehr geglückt. Aber in der Gretchengeſchichte wirkt das Auf und Ab der zerſtreuten Intereſſen den höchſten künſtleriſchen Eindruck.

Und noch ein anderes Kunſtmittel von „Dichtung und Wahrheit“ ſollte hier in Kraft treten. Ich meine die Spiegelung. Als Freund Wolfgang ſein Liebchen über die Krönungszeremonien belehrt, da mahnt der Dichter an Abälard und Heloiſe. Und als das Liebesglück ſich ſenkt, da muß ſich, ſo war es gewollt, der bekümmerte Knabe, der ſein Kinderleid recht gewaltſam ins Romanhafte ſteigern möchte, einbohren in Prevoſts berühmten Griſettenroman, ein neuer Desgrieux, gleich ihm außer Stande zu leben ohne die nicht einwandfreie Herzensdame. Man hat das Mittel geſcholten, ein Verſagen der Kraft, aus ſich heraus Stimmung zu ſchaffen, darin gewittert. Aber halfen nicht ſchon im Werther Homer und Oſſian zu gleichem Zwecke, Sonnenhelle und Nebeldüſter durch ihre bloßen Namen verbreitend? Nein, dieſe Spiegelungen ſind noch kein Zeichen ſchwindender Kraft. Aber freilich, die Methode gerade der litterariſchen Spiegelung iſt in „Dichtung und Wahrheit“ aufs höchſte getrieben.

**

Le Sage taucht einen Moment auf, als das Kind von der Stadtmauer den Leuten in Haus und Garten guckt; bei Corneliens melancholischer Gestalt wird an Richardson, bei Jerusalems Lebensüberdruß an englische Nachtgedanken erinnert; Goldsmiths „verlassenes Dorf" giebt sentimentale Schatten, Rousseaus „Heloise" gefühlvollen Überschwang für Wetzlar her; Pope spendet komische Nüancen für die ausgelassen geregelte Lustigkeit der Frankfurter Kränzchen. Auf des Helden Minnedienst unter Lili fällt ein Strahl aus den alten Ritterromanen; er mißt seine Lebensreise in bedeutendem Augenblick an der schwindelerregenden Schicksalsfahrt des eigenen „Egmont"; auch biblische Reflexe blitzen auf. Und selbst der Zeitschilderung kommt in Huttens tüchtigem Briefe ein helles Gegenbild aus den Tagen der Reformation zu Gute. Nirgends aber bedeutet die Spiegelung mehr, als für die Idylle von Sesenheim.

Wer dürfte von „Dichtung und Wahrheit" reden, ohne ihrer zu denken? Die Jugendliebe verjüngt noch in der Erinnerung den erzählenden Greis; mit einer Sicherheit der Kunst, deren Macht immer geheimnisvoller wird, je mehr sich uns ihre Wege offenbaren, zaubert er uns hinein in den unentrinnbaren Bannkreis seines Jugendglücks. Aber auch hier bleibt er der ruhige Berichterstatter, der das Letzte verschweigt, mit schlichten Worten über den wühlenden Schmerz hinwegschreitet; auch hier erspart ihm die meisterhafte Kunst der Spiegelung auszusprechen, was wir nur ahnen sollen. Die drei Bücher, die in Straßburg spielen, ordnen sich zu einem geschlossenen Ganzen. Auch die Treulosigkeit, die Undankbarkeit darf dem Bilde des Jünglings nicht fehlen: der Werdende muß undankbar sein, das ist sein Recht, ja seine Pflicht; die Schlange wirft die Haut ab, wenn die Stunde reif ist.

Leipzig hatte den Jüngling wenig gefördert: es hat seinen guten Sinn, daß ein Irrlichterpandämonium ihm erscheint, als er an die Pleiße zieht. Ganz anders Straßburg. Eine bedeutende Stelle aus der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" präludiert: auch die Neigungen und Leidenschaften der Menschen bedürfen der Entwickelung und Reinigung. Wir ahnen, was wir zu erwarten haben. Den Ankömmling grüßt der Riesenfinger des Münsters: noch hat der Koloß dem ungeübten Auge nichts zu sagen, aber

von ſeinem Gipfel ſchweift der Blick über das weite fruchtbare Land, das wie eine unbeſchriebene Tafel vor ihm liegt; noch iſt die Fläche ſtumm für ihn, aber eine Ahnung kommenden Wohls und Wehs beunruhigt ſchon das junge Herz. Doch die heitere Gegenwart läßt zum Ahnen keine Zeit: auch eine düſtere Vorbedeutung größeren hiſtoriſchen Stils wird ſchnell abgeſchüttelt; gab es doch ein neues fremdartiges Leben, bedeutende geiſtige Anregungen, gute Geſellen. Der Jüngling bezwingt Schwächen wie Schwindel, Ekel, Angſtgefühl mit kräftiger Entſchloſſenheit, und das Münſter, das allmählich ihm beſſer Freund wird, hilft dabei mit. Nun ein Novellchen, aus geringem Keim nachträglich herausgebildet. Ein ältlicher Tiſchgenoſſe leidet an der fixen Idee, Gedächtnisſchwäche ſei aller Laſter Anfang; denn ſie verſchulde das größte Laſter, die Undankbarkeit. Das Böſes deutende Wort einer alten Bettlerin reizt ihn, und im Ärger kränkt er nachläſſig und unartig ein junges Mädchen, vergeſſend, wie viel des Dankes er ihr ſchulde; im geſteigerten Ärger beleidigt er einen braven, ihm ſehr günſtigen Mann, ſo daß ein blutiger Ausgang einen Augenblick am Horizonte hängt. Was ſoll das Geſchichtchen? Wir ſind im Kapitel vom Undank, der bald eine gründlichere Erörterung findet: nur die Jugend hat ein natürliches Recht zu vergeſſen, bei dem Alter iſt Vergeſſen des Herzens häßlich und, was ſchlimmer iſt, von unſchöner Komik. — Weiter: das Münſter fängt an, dem künftigen Lobredner ſeine Geheimniſſe zu entſchleiern; die neungegliederte Faſſade erſchließt ſich dem geduldig ſchauenden Blick in ihrem künſtleriſchen Gehalt. Dann in jähem Übergang wieder eine Novelle, abermals aus geringſtem Anlaß erwachſen und erſt nachträglich an ihre jetzige markante Stelle geſetzt: ein prophezeihendes dunkles Wort der Kartenlegerin, ein leidenſchaftliches, verſchmähtes Weib, das durch glühenden Kuß die Lippen des geliebten Jünglings weiht, weiht zum Fluche für die Arme, die dieſe Lippen zuerſt berühren werden. Immer bänglicher ſteigert ſich die Ahnung: das erſte Straßburger Buch ſchließt.

Nun eine andre Welt. Herders bedeutende Bekanntſchaft iſt von unerhörtem Wert: ſie befreit auch menſchlich die unklare Natur; aber die biſſige, verdrießliche Art des großen Wohlthäters macht das

Dankgefühl ſchwer. Wieder ſchwingt dieſe Saite und diesmal beſonders kräftig. Aus der dumpfigen Krankenſtube rettet ſich der Jüngling, nach friſchem Atem lechzend, zu ſeinem Freunde, dem Münſterturm, und ſchon fehlt es dem Ausſchauenden nicht mehr an einem Plätzchen im weiten Landſchaftsbilde, das ihn mit lieblichem Zauber an ſich zieht. Die Sehnſucht ins Weite lockt ihn mit guten Freunden auf die fröhliche Wanderfahrt: Bild löſt Bild zerſtreuend ab. Aber am Abend als er vom hohen Jagdſchloß zu Neukirch über die dunkle waldbewachſene Erde ſchaut, balſamiſch umfächelt von fernem Waldhornklang, da erwacht das ſchlummernde Bild eines holden Weſens; und als er vom Gebirge zurückgewandt zuerſt wieder die Rheinebene ſchaut, da hält's ihn nicht mehr: auf Richtwegen eilt er nach ſeinem geliebten Seſenheim.

Nun Abſatz! Noch immer ſind wir nicht vorbereitet genug. Herder lieſt dem jungen Freunde Goldſmiths „Landprediger". Seſenheim ſpiegelt ſich in Wakefield. Freilich, die Ähnlichkeit iſt gar nicht groß. Es bleibt höchſtens eine banale Verwandtſchaft des Zuſtändlichen: das proteſtantiſche Pfarrhaus auf dem Lande. Der eigentliche Kern der Ähnlichkeit wird kaum ausgeſprochen, aber wir fühlen ihn. Ein vornehmer Lord tritt beſcheiden verkleidet in das ſtille Haus; der Leichtſinn frivoler Jugend gefährdet ſchwer ſeinen Frieden. Goethe fühlt ſich als den neuen Burchell, als den neuen Thornhill, wie einſt als den neuen Desgrieux, den neuen Paris, wie bald als den neuen Raimond. Der geleſene Roman wird nachgelebt: es fehlt nicht an bedeutenden Winken über das Verhältnis von Roman und Leben. Verkleidet tritt der übermütige Burſche in den fremden Kreis, eine jener Myſtifikationen, an denen „Dichtung und Wahrheit" ſo reich iſt, halb Novellenmotiv, halb Wirklichkeit; denn es iſt kein Zweifel, Goethe hat nicht nur das Wirkliche in Poeſie verwandelt, er hat auch wie die geſcholtnen gräflichen Freunde gelegentlich die Poeſie in die Wirklichkeit getragen. Als er nun endlich aufgeht, der lang erwartete allerliebſte ländliche Stern, da ſchämt ſich der Gute ſeines ärmlichen Theologenkleides; er vertauſcht es mit dem derben Feſttagsſtaat eines Wirtsſohnes im nahen Dorf, und ſo trifft er Friederiken auf ihrem Lieblingsplatz, auf „Friederikens-Ruh'", wie ihn Goethe abſichtlich

tauft: war er doch gekommen, dieſe Ruhe zu ſtören. Die neue Verkleidung ſät ungewollt, aber ſymboliſch allerlei Keime der Liebesuntreu um ſich aus, droht die Magd dem Knecht zu entfremden. Und was Riekchen ſelbſt zu erwarten hat, das hört ſie bald in der ſchönen Sommerlaube, wo der fabulierensfrohe Poet das heitere Märchen von der neuen Meluſine zum Beſten giebt. Wir kennen es vielleicht nicht genau in der Geſtalt, die Goethe ihm für „Dichtung und Wahrheit“ zugedacht; er hat das bereits geſchriebene unbegreiflicher Weiſe unterdrückt, ohne doch auf ſeine ſymboliſchen Wirkungen zu verzichten. Der große Eindruck auf die Hörerinnen bleibt, ſchlecht motiviert, doch beſtehen. Wie es auch lautete, der Held des Ich-Märchens, den Neigung und Dank an ein Zwergenweibchen gebunden, der ihr zu Liebe ſelbſt zur Zwergengeſtalt ſich bequemt hat, er erträgt ſein Pygmäentum nicht, er behält ein Ideal von ſich ſelbſt und erſcheint ſich im Traum wie ein Rieſe. Die Feſſel ſpringt, und er ſchnellt aufatmend empor zu der Größe, die ihm gemäß iſt. Armes Mädchen, das den Rieſen durch Roſenbänder feſſeln will! Der Rieſe hat ein Recht, Rieſe zu ſein und zu bleiben.

Die Märchenwarnung, mit der das zweite Straßburger Buch weit bedeutſamer geſchloſſen hätte als in der jetzigen Geſtalt, verhallt ungehört wie alle Warnungen. Wieder und wieder eilt er zu ihr, von ihr in ahnendem Herzen zur rechten Stunde erwartet. Und nun bricht ſie heran, die ſelige Zeit. Nicht in engen Gaſſen und Stuben, nein, in der ſchönen freien ländlichen Natur ſpielt es ſich ab, dieſes deutſche Idyll, in dem das fruchtbare Land die Proſa und die Liebe die Poeſie iſt. Heitere, ja ausgelaſſene Gäſte, ein munter bewegtes Gehen und Kommen, und über dem Ganzen ewig ſtrahlende Sonne: nie gab es einen ſchöneren Sommer, monatelang reine ätheriſche Morgen, und nur am fernen Horizonte türmen ſich die Wolken. Wir kennen ſie, dieſe Sonne; ſie ſtrahlt auch durch den erſten Teil von Werthers Leiden:

Heut iſt mir Alles herrlich: wenns nur bliebe!
Ich ſehe heut durchs Augenglas der Liebe.

Aber es bleibt nicht. Die Sonne ſinkt, und in der Nacht umſchwirrt den Jüngling das Nachtgevögel der Reue: es mahnt

ihn des unheildrohenden Kusses. Die Blüte des Liebesglückes welkt. Als er Friederiken statt auf dem lieben ländlichen Hintergrunde in der Stadt sieht, die wenig zu ihr paßt, da regt sich ein uneingestandenes Gefühl, und er liest Ophelien den Hamlet in mitfühlender zerrissener Leidenschaft. Es geht zu Ende. Der Studiosus promoviert. Lange Betrachtungen über französische Kultur, über Shakespeare leiten uns in andere Sphäre ab: der Genius wird sich neuer Aufgaben bewußt. Auf neuer Reise sagt er dem lieben Lande Lebewohl; das Münster schenkt zu guter Letze dem scheidenden Freunde sein tiefstes Geheimnis, den Grundgedanken seiner Türme; in peinlichen Tagen löst er sich von Friederiken. Ganz leise, weiche Klänge, ohne Pathos und Tragik. Aber sein visionäres Auge sieht sich selbst, wie er nach Jahren die einst Geliebte wieder besucht. Und diese Vision deutet Friede, Seelenruhe. Und auch dem Münster hält er die Treue nicht. Die so ungeheuren wie eleganten Akanthusblätter des Mannheimer Antikensaals bringen den jungen Glauben an die nordische Baukunst schon ins Wanken: das Land der Verheißung leuchtet wieder im fernen Hintergrunde auf. Der Werdende schuldet Treue nur seiner Zukunft.

Ich habe skrupellos nacherzählt. In Wirklichkeit ist alles ganz anders gewesen. Aber wir verehren die heilige Wahrheit der Dichtung, die wahrer ist als wahr. Und so löst sich der Zwiespalt, den der Titel des unvergleichlichen Werkes andeutet: auch in ihm leben zwei Seelen, wie in der Brust seines Dichters; und gerade darum ist es ein Ganzes.

„In der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten": so heißt es am Schluß der Winckelmann-Biographie. Denken wir des vollendeten Greises, wenn wir Goethes Namen hören? Wir denken seiner vielleicht zu wenig. Mächtiger als der Tod ist der Dichter. Für uns lebt Goethe in der Jugendkraft von Straßburg und Frankfurt: denn so hat der Dichter ihn erweckt und mit ihm die reiche Welt, in der er einst gelebt, und als er diese Welt wachküßte, da stand die Wissenschaft helfend an seiner Seite. Auch sie soll Leben wecken aus dem Schutte der Vergangenheit: das tote Wissen ist der echten Wahrheit ebenso

Feind wie die Unwiſſenheit. Goethe hat geſchichtlicher Forſchung methodiſch eine neue Straße eröffnet. Freilich, die Schritte des Gelehrten können nicht weit mit dem Dichter gehen: wie könnte unſer mühſames Stolpern dem Flügelſchlage des Genius folgen, der im entſcheidenden Augenblick ſich hinwegſchwingt über den ſteinigen Saumpfad der Forſchung? Er iſt längſt an dem Ziele, das uns noch in nebelnder Ferne liegt. Und eben darum bleibt er auch der Wiſſenſchaft mahnendes, führendes, geliebtes Vorbild, haucht er ſie an mit lebendiger Kraft. Will der Hiſtoriker verſunkene Welten heraufbeſchwören, er muß Teil haben an der anſchauenden Erkenntnis, an der belebenden Magie des Dichters Nur der verdient zu leben, der Leben ſchafft.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertswende.

Von Gymnasialdirektor Dr. Ludwig Bellermann aus Berlin.

10. November 1900.

Der Dichter, an dessen hundertstem Geburtstag heute vor einundvierzig Jahren das Freie Deutsche Hochstift ins Dasein trat, hat von dem Jahrhundert, das jetzt seinem Ende zueilt, nur ganz wenige Jahre des Anfangs erblickt. Gestatten Sie mir am heutigen Tage, Ihnen kurz vorzuführen, mit welchen Empfindungen er damals den neuen Zeitabschnitt begrüßte. Trübe Stürme gingen über unser Vaterland: das heilige römische Reich deutscher Nation, schon längst nur ein Schattenbild, schritt unaufhaltsam seinem Untergange entgegen, Deutschland war nichts im Rate der weltregierenden Völker, es ging zu Ende mit dem unnatürlichen Zustande eines Volkes ohne Staat.

Es ist oft die Klage erhoben worden, daß unsere großen Dichter in ihrer Weltabgeschiedenheit, in ihrem stillen Musensitze zu Weimar, keinen Anteil genommen hätten an den großen Ereignissen ihres eigenen Volkes, kein Verständnis gehabt hätten für das Wehe der Vernichtung, das damals über Deutschland hereinbrach. Gustav Freytag hat bitter gespottet, daß, während das linke Rheinufer französisch wurde, in Weimar, anstatt eines Schreies der Entrüstung, die „Natürliche Tochter" und die „Jungfrau von Orleans" gedichtet worden seien, und er hat unsere ideal gesinnten Dichter abfällig mit dem alten Archimedes verglichen, der seine

Digitized by Google

geometrischen Figuren ausrechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.

Und wirklich, wer Schillers und Goethes Briefe, die so überreichlich fließen, durchliest, wird erstaunen, wie selten auch nur eine Andeutung auf die Zeitereignisse begegnet. Aber daß trotzdem dieser Vorwurf gerade dem heute gefeierten Dichter gegenüber unberechtigt ist, das lehren seine Werke mit lauter Stimme an mehr als einer Stelle. Wie hätte auch Verständnis für die Zusammenhänge der Welt- und Völkergeschicke demjenigen mangeln können, der, wie kein anderer, seinen Blick an den großen Gestalten aller Zeiten geweitet hatte, dem „der Geschichte Flut auf Fluten schwollen," und dessen Mund in so einzigem Grade des hohen, gewaltigen Ausdrucks für weltgeschichtliche Größe fähig war? Hat er nicht gerade in der von Freytag herausgegriffenen Jungfrau von Orleans die edelsten und kräftigsten Töne hoher Vaterlandsbegeisterung erhoben und seinem Volke zugerufen, daß die Nation „nichtswürdig sei, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre?" Und daß er dies nicht blos für die Vergangenheit fühlte, daß auch die Geschicke der Gegenwart ihn mächtig berührten, dafür braucht eigentlich der Dichter des Prologs zum Wallenstein keinen weiteren Zeugen, er, der es so tief empfand, daß „an des Jahrhunderts ernstem Ende" ein Kampf gewaltiger Naturen entbrannt war, daß „um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Herrschaft ward gerungen." Ich hebe aber hier, wo wir von der Jahrhundertswende sprechen wollen, besonders noch sein Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" hervor, wo er die ungeheueren Ereignisse der Gegenwart mit so gewaltigen Worten, wie mit Flammenschrift, schildert:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein,
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein."

Aber gerade beim Lesen dieses Gedichtes hat vielleicht schon mancher

deutschgesinnte Leser zuweilen eine empfindliche Lücke gespürt. Denn wenn der Dichter nun fortfährt:

„Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz" —

so fragen wir uns: hat er, der hier die Franzosen und die Engländer als die zwei weltbeherrschenden Nationen nennt und ihr Streben mit so mächtig tönenden Worten umschreibt, hat er keine Frage übrig nach der eigenen Nation? Nicht einmal ein Wort schmerzlichen Unmuts, daß die Deutschen gar nicht als vorhanden betrachtet werden, wenn es sich um die Herrschaft der Welt handelt? Keine Andeutung, daß der Dichter die tiefe Erniedrigung seines Volkes fühlt, seines Volkes, das doch auch einst das Wort in Europa führte?

In diese Lücke, verehrte Festversammlung, fügt sich das Gedicht ein, auf das ich heute für ein kurzes Stündchen Ihre Aufmerksamkeit richten möchte. Es ist leider kein vollendetes Werk, sondern nur der erste Entwurf zu einem solchen; aber diese Bruchstücke, die sich in Schillers Nachlasse gefunden haben, reden eine laute und vernehmliche Sprache. Wie ein paar mächtige, halbgeformte Marmorblöcke sind diese Trümmer in der verwaisten Werkstatt des Meisters liegen geblieben, herrliche, beredte Zeugen seiner genialen Dichterkraft und seiner männlichen, vaterländischen Gesinnung.

Ein glückliches Geschick hat uns die drei ehrwürdigen grauen Blätter erhalten, auf denen er mit seinen großen, stolzen Zügen das Gedicht entworfen hat, einen der kostbarsten Schätze des Goethe- und Schillerarchivs in Weimar. Wir treten hier also ein in die Werkstatt des Dichters, gleichsam in das Allerheiligste, wir belauschen ihn bei seinem Schaffen. Wir sehen, wie ihm die Gedanken in mächtiger Fülle strömen, bald rasch hingeworfen, bald mehrfach erwogen, hin- und hergewendet und „nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt;" wie ihm oft beim Niederschreiben schon die dichterische Form halb unwillkürlich in die Feder tritt, die er dann entweder gleich einfügt, wie sie fließt, oder bedächtig am Rande, danebenschreibend, festzuhalten sucht. Oft ist es bloß erst der

Gedankenſtoff, den er ſammelt; an anderen Stellen rundet es ſich bereits halb oder ganz zum Gedicht, zuweilen ſchon im vollen Schwunge, in der Pracht der Sprache und des Reimes dahinſtrömend. Will die Form ſich nicht gleich finden, ſo hält er wohl einen Augenblick inne und verſucht einen andern Ausdruck, ſtreicht aus, ſchreibt darüber und daneben, ſetzt mehrere gleichwertige Wendungen probeweiſe hin; ja er verſchmäht es nicht (gerade wie wir andern Menſchenkinder es machen, wenn wir einmal die Muſe behelligen und uns der Reim quält), ſich gleichauslautende Wörter, gewiſſermaßen taſtend, aufzuſchreiben. Zu einer Zeile z. B., die ſchloß: „und mit lorbeerleerem Haupt", finden wir am Rande reimſuchend geſchrieben: „glaubt, raubt, erlaubt, belaubt" und ähnlich öfter. So iſt das Blatt auch in dieſer Hinſicht überaus anziehend und von unſchätzbarem Wert, um unſer Bild von Schillers dichteriſchem Schaffen zu vervollſtändigen.

Ehe wir nun dem höchſt bedeutſamen Inhalt näher treten, geſtatten Sie mir eine kurze Erörterung über die Entſtehungszeit. Die Bezeichnung „Gedicht zur Jahrhundertswende" wird ohne Zweifel das richtige treffen, ich bemerke aber ausdrücklich, daß ſie nicht von Schiller herrührt, da die Bruchſtücke in der Handſchrift vielmehr keinerlei Überſchrift tragen. Der erſte Herausgeber, Karl Goedeke, in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe, vermutete, ſie ſeien bei Anlaß einer geplanten Jahrhundertsfeier entſtanden. Der Streit um den richtigen Termin des Jahrhundertswechſels, ob am 1. Januar 1800 oder 1801, war damals ebenſo eifrig geführt worden wie diesmal, und unſere Dichter waren anfänglich Anhänger der erſteren Theorie geweſen; daher z. B. Schiller am 1. Januar 1800 den Freund „zum neuen Jahr und neuen Säkulum" begrüßt, worauf Goethe freundlich das gleiche erwidert, jedoch mit dem Zuſatz „da wir einmal Neunundneunziger ſind", worin wohl ſchon ein kleiner Zweifel liegen dürfte. In der That müſſen ſie das Unhaltbare jener Annahme bald erkannt haben, und zahlreiche Briefſtellen Schillers, an Goethe, an Körner, an ſeine Geſchwiſter zeigen, daß er, wie es ja ſachlich und wiſſenſchaftlich allein möglich iſt, den Anfang auf den 1. Januar 1801 ſetzte. So ſollte denn auch die Feier, an die ſie dachten, im Januar 1801

ſtattfinden. Genaues über den Plan iſt nicht bekannt; Schiller hatte ſich an Iffland und Fleck in Berlin, auch an Opitz in Dresden gewendet, ſodaß jedenfalls Aufführungen auf dem Theater in Abſicht waren. Er ſchreibt im November 1800 an Körner, ſie hätten allerhand Pläne, den Jahrhundertswechſel luſtig zu feiern, es werde wahrſcheinlich ein ungeheurer Zuſtrom von Menſchen nach Weimar erfolgen. Die Sache unterblieb jedoch ſchließlich aus nicht völlig erſichtlichen Gründen, weil „der Herzog dagegen war," und weil, wie es an Körner heißt, „ſich Parteien in der Stadt erhoben hätten." Als der Dresdener Freund ihn dann bat, ihm doch „Gedichte, die etwa ſchon fertig geweſen" wären, zu ſchicken, antwortet er, einigermaßen mißlaunig, es ſei nichts Erfreuliches entſtanden, was er ihm mitteilen könne; etwas Poetiſches dafür zu machen, ſei ſein Wille überhaupt nicht geweſen, es hätte blos Leben und Bewegung in der Stadt entſtehen ſollen.

Schon hiernach iſt es nicht wahrſcheinlich, daß unſere Bruchſtücke zu den Vorbereitungen für dieſes Feſt gehört haben ſollten. Das Ableugnen Körner gegenüber brauchte man freilich ſo wörtlich nicht zu nehmen, es wäre deswegen immer noch möglich, daß er etwas Dichteriſches verfaßt hätte; aber es erſcheint mehr als zweifelhaft, ob in den Rahmen eines ſolchen allgemeinen „luſtigen" Volksfeſtes gerade ein ſo gedankenſchweres und feierliches Gedicht, wie die Bruchſtücke, hineingepaßt hätte. Entſcheidend aber iſt ein anderer Grund: Die Entſtehungszeit müßte in dieſem Falle bereits im November oder in der erſten Hälfte des Dezembers 1800 angeſetzt werden, denn ſchon um die Mitte des Dezembers zerſchlug ſich das Feſt. Das paßt aber nicht zu dem Inhalt des Gedichts. Denn es wird, wie Sie ſehen werden, darin ausdrücklich der Friede erwähnt, und Schiller klagt, daß der Deutſche „ruhmlos" und „mit lorbeerleerem Haupt" in ihn eintrete. In den letzten Monaten 1800 aber war Deutſchland noch im Kriege, erſt die Schlacht bei Hohenlinden im Dezember brachte Öſterreich ſo weit, daß es im Februar 1801 in den ſchmachvollen Frieden von Lüneville willigte. Vor dieſem Termin kann alſo unſer Gedicht in keinem Falle entſtanden ſein. Außerdem iſt auch ganz augenſcheinlich, daß es unter den völlig gleichen politiſchen Eindrücken

gedichtet ist, wie das vorher erwähnte Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts;“ denn wie dort die beiden weltbeherrschenden Nationen hervorgehoben werden, so heißt es hier, daß „zwei übermütige Völker dem Deutschen ihren Fuß auf den Nacken setzen;“ es ist die Zeit,

„Wo der Franke, wo der Britte
Mit dem stolzen Siegerschritte
Herrschend sein Geschick bestimmt.“

Jenes Gedicht aber ist gleichfalls notwendig nach dem Lüneviller Frieden verfaßt, eben weil die Deutschen als kämpfende Partei gar nicht mehr erwähnt werden, und hierfür haben wir sogar Schillers eigene Gewähr, da er dies Gedicht ausdrücklich dem Jahre 1801 zuweist; wir wissen, daß er es erst im Juni an Cotta schickte. Demnach also können beide Gedichte, das vollendete und die Bruchstücke, etwa in den März oder April 1801 fallen.

Nun finden sich aber in der Sammlung noch zwei andere kleine Gedichte, die in Ton und Inhalt und vor allem auch im Versmaße so vollständig mit unseren Bruchstücken übereinstimmen, daß die Zusammengehörigkeit am Tage liegt. Es sind dies die Antiken zu Paris („Was der Griechen Kunst erschaffen“) und die deutsche Muse („Kein Augustisch Alter blühte“). Besonders ist die Übereinstimmung des ersteren augenscheinlich und an einer Stelle beinahe wörtlich; der ganze Gedanke des kleinen Gedichtchens findet sich in den Bruchstücken, nur daß hier von dem Britten gesagt wird, was dort von dem Franken gilt. Möge der Britte, heißt es, alle Überreste der alten Kunst zu sich schleppen,

„Gierig nach dem Kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen,
Was ein Schiff nur laden kann.
Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Vom Gestelle“ — —

Das stimmt zum Teil wörtlich mit den jedem von Ihnen wohlbekannten Zeilen überein:

„Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reihn."

Wir haben also im ganzen vier Gedichte, die offenbar der Zeit nach zusammengehören und im Inhalt nah verwandt sind, indem sie sich alle mit Gedanken politischer Art beschäftigen. Die nächstliegende und ansprechendste Annahme wäre hier nun freilich, daß Schiller eine umfassende Dichtung solches Inhalts entworfen hatte, und daß sich ihm, als er diesen Plan aus irgend einem Grunde aufgab, ein paar kürzere Teile, die sich als selbständige kleine Gedichte geben ließen, daraus absonderten und in die Sammlung kamen; zwei von ihnen hatten dabei auch das Versmaß des ursprünglichen Entwurfs bewahrt, während das dritte, bedeutender an Inhalt und Umfang wie es war, auch in dieser Hinsicht sich selbständiger gestaltete.

Aber es bleibt hier eine Schwierigkeit in der Zeitbestimmung. Nämlich Schiller selbst hat jene beiden kleinen Gedichte, als er sie 1803 in die Sammlung aufnahm, ausdrücklich mit der Jahreszahl 1800 bezeichnet, während sie nach unserer Erörterung 1801 entstanden sein müßten. Am leichtesten kommt man allerdings über dies Bedenken hinweg, wenn man (wie es z. B. Heinrich Düntzer thut) kurzer Hand annimmt, Schiller habe sich mit der Jahreszahl versehen. Indes bleibt solche Annahme immerhin mißlich, um so mehr, als gar nicht abzusehen ist, warum der Dichter das dritte Gedicht („Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden") richtig mit 1801 bezeichnet hätte, die beiden andern aber mit 1800, wenn sie alle demselben großen Entwurf ihren Ursprung verdankten. Wir werden uns daher entschließen müssen, uns das Zeitverhältnis vielmehr so vorzustellen: Zuerst, schon 1800, drängten sich ihm bei Betrachtung der politischen Vorgänge jene beiden einzelnen Gedanken auf, die er in den beiden kleinen Gedichten zum Ausdruck brachte; und erst später, als die Jahrhundertswende seinen Blick eindringlicher auf die Weltbühne richtete und der Lüneviller Friede die entsetzliche Ohnmacht Deutschlands enthüllte, kam ihm der Plan eines großen Gedichts, worin sein vaterländischer

Stolz die ideale Größe der Deutſchen gegenüber dem äußeren Glanz der andern Völker feiern wollte. Und von dieſem großen Gedicht iſt dann „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ ein unmittelbarer Nachkomme, aber ein Nachkomme allerdings von merklich verändertem Charakter. Denn jenes Gedicht ſchließt, wie Sie ſich erinnern, mit elegiſchem Ausklang, indem der Dichter ſich aus dem wilden Kampf der Wirklichkeit zurückzieht:

„In des Herzens heilig ſtille Räume
Mußt du fliehen vor des Lebens Drang;
Freiheit iſt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Geſang.“

Dagegen in dem Entwurf, werden Sie ſehen, führt derſelbe Gedankengang ihn zu heroiſchem Aufſchwung.

Für die Abtrennung der beiden kleineren Gedichte zu einer früheren Gruppe ſprechen übrigens außerdem noch zwei Erwägungen. Denn erſtens enthalten beide nichts, was auf 1801 hinwieſe, ſondern ſie können ganz gut vor dem Frieden gedichtet worden ſein; zweitens aber: wenn ſie eigentlich nur Splitter des großen Entwurfs wären, ſo würden ſich doch in der Handſchrift Spuren erwarten laſſen, die darauf hinwieſen. Dies aber iſt nicht der Fall. Man ſieht zwar die Übereinſtimmung des Inhalts, auch Anklänge des Ausdrucks (wie vorher berührt); aber manche andere Gedankengruppe iſt ſchon weit ſelbſtändiger geſtaltet als gerade dieſe. So wird die vorgetragene Annahme wohl als die wahrſcheinlichſte gelten können.

Von großer Wichtigkeit freilich iſt die ganze Frage nach der Reihenfolge der Entſtehung dieſer verſchiedenen Dichtungen nicht, und ich muß Ihre Entſchuldigung erbitten, hochverehrte Anweſende, wenn ich Sie ſo lange mit ſolchem Kleinkram unterhalten habe. Indes wichtig iſt dabei doch die Thatſache, die ſich ergiebt, daß Gedanken ſolcher Art unſeren Dichter ſo vielfältig und ſo dauernd beſchäftigt haben. Wir ſehen daraus, wie mächtig die Ereigniſſe ſeiner Zeit auf ihn wirkten. Er ſah das Anwachſen und die Macht der jungen Republik Frankreich, die ſchreckhaft aufſteigende Bahn des Staatenzertrümmerers Napoleon Bonaparte, der bald an den

Ufern des Nils Siege erfocht, bald seinen Gegnern in Europa nach Willkür Gesetze schrieb; und die deutsche Nation zu schmachvoller Ohnmacht verdammt. Preußen hatte bereits vor fünf Jahren zu Basel seinen Frieden mit Frankreich gemacht, der allerdings dem Norden Deutschlands, und so auch Weimar, Ruhe gab, der aber den Keim der späteren Erniedrigung schon in sich trug. Österreich hatte an den weiteren Kriegen gegen Frankreich, im Bunde mit England und den anderen Mitgliedern der Koalition, teilgenommen; jetzt war es im Sommer 1800 bei Marengo und, wie erwähnt, im Dezember bei Hohenlinden, mitten im Herzen Deutschlands, wenige Stunden von München, aufs Haupt geschlagen worden. Die Folge war der Friede von Lüneville: das ganze linke Rheinufer, seit Jahren schon im thatsächlichen Besitz Frankreichs, wurde jetzt ausdrücklich abgetreten, ein Gebiet von weit über tausend Quadratmeilen mit fast vier Millionen deutscher Unterthanen. Die deutschen Fürsten, die sich dort ihres Besitzes beraubt sahen, kannten in kurzsichtiger Selbstsucht und Habgier kein anderes Ziel als Länderentschädigung auf Kosten anderer Reichsstände und bewarben sich darum, zum Teil mit schamloser Selbsterniedrigung und Gunstbuhlerei, bei Bonaparte und seinem allmächtigen Minister. Das deutsche Volk, an das keiner der Machthaber dachte, schien die Schmach kaum zu empfinden, die ihm angethan ward.

Unter solchen Eindrücken (und damit treten wir nun unmittelbar an die Bruchstücke heran) wirft Schiller die Frage auf:

„Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus einem thränenvollen Kriege geht, wo zwei übermüthige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?“

Und auf diese Frage antwortet er bestimmt und fest:

„Ja, er darf's!“

Es lohnt wohl, zu betrachten, wie er diese stolze Antwort

begründet, eine Begründung, die eben das Gedicht, wenn es vollendet worden wäre, gegeben hätte.

Das Ganze besteht aus drei großen Bruchstücken auf den vorher erwähnten drei Blättern der Handschrift. Jedes enthält einen wesentlichen Hauptgedanken, wenn auch zuweilen der eine in den andern übergreift.

Der Inhalt des ersten Bruchstücks ist mit wenigen Worten zu umschreiben: Schande dem Deutschen, sagt er, der seinen wahren Wert verachtet und den Reichtum des Engländers oder den Kriegsruhm des Franzosen begehrt. Dieser Eingang lautet in den kraftvollen Tönen seiner Sprache so:

„Ew'ge Schmach dem deutschen Sohne,
Der die angeborne Krone
Seines Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor fremden Götzen,
Nach des Britten toten Schätzen,
Nach dem Glanz des Franken lüstern späht."

Und was versteht nun der Dichter unter der „angebornen Krone" des Deutschen, d. h. worin findet er den eigentlichen, unverlierbaren Kern unseres Wesens, der mehr wert sein soll als die äußeren Güter der anderen? Zu dichterischer Form hat sich ihm die Antwort noch nicht geschlossen, aber den Gedanken spricht er klar und eindringlich aus:

„Ihm ist das Höchste bestimmt, er soll die Menschheit, die allgemeine, in sich vollenden. Er ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes,"

d. h. während die anderen Völker den Kampf um zeitliche Güter fechten,

„an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten."

Darum, so entwickelt er diesen Gedanken weiter, darum vereinigt er das Beste und Schönste aller Völker in seinem Geiste.

„Alles, was Schätzbares bei anderen Völkern und Zeiten aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt, es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahr-

hunderten.“ „Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt.“[1])

Hier wird also der deutschen Nation die innere Trieb- und Lebenskraft zugeschrieben, aus der die äußeren glänzenden Erfolge erst erwachsen; mit dem umgekehrten Bilde bezeichnet er sie gleich nachher als die Frucht, also als das Ziel der Entwickelung des Ganzen:

„Die anderen Völker waren dann die Blume, die abfällt. Wenn die Blume abgefallen, bleibt die goldene Frucht übrig, bildet sich — schwillt die Frucht der Ernte zu.“[2])

Hier unter diesen werdenden, wachsenden, wogenden Ideen drängte sich ihm mit Notwendigkeit der Gedanke auf, der den Abschluß dieser ganzen Gruppe bildet, daß nämlich ein schneller, augenblicklicher Erfolg hiernach uns Deutschen nicht beschieden sein könne. „Nicht im Augenblicke zu glänzen und seine Rolle zu spielen,“ ist ihm bestimmt, „sondern“, so fügt er mit der Sicherheit eines Propheten hinzu, „sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen,“ wahrlich ein bewunderungswürdiges Wort im Munde eines Deutschen unter dem Eindruck des Friedens von Lüneville! Und als sich hier nun seinem Seherauge die große Zukunft unseres Volkes entschleiert, da fügen sich ihm auch von selbst wieder die Worte zum Tonfall und Reim zusammen. „Jedem Volk der Erde,“ sagt er,

Glänzt sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im hellsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt,“

[1]) Ähnlich in „Breite und Tiefe“, wo den „Blättern und üppig prangenden Zweigen“ ebenfalls der Kern des Baumes entgegengesetzt wird, der erst sein eigentliches Wesen ausmache. Vgl. auch Wallensteins Wort, daß, wenn der Schmuck der Zweige abgehauen sei, „innen im Marke die schaffende Gewalt lebe, die sprossend eine Welt aus sich geboren“.

[2]) Vgl. den Elfenchor im Eingang zum 2. Teil des Faust (gedichtet wahrscheinlich um 1825): „Und in schwanken Silberwellen wogt die Saat der Ernte zu,“ eine Übereinstimmung, die nur auf Zufall beruhen kann.

oder wie daneben steht:

„Der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit — wenn die Völker sich vereinen in der Menschheit schönes Bild."

Und nun kommt er nochmals auf den Anfangsgedanken zurück, indem er sich wieder zu den äußeren Erfolgen der beiden anderen Völker wendet: Mag darum immerhin, das ist seine Meinung, der Britte alle Schätze der Kunst bei sich aufhäufen, sie werden ihm tot bleiben; mag der Franke auf seine Freiheit stolz sein und sich mit der Bürgerkrone schmücken! Wir Deutsche sollen uns eines höheren Wertes bewußt sein. Dieser Gedanke sollte wohl den Abschluß der Gedankenreihe bilden, die das erste Bruchstück umfaßt, wenngleich gerade hier die Linien der Entwickelung noch nicht völlig klar erkennbar sind.

Wir kommen zu dem zweiten Bruchstück. Hatte er bisher nur thatsächlich gezeigt, worin er den Kern des deutschen Wesens finde, so spricht er es jetzt aus, daß in diesem geistigen und idealen Streben mit Notwendigkeit eine Gewähr des endlichen Sieges liege.

„Dem, der den Geist bildet, muß zuletzt die Herrschaft werden; denn endlich am Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen",

und er schließt diesen Gedanken ab, indem er es ausdrücklich ausspricht:

„Und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen."

An dieser Stelle seines Gedankenzuges wird ihm der mögliche Einwand aufgestiegen sein, woher er denn wisse, daß das deutsche Volk diesen idealen, starken, unzerstörbaren Kern in sich trage; denn bisher hatte er das eben nur ohne Beweis hingestellt. Hier sehen wir ihn nunmehr erst zu der vollen Höhe seiner Aufgabe emporsteigen, indem er dafür vornehmlich zwei große Zeugen ins Feld führt, die deutsche Sprache und die deutsche Geschichte.

Er rühmt

„das köſtliche Gut der deutſchen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefſte, das Flüchtigſte, den Geiſt, die Seele, die voll Sinn iſt."

Wohlthuend iſt jedesmal der warme vaterländiſche Ton, dem wir überall begegnen, wo er von den Vorzügen des deutſchen Weſens ſpricht. Schön und geiſtvoll ſagt er:

„Die Sprache iſt der Spiegel einer Nation; wenn wir in dieſen Spiegel ſchauen, ſo kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns ſelbſt daraus entgegen. Wir können das jugendlich Griechiſche und das modern Ideelle ausdrücken".

Wäre Zeit innerhalb dieſes kurzen Vortrags, ſo wäre es verlockend, zu entwickeln, wie der Gegenſatz, den er hier in unſerer Sprache verſöhnt findet, dem Entwickelungsgange in ſeiner berühmten Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung zu Grunde liegt, und wie er dort eben in der Verſöhnung dieſes Gegenſatzes das Idealbild des vollendeten Dichters erblickt. Iſt es dort Goethe, den er im Sinne hat, ſo dürfen wir doch auch ihn ſelbſt in dieſe Reihe ſetzen, und ſicherlich iſt es nicht ohne ein berechtigtes Selbſtgefühl eigenen Mitverdienſtes geſprochen, wenn er dieſe Gedankengruppe von der deutſchen Sprache zuſammenfaſſend mit dem ſtolzen Worte abſchließt:

„Unſere Sprache wird die Welt beherrſchen".[1])

Indem er ſich alsdann zur Geſchichte wendet, hebt er zunächſt hervor, daß unſere vielköpfige politiſche Geſtaltung den Vorteil ſelbſtändiger geiſtiger Einzelentwickelung mit ſich gebracht habe.

---

[1]) Es iſt anziehend, hiermit die ähnlichen prophetiſchen Worte zuſammenzuſtellen, die zwanzig Jahre früher Friedrich der Große am Schluß ſeiner Schrift von der deutſchen Litteratur ausgeſprochen hat: „Wir werden unſere klaſſiſchen Schriftſteller haben; unſere Nachbarn werden deutſch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen ſprechen; und es kann geſchehen, daß unſere verfeinerte und ausgebildete Sprache um unſerer guten Schriftſteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt."

„Keine Hauptſtadt und kein Hof üben eine Tyrannei über den deutſchen Geſchmack aus, wie Paris oder London. Soviele Länder und Ströme und Sitten, ſoviele eigene Triebe und Arten.“

Darum hält er ſelbſt die veraltete Form der deutſchen Verfaſſung für kein Hindernis geiſtigen Lebens:

„Finſter zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutſchen altes Reich.
Doch lebend'ge Blumen grünen
Über gotiſchen Ruinen“ —

Vor allem aber lehrt unſere Geſchichte, daß der Deutſche nach der Freiheit des Geiſtes ſtrebe. Hier geht er ſogar ſo weit, den kriegeriſchen Geiſt ſeines Volkes auf einen Augenblick zu verkennen:

„Das iſt nicht des Deutſchen Größe,
Obzuſiegen mit dem Schwert.
In das Geiſterreich zu dringen,
Vorurteile zu beſiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das iſt ſeines Eifers wert.“

Beſonders gedenkt er da der größten geiſtigen That, die der Deutſche im langen Laufe ſeiner Geſchichte vollbracht hat, der Lutheriſchen Reformation, und da ſtrömt ihm das Wort voll und begeiſtert vom Munde:

„Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutſche ſie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt beſtach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geſchwungen,
Der die Geiſter ſelbſt befreit.
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.“

Die Erwägung, daß alle dieſe Äußerungen edler, kraftvoller Geiſtesgröße nicht von Fürſten und Königen, ſondern vom Volke ausgingen, legt ihm zum Schluß dieſes Abſchnittes den männlichen, des Sängers der Freiheit würdigen Gedanken in den Mund:

„Deutſchlands Majeſtät und Ehre ruhet nicht auf dem Haupte ſeiner Fürſten".

Dabei hat er gewiß nicht blos an Zeiten der Vergangenheit gedacht, ſondern hat es ſicherlich ſcharf empfunden, daß es mit Deutſchlands Ehre ſchlimm beſtellt wäre, wenn ſie auf jenen Fürſten beruht hätte, deren Erniedrigung vorher berührt wurde. So glaubt er, etwas gefunden zu haben, was den Umſturz der politiſchen Selbſtändigkeit überdauert:

„Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutſchlands Kaiſerreich zuſammen,
Deutſche Größe bleibt beſtehn!"

Damit ſchließt das zweite Bruchſtück.

Das dritte Bruchſtück iſt das kürzeſte. Nach alledem wirft er die Frage auf, mit der ich vorher unſere Beſprechung begann, ob der Deutſche ſich fühlen, ſich ſeines Namens rühmen und ſein Haupt erheben dürfe in der Völker Reihe. Seine Antwort kennen Sie ſchon: „Ja, er darf's." Der Dichter verſchweigt nichts, er weiß: der Deutſche muß „ſchweigend in der Ferne ſtehen und die Erde teilen ſehen", er weiß: „lächelnd naht der goldene Friede", aber der Deutſche geht „mit lorbeerleerem Haupt aus dem thränenvollen Krieg." Dennoch ſagt er ohne Zögern und Stocken:

„Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kriege, aber das, was ſeinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutſches Reich und deutſche Nation ſind zweierlei Dinge."

Er wiederholt:

„Die Majeſtät des Deutſchen ruhte nie auf dem Haupt ſeiner Fürſten. Abgeſondert von dem politiſchen hat der Deutſche ſich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, ſo blieb doch die deutſche

Würde unangetaſtet. Sie iſt eine ſittliche Größe, ſie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politiſchen Schickſalen unabhängig iſt. Dieſes Reich blühet in Deutſchland, und indem das politiſche Reich wankt, hat ſich das geiſtige immer feſter und vollkommener gebildet."

Verehrte Feſtverſammlung! Ich bin zu Ende mit meinem Bericht. Sie haben den Inhalt und zum allergrößten Teil auch den Wortlaut jener merkwürdigen Bruchſtücke an ſich vorüberziehen laſſen, und ich hoffe, Sie ſtimmen mir zu, wenn ich ſage: Man muß den Mann und Dichter bewundern, der in ſolcher Zeit ſolche Gedanken hegte und ſie mit ſo hinreißender Gewalt ausſprechen konnte. Welche Zuverſicht felſenfeſter Vaterlandsliebe zeigt der Geiſt, der in ſo jammerwürdiger Zeit den Glauben an ſein Volk nicht verliert und es mit Prophetenmunde ausſpricht, daß das langſamſte Volk alle die ſchnellen, flüchtigen einholen und den großen Prozeß der Zeit gewinnen werde.

Seitdem iſt ein Jahrhundert dahingegangen, und welche Wandlung hat es unſerem Volke gebracht! Wie ſchnell und gründlich hat ſich das alles geändert, was Schiller damals beklagte, wie glänzend ſeine Vorausſage ſich erfüllt. Die deutſche Nation iſt auf die Weltbühne getreten, das iſt ohne Zweifel das politiſch bedeutſamſte und folgenreichſte Ergebnis des abgelaufenen Jahrhunderts. In den Befreiuungskriegen, wenige Jahre nach dem Tode unſeres Dichters, flammte zum erſtenmal das Nationalgefühl mächtig empor, und wenn dann auch noch zwei Menſchenalter hingingen und uns manche Enttäuſchung, manchen Rückfall brachten, das Streben zieht ſich doch wie ein roter Faden durch alle Jahrzehnte, und die Erreichung des Zieles, wie wir ſie in den großen Tagen Kaiſer Wilhelms und ſeines eiſernen Kanzlers erlebt haben, bildet den ruhmreichen Schlußſtein dieſer Entwicklung, die Grundlage einer neuen Zeit deutſcher Größe.

Wenn wir von dieſer Höhe des Erfolges noch einmal unſern Blick auf die beſprochene Schillerſche Dichtung zurücklenken, ſo iſt es für uns heute nicht ſchwer zu erkennen, daß doch der Schlußgedanke, mit dem er ſich über den politiſchen Jammer ſeiner Zeit

kühn und ideal hinweghebt, trotz alledem nicht richtig ist. So schön es klingt und so mutig es gesprochen ist:

„Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutsche Größe bleibt bestehn,"

richtig ist es doch nicht, daß die Größe einer Nation bestehen könne, ohne die ihr entsprechende Form eines Staatswesens. Das Leben der Völker ist durch die Form des selbständigen, festgefügten Staates bedingt. Ein von anderen Nationen geknechtetes Volk ist nimmermehr imstande, seine geistigen Kräfte zu entwickeln und an dem Ideale der Menschheit, wie Schiller meint, mitzuarbeiten. Das zeigt selbst das begabteste, geistvollste und gebildetste Volk, von dem die Weltgeschichte weiß, ich meine die Griechen. Als es mit ihrer politischen Selbständigkeit zu Ende war, haben sie trotz ihres unvergleichlichen Geistes und Geschmacks nichts mehr geschaffen, was sich den ewigen Werken an die Seite stellen könnte, durch die sie in der freien Schöpferkraft ihrer Jugend an dem Idealbilde der Menschheit unverlierbare Züge von höchstem Wert eingefügt haben. So wahr ist das Wort des alten Homer, daß dem Manne die Hälfte seiner Tüchtigkeit verloren geht, wenn Zeus ihm den Tag der Knechtschaft sendet. Es wird wohl heute niemand glauben, daß unser Volk auch nur seine geistigen Anlagen hätte ausbilden können auf einer politischen Grundlage, wie sie etwa der Lüneviller Friede bot. Und sollte das unser großer Dichter nicht gewußt haben? Er, von dem wir sagen können, was er selbst von seinem letzten großen Helden sagt: „Sein Atem ist die Freiheit!" Gewiß! Aber das ist es gerade, was uns an seinen Worten so tief und herzbewegend anspricht. Man spürt es ihm ja an, wie er danach dürstet, dem deutschen Volke die Palme reichen zu können, wie er innerlich jauchzt, als er gegen die Herrschgewalt und den Kriegsruhm der beiden anderen Völker jene idealen Güter in die Wagschale werfen kann. Es ist ergreifend und erhebend zu sehen, wie ein starker Geist in einer Zeit, wo es ein deutsches Vaterland nicht gab, es trotzdem empfand, daß nur im Vaterlande die Wurzeln unserer Kraft liegen, und

*

wie er sich, unbekümmert darum, ob solche Entwickelung auf die Dauer möglich sei, Welt- und Menschengeschick mit kühner Hand und tiefsinnigem Blicke so zurechtlegte, daß er sagen konnte: Ja, ich darf trotz alledem stolz sein, daß ich ein Deutscher bin, und möchte mit keinem Franzosen und keinem Engländer trotz ihres Glanzes tauschen. So sind uns unsere Bruchstücke ein neuer Beleg für den herrlichen Idealismus, der in Schillers Dichten wie in seinem Leben so überwältigend hervortritt, der ihn dem Herzen des deutschen Volkes so unverlierbar teuer macht, und der wohl nie einen überzeugteren und beredteren Verkündiger als ihn gefunden hat.

Und sie sind uns zugleich ein Beweis für die weltüberwindende Kraft dieses Idealismus. Denn sein Glaube an sein Volk hat ihn nicht betrogen, und an der Erhebung des deutschen Nationalgefühls im Laufe des vergangenen Jahrhunderts hat sein Geist einen nicht geringen Anteil. Er hat unsere Schlachten mitgeschlagen. Nicht nur spricht er zu uns aus den begeisterten Tönen, die die Sänger der Freiheitskriege, vor allem Theodor Körner, seines treuen Freundes heldenmütiger Sohn, anschlugen, sondern auch seine eigenen zündenden Mahnrufe zu Vaterlandsliebe und mannhaftem Sinn waren nicht verloren. Ist doch das berühmteste Wort seiner wackeren Freiheitshelden gleichsam zum Wahrspruch geworden für die heiß ersehnte und endlich glänzend errungene Einheit unseres Volkes:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr."

Verehrte Festversammlung! Von den Kräften, die schon, ehe wir staatlich eins waren, uns geistig einten, war nicht die letzte die Wirkung unserer großen Dichter und Denker, vor allem Goethes und Schillers, geraume Zeit fast das einzige, worauf wir dem Auslande gegenüber mit einigem Stolze hinweisen konnten. Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit hat diesen Männern, um die die Welt uns beneidet, vaterländischen Sinn abgesprochen. Dieser Vorwurf, früher, in den trüben Zeiten des Ringens öfter gehört, ist jetzt zur Ehre unserer Nation verstummt, seitdem das Ziel erreicht ist.

Wir Deutſchen haben eben eine andere Entwickelung durchgemacht als manches andere Volk. Aus der Zerriſſenheit und Zerfallenheit wüſter Zeiten haben wir zuerſt auf dem Gebiete des Geiſtes, durch die idealen Mächte der Kunſt und Wiſſenſchaft, das Selbſtgefühl wiedergewonnen, daß wir eine große einige Nation ſeien. Und bei einer Betrachtung, wie die heutige, gewahren wir mit freudigem Erſtaunen, welche Tiefe und Fülle vaterländiſchen Sinnes gerade in dem heut gefeierten Dichter liegt: indem er unbeirrt ſeinen Weg ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen ging, hat er zugleich mitgeholfen, den ſicheren Grund zu legen zur dauernden Größe und Einheit der deutſchen Nation. Darum werden wir nie aufhören, die großen Helden unſerer Dichtung unter den größten Wohlthätern unſeres Volkes zu verehren. Wir wollen ihnen Dank darbringen, nicht nur jährlich, wenn wir die Tage ihrer Geburt feiern, ſondern täglich und ſtündlich, wenn unter dem Lärm des Tages und im Kampfe tobender Parteien uns der Anhauch des Schönen, Guten und Wahren aus ihren Werken anweht und uns an die ewigen Güter mahnt, die ſie uns erſtritten, ein Kampf, den niemand ruhmwürdiger beſtanden hat als Schiller, indem er den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegte, die Angſt des Irdiſchen von ſich warf und dann im allzufrühen Tode, aber ein ſiegreicher Streiter, dahinſank.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

3.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Wandlungen des Urteils über Goethe.

Von Prof. Dr. O. Harnack, Darmstadt.

25. August 1901.

Gewaltige Persönlichkeiten leben nicht nur nach ihrem Tode fort, sondern entwickeln und entfalten sich auch noch. Sie wirken mit neuen Kräften, sie offenbaren neue Eigenschaften, neue Seiten, neue Gebiete ihres Wesens, die den Mitlebenden verschlossen gewesen waren. Aus den bekannten Reden und Handlungen werden Schlüsse gezogen, die vorher niemandem zu ziehen in den Sinn kam; Verborgenes, das erst jetzt bekannt wird, nicht nur Bedeutendes, selbst Nebensächliches regt zu neuer Auffassung der Persönlichkeit an, bedingt eine neue Einwirkung und Fortwirkung ihres Wesens. Bismarcks Gestalt erscheint zweifellos dem heute aufwachsenden Geschlecht in einem andern Licht als irgend einer der ihm gleichzeitigen Generationen.

Das großartige Aufsteigen zu dieser überzeitlichen Bedeutung führt aber als Kehrseite auch Kleinliches mit sich. Der große Mann wird von einzelnen Parteien für sich in Anspruch genommen; nach einzelnen Äußerungen wird er zum Angehörigen dieser oder jener Partei gestempelt; wo dies nicht möglich ist, wird ihm nach einzelnen Aussprüchen eine Art prophetischer Voraussicht zugesprochen, kraft deren er sich schon für eine Parteistellung entschieden hatte, die zu seiner Zeit noch gar nicht existierte.

Wer eine so lange Lebensdauer, eine so beständige, fortschreitende, wechselvolle Entwickelung durchgemacht hat, wie unser Goethe, der unterliegt einem ähnlichen Schicksal schon bei Lebzeiten. Er wird

*

eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, indem er noch wirkt und ſtrebt; nach vereinzelten Äußerungen ſeines Weſens wird ein Bild von ihm entworfen, das ſich behauptet, ſo irrig oder doch einſeitig es auch ſein mag, das ſich weiter entwickelt, unabhängig von der Entwickelung des Mannes ſelber, und ſchließlich kaum mehr Ähnlichkeit mit ihm zeigt. Und je mehr ſich ein Goethe Reſerve auferlegt, je mehr er ſich ſcheut, in das Gewühl der Tagesſtreitigkeiten einzugreifen, um ſo mehr bietet ſich freier Spielraum, ihn von der einen Seite für ſich in Anſpruch zu nehmen, als Genoſſen auszurufen, — von der andern ihn abzulehnen und ihn als Gegner zu brandmarken, obgleich er keines von beiden ſelbſt veranlaßt oder befördert hat.

Wir fragen uns, verehrte Anweſende, wie dieſe Vorgänge zu erklären ſind? Iſt es bloße Willkür, die hier in der Mitwelt und Nachwelt ihr Spiel treibt? iſt es nur der gleichſam hypnotiſche Reiz, der von bedeutenden Perſönlichkeiten ausgeht und die Menſchen unwiderſtehlich nötigt, ſich fortwährend, ſei es freundlich oder feindlich, mit ihnen zu beſchäftigen? Oder ſind es in der That Eigenſchaften und Sphären des Weſens der großen Männer, die lange unbemerkt geblieben, ja ihnen ſelbſt verborgen geweſen ſind, und die dann plötzlich, wenn ſich der offene Blick, die Empfänglichkeit für ſie eingeſtellt hat, deutlich und plaſtiſch hervortreten? Mir ſcheint, daß die Löſung in der Mitte liegt. Der Reichtum der Geiſtesanlage eines Goethe umfaßt eine unendliche Fülle von Keimen, von Anſätzen zu Ideen, die trotz der gewaltigen Produktionskraft doch nicht zu voller Ausbildung gelangen. Aber wie Samenkörner liegen ſie in ſeinen Produktionen verſtreut, und wer gerade von geiſtigem Hunger nach einer beſtimmten Speiſe getrieben ſich begierig zu Goethe wendet, der iſt glücklich, ein ihm gerade zuſagendes Samenkorn zu finden; er pflegt es, läßt es aufwachſen, und wenn er es zur Pflanze großgezogen hat, glaubt er in ihr die ganze Frucht des Lebenswerkes des großen Mannes zu beſitzen, während er in Wahrheit nur ein einzelnes Körnchen eingeheimſt hatte. Und wie der Bewunderer, ſo handelt auch der Gegner.

Goethe iſt von ſeinem erſten Auftreten an als eine wunderſame Erſcheinung im deutſchen Geiſtesleben empfunden und beurteilt worden, leidenſchaftlich geprieſen und geſcholten, ſehr ſelten in ſeiner Totalität

erkannt und gewürdigt. Zuerſt war es ſein „Götz von Berlichingen“, der ihn zum Dichter nationaler Begeiſterung und hiſtoriſchen Sinnes ſtempelte, der ihn zugleich als Führer der aller geſetzmäßigen Kunſt feindlichen, nur der Natur zugeſchworenen jüngſten Generation erſcheinen ließ. Mochten auch Hüter der ſtrengeren Kunſtform Bedenken äußern, — auch ſie wurden doch hingeriſſen und überwunden von der volkstümlichen Naturkraft, die hier waltete. „Unſterblicher Dank“ hieß es da „ſei dem Verfaſſer für ſein Studium der alten deutſchen Sitten! Man hat ſie bisher immer nur in Hermannswäldern geſucht, aber hier ſind wir auf ächtem deutſchen Grund und Boden . . . Hierher, wenn ihr Helden, Deutſche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt!“

Aber ſchon im nächſten Jahr ändert ſich die Geſtalt Goethes. „Die Leiden des jungen Werther“ zeigen ihn als Führer derer, die das alleinige Recht der individuellen Empfindung gegenüber allen gegebenen Geſtalten und Geſetzen verfechten, als Vorkämpfer der neuen Richtung unbedingter Entfeſſelung des Gefühls, — und wenn er dadurch auf der einen Seite zu einem der bewundertſten und geleſenſten Schriftſteller Europas wurde, ſo entſtand ihm zugleich auch eine heftige Gegnerſchaft, die ihn als ſchlimmen Verderber der Sitten und Charaktere verdammten. Schon jetzt wurde ſein Name zu einem Zeichen, um das heftiger Kampf entbrannte. Schubart, der in Württemberg der neuen Litteratur mit Aufopferung ſeiner ſelbſt den Weg bahnte, ſchrieb über „Werther“: „Kritiſieren ſoll ich? Könnt' ich's, ſo hätte ich kein Herz. Göttin Kritika ſteht ja ſelbſt vor dieſem Meiſterſtück des allerfreieſten Menſchengefühls aufgetaut da! . . . Wollte lieber ewig arm ſein, auf Stroh liegen, Waſſer trinken und Wurzeln eſſen, als einem ſolchen ſentimentaliſchen Schriftſteller nicht nachempfinden können!“ Dagegen Leſſings künftiger Gegner, der Hauptpaſtor Göze in Hamburg: „Ewiger Gott! wer hätte von uns vor zwanzig Jahren denken können, daß wir die Zeiten erleben würden, in welchen . . . Apologieen für den Selbſtmord erſcheinen und in öffentlichen Zeitungen . . . . angeprieſen werden dürften . . . . Schriften von der Art als die Leiden des jungen Werther ſind, können Mütter von Cléments, Chatels, Ravaillacs und d'Amiens werden.“ Beide ſo diametral einander gegenüber-

ſtehende Beurteiler haben den Dichter verkannt. Weder war er ein Verteidiger des Selbſtmordes noch ein „ſentimentaliſcher“ Dichter, der nach der Weiſe vieler Zeitgenoſſen die Empfindſamkeit der Leſer aufs Eindringlichſte auszunutzen, die Rührung aufs Höchſte zu ſteigern ſuchte. Er war einfach ein Menſch, der ausſprechen wollte, was er empfunden hatte, und ein Künſtler, der es in einer Form ausſprechen konnte, daß es jedem ſchien als müſſe und könne es nicht anders ſein. Aber weder für dieſe künſtleriſche Formgebung, noch für jene menſchliche Perſönlichkeit, war damals ſchon das Verſtändnis vorhanden. Als Heine fünfzig Jahre ſpäter ſich in das „Wertherfieber“ der alten Zeit vertiefte, da meinte er, es ſei doch wunderſam, daß Goethe damals ſchon eine ſolche Begeiſterung erregt habe, während erſt das jetzige nachwachſende Geſchlecht fähig ſcheine, ihn zu verſtehen. Und wir heute — werden es Heine und ſeinem Kreiſe nicht zugeſtehen, daß er Goethe vollkommen zu würdigen verſtanden habe, wir werden uns ſelber eingeſtehen, daß wir erſt auf dem Wege ſind, dies Verſtändnis immer mehr zu gewinnen.

Doch kehren wir in Goethes Jugendzeit zurück! Seine Überſiedlung nach Weimar verſchob den Zeitgenoſſen völlig das Bild, das ſie ſich von ihm gemacht, und nahm ihrem Urteil jede Richtlinie. Zuerſt überwog der Gedanke, daß der „Sturm und Drang“ der jungen Generation nun auch an einen Hof verpflanzt werden ſolle. Und wenn ſich einige Freunde deſſen freuten, ſo herrſchte doch im ganzen das Urteil vor, daß dies ein dreiſtes und frivoles Beginnen ſei, daß Goethe das zeitliche und ewige Wohl des kaum mündig gewordenen Herzogs Karl Auguſt und ſeiner Untertanen auf dem Gewiſſen habe. Klopſtock, das ehrwürdige Haupt der deutſchen Litteratur, ſchrieb an Goethe: „Was wird der Erfolg ſein, wenn es ſo fortwährt? Der Herzog wird — — — erliegen und nicht lange leben. Die Deutſchen haben ſich bisher mit Recht über ihre Fürſten beſchwert, daß dieſe mit ihren Gelehrten nichts zu ſchaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürſten, wenn ſie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben?“ Natürlich, daß unter dem Einfluß Goethes ein talentvoller Fürſt zu Grunde gegangen ſei.

Aber schon nach kürzester Frist änderte sich das Urteil ganz und gar. Kaum hatte man erfahren, daß Goethe sich ernstlich in die Landesverwaltung einarbeite, daß er aus dem zügellosen Genie-wesen zu sicherer und klarer Lebensführung hinstrebe, daß er auf den Herzog einen erzieherischen, ernsten Einfluß ausübe, so war man schnell in dem Verdammungsurteil einig, der Dichter sei zum Höfling geworden, er habe die Ideale seiner Jugend, das menschliche wie das poetische verleugnet. Und weil in den nächsten Jahren keine hervorragenden Schöpfungen seines Geistes ans Licht traten, so war man schnell davon überzeugt, daß seine Kraft überhaupt in der Hofluft gelähmt, sein Genie verkümmert sei. Ein ernster und ruhiger Mann, Schillers Freund, Johann Gottfried Körner, schrieb: „Es fehlt nicht an Veranlassungen zu fruchtbarer Thätigkeit für jede höhere Seelenkraft, und diese ungebraucht zu lassen, ist Diebstahl an seinem Zeitalter. Freilich ist es bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen, als unter größeren seinen Platz zu behaupten."

Man sollte nun meinen, daß Goethes Entschluß, sich von den Geschäften für einige Zeit loszureißen und in Italien, dem Lande der hohen Kunst und des schönen Menschentums, wieder ganz seiner dichterischen Thätigkeit und seiner künstlerischen Fortbildung zu leben, — mit allgemeiner freudiger Befriedigung begrüßt worden wäre. Aber durchaus nicht! Schiller, der damals als ein Fremder in Weimar eintraf, gab jedenfalls das Durchschnittsurteil wieder, das ihm zu Ohren kam, wenn er an Freund Körner berichtete: „Während Goethe in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichts-thun eine Besoldung von achtzehnhundert Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen."

Und ganz und gar nicht wußte sich Deutschland in den aus Italien zurückgekehrten Goethe zu finden. Goethe kam zurück, weder um von neuem Politiker und Beamter zu werden, noch um wieder als dichterischer Vorkämpfer irgend einer herrschenden Richtung auf-zutreten; sondern um Künstler zu sein, Künstler in der Anordnung seines Lebens und in der Entfaltung seines poetischen Schaffens. Kunstwerke, nach klar erkanntem künstlerischem Gesetz geformt, nicht Schöpfungen nationaler Begeisterung noch Äußerungen ungezügelten

Gefühlsdranges waren „Iphigenie“ und „Taſſo“, die zunächſt dem deutſchen Leſer fremdartig erſchienen und der Bühne fremd blieben. Künſtleriſch geformt iſt das Leben, das er ſich jetzt in ſeinem muſeumgleichen Hauſe am Weimarer Frauenplan erſchafft, einen Künſtlerfreund zieht er aus Rom an ſeine Seite und auch in ſeiner amtlichen Thätigkeit nimmt hinfort die Kunſtpflege die erſte und wichtigſte Stelle ein. Das künſtleriſche Ideal Goethes fand aber zunächſt kein Verſtändnis. Im allgemeinen war das Urteil dem ähnlich, was der berühmte Iffland ausgeſprochen hatte, als er die „Iphigenie“ handſchriftlich zu Geſicht bekam. „Sein ſollende Griechiſche Simplizität, die oft in Trivialität ausartet, ſonderbare Wortfügung, ſeltſame Wortſchaffung, und ſtatt Erhabenheit oft Kälte.“ Freilich die in Rom zurückgelaſſenen Künſtlerfreunde vergötterten Goethe; ſie fanden in ſeinen neuen Schriften Stellen, „dafür Ihnen alle Künſtler der ganzen Welt nicht Dank genug ſagen können und keine Worte, genugſam zu loben, zu finden ſind.“ Aber dieſe Künſtler bedeuteten nichts für das deutſche Publikum. Und als gar Goethe einige Jahre ſpäter die natürliche Offenheit und Freiheit ſeiner „Römiſchen Elegien“ und „Venetianiſchen Epigramme“ dem Publikum erſchloß, da erhoben ſich die ſchärfſten und gehäſſigſten Anklagen gegen die Verkündung der Unſittlichkeit, der die antike Kunſtform nur als Maske diene. Goethe hat ſtolz genug geantwortet: „Solcher Fehler, die Du o Muſe, ſo emſig gepfleget, Zeihet der Pöbel mich, Pöbel nur ſieht er in mir. Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmütig und bieder, Will mich anders; doch Du, Muſe, befiehlſt mir allein.“ Aber dieſer Standpunkt brachte ihn dem deutſchen Publikum nicht näher. Damals hat ein Mann für Goethe den Wert des ganzen deutſchen Volkes gehabt, es war Schiller. Noch mehr: er war für Goethe die Welt, für die der Dichter ſchuf; ſein Verſtändnis war das einzige, das Goethe genügte. Er fand in Schiller „die reine Neigung“, die in einem Kunſtwerke nicht nur alles ſieht, das es enthält, ſondern auch noch hinzubringt, was ihm mangelt. „Was ſoll ich ſagen,“ rief er aus, „um den ganz einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde!“ Und Schiller, obgleich mehr als Goethe kampfluſtig und herausfordernd, iſt doch von beiden der populärere geworden, der ſeinerſeits nun auch Goethe dem Publikum

wieder näher brachte, eine Vermittelung zwiſchen ihm und der Leſewelt darſtellte. In der einigenden, untrennbaren Formel „Goethe und Schiller“ empfand man doch Schiller als den zugänglicheren, näher ſtehenden; Goethe als den abgeſchloſſeneren, fremderen.

Eine andere Stellung aber nahm die romantiſche Schule ein, die um die Wende des Jahrhunderts ſo großen Einfluß gewann.

Sie war Schiller durchaus feindſelig geſinnt, verſuchte aber Goethe von ihm zu trennen, und als ihren eigenſten Schutzpatron zu verkünden und auszunutzen. Es war kein leichtes Unternehmen; aber an Gewandtheit fehlte es beſonders den beiden journaliſtiſchen Führern, den Gebrüdern Schlegel, nicht. Beſonders zwei neuere Werke Goethes erwählten ſie ſich, um an ihm ſich als die ächten Propheten des Meſſias der Poeſie zu erweiſen: „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ und „Hermann und Dorothea“. Das erſtgenannte wurde in einer durchaus einſeitigen Weiſe gedeutet, indem man die Tendenz nach einem durchaus von der Kunſt beherrſchten Leben darin zu finden vorgab und dabei die Schlußentwickelung ignorierte, in welcher der Held ſich von der künſtleriſchen Thätigkeit ablehnt und zum praktiſchen Leben hinwendet. Der romantiſche Sinn erfreute ſich vor allem an der ſorgloſen, locker komponierten Romanform und an den geheimnisvoll lyriſch empfundenen und wirkenden Geſtalten Mignons und des Harfners. An „Hermann und Dorothea“ war eigentlich der homeriſche, epiſch ſtrenge Stil den Romantikern unſympathiſch; allein man nahm ihn hin, und richtete im übrigen den Blick hauptſächlich auf das volkstümlich Anſprechende und Verſtändliche des Werkes, das A. W. Schlegel „faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig, ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend“ nannte.

Nicht lange jedoch konnte zwiſchen Goethe und den Romantikern ein gutes Verhältnis andauern. Zu ſehr wich die myſtiſche, katholiſch-mittelalterliche Anſchauungsweiſe der Schule von der antik-klaren Weltbetrachtung und der ſichern künſtleriſchen Formgebung des Meiſters ab. Sie erkannten bald, daß es vergebene Mühe war, ihn für ihre rückſchrittlichen Beſtrebungen gewinnen zu wollen. Der Ton, in dem ſie über ihn urteilten, änderte ſich ſchnell, und beſonders die neueſten Werke, in denen er in beſtimmter Weiſe ſeine

Kunstanschauungen auszuprägen suchte, fanden von ihrer Seite entschieden Mißbilligung. Nachdem schon seine Kunstzeitschrift „Die Propyläen“ scharf abgewiesen worden war, hieß es von der gewaltigen Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert“: „Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll.“ Goethe, meinte Görres, habe wohl einige poetische Anlage gezeigt; aber die gemeine Natur habe den Sieg davon getragen.

Das fortdauernde Anwachsen der romantischen Strömung hatte entschiedenen Einfluß darauf, daß Goethes einzigartige dichterische Bedeutung dem deutschen Publikum allmählich aus dem Bewußtsein schwand; setzten doch die romantisch Gesinnten ihm Ludwig Tieck gleich! Da war es das Erscheinen des Ersten Teils des „Faust“ (1808), das den Dichter mit einem Schlage über alle Konkurrenz hinaushob.

Goethe, der Dichter des „Faust“! Unter diesem Titel ist er in die Weltgeschichte eingegangen; unter diesem Titel ist er schon bei Lebzeiten eine monumentale Gestalt geworden. Das Urteil, daß der Erste Teil des „Faust“ das größte Dichtwerk der Neuzeit sei, hat sich verhältnismäßig rasch durchgesetzt, und in ihm stimmten die letzten Vertreter der früheren, vorklassischen Zeit, wie Wieland, mit der jüngsten, romantisch erzogenen Generation überein. Goethe konnte noch die volle Wirkung dieses Urteils bei Lebzeiten empfinden. Wie zu einem Patriarchen der Poesie wallfahrtete man zu ihm, nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, von allen Enden der Welt. Den jungen Grillparzer rührte es zu Thränen, daß er dem Manne die Hand reichen durfte, der ihm in der Ferne als Verkörperung der deutschen Poesie fast eine mythische Gestalt gewesen war. Lord Byron, der nicht an einem Übermaß von Pietät krankte, verkündete Goethe als seinen „litterarischen Lehnsherrn“, und von der Einsamkeit seines schottischen Landsitzes wirkte Carlyle als sein Priester; in Frankreich stellte sich die junge Schriftstellergruppe, die sich um die Zeitschrift „Le Globe“ scharte, unter sein Banner; in Italien sah Alessandro Manzoni in ihm den Schutzherrn bei seinem Kampf gegen einen verknöcherten Klassizismus. Die jungaufstrebenden slavischen Litteraturen erblickten in Goethe

die große poetiſche Geſtalt der Gegenwart, die ihnen als Feuerſäule vorleuchtete. —

Aber in Deutſchland ſelbſt machte ſich ſchon in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts wieder eine merkliche Entfremdung, ja mehr und mehr eine entſchiedene Oppoſition geltend. Sie ging aus von dem leidenſchaftlich entwickelten politiſchen und kirchlichen Parteileben, das in der unbefriedigenden Periode, die auf den Wiener Kongreß gefolgt war, ſich in Deutſchland entwickelte, und welches ſich auch auf die Litteratur übertrug. An den Nachwirkungen der damals ſich herausbildenden Urteile über Goethe müſſen wir noch heute leiden, und eine genauere Betrachtung iſt noch von unmittelbar praktiſchem Wert. Ich will nicht eingehen auf den Anteil, den auch Neid und Mißgunſt des jungen deutſchen Dichtergeſchlechts an den feindſeligen Urteilen hatte. Goethe hatte weder für die weltſchmerzliche Poeſie Heines noch für die politiſche Tendenzdichtung der verſchiedenen Parteien Sympathie; er zeigte offen, daß die junge Litteratur des Auslandes ihn oftmals mehr anziehe als die deutſche, — und es iſt wenn auch nicht zu loben, doch nicht zu verwundern, daß ihm die junge Generation mit der angenommenen Geringſchätzung des „kalten Kunſtgreiſes“ antwortete. Wir aber wollen hier nur auf jene tiefer in der Entwickelung Deutſchlands begründeten Entfremdungspunkte eingehen. Die fortſchrittlich, ja radikal geſinnte Oppoſition erklärte Goethe für reaktionär, für einen „Fürſtenknecht“; die nach politiſcher Größe Deutſchlands ſtrebenden patriotiſchen Idealiſten erklärten ihn für politiſch indifferent und verſtändnislos und deshalb für ein Hemmnis der Entwickelung Deutſchlands, die neuerwachte proteſtantiſche Orthodoxie (von der katholiſchen zu ſchweigen) erklärte ihn für unchriſtlich und darum für gefährlich.

Wie ſtand es mit dem erſten Vorwurf? Konnte die damalige Reaktionspartei Goethe als einen der ihrigen in Anſpruch nehmen? War es notwendig, daß die Verfechter des Fortſchritts, „das junge Deutſchland“, ſich von ihm wie von einer vertrockneten Mumie abwandten? Keines von beiden. Seit den erſten Zeiten ſeiner Miniſterſchaft hat ſich Goethe als ein Freund des Volkes bekannt, als ein Feind der Ausbeutung der niederen Klaſſe der Menſchen,

„die gewiß Gott die wohlgefälligſte" iſt, durch die oberen. Freilich aber erhoffte er keine Beſſerung durch gewaltſamen Umſturz, eine Anſchauung, in der ihn die franzöſiſche Revolution noch beſtärkt hatte. Seiner ganzen Anlage nach war er ein Freund der „aufgeklärten Monarchie", der Monarchie Friedrichs des Großen, und dieſe Anſchauung befeſtigte ſich durch das lebenslange Zuſammenwirken mit ſeinem fürſtlichen Freunde Karl Auguſt. Der Liberalismus der Zeit aber hatte gerade ſein Hauptgewicht auf das Erſtreben des parlamentariſchen Regimes gelegt; ihm war die Form wichtiger als die Sache; er fragte weniger danach, ob jemand ein Volksfreund ſei, als danach, ob er Freund einer beſtimmten Verfaſſung ſei. So wurde Goethe, obgleich entſchiedener Vorkämpfer fortſchreitender Entwickelung, ein Stein des Anſtoßes für die liberale Parteimacht. Er umgekehrt, der der Herrſchaft der Majorität mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüberſtand, ſah in jener Feindſchaft nur den Ausdruck des Mißvergnügens darüber, daß er ſich nicht den Schlagworten der liberalen Parteidoktrin fügte, und legte ſeinen Gegnern ironiſch das Epigramm in den Mund:

„Verſtanden hat er vieles recht,
Doch ſollt' er anders wollen!
Warum blieb er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſein ſollen!"

Der zweite Vorwurf, den wir anführten, iſt ſchwerer wiegend, weil er mehr auf Thatſachen beruht; es handelt ſich aber darum, wie man dieſe Thatſachen wertet und ſchätzt. Politiſche Größe war nicht das Ideal, das Goethe vorſchwebte; ſie war auch nicht das Ziel, das er in erſter Linie für ſein tief und wahrhaft geliebtes deutſches Volk erſtrebte. Ihm lag in erſter Linie der Fortſchritt der Kultur, d. h. in ſeinem Sinne die Entfaltung der menſchlichen Kräfte nach jeder Richtung, am Herzen. Der Staat hatte für ihn nur Wert, indem er dieſer Entfaltung Schutz verlieh und auf ſeiner höchſten Stufe ſie auch beförderte. Für Deutſchland erachtete er wohl eine größere Geſchloſſenheit und Einheitlichkeit für wünſchenswert als ſie der traurige Deutſche Bund gewährte. Aber das begeiſterte Sehnen nach Erneuen der deutſchen Kaiſerherrlichkeit lag ihm gänzlich fern. Und die Steigerung des nationalen Bewußt-

ſeins, die zur Ueberhebung oder zu feindſeliger Stellung gegenüber fremden Völkern führt, war ihm Ausdruck einer niederen Kulturſtufe. Er empfahl, daß man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen laſſe, an der Überzeugung jedoch feſthalte, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichne, daß es der ganzen Menſchheit angehöre.

Die Vorwürfe, die ſich um dieſer Geſinnung willen gegen Goethe erhoben, ſind am wirkſamſten vielleicht von Gervinus in ſeiner Litteraturgeſchichte formuliert worden. Er verkündigte, im Gegenſatz zu ſeinem Beruf und zu dem eigentlichen Thema ſeiner Darſtellung, die Zeit der ſchönen Litteratur ſei vorüber und eine Periode rein politiſcher Beſtrebungen angebrochen. Nicht Goethe, ſondern Shakeſpeare, den er nach dem Vorgang der Romantiker über alle Dichter erhob, war ihm da der männlich-ſtarke, zur Führung berufene Geiſt. Man kann, unter dem Druck und Drang der damaligen politiſchen Verhältniſſe, dieſes Mißurteil begreiflich finden; beklagenswert aber war es doch in hohem Maß. Zunächſt wurde dabei gänzlich überſehen, welche Bedeutung gerade auch für den Gewinn nationalen Anſehens und nationalen Selbſtgefühls unſere klaſſiſche Poeſie, insbeſondere die Goethes, beſaß; es wurde überſehen, welcher ideale, zugleich aber auch reale Reichtum darin geboten war, daß ein von der ganzen Kulturwelt patriarchengleich verehrter Mann ein Deutſcher war und inmitten Deutſchlands lebte. Es wurde aber zugleich der tiefe geiſtige Inhalt verkannt, der in Goethes Poeſie unabhängig von den wechſelnden Forderungen der Zeit und des Ortes liegt. Das hohe Ideal allgemein menſchlicher Kultur, den Glauben an die Würde, an die innere Einheit des Menſchentums, glaubte man wie ein abgetragenes Kleid wegwerfen zu dürfen, ja zu müſſen.

Man könnte nun vielleicht denken, daß die Parteien, welche ſowohl den liberalen als den nationalpolitiſchen Ideen fernſtanden, den von dieſen Seiten verketzerten Dichter auf den Schild erhoben hätten; allein auch dies war nicht der Fall. Einerſeits war denn doch vieles in Goethes Schriften und ſonſtigen Äußerungen zu finden, das den Gedanken, in ihm einen Verfechter beſchränkter Reaktion zu ſehen, ausſchloß, andererſeits wirkte hier der kirchliche

Standpunkt der konservativen Parteien entschieden mit. Bekanntlich war ja eine sehr entschiedene Rückkehr zu den Formen der lutherischen Rechtgläubigkeit nach den Freiheitskriegen erfolgt, und es war diese kirchlich engherzige Anschauungsweise fest mit der politisch-reaktionären verwachsen. Von dieser Seite nun war das Schlagwort ausgegeben, Goethe sei ein „Heide" und somit ein schlimmer Verlocker und Verführer von dem Pfade christlicher Entwickelung des Staates und Volkes. Wie stand es nun mit diesem Vorwurf? Nicht anders als mit den früheren; es lag ihm etwas Thatsächliches zu Grunde, aber in der parteimäßigen Ausprägung und Verzerrung war es unwahr. Goethe, der Verehrer der Antike nicht nur der Form, sondern auch dem Geiste nach, hat sich in pointierter Weise zu Zeiten wohl als Heiden bezeichnet; aber wer daraufhin seine religiösen Anschauungen untersuchen will, der muß auch zugleich die Aussprüche herbeiziehen, in denen er sich als Christen bekennt, zwar nicht im Sinne des Kirchenglaubens, wohl aber im Sinne des Stifters der christlichen Religion selber. Goethe war viel zu wenig Schwärmer, viel zu sehr Verehrer der thatsächlichen geistigen Mächte, als daß er den gewaltigen Fortschritt, den das Christentum in die Welt gebracht, verkannt und speziell auch die Bedeutung der lutherischen Reformation nicht gewertet hätte. Daß die sittliche Hoheit der Evangelien nicht übertroffen werden könne, hat er ausdrücklich bekannt, — und daß wir der Reformation es zu danken haben, fest und frei auf dem Boden eigener Überzeugungen stehen zu können, hat er mit Enthusiasmus ausgesprochen. Und auch für den, der von solchen Aussprüchen nicht Kenntnis hatte, konnte der „Westöstliche Divan" deutlich bekunden, welchen Wert er monotheistischen Gedanken beilegte, konnten die Hauptwerke seines Alters, die „Wanderjahre Wilhelm Meisters" und der zweite Teil des „Faust" genugsam bezeugen, welche hohe Stelle in seinem Geistesleben christliche Ideen einnahmen. Aber dies alles wurde ignoriert; einzelne Aussprüche, besonders aus der Zeit der „Italienischen Reise", immer von neuem aus ihrem Zusammenhang herausgerissen und beleuchtet, und mit den demokratischen und republikanischen Blättern wetteiferten die Kirchenzeitungen darin, den größten deutschen Geist zu verunglimpfen

Im allgemeinen galt Goethe als ein Mann, der einige Meisterwerke geschrieben habe, aber in vielem auch sich als dilettantisch und in seiner Lebensführung sich als charakterlos gezeigt habe.

Die Verständnis- und Pietätlosigkeit gegenüber Goethe dauerte bis über das Jahr 1848 hinaus. Goethes 100. Geburtstag, der mitten in das Gewühl der Revolutionsjahre hineinfiel, bedeutet vielleicht den Tiefpunkt in der Schätzung des Dichters. Nur an wenigen Orten, wie hier in Frankfurt, wurde er entsprechend gefeiert; im allgemeinen ließ man ihn gleichgültig vorübergehen. Aber mit dem Abschluß jener wilden Zeit, in den fünfziger Jahren, beginnt die Gestalt langsam emporzutauchen, und die tiefen, großen Augen dieses göttlichen Hauptes leuchten den Deutschen in einem neuen Glanze. Das Gefühl war zum Durchbruch gekommen, daß es etwas besseres und höheres gebe als die Schlagworte der Parteien. Zunächst waren es die Dichter, die das empfanden. Sie warfen das Joch der Tendenzen ab, der radikalen oder der reaktionären, unter dem sie geseufzt hatten; die neue Generation wollte vor allem künstlerisch schaffen und wollte ihre Lebenserkenntnis sich nicht durch die Brille der Tendenzen trüben lassen. Und sie fand in Goethe ihren Führer. Mochte sie sich, wie ein Gottfried Keller es that, realistischer Darstellung zuwenden, mochte sie wie ein Paul Heyse sich in den Dienst der schönen Form stellen, — überall bekannte sie sich als Schülerin und Nachfolgerin Goethes, der für die Frage jedes nach der Höhe der Kunst Strebenden eine fördernde Antwort bereit hat und nur verstummt, wenn man ihn über seine Zustimmung zu schematisch ausgeklügelten Formeln inquiriert.

So erfreulich dieses ehrfurchtvolle und sympathetische Aufschauen des jüngeren Dichtergeschlechts auch war, eine größere Bedeutung noch hat doch die veränderte Stellung der Wissenschaft zur Gesamtleistung Goethes gewonnen. Wir haben vorhin Gervinus genannt, dessen litterarhistorische Betrachtung zu mißgünstiger Beurteilung Goethes führte; wir könnten hier auch noch den lange maßgebend gewesenen Ästhetiker Vischer namhaft machen, der seine ganze Ästhetik, so philosophisch er sie auch deduzierte, thatsächlich auf Shakespeare gründete und Goethe einfach an Shakespeare wie

an einem feſtſtehenden Modelle maß. Die deutſche Äſthetik hat ſich von dieſer Verirrung noch nicht vollſtändig erholen können, und trotz mannigfacher Verſuche iſt die Bedeutung Goethes für die Theorie der Kunſt und ſpeziell der Poeſie noch nicht vollkommen zur Geltung gelangt, obgleich ich überzeugt bin, daß die Löſung der die Gegenwart erfüllenden künſtleriſchen Probleme bei Goethe zu finden iſt. Was aber die Äſthetik unſerem großen Dichter ſchuldig blieb, das leiſtete ihm die mehr und mehr hiſtoriſch und philologiſch ſich geſtaltende Litteraturwiſſenſchaft. Seit 1860 etwa wurde ſie eine Macht im deutſchen Geiſtesleben. Und ſo liebevoll, eingehend und treu, wie ſie ſich in unſeren ganzen litterariſchen Beſitz verſenkte, konnte ſie nicht anders als die einzigartige Bedeutung Goethes nach den verſchiedenſten Richtungen hin erkennen. Michael Bernays und Wilhelm Scherer ſind die Hauptführer auf dieſem Wege geweſen, die dabei freilich auch von den verſchiedenſten Seiten her Unterſtützung erhielten. Wenn früher die Goethe-Forſcher und -Verehrer eine „ſtille Gemeinde" gebildet hatten, die ſich beſonders um den treuen Sammler der Schriften des jungen Goethe, S. Hirzel, ſcharte, ſo pflanzten jetzt auf den verſchiedenſten Seiten rüſtige Mitkämpfer das Goethe-Banner auf, der Juriſt Guſtav von Loeper, der Kulturhiſtoriker Viktor Hehn, der Kunſthiſtoriker Hermann Grimm. Nicht der einzelne konnte das Bild des ganzen Goethe erfaſſen; aber gerade durch die eindringende Art, mit welcher jeder einen Teil ſich aneignete und durchdrang, wurde allmählich die objektive Würdigung des Ganzen ermöglicht. Wenn Wilhelm Scherer und ſeine Schule hauptſächlich den jungen Goethe im Sturm und Drang emporhoben, ſo vertieften ſich Grimm und Hehn beſonders in den der mittleren Zeit, der ſich in Italien zum klaſſiſchen Künſtler ausgebildet hatte; Loeper erſchloß mit tief dringendem Verſtändnis die Lebensweisheit des zu univerſeller Weltbetrachtung gereiften Greiſes.

Wohl führte dieſe eindringende Forſchung, die auch die Kärrnerarbeit unbedeutender Geiſter nötig hatte, auch manches Kleinliche mit ſich, was ein größeres Publikum ermüden und abſtoßen mußte; im ganzen aber diente ſie doch mit Erfolg ihrem hohen Geſamtziele, und ſie hat auch ſchon eine Reihe zuſammenfaſſender,

ſowohl biographiſcher als betrachtender Werke hervorgebracht, die dem geiſtigen Genuß auch anſpruchsvoller Leſer dienen können; die Zeit, in der das Werk eines Engländers die beſte Biographie Goethes genannt werden durfte, iſt längſt vorüber.

Die Wirkung, welche dieſe vertiefte und bereicherte Kenntnis hervorgerufen, zeigt ſich uns aufs ſchlagendſte, wohin wir in unſerer geiſtigen Produktion den Blick richten. Wir finden Werke der verſchiedenſten Art, theologiſche und philoſophiſche, geſchichts- oder naturwiſſenſchaftliche mit Beziehungen auf Goethe, mit Goetheſchen Zitaten, beſonders reflektierender, das Leben würdigender und beurteilender Art erfüllt. Wir finden, daß faſt jeder Schriftſteller gern ſich auf Goethes Zeugnis beruft, ſei es nun indem er ſich als einen Anhänger bekennt, ſei es indem er ſich als Gegner fühlt, der ſich aber doch freut zu konſtatieren, daß ſelbſt Goethe, obgleich eigentlich von anderer Grundanſchauung aus, doch ebenſo wie er ſelbſt geurteilt habe. Der unerſchöpfliche Reichtum und die unabſehbare Vielſeitigkeit Goethes ermöglicht leicht dieſe Ausnutzung. Freilich muß der Dichter dann auch wohl zum Eideshelfer für Behauptungen gepreßt werden, die ſeinen wirklichen Anſchauungen durchaus widerſprechen. Habe ich doch ſogar ſchon geleſen, daß man Goethe als Gewährsmann gegen die klaſſiſche Bildung angeführt hat, ihn, den glühendſten, hingebendſten Verehrer der unvergänglichen Größe antiker Kultur! Auf die verwirrende Fülle von Einzelheiten, die hier hervorzuheben wären, will ich nicht eingehen, — und Ihre Aufmerkſamkeit, verehrte Anweſende, nur noch auf zwei Punkte richten, in welchen in letzter Zeit Goethes Name zum Programm und zum Feldruf gemacht worden iſt.

Ich meine in erſter Linie den Darwinismus, ſpeziell in der Form und Ausprägung, die ihm durch Häckel gegeben worden iſt. Häckel hat oftmals ſich auf Goethe als einen Gewährsmann berufen, und beſonders in ſeinem letzten vielbeſprochenen Werke, „Welträtſel“, in welchem er gleichgültig über alle philoſophiſchen Grundlagen hinwegſchreitend, alle Probleme, die ſich unſerem Geiſt aufdrängen, mit naturwiſſenſchaftlichem Dogmatismus für gelöſt erklärt.

Wie ſteht es mit der Berechtigung zu dieſer Anrufung

Goethes? Auch hier ist die Antwort nicht mit einem einfachen „Ja“ oder „Nein“ zu geben.

Gewiß hat Goethe den Drang in sich gefühlt, das Ganze der Natur zu überschauen, sie als Einheit aufzufassen, alle Erscheinungen der Natur, wie Faust es ausspricht, als Brüder zu erkennen. Die Umwandlungen, welche durch inneren Bildungstrieb, wie durch äußere Einflüsse die einzelnen Erscheinungen erleiden, hat er mit eingehendstem Interesse verfolgt. Aber dies Interesse war doch mehr ein formales, ästhetisches, als ein entwicklungsgeschichtliches. Ihm lag daran, ein einheitliches Bildungsprinzip aufzufinden, nach welchem die Erscheinungen organisch gegliedert, zusammenfassend überschaut werden könnten. Nicht aber lag ihm daran, eine Entstehungsgeschichte der organischen Welt zu geben oder gar einen Stammbaum der organischen Wesen aufzustellen. Er betrachtete die Natur wie eine große Künstlerin, die in einer stufenförmigen Folge sich in immer höheren Schöpfungen bethätige; aber er leitete nicht diese Schöpfungen real-historisch eine aus der anderen ab. Am allerwenigsten aber war er dazu geneigt, auf Grund naturwissenschaftlicher Beobachtungen und Studien die Probleme des Geisteslebens und der persönlichen Willensbethätigung für gelöst zu halten. Es war ein Grundsatz seiner Betrachtungsweise, daß alles Forschen zuletzt auf ein Unerforschliches führt, vor dem man sich zu bescheiden habe. Das höchste Glück lag ihm darin, bis zu den Grenzen des Erforschlichen vorzudringen und was darüber hinausliege, „staunend zu verehren“. Und so dürfen wir aussprechen, daß unter neuern Naturforschern Dubois-Reymond in seinem „Ignorabimus“ mit Goethe mehr übereinstimmt als Häckel in seiner Lösung der Welträtsel.

Noch in einer ganz anderen Richtung haben wir in allerletzter Zeit den Namen Goethes als ein Panier entfaltet gesehen. Als sich die Freiheit der Kunst, der bildenden wie der redenden, durch engherzige Auffassung und durch geplante äußere Beschränkungen bedroht sah, da scharten sich die Verteidiger jener Freiheit um die Tradition der gewaltigen Autorität Goethes. Thaten und thun sie das mit Recht? Soweit nur die Freiheit der Kunst auf ihrem eigenen Gebiet in Betracht kommt, gewiß!

Goethe hat es oftmals und mit Leidenschaft ausgesprochen, daß die Kunst von jeder Einwirkung nicht künstlerischer Motive befreit sein müsse; wolle man sie solchen unterordnen, so thäte man besser, ihr einen Mühlstein an den Hals zu hängen und sie zu ersäufen, statt sie nach und nach ins Nützlich-Platte absterben zu lassen. Der Künstler sei frei, verkündet er, in der Wahl seines Stoffs; durch die künstlerische Behandlung werde jeder Stoff geadelt, und es sei ein „Majestätsrecht" des Künstlers, einen jeden ergreifen zu dürfen. So darf Goethe mit vollem Recht als ein Schutzherr freier Kunstübung verehrt werden. Wenn man aber aus Anlaß jener Bewegung von manchen Seiten weiter gegangen ist und eine neue Welt- und Lebensanschauung auf rein künstlerischer Grundlage proklamiert hat, wenn man sogar eine rein ästhetisch bedingte Lebensführung an Stelle der sittlichen Pflichterfüllung hat setzen wollen, so hat man kein Recht, sich auf Goethe zu berufen. Goethe war in seiner universellen Geistesentwickelung und Betrachtungsweise weit davon entfernt, das Leben einseitig einer einzigen Beleuchtung zu unterstellen und nach einer einzigen Richtschnur zu messen. Ihm standen die verschiedensten geistigen Mächte, ethische wie staatsbürgerliche, wissenschaftliche wie religiöse vor Augen, — und so hoch die Schätzung auch war, die er der Kunst zollte, so wies er ihr doch nur eine selbständige Stellung *neben* jenen andern Mächten, nicht *über* ihnen an. Und niemals war es seine Meinung, daß auf dem Gebiet des sittlichen Handelns jener Ausspruch Tassos: „Erlaubt ist was gefällt" an die Stelle des „Erlaubt ist, was sich ziemt" treten sollte.

Wenn wir aber auch unser Urteil vorsichtig abmessen, — Thatsache ist und bleibt es doch, daß Goethe heute als ein Vorkämpfer geistiger Freiheit und des Fortschritts gefeiert wird, während man vor zwei Menschenaltern in ihm den Freund des Stillstands, der Knechtung des Geistes sah. Welch wunderbarer Wandel. Was würde ein Ludwig Börne dazu sagen, wenn er heute aufstünde, er, der Goethe „eine dürre prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten" nannte? Und wie sollen wir selber uns fassen und uns stellen, wenn dieser Wandel uns zu verwirren, uns das Urteil zu rauben droht?

Hören wir einige Ausſprüche, in denen Goethe ſich ſelber beurteilt! „Sinn und Bedeutung meiner Schriften", bekannte er am Ende ſeines Lebens, „iſt der Triumph des Reinmenſchlichen." Und „wer meine Schriften und mein ganzes Weſen verſtehen gelernt, wird bekennen, daß er eine gewiſſe innere Freiheit gewonnen." — Dieſe innere Freiheit können freilich nur diejenigen gewinnen, die Goethe nicht in die Feſſeln ihrer eigenen Beſchränktheit einfangen wollen, die nicht unternehmen wollen, ihre Unfreiheit durch ſeinen Namen, durch einzelne ſeiner Ausſprüche zu beſchönigen und zu ſchmücken. Jenes Reinmenſchliche, und darum ſo unendlich Weite und Tiefe ſeiner Schriften wird nur der faſſen und genießen können, der ſich in Goethe als in eine eigene ſelbſtändige Größe zu vertiefen und mit ihr innerlich zu leben unternimmt.

Nicht danach haben wir zu fragen, wie er ſich zu unſeren Meinungen und Urteilen ſtellen würde, ſondern es gilt ihn und ſeine Lebensauffaſſung zu erforſchen und zu erkennen und uns dann zu fragen, wie wir uns dazu ſtellen wollen, was wir uns davon aneignen können. Anhänger im Sinne einer litterariſchen Schule hat Goethe ſich ſelber niemals gewünſcht; er war ſogar abweiſend gegen ſolche, die ſich unter dieſer Deviſe ihm näherten; aber zu erſchauen, zu empfinden, daß das, was er entworfen und ausgeführt hatte, nun in anderen weiter fortwirkte, in ihrem Weſen und Wollen zu neuen Erſcheinungen Anlaß gab, das gewährte ihm die höchſte Befriedigung. Gegenüber dem Augenblicke bekannte er die volle Verachtung des Erfolgs zu empfinden; „was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindeſten gleichgültig; vielmehr iſt der *Glaube* an ihn mein Leitſtern bei allen meinen Arbeiten." Wir dürfen es ſagen, daß dieſer Glaube mehr und mehr ſeine Erfüllung findet, daß die Geſtalt Goethes uns immer erhabener und doch lebendiger und verſtändlicher wird. Wer heute Goethe gegenüber grobe Verſtändnisloſigkeit beweiſt, ſetzt damit nur ſich ſelber herab. Wir dürfen hoffen, daß die Zeit nicht ferne iſt, in welcher er im geiſtigen Beſitz und Leben unſerer Nation die Stellung einnimmt, wie ſie unter den Italienern unbeſtritten Dante als geiſtiger Heros des Volkes

inne hat. Wenn aber das geſchieht, ſo werden wir zugleich uns eines viel reicheren und lebensvolleren Gewinnes erfreuen als jene. Denn Dante, durch einen Zeitraum von 600 Jahren getrennt, iſt doch mehr eine unbedingt angeſtaunte und verehrte Rieſengeſtalt, als eine, die unmittelbar uns Menſchen der Gegenwart nahetritt, auf uns einwirkt. Goethe aber iſt uns noch nahe und eng verwandt, und je mehr wir in ihn eindringen, deſto mehr verwundern wir uns, wie ſehr er unſerer Zeit anzugehören ſcheint, weil er eben der ſeinigen vorauseilte. Dantes Werk gleicht einem gewaltigen gotiſchen Dom auf ſteiler Höhe emporragend, zu der man hinaufſchaut, die aber zu erklimmen nur wenigen vergönnt iſt; Goethes Lebenswerk einem reichgegliederten Bau von feinſter rythmiſcher Anlage, deſſen Ganzes ſchwer zu überſchauen iſt, der aber durch viele Pforten Einlaß gewährt, und in dem wir bald in ernſten friedlichen Hallen, bald in heiter lachenden Gärten wandeln dürfen, um immer Neues, Überraſchendes zu entdecken, und allmählich, von der harmoniſchen Anlage des Geſamtplanes überwältigt, im Innerſten beglückt zu werden. Was Schiller an dem „Wilhelm Meiſter“ geprieſen, das gilt von Goethes geſamtem Lebenswerk: „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da.“ „Es iſt nirgends beſchränkt als durch die rein äſthetiſche Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt es mit dem Unendlichen zuſammen.“

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieſer Sektion ſprachen am

30. Mai Herr Dr. L. Fränkel, Aſchaffenburg über
„Der romaniſche Jahresbericht und ſeine Bedeutung."

27. Juni 1900 Herr Oberlehrer Dr. Banner über
„Den 9. allgemeinen deutſchen Neuphilologentag in Leipzig."

29. Auguſt Herr Oberlehrer Dr. Wohlfeil über
„Allerlei Beobachtungen auf neuſprachlichem Reformgebiete."

* * *

Bericht über den IX. allgemeinen deutſchen Neuphilologentag in Leipzig (Pfingſten 1900) von Oberlehrer Dr. Banner.

Zum üblichen Termine während der Pfingſtferien, immerhin etwas zu ſpät, um den Gang der Verhandlungen auf der gleichzeitig tagenden Berliner Schulreform-Konferenz irgendwie beeinfluſſen zu können, fanden ſich die Neuphilologen Deutſchlands am 4. Juni d. Js. zur 9. Hauptverſammlung in Leipzig zuſammen. Der Ort war gut gewählt. Gleich weit ungefähr von der Oſt- und Weſtgrenze des Reiches, in derſelben Spanne Zeit von Hamburg und Nürnberg, ebenſo bequem von München wie von Kiel zu erreichen,

mit einem von Schulmännern bevölkerten Hinterlande, die Universitäten Berlin, Halle, Jena in allernächster Nähe, mochte die geistige Kapitale des Königreichs Sachsen, die Hauptstadt des deutschen Buchhandels, einen gewaltigen Zusammenfluß von Kongreßmitgliedern in ihren Mauern erwarten. Wenn der Besuch nun den Erwartungen nicht ganz entsprach — die Zahl der Teilnehmer belief sich auf 206 —, so lassen sich dafür mehrere Gründe anführen: der am meisten an der Oberfläche liegende ist wohl in einem Versehen des Ortsvorstandes zu suchen. Dieser hatte es versäumt, wie sonst üblich, bei den Ministerien der deutschen Einzelstaaten um einen über die Pfingstferien hinausreichenden Urlaub für die Kongreßteilnehmer vorstellig zu werden, und so wurde diesem und jenem die Reise nach Leipzig unmöglich gemacht.

Die Ankömmlinge fanden sich, wie das so Brauch ist, am Vorabend des ersten Kongreßtages zusammen, und jeder Zuwachs wurde von allen Seiten freudig begrüßt. Bereits am Nachmittag war ein Stück Arbeit erledigt worden. Der Ortsvorstand und die Delegierten der einzelnen neuphilologischen Vereine hatten sich zusammengethan, um über mehrere, für alle Glieder der neuen Organisation giltige Statuten zu beraten. Das Hauptverdienst des Leipziger Ortsvorstandes und insbesondere dasjenige des Herrn Prof. Martin Hartmann lag ja im Grunde genommen vor der Versammlung. Seinen Bemühungen ist es namentlich zu danken, daß sich in den zwei Jahren seit dem Wiener Neuphilologentage die Zahl der Ortsverbände und damit diejenige der Mitglieder so bedeutend vermehrt und daß endlich auch ein festerer Zusammenschluß unter ihnen stattgefunden hat. Mit Genugthuung durfte der Vorort feststellen, daß dank seiner Rührigkeit die Zahl der Mitglieder des Neuphilologen-Verbandes auf 1250 angewachsen sei, während er vor zwei Jahren sogar gegen seinen früheren Bestand zurückgegangen war und nur 720 Zugehörige zählte.

Am Morgen des 5. Juni um ½9 Uhr versammelten sich Vorstand, Ehrengäste, Delegierte und die Vortragenden im großen Sprechzimmer der Universität auf dem Augustusplatze, um dann eine halbe Stunde später unter dem Klange von Fanfaren über das herrliche Treppenhaus in die Aula zu gelangen, wo sich

unterdes auch die anderen Teilnehmer eingefunden hatten. Prof. Dr. Wülker, der bekannte Anglist der Universität Leipzig, eröffnete die erste allgemeine Sitzung mit einer Begrüßung der geladenen Ehrengäste und der übrigen Mitglieder des Kongresses, schilderte die Thätigkeit des Ortsvorstandes, zählte die geplanten Veranstaltungen auf und gedachte der seit dem 8. Neuphilologentage Verstorbenen, darunter des Breslauer Anglisten Kölbing und des namentlich um die Shakspeare-Forschung hochverdienten Immanuel Schmidt, der auf so unglückliche Weise ums Leben gekommen. Auf Professor Wülker folgte der sächsische Kultusminister von Seydewitz. Er begrüßte als Vertreter der höchsten Unterrichtsbehörde des Landes die Erschienenen, denen gegenüber er mit Stolz auf die Leistungen seines Ministeriums in Sachen der Neuphilologie hinweisen konnte. Die Forderungen, die auf dem Programm der Versammlung ständen, seien im Königreich Sachsen größtenteils schon erfüllt. Leipzig habe einen ordentlichen Professor auch für englische Philologie, praktische Sprachlehrer für die der modernen Philologie Beflissenen hielten wohlgeordnete Übungen ab, und durch eine Zahl von Reisestipendien sei der neusprachlichen Lehrerschaft ein oft wiederholter Aufenthalt im Auslande ermöglicht. Diese Errungenschaften seien allerdings auf vielfache Anregungen und nachdrückliches Bemühen des neuphilologischen Verbandes mit zurückzuführen, und er freue sich des lebendigen Strebens in diesen Kreisen und empfinde ein kleines Zuviel weniger unangenehm als ein allzu zaghaftes Vorgehen oder gar das nüchterne Beharren in ausgefahrenen Gleisen. Als Vertreter der Alma Mater, die alle Zweige der Wissenschaft mit gleicher Liebe umfasse, des jüngsten Sprößlings aber, der neueren Philologie, sich noch ganz besonders anzunehmen habe, sprach der gegenwärtige Rektor der Universität, Prof. Dr. Kirchner. Es folgte der Oberbürgermeister der Stadt, um den Teilnehmern die vom Ortsverein veranstaltete Ausstellung neusprachlicher Bücher und Anschauungsmittel ans Herz zu legen und zugleich die erfreuliche Mitteilung zu machen, daß man die Erhaltung und beständige Erweiterung des ausgestellten Lehrmittelschatzes im Rahmen der Stadt Leipzig sich wolle angelegen sein lassen. Es sei zu hoffen, daß die städtischen

Behörden nach dem Muſter der Comenius-Ausſtellung auch eine neuphilologiſche in ihren Mauern gutheißen und die erforderlichen Mittel zur Verfügung ſtellen würden. Selbſtverſtändlich hätten ſämtliche Verbandsmitglieder gleiches Anrecht an dieſem Lehrmittelſchatz, der ja gerade in der Buchhändlerſtadt des deutſchen Reiches ſchneller Förderung gewärtig ſein dürfe. Als Abgeſandter des franzöſiſchen Unterrichtsminiſteriums ſprach ſodann Prof. Charles Schweitzer, der wohl jedem Neuphilologen, dem ein längerer Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt vergönnt geweſen, in beſter Erinnerung iſt durch ſein liebenswürdiges Entgegenkommen gegen Angehörige unſrer Nationalität, ſein Verſtändnis für deutſche Eigenart und ſein thatkräftiges Intereſſe für Verbreitung unſerer Sprache im Nachbarlande. Für die engliſche Lehrerſchaft übermittelte Grüße an den Neuphilologenkongreß Mr. Weſton Ewe, ein mit engliſchen wie auch mit deutſchen Schulverhältniſſen wohl vertrauter Pädagoge. Den Schluß der Begrüßungsreden machte Prof. Dr. John Koch, der im Namen der „Berliner Geſellſchaft für deutſche Philologie“ ſprach. Hierauf nahm der bekannte Romaniſt der Wiener Univerſität, Prof. Meyer-Lübke, das Wort zu ſeinem Vortrage: „Über den Urſprung der romaniſchen Sprachen“. Der Einfluß phyſiologiſch-pſychologiſcher Vorgänge auf die Differenzierung der romaniſchen Sprachen — ſo führt Redner aus — werde überſchätzt, insbeſondere ſei der ſo oft ins Feld geführte Zug zur Bequemlichkeit und Läſſigkeit als ſprachbildender Faktor abzuweiſen. Auch der Hinweis auf den kürzeren oder längeren Zeitraum, der zwiſchen der Romaniſierung der verſchiedenen Provinzen des Römerreichs lag, genüge nicht zur Erklärung der tiefgehenden Unterſchiede in den einzelnen Tochterſprachen des Latein. Nicht durchaus wiſſenſchaftlich nachweisbar ſei ferner die Annahme, daß die Vermiſchung des Latein mit dieſem oder jenem in den Provinzen herrſchenden Idiom dieſe oder jene Abart der romaniſchen Sprachenfamilie ergab. All dieſe Momente können zwar in einzelnen Fällen zur Erklärung herangezogen werden, das Hauptmoment aber liege ohne Zweifel in der Entwickelung der politiſchen Verhältniſſe in den von Rom unterworfenen Landesteilen. So läßt beiſpielsweiſe das Sardiniſche

und das Korſiſche manche Eigentümlichkeit vermiſſen, die ſämtliche andere romaniſche Sprachen aufweiſen. Um dies zu verſtehen, braucht man dann eben nur daran zu denken, wie der Vandalenkönig Geiſerich um die Mitte des 5. Jahrhunderts Sardinien und Korſika zu ſeinem afrikaniſchen Reiche geſchlagen und ſo die ſprachliche Entwickelung auf den beiden Inſeln von den übrigen romaniſchen Ländern unabhängig gemacht hat. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel hat die Araberherrſchaft die allzuüppige Bildung romaniſcher Dialekte verhindert, ſo daß weſentlich nur drei Hauptidiome, das Spaniſche, das Kataloniſche und das Portugieſiſche, aufkamen. In Italien hinwiederum, wo kein Hindernis vorhanden war, treibt die Dialektentwickelung die reichſten Blüten, allerdings nicht, ohne eine gewiſſe Beziehung zu den Völkergruppen der alten Welt auf italiſchem Boden zu verraten. Ähnlich in Gallien. Auf jeden Fall, ſo betonte der Redner wiederholt, ſei bei derartigen Unterſuchungen für die romaniſchen Sprachen die Analogie mit den indogermaniſchen abzuweiſen.

Auf Meyer-Lübke folgte Prof. Vietor (Marburg) mit ſeinem Vortrage über „Neuphilologiſche Wünſche für Univerſität und Schule", der in dem Antrag gipfelte:

Die IX. Hauptverſammlung des Verbandes der Deutſchen Neuphilologiſchen Lehrerſchaft nimmt die folgenden Sätze an und erſucht den derzeitigen Vorſtand, ſie den Unterrichtsverwaltungen in Deutſchland und Deutſch-Öſterreich zu geneigter Beachtung zu empfehlen:

Satz I). Es iſt zu wünſchen, daß an allen Univerſitäten deutſcher Zunge, wo dies noch nicht der Fall iſt,

a) die engliſche Philologie mit einem etatsmäßig beſoldeten Ordinariate bedacht werde;

b) den wiſſenſchaftlichen Vertretern der neueren Philologie durch Reiſeſtipendien der oft zu wiederholende Aufenthalt im Auslande erleichtert werde;

c) je ein geborener Franzoſe und Engländer als praktiſcher Sprachlehrer (Lektor) angeſtellt und auskömmlich beſoldet werde.

Satz II). Es iſt zu wünſchen, daß an allen höheren Schulen,

wo dies noch nicht der Fall ist und die entsprechenden Verhältnisse vorliegen,

a) die im neusprachlichen Unterrichte etwa schon gewährte Freiheit der Methode auch bei der behördlichen Kontrolle anerkannt, z. B. der Erfolg der „neuen" oder der „vermittelnden" Methode nicht nach dem Maßstabe der „alten" beurteilt werde;

b) in der Abschluß- und der Reifeprüfung statt der Übersetzung auch eine freie Arbeit im Französischen und Englischen gestattet, wenigstens aber bei der Übersetzung in das Deutsche auch das fremdsprachliche Diktat als Leistung in Anschlag gebracht werde.

Satz III). Es ist zu wünschen, daß in Staaten mit Oberrealschulen wie den Abiturienten der Gymnasien und der Realgymnasien, so auch denen der Oberrealschulen die Berechtigung zum Studium der neueren Philologie zuerkannt werde.

Aus den über die einzelnen Sätze sich entspinnenden Debatten ergab sich für Satz I in allen seinen Teilen, wie erklärlich, nahezu uneingeschränkte Zustimmung. Satz II traf in seinen beiden Bestimmungen so eng mit einigen Wendtschen Thesen zusammen, daß mancher seine Einwendungen gegen neue Methode und freie Arbeit im neusprachlichen Unterricht bis zur Beratung dieser letzteren aufheben mochte. Doch auch da war die allgemeine Signatur Zustimmung, und jedenfalls verdienen die Bemühungen Vietors um eine zweckentsprechende Änderung in der Zielleistung unserer Gymnasiasten den ungeteilten Beifall der davon berührten Lehrerwelt. Ein seinem Wunsche entsprechender Regierungsbeschluß, das fremdsprachliche Diktat im Französischen neben der Übersetzung bei der Gymnasialreifeprüfung in Anrechnung zu bringen, wäre der erste Schritt dazu, die Arbeit aus einer vorwiegend deutschen Leistung zu einer französischen umzugestalten.

Die beiden ersten Vietorschen Thesen gelangten also, unter Ablehnung vorgeschlagener Änderungen, glatt zur Annahme. Dagegen entspann sich um Satz III eine sehr erregte Diskussion. Die uneingeschränkte Zulassung der Oberrealschulabiturienten zum Studium der neueren Philologie fand in der Versammlung eine

ſtarke Gegnerſchaft, deren Wortführer Prof. Suchier (Halle) war. Immerhin blieben die Gegner in der Minderheit, und ſo gelangte auch Theſe III zur Annahme, u. z. mit 95 gegen 55 Stimmen.

Den Schluß der erſten Sitzung bildete der Vortrag des Prof. Friedwanger (Wien) über Frau von Staels Anteil an der romantiſchen Bewegung in Frankreich. „Betrachtet man — ſo führte Prof. Friedwanger aus — mit Brunetiere die Romantik als einen Ausfluß von Ideen der franzöſiſchen Revolution, der nordiſchen Litteratur und der deutſchen Philoſophie, ſo iſt allerdings Frau von Stael eine Vertreterin der Romantik in vollem Sinne. So ſpiegele ſich J. J. Rouſſeaus Einfluß namentlich in Delphine und Corinne wieder. Durch ihr Buch „Über Deutſchland" habe ſie die Wertſchätzung deutſcher und engliſcher Dichtung in Frankreich erhöht. Und zur Verbreitung deutſcher Philoſophie habe ſie in ihrem Lande jedenfalls auch beigetragen. Allein man überſchätze ihr Wirken. Denn einerſeits ſei ſie nicht ganz frei geweſen von Vorurteilen gegen die deutſchen Romantiker, und vor und neben ihr hätten franzöſiſche Emigranten in Wort und Schrift den fremden Erzeugniſſen in Frankreich den Weg gebahnt, auf der anderen Seite aber hätten Überſetzungen von Kants, Fichtes und Schellings Werken jenſeits des Rheins ſchnell Eingang gefunden und Frau von Staels Wirken bald in Schatten geſtellt."

Der Mittwoch als zweiter Sitzungstag wurde von der Durchberatung der Wendtſ[illegible]heſen vollſtändig in Anſpruch genommen. Prof. Dr. Guſtav Wend[illegible] (Hamburg) leitete die Verhandlung mit einem Vortrag ein, der in lichtvoller Weiſe einen Überblick über die Stellungnahme der neuphilologiſchen Lehrerwelt zu ſeinen Theſen ſeit dem Wiener Neuphilologentage gab. Die zwei Jahre bis zu gegenwärtigem Termin hatte Wendt jede Äußerung in der Preſſe für und wider ſeine Leitſätze ſorgſam gebucht, zu mancher ſelbſt das Wort genommen und ſich allmählich ein klares Bild über die Stimmung unter den Fachgenoſſen verſchafft. Das zeigte ſich deutlich auch in der Art, wie der Antragſteller zu verſchiedenen Malen in die Diskuſſion eingriff, wo er zumeiſt das löſende Wort ſprach. Deſſenungeachtet ließ ſich nicht verkennen, daß, wie ſo oft in ſtrittigen Fragen, die ſchließliche Einigung hier und dort nur

*

durch die Reſignation der numeriſch ſchwachen Gegnerſchaft zuſtande kam. Die Gegner waren ja vornehmlich in den Reihen der Gymnaſial- und vielleicht auch in denen der Realgymnaſial-Männer zu ſuchen. Die aber hatten, vermutlich auf Wendts nachdrückliche Verſicherung hin, daß es ſich in ſeinen Leitſätzen immer nur um die oberen Klaſſen der Realanſtalten handele, beſchloſſen, Gundlachs Vorſchlag entſprechend, am Donnerstag Morgen zu einer Sonderberatung über die Wendtſchen Theſen zuſammenzutreten. Ich für meinen Teil habe dieſen Beſchluß ſehr bedauert und meinem Bedauern auch in der allgemeinen Sitzung Ausdruck gegeben, ohne jedoch Anklang zu finden. So verhielten ſich denn die Gegner der Theſen zumeiſt ſtill, die Freunde aber traten mit all der Begeiſterung auf, die man bei den Verkündern einer neuen Lehre gewohnt iſt und die bei manchen ja ſchon zu einer Art von Fanatismus ſich geſteigert hat. Das aber macht ſie beredt, denn Pectus est, quod disertos facit. Ich ſage das alles nicht etwa, um gegen die Reform zu ſprechen; ganz im Gegenteil habe ich mich in ebenderſelben Verſammlung offen für einen Anhänger der ganzen Bewegung auf neuſprachlichem Gebiete erklärt, als mich Wendt zu einer ausdrücklichen Erklärung darüber aufforderte. Aber ich konnte nicht umhin, bei einer Gelegenheit — es handelte ſich um ein Votum zur Überſetzungsmethode — darauf hinzuweiſen, wie ſich faſt dauernd nur Redner gegen das Überſetzen zum Worte meldeten und alle möglichen Abſurditäten in der franzöſiſchen Ausdrucksweiſe deutſcher Schüler lediglich auf das Überſetzen zurückzuführen ſich berechtigt glaubten. Wenn dann freilich unter den Mitteln zur Abwehr auch *das* vorgebracht wurde, daß nur einigen Bevorzugten ein Wirken auf dem von den Reformern bezeichneten Wege gelänge, ſo war ein ſolches Argument meines Erachtens ſofort energiſch zurückzuweiſen. Gelingt das Beſchreiten dieſes Weges den Bevorzugten, ſo iſt eben dieſer Weg der zu bevorzugende, und es iſt Sache einer aufſtrebenden Lehrerſchaft, die Errungenſchaften der Führer allmählich zum Gemeingut zu machen.

Übrigens fehlte es auch bei den meiſten der anderen Leitſätze nicht an jedem Für und Wider. Schließlich wurden die Theſen in folgender Faſſung angenommen:

In Erwägung, daß die Beherrschung der fremden Sprache das ideale Ziel des Unterrichts darstellt, und daß die fremde Sprache das naturgemäße Mittel ist, um in die Erkenntnis des fremden Volkstums einzudringen, wird beschlossen:

1. Die Unterrichtssprache ist französisch oder englisch. Besonders schwierige Stellen können deutsch interpretiert werden.
2. Das Übersetzen in die Muttersprache beschränkt sich auf die Fälle, wo formelle Schwierigkeiten dazu zwingen.
3. Das Übersetzen in die Fremdsprache ist nur gelegentlich zu üben.
4. Die Grammatik wird übersichtlich zusammengefaßt und in einzelnen Kapiteln, auch durch Vergleich mit den Erscheinungen anderer Sprachen, vertieft. Im Übrigen wird im Anschluß an die Lektüre die stilistisch-idiomatische Seite der fremden Sprache betont, für Synonymi und Etymologie das Verständnis geweckt.
5. Die Klassenlektüre — im Mittelpunkte des Unterrichts stehend — berücksichtigt vorwiegend die moderne Prosa. Die Auswahl ist nach folgenden Gesichtspunkten zu treffen:
   a) Die Klassenlektüre soll nicht nur litterarisch-ästhetischen Zwecken dienen, sondern auch in die Kenntnis des fremden Volkstums, seiner staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse einführen. — In jeder Klasse ist ein Hauptwerk aus der schönen Litteratur zu lesen, außerdem

      für Obersekunda: die feste Einprägung der wichtigsten Momente der Geschichte, des Landes, der Topographie, der Hauptstadt, soweit dies nicht schon früher erfolgt ist;

      für Prima: die Einführung in die für die gegenwärtigen Zustände entscheidenden Perioden der Geschichte; Besprechung bedeutsamer Tagesereignisse.
   b) Das Technologische ist in bescheidenem Umfange zu berücksichtigen.
   c) Von dichterischen Werken sind solche von hervorragender Bedeutung und mit nationaler Färbung zu bevorzugen.

**

Die Lektüre ist für jede Schule nach einheitlichen Gesichtspunkten festzusetzen, wobei auf die einzelnen Klassenstufen Rücksicht zu nehmen ist. Entsprechend These 1 ist darnach zu streben, daß Kommentare zu den betreffenden Schriftstellern in der fremden Sprache abgefaßt werden und einsprachige Wörterbücher benutzt werden.

(Resolution: Auf Grund der Feststellungen des Kanonausschusses ist eine genaue Sichtung des vorhandenen Lektürematerials vorzunehmen.)

6. Litteraturgeschichte ist so weit zu treiben, als die unter 5a für die Klassenlektüre gegebenen Gesichtspunkte erfordern.
7. Die Privatlektüre kann neben (vorwiegend modernen) Litteraturwerken aller Art auch wissenschaftliche und technische Abhandlungen umfassen.
8. Deklamationen, besonders dramatischer Szenen, bei Schulfeiern, erscheinen als wesentliches Förderungsmittel.
9. Jährlich sind 8—10 kürzere freie schriftliche Arbeiten anzufertigen, der Mehrzahl nach unter Klausur; sie tragen den Charakter der Nacherzählung oder Nachbildung. Doch können auch geeignete deutsche Stoffe in der fremden Sprache wiedergegeben werden. Außerdem Diktate und gelegentliche Musterübersetzungen aus der fremden Sprache in die Muttersprache.

Der dritte Sitzungstag wurde durch einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. John Koch (Berlin) über den gegenwärtigen Stand der Chaucerforschung eröffnet. Redner erinnert daran, daß gerade fünf Jahrhunderte seit dem Tode des Dichters verflossen sind. Er bespricht sodann aufs genaueste die Chaucerausgabe Skeats und knüpft daran eine kritische Erörterung der Fortschritte in der Erforschung der Werke dieses Dichters. Mit Anerkennung erwähnt er die grammatischen und metrischen Untersuchungen neuerer Zeit, behandelt des näheren die Globe-Edition und berichtet über die von Zupitza und ihm angestellten Untersuchungen über das Verhältnis der 60 vorhandenen handschriftlichen Überlieferungen der Canterbury Tales. Zum Schluß erörtert er die Thätigkeit der Londoner Chaucergesellschaft und ihr Zusammenwirken mit deutschen

Gelehrten, deſſen günſtigen Fortbeſtand er zum Beſten des gemeinſamen Zieles für alle Zukunft erhofft.

Ihm folgt auf der Rednertribüne Oberlehrer Dr. Banner (Frankfurt a. M.) mit einem Vortrage über die Stellung des Franzöſiſchen in der Schulreformfrage. Der gemeinſame lateinloſe Unterbau — meint Redner — wäre naturgemäß dem Betrieb des Franzöſiſchen und namentlich dem der neuen Methode zugute gekommen. Doch auch unter ungünſtigeren Verhältniſſen iſt bei nur einigermaßen ergiebiger Stundenzahl die Reformmethode zu bevorzugen, da ſie, richtig betrieben, eine nicht wegzuleugnende Mehrleiſtung bedeutet. Sie gewährleiſtet die Vorzüge der alten Methode und fügt den Vorteil der praktiſchen Verwertung der Sprache hinzu. Die neue Methode eine ungrammatiſche zu nennen, iſt ein Nonſens; es giebt kein ein wirkliches Ausſchöpfen des ſprachlichen Ausdrucks verbürgendes Syſtem als die Grammatik mit ihren Kategorien in Formenlehre und Syntax. Eine Abſolvierung des geſamten Sprachſchatzes nach ſachlichen Geſichtspunkten iſt unmöglich und eine etwaige Einigung über die wichtigſten von ihnen ausgeſchloſſen. Wie aber für den Betrieb der Reformmethode im Beginn eine nicht zu kurz bemeſſene Unterrichtszeit Vorbedingung iſt, ſo auch für den Abſchluß. Die Reformmethode findet ihren naturgemäßen Abſchluß in der freien ſchriftlichen Arbeit, für die aber eine ausgiebige ſtiliſtiſche Übung erforderlich iſt. Eine ſolche Übung hat allein in einer modernen Sprache Wert. Demnach ſollte das Lateiniſche nach dieſer Richtung jedenfalls, vielleicht aber auch nach der grammatiſchen Seite hin mit gutem Fug entlaſtet werden können. Die dadurch frei werdende Zeit dürfte, wie einzelnen anderen Fächern, ſo insbeſondere dem Franzöſiſchen nutzbar gemacht werden. Iſt die Reformmethode ſtellenweiſe geſcheitert, ſo lag das daran, daß man im erſten Jubel über die beſtehende Neuerung vergaß, für ein ſicheres Gelingen die nötigen Garantien zu ſchaffen. Sache der Regierungen wäre es nun, wenn ſie erſt nach ſorgſamer Prüfung den Wert der Methode erkannt, dieſe Garantien zu ermöglichen. Um dem künftigen Lehrer eine muſtergiltige Ausſprache zu vermitteln, müßten Univerſitäts- oder Ferienkurſe eingerichtet werden, in denen — trotz Phonetik und Lautphyſiologie —

praktiſche Übungen von Mund zu Munde durch einen korrekt ſprechenden geſchulten Pädagogen ſtattfänden. Zum Gewinnen und Feſthalten der Sprechfertigkeit wäre ein häufiger Beſuch des Auslandes zu gewährleiſten. In Anbetracht der Bedeutung des Anfangsunterrichts in der Reformmethode müßten aber namentlich auch dafür Übungen auf der Univerſität und in Ferienkurſen vorgeſehen ſein, in denen die erfahrenen Meiſter die Jünger von vornherein auf den rechten Weg weiſen könnten, damit hier nicht jeder von neuem den Entdecker zu ſpielen habe und dieſelben Um- und Irrwege mache, die ſchon hunderte vor ihm gemacht haben. Für alten Unterrichtsbetrieb jedoch ſo gut wie für neuen iſt eine Vertiefung unſerer Ausbildung nach jeder Seite hin zu erſtreben, und als der einzig mögliche Weg dazu erſcheint die Trennung von romaniſcher und engliſcher Philologie im Prüfungsreglement. Scheiden ſich doch die Neuſprachler in der Praxis als Romaniſten und Angliſten in der Regel auch ſo, nur daß jene und dieſe in gleicher Weiſe auf Schritt und Tritt die Mängel in ihrer Ausbildung fühlen, ſei es nach der hiſtoriſchen, geographiſchen, kunſtgeſchichtlichen oder ſonſt einer Richtung. Erſt dann würde auch die Verwendung ganz heterogener Elemente im neuſprachlichen Unterricht aufhören, während es doch jetzt bei den Lehrern dieſer Fächer auf ein bischen mehr oder weniger Ignoranz ſchon nicht anzukommen ſcheint.

Zum letzten Vortrag ergriff ſodann das Wort Prof. Dr. Müller (Heidelberg). Er ſpricht über den „Lektüre-Kanon“ und deſſen Bearbeiter. Als das Wichtigſte erſcheinen ihm nicht die den Fachgenoſſen durch die „Neueren Sprachen“ zugänglich gemachten erſten Liſten franzöſiſcher und engliſcher Schulſchriftſteller, ſondern „die ſchon 1896 erreichte Feſtlegung der Sichtungsgrundſätze, nach denen der Ausſchuß bisher gearbeitet habe und ferner zu arbeiten gedenke“ und zweitens „die in Wien erreichte Erweiterung und Befeſtigung der Organiſation des Ausſchuſſes“. Redner erſucht die Mitglieder des Ausſchuſſes, künftighin bei Abfaſſung ihrer Gutachten ſtreng nach den feſtgeſtellten Sichtungsgrundſätzen zu verfahren und ſtellt einige Anträge zur Diskuſſion. Die Anträge werden ebenſo wie die Liſte des neuen Kanonausſchuſſes en bloc angenommen.

Nun erbittet Prof. Dr. Schweitzer, der Delegierte des französischen Unterrichtsministeriums, das Wort, um alle Kollegen und alle Freunde der neueren Sprachen zu dem Ende Juli in Paris stattfindenden „Internationalen Kongreß für den neusprachlichen Unterricht" einzuladen. Die Deutschen könnten der herzlichsten Aufnahme von seiten der französischen Kollegen entgegensehen. Alle hätten das Bewußtsein, daß durch eine Hebung des neusprachlichen Unterrichts nicht nur der materielle, sondern auch der geistige Verkehr der Nationen gefördert werde, was wiederum nicht ohne Einfluß auf die ethische Entwickelung sei.

Dem französischen Delegierten folgte der Dozent vom King's College in Cambridge, Dr. Karl Breul, als Redner, um Vorschläge zur Gründung eines Reichsinstitutes für die zu ihrer Ausbildung in London sich aufhaltenden deutschen Neuphilologen zu machen.

Auf Grund des Berichtes der beiden derzeitigen Revisoren beantragte der Kassenwart die Richtigsprechung der Wiener Rechnungsführung und die Entlastung des dortigen Kassierers. Er macht zugleich die erfreuliche Mitteilung, daß die Kassenverhältnisse des Verbandes günstig seien. — Der in der Vorversammlung durchberatene Satzungsentwurf für die Neuphilologischen Provinzialverbände wird mit geringen Änderungen vom Plenum angenommen, ebenso der Vorschlag, den nächsten Neuphilologentag zu Pfingsten 1902 in Breslau abzuhalten. — Noch kurz vor Schluß der Versammlung gab Herr Prof. Suchier, der früher nicht zum Wort kommen konnte, mit über 40 Verbandsmitgliedern zu dem durch Mehrheitsbeschluß angenommenen III. Satz Vietors vom 5. Juni 1900 folgende Erklärung ab:

„Bekanntlich haben die Maturi der Oberrealschulen bereits das Recht, nach Ablegung einer Ergänzungsprüfung im Lateinischen zum Studium der neueren Sprachen zugelassen zu werden. Auch wird ihnen bereits gestattet, diese Prüfung *während*, statt *vor* Beginn des Universitätsstudiums zu leisten. Nachdem nun eine Mehrheit des Neuphilologentages die Gleichstellung der Abiturienten der Oberrealschule mit denen des Gymnasiums und Realgymnasiums, also den Wegfall der Ergänzungsprüfung für wünschenswert, also das Latein in der Vorbildung für das Universitätsstudium der

Neuphilologen für entbehrlich erklärt hat, proteſtieren wir gegen dieſe Auffaſſung, die ein wiſſenſchaftliches Studium der neueren Sprachen und Litteraturen für die Beteiligten ganz unmöglich macht und in ihrer letzten Konſequenz geradezu den Ausſchluß der Neuphilologen vom Studium an den Univerſitäten zur Folge haben müßte."

Dieſer Beſchluß iſt nun nicht in der Weiſe in die Öffentlichkeit gekommen, wie das mit dem Vietorſchen der Fall war, der ſofort allen großen Blättern ohne Hinzufügung irgend welcher Einſchränkung zugänglich gemacht wurde, alſo daß man draußen von einem Proteſt gegen die Theſe des Marburger Profeſſors ſo gut wie nichts erfuhr.

Trotz dieſer und manch andrer Meinungsverſchiedenheit aber, die ſich zwiſchen den Verbandsmitgliedern geltend gemacht hatte, ſtimmten alle zum Schluß freudig in das von Prof. Vietor ausgebrachte Hoch auf den Leipziger Vorſtand ein. Man hatte der geiſtigen wie materiellen Genüſſe doch ſo viel eingeheimſt, hatte ſo zahlreiche perſönliche Bekanntſchaften anknüpfen und erneuern können, hatte in ſo reichem Maße auch privatim mit gleichſtrebenden Fachgenoſſen anregenden Gedankenaustauſch pflegen können, daß wohl ein jeder auf ſeine Koſten gekommen war.

Am meiſten freilich die Reform. Denn, wenn auch in praxi da und dort ein Rückgang ſich bemerkbar zu machen ſcheint, die Bewegung im großen hat entſchieden an Umfang gewonnen. Lange Jahre haben die Anhänger der Reform auf den Neuphilologentagen ihre Sonderzuſammenkünfte gehabt. Das hat jetzt aufgehört. Die Reform beherrſcht die Verſammlung, und die Andersdenkenden drücken ſich beiſeite. Ob das unbedingt erfreulich iſt? Von einem zum anderen Neuphilologentage treten die praktiſchen Geſichtspunkte gegenüber den wiſſenſchaftlichen mehr in den Vordergrund. Von den Univerſitätsprofeſſoren haben ſchon längſt etliche unſerer Verſammlung den Rücken gekehrt. Daß die Gymnaſien nicht ſehr ſtark auf den Kongreſſen vertreten ſind, erklärt ſich zur Genüge ſchon aus der geringen Zahl neuphilologiſcher Lehrkräfte an dieſen Schulen. Das Gros der Verſammlung bilden ſo in immer verſtärktem Maße die Männer von der Realſchule. Das ſoll man

immerhin mit bedenken, wenn man sich die veränderte Strömung in den Fachkreisen klarlegen will.

In Regierungskreisen aber herrscht nicht gerade eine übermäßige Wertschätzung unserer Fächer. Beweis ist ein dem Leipziger Neuphilologentage mitgeteiltes Aktenstück des Preußischen Unterrichtsministeriums, durch das die Provinzialschulkollegien angewiesen werden, philologisch gebildeten Lehrern überhaupt Stipendien für einen Aufenthalt im Auslande zugänglich zu machen, damit diese dann erforderlichen Falls mit dem Unterricht in den neueren Sprachen betraut werden können. Und auf der Berliner Schulkonferenz sollen sogar höchst abfällige Urteile über unsere Vorbildung und über die Bedeutung der neusprachlichen Unterrichtsfächer abgegeben worden sein. Welchen Einflüssen das zuzuschreiben ist, weiß alle Welt. Es gälte da wirklich einmal, de papa male instructo ad papam melius instruendum zu appellieren. Und wie ich glaube, daß zwischen neuer Methode und sprachlicher Schulung kein Gegensatz zu bestehen braucht, so halte ich dafür, daß unter der praktischen Tendenz, die im modernsprachlichen Unterricht seit zwei Jahrzehnten hervorgetreten ist, wissenschaftlicher Geist und Gründlichkeit nicht zu leiden brauchen und daß neben dem Laut der Buchstabe, neben dem Wort der Sinn und neben den Realien die höchsten Ideale aller Sprachbildung vollständig zur Geltung kommen können.

2.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirschaft (V).

In dieser Sektion sprach am

12. September 1900 Herr Stadtrat Dr. K. Flesch über

„Die Organisation der Fach-Arbeitsnachweise und ihren Anschluß an den allgemeinen Arbeitsnachweis."

3.

Abteilung für Deutſche Sprache und Litteratur (DL).

In dieſer Abteilung ſprach am

19. September 1900 Herr Dr. R. Porſch über

„Den altdeutſchen Minneſang und die Göttinger Dichter, insbeſondere Bürger."

III. Bericht der Goethehauskommission über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1899/1900.

Die Arbeiten an der inneren Einrichtung des Goethehauses waren hauptsächlich der Fortführung und Vollendung der begonnenen Ausstattung des Wohn- und Eßzimmers wie der daran stoßenden Küche der Frau Rat gewidmet.

Getreu den zahlreich vorliegenden genauen Angaben sich anschließend, ist die Ausstattung dieser Räume jetzt in der Hauptsache abgeschlossen.

Bei der Beschaffung des schon selten gewordenen Frankfurter Zinn- und Kupfergeschirrs aus dem vorigen Jahrhundert wurden wir durch Geschenke von Fräulein Catharina Rumpf und Frau Geheimrat Schmidt-Metzler in dankenswerter Weise unterstützt.

Die geplante Herstellung des Musik-Zimmers im ersten Stock konnte noch nicht durchgeführt werden, da es bisher nicht gelungen ist, ein passendes Spinett aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und den Friedericischen Flügel aus Gera, wie ihn der Rat Goethe besaß, zu finden.

Die Nachbildung der alten grauen Wachstuchtapete dieses Zimmers wird im kommenden Winter in Angriff genommen werden.

Das Gemäldekabinet des Herrn Rat wurde durch zwei Interieurs von Justus Junker vervollständigt.

Ein Pastellporträt Kaiser Josephs II. kehrte durch die Güte des Herrn A. Fr. Pfeil, hier, wieder ins Goethehaus, aus dem es stammte, zurück. Frau Rat hatte es beim Verkauf des Hauses einst dem Vorfahren des Gebers geschenkt. Demselben Herrn verdanken wir einen Tisch aus dem Besitz des jungen Goethe.

Für das Goethemuseum waren durch den vom Ausschuß für die Frankfurter Goethefeier von 1899 dem Museum und der Bibliothek zugewiesenen Überschuß des Festes größere Mittel verfügbar. Sie wurden in erster Linie dazu verwendet, um die in großer Zahl für diese Feier geprägten goldenen, silbernen und bronzenen Medaillen in einer vollständigen Sammlung zu vereinen.

Eine andere wertvolle Erinnerung an die 150jährige Feier von Goethes Geburtstag verdanken wir der Güte des Herrn Dr. Eugen Lucius. Es ist dies die von Professor Norbert Schrödl meisterhaft im Bilde wiedergegebene Beleuchtung des Denkmals mit dem Fackelzuge am Abend des 27. August 1899. Das umfangreiche Ölgemälde, das diesen Glanzpunkt der Feier verewigt, bildet eine besonders schätzbare Bereicherung des Museums, das vor allem bestrebt ist, die Erinnerungen an die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt zu bewahren.

In diesem Sinne ist auch die Erwerbung dreier im Vaterhause geschriebener Jugendbriefe Goethes erfolgt; gehören doch diese handschriftlichen Zeugnisse der Frankfurter Jahre, von denen so wenige erhalten sind, zu dem Interessantesten und Kostbarsten der gesamten Goethelitteratur.

Der Kreis der Frankfurter Jugendfreunde wurde durch den Ankauf eines, auch als Kunstwerk wertvollen Ölporträts von Heinrich Sebastian Hüsgen bereichert. Von der Hand Johann Georg Edlingers, des Münchener Hofmalers, im Jahre 1780 geschaffen, stellt es den um die Frankfurter Kunstgeschichte so verdienten Forscher und Schriftsteller in der Blüte männlicher Kraft dar.

Als Andenken an die jüngst verstorbene Ulrike v. Levetzow überwies deren Nichte Frau Baronin von Rauch dem Museum den Stich des Stielerschen Goetheporträts vom Jahre 1828, den Ulrike von dem greisen Dichter als Geschenk empfing und als teure Reliquie heilig hielt, nebst einer handschriftlichen Notiz der Besitzerin.

Die Sammlung der Kunstblätter, Porträte, Goethestätten, Illustrationen 2c. ist ebenfalls durch fortgesetzte Ankäufe sorgfältig vermehrt worden.

Eine neue schöne Aufgabe erwächst der Kommission durch

die bevorstehende Wiederherstellung des Willemerhäuschens in Sachsenhausen. Die Stadt hat dies frühere Weinbergshäuschen angekauft, dessen herrliche Aussicht Goethe im Jahre 1814 in Gesellschaft des alten Freundes Joh. Jak. Willemer und seiner Gattin Marianne so gern genoß, von dem aus er die Freudenfeuer zum Jahrestage der Völkerschlacht von Leipzig betrachtete, die der ganzen Taunuskette entlang aufleuchteten, und das Hochstift hat die innere Herstellung und Einrichtung übernommen. So wird Frankfurt die Stätte der Erinnerung an die herrlichen Tage am Mainufer erhalten bleiben, denen die Welt die schönsten Lieder des West-östlichen Divans, in Hatems und Suleikas Wechselgesang, verdankt.

Durch das Entgegenkommen der Familie, besonders des Herrn General von Herff in Seeheim und des Herrn Direktors Jean Andreae hier, die Familienstücke in reicher Zahl zur Verfügung stellten, ist die Möglichkeit einer interessanten und reichhaltigen Ausstattung geschaffen. Damit ein getreues Abbild der Besitzerin dem Häuschen nicht fehle, hat die Kommission bereits für Herstellung einer guten Kopie eines der besten Porträte Mariannens-Suleikas Sorge getragen.

Im nächsten Jahre hofft sie über die Vollendung dieses neuen Unternehmens berichten zu können und schließt den diesjährigen Bericht mit dem Ausdruck des herzlichsten Dankes für die vielseitige und thatkräftige Unterstützung, die sie in ihrem Streben auch während des abgelaufenen Verwaltungsjahres wieder gefunden hat.

IV. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1899/1900.

Wie seither sind auch in diesem Jahre der Akademische Gesamtausschuß und die ihm unterstellten Fachabteilungen den Satzungen gemäß thätig gewesen: die „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts“ legen dafür Zeugnis ab. Im einzelnen ist im Anschluß an Satz 4 der Satzungen noch Folgendes hervorzuheben:

A. Der wie bisher auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) vom Akademischen Gesamtausschusses ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1899 auf 1900 umfaßte folgende Lehrgegenstände und Lehrkräfte:

1. Herr Professor Dr. G. Loeschke aus Bonn: die Formentwickelung in der griechischen Bildkunst.
2. Herr Geheimrat Professor Dr. H. Siebeck aus Gießen: Über Goethes Welt- und Lebensanschauung.
3. Herr Professor Dr. Albrecht Dieterich aus Gießen: Der Untergang der antiken Religion.
4. Herr Professor Dr. Georg Witkowski aus Leipzig: Shakespeare in Deutschland.
5. Herr Dr. G. K. Wolfram, Kais. Archiv-Direktor in Metz: Die politischen Beziehungen der Reichslande insbesondere Lothringens zum Reiche in ihrer historischen Entwickelung.
6. Herr Professor Dr. L. Edinger aus Frankfurt a. M.: Über die ersten seelischen Vorgänge und ihre Entwickelung.
7. Herr Professor Dr. Ludwig Geiger aus Berlin: Das junge Deutschland. Nach zum Teil neuen Quellen.

8. Herr Dr. Jastrow aus Charlottenburg: Die Steuerlehre vom Standpunkt der Sozialpolitik.

Die Herren Dozenten haben ihre Aufgaben in hingebendster Weise gelöst: auch an dieser Stelle sei der lebhafte Beifall und Dank wiederholt, den ihnen die Hörerschaft für ihre Darbietungen bereits in reichstem Maße gespendet hat.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen hat einige hervorragende kunstwissenschaftliche Bestrebungen zum Zweck ihrer Veröffentlichung wirksam unterstützen können.

Die vom Ausschuß für Volksvorlesungen veranstalteten Vorträge sind in der bisherigen Weise teils finanziell, teils persönlich durch Eintreten von Mitgliedern des Hochstiftes gefördert worden.

Im verflossenen Jahre ergaben die regelmäßigen Vorträge mit Einschluß der Festvorträge bei Gelegenheit der Goethe- und Gutenbergfeier folgende Zahlen:

Stadthalle	24
Bockenheim	21
Bornheim	22
	67 gegen 56 im Vorjahre.

Hieran schlossen sich 20 Vorträge in den Fachvereinen und Gewerkschaften und 10 Führungen durch Museen.

Umfangreichere Lehrgänge von je 10—12 Vorlesungen fanden 6 statt.

Die Zahl der Volksvorstellungen in den Stadttheatern betrug ebenfalls 6.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsmittel. Die Vermehrung unserer Spezialbibliothek der klassischen Litteraturperiode, der Goethebibliothek, hat im vergangenen Jahre erfreuliche Fortschritte gemacht. Der Gesamtzuwachs übersteigt die Zahl von 2000 Bänden, er verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf alle Gruppen.

Unter den größeren Ankäufen ist der eines ziemlich vollständigen Exemplars des „Journals des Luxus und der Moden“

hervorzuheben, da dieſe wertvolle Zeitſchrift bisher in Frankfurt noch fehlte.

Unter den übrigen Erwerbungen iſt noch manches ſchöne und ſeltene Stück, ſowohl in erſten Ausgaben, Privatdrucken, als in Illuſtrations- und Prachtwerken. Eine Sammlung der Chodowieckiſchen Stiche iſt im Entſtehen begriffen. Den Werken, die nachweisbar auf Goethes Entwickelungsgang von Einfluß waren, wurde beſondere Beachtung geſchenkt.

Mit herzlichem Danke iſt an dieſer Stelle das liebenswürdige Entgegenkommen zu erwähnen, das die Bibliotheksverwaltung bei den Univerſitätsbibliotheken, den Direktionen der höheren Schulen, den Redaktionen der Zeitſchriften wie bei den Verfaſſern ſelbſt in dem Beſtreben fand, unſere Sammlungen durch Gewinnung der einſchlägigen neuerſcheinenden Diſſertationen, Programmabhandlungen und Zeitſchriftenaufſätze zu vervollſtändigen.

Da dieſe für die Forſchung zum Teil ſehr wertvollen und unentbehrlichen Unterſuchungen ſich auf dem Wege des Handels nur ſehr ſchwer, oft gar nicht beſchaffen laſſen, ſo wurde in umfangreichem Maße der Verſuch gemacht, ſie durch die Güte der betr. Verwaltungen oder der Verfaſſer für unſere Bibliothek, wo ſie ja in den Dienſt der Wiſſenſchaft geſtellt werden, zu erlangen.

Der Erfolg ermutigt uns, auf dieſem Wege fortzufahren, und erfüllt uns zugleich mit dem lebhafteſten Danke.

In den mehr als 100 Fällen, in denen wir um Einſendung anſuchten, wurde unſere Bitte faſt ausnahmslos gewährt; wo es nicht geſchah, lag der Grund darin, daß am Urſprungsorte ſelbſt kein Exemplar mehr zur Verfügung ſtand.

Unter den „Einſendungen“ ſind auch dieſe Geſchenke einzeln verzeichnet.

D. Anſchaffung und Auflegung von Zeitſchriften. Im Beſtande der im Leſeſaal aufliegenden Zeitſchriften hat ſich im Laufe des Geſchäftsjahres keine bedeutende Veränderung ergeben. Ihre Geſamtzahl beträgt 145, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geſchichte und ihrer Hilfswiſſenſchaften 22, der Philoſophie und Pädagogik 5, der Litteraturgeſchichte 10, der

Sprachwiſſenſchaft 13, der Kunſtwiſſenſchaft und Archäologie 11, der Mathematik und Naturwiſſenſchaft 12, der Geographie 3, der Heilkunde 1, der Jurisprudenz 10, der Volkswirtſchaft 13, der Technik 4. Dazu kommen Rundſchauen 11, Unterhaltungsblätter 4, Verſchiedenes 14. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

E. Geſamtſitzungen mit Vorträgen. Am 11. November 1899 fand die von den Satzungen vorgeſchriebene Schillerfeier ſtatt. Den Feſtvortrag hielt Herr Geheimrat Profeſſor Dr. R. Eucken aus Jena über „Das Unvergängliche in unſeren Klaſſikern (mit beſonderem Hinblick auf Schiller)“ (Berichte XVI S. 1* bis 16*). Am Sonntag den 26. Auguſt 1900 hielt zu Goethes Geburtstag den Feſtvortrag Herr Profeſſor Dr. G. Roethe aus Göttingen über „Goethes Dichtung und Wahrheit“ (Berichte XVII S. 1*—25*). Am 17. Februar 1900 gab der 200jährige Gedenktag der Verbrennung von Giordano Bruno die Veranlaſſung, eine Gedächtnisfeier des Philoſophen zu veranſtalten: den Feſtvortrag hatte Herr Profeſſor Dr. Max Schneidewin aus Hameln übernommen (Berichte XVI S. 17* bis 23*).

F. Die „Berichte“ haben die ihnen geſtellte Aufgabe, „über die geiſtige Wirkſamkeit der Anſtalt und die Thätigkeit der Mitglieder, ſowie über Anſchaffungen, Geſchenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu ſetzen, in gewohnter Weiſe erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1900 nachweiſt. Das die Benutzung des Bandes weſentlich erleichternde ausführliche Regiſter wird dem Aſſiſtenten an der Goethe-Bibliothek, Herrn Dr. Hering, verdankt. Auch für dieſen Band wie für alle früheren iſt eine Einbanddecke hergeſtellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu M. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechſelſeitiger Beziehungen zu anderen, verwandte Zwecke verfolgenden Vereinen nimmt ununterbrochen guten Fortgang. So beſonders wird der rege Verkehr mit der Goethe-Geſellſchaft, als deren Präſidenten wir jetzt Herrn

Geheimrat Dr. C. Ruland begrüßen dürfen, und mit dem Goethe- und Schiller-Archiv gepflegt, das ſich unter Leitung von Geheimrat Dr. B. Suphan erfreulich weiter entwickelt.

So darf, durch ſeine eigene Thätigkeit gefördert und durch befreundete Mithilfe unterſtützt, das Hochſtift auch fernerhin der weiteren Löſung ſeiner wiſſenſchaftlichen Aufgaben getroſt entgegenſehen.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1900 wurden nachstehende Schriften dem Hochstifte eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, Verleger, beziehungsweise Bibliothek, Redaktion, Verein, Hochschule u. s. w. Erscheinungsjahr, wo nicht anders bemerkt, ist das Berichtsjahr.

Litteratur.

*Seuffert, B. Philologische Betrachtungen im Anschlusse an Goethes Werther. S.-A.

*— Der Dichter des Oberon.

*Gesammelte Erzählungen und Märchen von Goethe.

*Ebart, P. v. Prinz August von Sachsen-Coburg-Gotha u. s. Beziehungen zu Goethe.

*Koetschau, K. Neues über Goethe als Radierer.

*Grimm, H. Goethe in freier Luft.

*Joesten, J. Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert.

*Sandvoß, F. Goethes Vater in Italien.

*Tyrol, F. Goethe als Politiker.

*Rimpau, W. Frau von Branconi. Geschenk des Herrn Bürgermeister Varrentrapp.

*Poppe, Th. Studien zur Charakteristik des Hebbel'schen Dramas.

*Kühnlein, H. Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller.

† Denkschrift zu Joh. Jak. Bodmer's 200. Geburtstag.

*Tell-Aufführungen in Altdorf. Offizielles Programm. Geschenk von Frau Prof. Heuer.

*Heynemann, J. D. Die Medaillensammlung der Senckenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft.

*Meyer, R. M. Der böse Geist in der Domscene.

*Morris, M. Goethes Pandora.

*Mayne, H. Romantik vor 100 Jahren und heute.

*Goethe, Egmont. Ruſſiſche Schulausgabe von E. v. Loew. 1893.
*Jeruſalem, K. W. Philoſophiſche Aufſätze hrsg. v. P. Bur.
*Zumſteg, Kleine Balladen und Lieder. Geſchenk des Herrn Ph. Hoff.
*Saitſchick, R. Genie und Charakter.
*Goethe, „An die Entfernte." Überſetzung und Kompoſition. Geſchenk des Herrn Burgheh, Bukareſt.
*Meyer, M. Geſchichte der Mediatiſierung des Fürſtentums Iſenburg Geſchenk des Herrn Aktuar Keyl.
*Morſch, H. Goethes Fauſt und die neueſten deutſchen Märchendramen.
*Warnecke, A. Zur Gottſchedbewegung.
*Müller, Dr. J. Jean Pauls philoſophiſche Entwickelung.
*Buchholz, E. Der Konrektor von Einem und ſeine Tochter Charlotte.
*Fährmann, E. Rouſſeaus Naturanſchauung.
*Dippe. Der Begriff des Schönen in der neueren Aeſthetik.
*Gottſched, J. C. Nr. der „Nordd. Allg. Zeitung".
*Graf, M. Die Wunderſucht in der deutſchen Litteratur des 18. Jahrh.
*Heinzelmann, Prof., Dr. Goethes Stellung zu den höchſten Bildungsfragen.
*Koch, A. Über den Versbau in Goethes Iphigenie.
*Lommer, A. Zwei fataliſtiſche Gedichte.
*v. Boltenſtern. Schillers Virgilſtudien II.
*Carel, George. Voltaire und Goethe IV.
*Bauer, F. Über den Einfluß Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland.
* Asbach, Dr. Die Napoleoniſche Univerſität in Düſſeldorf.
*Boſchulte, B. Friedr. Matthiſon, ſeine Anhänger und Nachahmer.
*Meiſner. Goethe als Juriſt.
*Groſſe, E. Zu Goethe. Zuſammenſtellung für den Schulgebrauch.
*Großmann, Fr. Herder und die Schule.
*Longo, J. Laurence Sterne und J. G. Jacobi.
*Rethwiſch, Dir., Dr. Der bleibende Wert des Laokoon.
*Wittich, M. Joh. Chr. Brandes, Ein Beitrag zur Geſchichte der Litteratur und des Theaters im 18. Jahrhundert.
*Ziehen, J., Dr. Kunſtgeſchichtliche Erläuterungen zu Leſſings Laokon.
*Creizenach, W. Sprachliche Kleinigkeiten zu Leſſings Jugendwerken.
*Kerſten, Dr. Wielands Verhältnis zu Lucian.
*Stern, A. Auguſt von Goethes Briefe aus Italien.
*Wurzbach, W. v. Aus Schillers Bibliothek.
*Tüſelmann, D. Beiſpiele zur Logik aus Leſſings Laokoon und Hamburger Dramaturgie.
*Roeſe, O. Zu Goethes Gedächtnis.
*Wetzſtein. Goethes geiſtige Bedeutung.
*Stengel, E. Mitteilungen aus dem Briefwechſel der Brüder Grimm u. ſ. w.
*Moegling, H. Stammtafeln von Chr. F. Cotta.
*Helmer, H. Schiller als Gelegenheitsdichter.

*Elöſſer, A. Zur Entſtehungsgeſchichte von Goethes Fauſt.
*Houben, H. Varnhagen und das junge Deutſchland.
*— — Aus K. Gutzkows Nachlaß.
*Baihinger. Ein Goethe-Porträt.
*Tille, A. Fauſtilluſtrationen.
*Francke, O. Ein unbekannter Brief Schillers.
*Nohle, C. Der zweite Teil von Goethes Fauſt für den deutſchen Unterricht zuſammengeſtellt.
*Mis, L. Annales de la faculté des lettres de Bordeaux et des universités du midi 4. série XXII. année no. 3.
*Céſar. Großherzogin Sophie von Sachſen.
*Braun. Der Marbacher Schillerverein und die Hanauer Gymnaſiaſten.
*Hauber, G. Der deutſche Unterricht an der Karlsſchule.
*Martens, Dr., L. Goethe und das Werden.
*Eick, E. H. Otto Ludwigs Wallenſteinplan.
*Blei, Fr. E. Th. A. Hoffmann.
*Schreiber: A. Die Veranlaſſung zu der Fehde Götz von Berlichingens mit dem Erzſtift Mainz.
*Goethes Briefe an Neureuther.
*Wachler, Dr. Ein Brief Goethes an Dr. Wachler.
*Mähliß, J. F. Zur Charakteriſtik der Sprache Schillers.
*Kirn. Goethes Lebensweisheit in ihrem Verhältnis zum Chriſtentum.
*Hoeger, Chr. Ein alter Fehler in Schillers Braut von Meſſina.
*Hey, O. Noch einmal der Fehler in Schillers Braut von Meſſina.
*Kuntze, P. Lavater in Dänemark.
*Hofmann, H. Goethe am Rhein.
*Lachmannski, H. Die deutſchen Frauenzeitſchriften des 18. Jahrhunderts.
*Zickel, M. Die ſcenariſchen Bemerkungen im Zeitalter Gottſcheds und Leſſings.
*Kiffmüller, B. Das Iffflandiſche Luſtſpiel.
*Heinrich, C. Das komiſche Element in den Luſtſpielen von J. C. Brandes.
*Jaeckh, E. Studien zu Kotzebues Luſtſpieltechnik.
*Poensgen, M. Geſchichte der Theorie der Tragödie, von Gottſched bis Leſſing.
*Thalmayr, F. Über Wielands Klaſſizität, Sprache und Stil. 1894.
*Cleve, K. Nicolais feyner kleyner Almanach. Ein Beitrag zur Geſchichte der Würdigung des Volksliedes.
*Jardon. Goethe der Begründer der litterariſchen Einheit Deutſchlands.
*Paulſen, F. Schopenhauer, Hamlet, Mephiſtopheles.
*Sell, D. Goethes Einfluß auf die Entwickelung der deutſchen Nation.
*Seliger, P. J. G. Schloſſer.
*Schaarſchmidt, F. Goethe in ſeinen Beziehungen zu einigen rheiniſchen Künſtlern ſeiner Zeit.

Digitized by Google

Medizin und Naturwiſſenſchaften.

*Abhandlungen und Bericht XLV des Vereins für Naturkunde zu Kaſſel für 1899/00.
*Mitteilungen des Vereins Luxemburger Naturfreunde „Fauna" 8. und 9. Jahrgang 1898/99.
*Bericht der metallurgiſchen Geſellſchaft zu Frankfurt a. M. 1900.
*Raja Sir Sorindro Mohun Tagore, KT., Abhra or a few notes on talc etc. Calcutta 1899.
*— Our Indian Horse. Calcutta 1899.
*Hanauer, Dr., und Schleſinger, Dr. Führer für das Heilperſonal der Stadt Frankfurt a. M. 1900.
*Sitzungsberichte der ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften. 1896/7.

Geſchichte.

*Mitteilungen des Vereins für die Geſchichte der Stadt Meißen. 1899
*Statiſtiſches Jahrbuch der Stadt Dresden. 1899.
†Mitteilungen über römiſche Funde in Hedderheim. Herausgegeben vom Verein für Geſchichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. 1900.

Programme etc. von Hochſchulen, Schulen, Vereinen etc.

*Hochſchule. Braunſchweig. Programm für 1900/1.
*— Darmſtadt. Programm für 1900/1.
*Univerſität. Freiburg i. B. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
*— — Perſonalverzeichnis S.-S. 1900.
†— Heidelberg. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
†— — Rede zu Großherzogs Geburtstag.
†— Jena. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
†— — Perſonalverzeichnis S.-S. 1900.
*— Innsbruck. Vorleſungsverzeichnis. W.-S. 1900/1.
*— Prag. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
*— — Perſonalverzeichnis S.-S. 1900.
*— Tübingen. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1900/1.
*Jahresbericht der Handelskammer in Frankfurt a. M. für 1899.
*Bericht des Vorſtandes der Frankfurter Turngemeinde 1899/1900.
*Jahresbericht des Taunusklubs zu Frankfurt a. M. 1899.
*Jahrbuch des Siebenbürgiſchen Karpathenvereins 1900.
*Verwaltungsbericht der öffentlichen Leſe- und Bücherhalle zu Darmſtadt 1899.
*Jahresbericht des Dr. Hoch'ſchen Conſervatoriums 1899/1900.
*Jahresbericht des Sängerchors des Lehrervereins 1899/1900.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1900.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—. Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Emil H. Lehmann, Kaufmann, hier. (Mk. 10.—.)

B. Gestorben.

1. Carl Heinz, Kaufmann, hier.
2. Mendel Hirsch, Dr. phil., Realschuldirektor, hier.
3. Louis Hülsen, Kaufmann, hier.
4. Karl Th. Kuthe, Dr. med., Oberstabsarzt I. Kl. a. D., hier.
5. Otto Mersmann-Soest, Landrichter, hier.
6. Karl Murhard, Dr. jur., Oberlandesgerichtsrat, hier.
7. Charl. Oppenheimer, Großbrit. Generalconsul, hier.
8. Carl Christ. Redlich, Professor, Dr. phil., Hamburg.
9. Frau Therese Sander, hier.
10. Frau Helene Scheuten-Partener Wwe., hier.
11. Arthur Schwed, Kaufmann, hier.
12. August Silberstein, Dr. phil., Schriftsteller, Wien.
13. Carl Stupp, Oberinspektor, hier.

23 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Deutſche Sprache und Litteratur (DL).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. Theodor Poppe, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Oberlehrer Heinrich Schmidt, hier.

In dieſer Abteilung ſprach am

12. Dezember 1900 Herr Dr. R. Hering über

„Der Urfauſt."

* * *

Aus der vorigen Berichtsperiode gelangt hier noch der Vortrag des Herrn Dr. Porſch vom 12. September zum Abdruck, deſſen Aufnahme in Heft 1 die Rückſicht auf den Raum verbot.

Der altdeutſche Minneſang und die Göttinger Dichter, insbeſondere G. A. Bürger, von Dr. phil. R. Porſch.

Vorbemerkung.

Vorliegende Arbeit, ſtammt zum allergrößten Teil aus dem Jahre 1897. Bei der jetzigen Durchſicht verwertete ich von der inzwiſchen erſchienenen Litteratur vor allem die Diſſertation von Fr. Mühlenpfordt „Einfluß der Minneſinger auf die Dichter des Göttinger Hains, 1899". Da der Verfaſſer in ſeiner fleißigen Arbeit alle Göttinger Dichter behandelt, ſo zeigt ſich hier recht deutlich, daß Bürger auch in der Nachbildung des Minneſangs alle andern überragt und daher recht wohl eine eingehendere Betrachtung verdient.

Bereits 1891 veröffentlichte R. Sokolowsky Studien über „das Aufleben des altdeutſchen Minneſangs in der neueren deutſchen

Litteratur". Aber seine unter diesem Titel herausgegebene Jenaer Dissertation enthält nur das 1. Kapitel über „das Aufleben des Minnesangs in der Wissenschaft — 1759".

Erst Arnold E. Berger in seiner Ausgabe der Gedichte Bürgers und hierdurch vielleicht veranlaßt E. Elster stellten genauere Nachforschungen an. Elsters Beobachtungen erschienen 1895 im „Euphorion" 2, 776—81, „Bürger und Walther von der Vogelweide", woran dann Mühlenpfordt anknüpfte.

Von älteren Arbeiten, welche ich bei vorliegender Arbeit mit größtem Nutzen verwertet habe, nenne ich nur L. Uhland, „der Minnesang" in den „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. 5, 113—282, Stuttgart 1870", und R. E. Prutz, „der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur", Leipzig 1841".

Für den Minnesang kommt allein in Betracht: [Bodmer und Breitinger.] Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich. Theil 1 und 2. Zyrich 1758 und 59 [fortan zitiert als M mit Band- und Seitenzahl, Buchstabe a und b für linke und rechte Seite und Strophenzahl also M I 1a 1. Die Stellen sind nach den neueren Ausgaben gebessert].

Für Bürger benutzte ich: „Bürgers sämmtliche Werke" von A. W. Bohtz. Göttingen 1835; „Bürgers Gedichte". Herausgegeben von Arnold E. Berger. Aus Meyers Klassiker-Ausgaben Leipzig und Wien (1891) [fortan zitiert als B mit der Seitenzahl. Die Gedichte sind hier in ihren ältesten Fassungen und in chronologischer Reihenfolge abgedruckt]; „Gedichte von Gottfried August Bürger". Herausgegeben von Dr. A. Sauer. Kürschners deutsche National-Litteratur Bd. 78. Berlin und Stuttgart 1883 [fortan zitiert als S mit den Seiten- und Verszahlen. Die Gedichte stehen hier in den Fassungen und der Anordnung der Ausgabe von 1789]; A. Strodtmann, „Briefe von und an G. A. Bürger". Berlin 1874. 4 Bde.

Die übrigen gelegentlich herangezogenen Werke werden in der Arbeit selbst angeführt.

Digitized by Google

Von allen deutſchen Dichtungen, welche uns aus dem Mittelalter erhalten ſind, kann der Minneſang als eine der künſtleriſch vollkommenſten bezeichnet werden. Einzelne Lieder ſind zu einem ſo wundervoll abgeſchloſſenen Ganzen geformt, daß ſie auch bei den höchſten Anſprüchen, welche man an poetiſche Kunſt ſtellen kann, volle Befriedigung hervorrufen müſſen. Das künſtleriſche Können, welches hierin ſo außerordentlich zu Tage tritt, hatte beſonders bei dieſen kleinen poetiſchen Gebilden ſich zu entwickeln Gelegenheit, denn gerade hier richtete ſich die Aufmerkſamkeit der Hörer auf alle Einzelheiten, und leichter als ſonſt merkte man irgend welche Mängel und Ungleichheiten, aber ebenſo auch jede neue Feinheit im Vortrag, im Versbau und in der dichteriſchen Behandlung des Stoffes. Vor allem zeigt Walther von der Vogelweide, „ größte Lyriker des deutſchen Mittelalters“, welche Höhe künſtleriſcher Vollkommenheit der Minneſang erreichen konnte. Die friſche Natürlichkeit, die Unmittelbarkeit des Gefühls, welche man an den älteſten Reſten der Liebespoeſie ſo wohlthuend empfindet, iſt bei Walther verbunden mit hoher bewußter Kunſt.

Wegen ſeiner großen poetiſchen Schönheiten mußte der Minneſang ein ſtetes Muſter echter Poeſie werden, und ein leuchtendes Vorbild, an dem nachfolgende Zeiten ſich ſchulen konnten. Leider wurde dieſer anregende Einfluß auf die Litteratur ſehr erſchwert, weil mit dem Verfall der Dichtkunſt die Kenntnis des Minneſangs immer geringer wurde, und dieſer ſchließlich ganz in Vergeſſenheit geriet. Nur große Codices, in welchen die Lieder vereinigt wurden, bewahrten ihn vor völligem Untergang. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts wurden dieſe großen Sammelhandſchriften, beſonders die ſogenannte Maneſſeſche Prachthandſchrift, welche jetzt in Heidelberg ſich befindet, aus dem Dunkel hervorgezogen und kleine Teile daraus ſogar durch den Druck veröffentlicht. Aber eine große Verbreitung fanden dieſe Publikationen ſchon deswegen nicht, weil die Sprache der Minneſänger damals nicht mehr für jeden ohne weiteres verſtändlich war. Höchſtens war dies im Süden des deutſchen Sprachgebiets der Fall, beſonders im Gebiete des dem Mittelhochdeutſchen näherſtehenden ſchwäbiſch-alemanniſchen Dialektes. Gerade in dieſen Gegenden iſt daher auch am meiſten

für die Wiederbelebung des mittelalterlichen Minnesangs geschehen. Melchior Goldast, der am Anfang des 17. Jahrhunderts die ersten Veröffentlichungen aus der Manessehandschrift machte, war ein Schweizer. Die Erweiterung dieser Publikation, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgegebenen drei Foliobände von Johannes Schilters Thesaurus antiquitatum Teutonicarum erschienen in Ulm. Bei den ersten Versuchen, die altdeutschen Minnelieder dem Publikum wieder allgemeiner zugänglich zu machen, hat man in Zürich die größen Anstrengungen gemacht. Hier verschafften sich die Professoren Bodmer und Breitinger die große Liederhandschrift, welche damals in Paris aufbewahrt wurde; zwei Straßburger Professoren, Scherz und Schöpflin, leisteten dabei wertvolle Dienste. Vor allem war es Schöpflin, der die kostbare Handschrift zuerst nach dem damals französischen Straßburg brachte, und seiner persönlichen Vermittlung ist zu danken, daß sie auch ins Ausland weiter geliehen und den beiden Züricher Gelehrten anvertraut wurde.[1]) Nach mehrjährigen Studien über die Sprache der Minnesinger gaben diese 1748 „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts" mit grammatischen Anmerkungen und Glossar heraus. 1758 und 1759 folgte dann ein Abdruck der ganzen Handschrift unter dem Titel: „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte".

Dies ist die Ausgabe, welche länger als ein halbes Jahrhundert einzig und allein die Kenntnis des Minnesangs weiteren Kreisen vermittelte. Leider wird ihre Benutzung dadurch recht erschwert, daß Bodmer keine erläuternden Anmerkungen, kein Glossar

---

[1]) Die erste Kenntnis Bodmers von der Pariser Handschrift ergiebt sein Brief an Gottsched. (Zürich) 28. März 1735 Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1855 S. 191 f. vgl. Crüger, Briefe von Schöpflin und andern Straßburger Gelehrten an Bodmer und Breitinger in den Straßburger Studien, herausgegeben von E. Martin und W. Wiegand, Straßburg 1884. 2, 443. Erst Ende 1746 traf jedoch die Handschrift in Zürich ein, vgl. Scherz an Bodmer und Breitinger, Straßburg, 4. Juni 1746; Schöpflin an Breitinger, Straßburg, 2. September, 8. Oktober, 9. November 1746; Garantieschreiben des Züricher Bürgermeisters an den französischen Gesandten de Courteille, 12. November 1746; Crüger a. a. O. 464—68, vgl. jetzt auch Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum 200. Geburtstag. Zürich 1900, S. 40 f.

hinzufügte, auch nicht die einzelnen Lieder von einander ſchied oder durch Interpunktion dem Verſtändnis nachhalf, ſondern alles möglichſt genau ſo abdruckte, wie er es in der Handſchrift fand. Daher konnte Herder noch 1793 mit Recht behaupten, daß „dieſe merkwürdigen und großentheils angenehmen Gedichte in unſerm Vaterlande bisher ſo wenig Wirkung hervorgebracht, ja ſelbſt ſo wenig Aufmerkſamkeit erreget“ hätten. „Warum“, ſo fragt er, „liegt Bodmers Ausgabe in unſern Buchläden todt da?“ Eben wegen ihrer genannten Mängel, denn Herder meint, ſie habe „dem Leſer zu viel zugemuthet, von ihm zu viel erwartet. Die gedrungene Menge der Verſe von hundertundvierzig Dichtern übertäubte; und es mögen wenige in Deutſchland ſeyn, die das intereßante Buch bis zu Ende geleſen, geſchweige ſtudirt und ſich nutzbar gemacht haben. Dieſen ſchreckt die Einförmigkeit, oder, wie er meint, die Trivialität des Inhalts, in dem ſo viel von Minne und Weibern, von May und Sommer, von Zucht und Ehre geſprochen wird, ab; jener kommt mit der Sprache nicht fort: Ein unverſtändliches Wort hindert ihn am Genuß der ganzen Strophe; ein Dritter, der alles gern an Stelle und Ort betrachtet, weiß nicht, wohin er dieſen oder jenen erwähnten Umſtand bringen ſoll? wer dieſer Wenzel und Konrad, jener Rudolf oder Heinrich ſei? er glaubt alſo, da er dieſe Geſänge mit der Geſchichte nicht verbunden ſieht, Stimmen außer aller Zeit, etwa das Erdmännchen zu hören, dem Bodmer in Einem ſeiner kritiſchen Briefe einige Strophen dieſer Lieder in den Mund leget. Und ſo bleibt der mit Mühe entdeckte Schatz wie begraben.“ [2])

Ganz ſo ſchlimm iſt es zum Glück doch nicht geweſen. Allerdings ſollte es noch lange dauern, bis alle Probleme, welche Herder hier aufwarf, gelöſt wurden. Zunächſt kam es auch gar nicht ſo ausſchließlich darauf an, dieſe mehr wiſſenſchaftlichen Fragen zu erörtern. Vor allem galt es damals, die Lieder der Minneſinger äſthetiſch zu würdigen, um auf dieſe Weiſe ihre Verbreitung zu fördern und die Dichter auf ſie hinzuweiſen. Bodmer that dies

[2]) J. G. Herder, Zerſtreute Blätter 5. Sammlung. Gotha 1793. 3. Brief S. 212 f. Suphans Ausgabe Bd. 16, 214 f.

auch nach Kräften. In der Vorrede der Ausgabe von 1758 spricht er von dem „innerlichen und poetischen Werthe, von den Empfindungen, Bildern und Gedanken“ der Minnesinger, wie von ihrer „tychtigen Sprache“, welche englische Schriftsteller wie Addison entzückt haben würden.[3]) „Von der Artigkeit in den Gedanken und Vorstellungen der Minnesinger“ handelt er in seinen, bereits von Herder erwähnten „Kritischen Briefen“,[4]) „von poetischen Zügen zum Lobe des Winters“ bei den Minnesingern in den „Neuen kritischen Briefen“.[5]) Aber seine Bemühungen wären wohl allein von nur geringem Erfolge gewesen, wenn nicht damals überhaupt für jegliche echte Kunst offener Sinn geherrscht hätte. Darin liegt das Entscheidende, daß der altdeutsche Minnesang gerade in der Zeit wieder ans Licht gezogen wurde, als die deutsche Dichtung sich allenthalben von den alten hemmenden Fesseln befreite, um dann ihre Schwingen zu ungeahnt hohem Fluge zu erheben.

Schon lange bekriegte man den geschraubten und gekünstelten Stil. Zurück zur Natur und zu ursprünglicher Menschlichkeit lautete die Losung bereits für die Schäferpoesie, in der man sich deshalb dieses Kostüms bediente, weil der Hirtenstand für den Urstand der Menschen angesehen wurde. Man besang Liebe und Wein nach dem Vorbild von Horaz und Anakreon, wie Hagedorn und Gleim, und suchte ihnen nachzueifern in freier Natürlichkeit und schöner Form. Zu diesen Dichtungsarten wurden die Minnelieder in Beziehung gesetzt; kaum hatte Bodmer sie kennen gelernt, als er auch schon an den Pastor Lange nach Laublingen schrieb: „Es sind tausend Einfälle darinnen, deren Hagedorn sich nicht schämen dürfte“[6]) — Hagedorn, „der erste neuere deutsche Dichter“, wie Scherer[7]) sagt, „welcher den Geschmack und die Korrektheit der Minnesinger wieder erreichte und dadurch für unsere Litteratur

[3]) M. Vorrede S. XX und IV.

[4]) (Bodmer) Critische Briefe, Zürich 1746. Brief 12, S. 209 ff.

[5]) (Bodmer) Neue critische Briefe über ganz verschiedene Sachen, von verschiedenen Verfassern. Neue Aufl. Zürich 1764. Brief 44, S. 336 ff.

[6]) Bodmer an Lange, Zürich, 13. Juni 1747: Lange, Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Halle 1769 f. Teil 2, 57.

[7]) Scherer, Geschichte der neuern Litteratur. 8. Aufl. Berlin 1899. S. 374.

zurückgewann". Bodmer fand, daß der Minneſang wohl neben Hagedorns und Gleims Liedern beſtehen könnte,[8]) und Gleim ſprach die Anſicht aus, Walther von der Vogelweide zeige, „daß die Zeiten der ſogenannten Minneſinger einen Anakreon und einen beſſeren als die unſrigen, ſchon gehabt hätten".[9])

Noch mit einer anderen Litteraturgattung brachte man den Minneſang in Verbindung, nämlich mit der Volkspoeſie, welche damals ebenfalls aus dem Dunkel hervorgezogen wurde. Im Jahre 1765 erſchien die engliſche Sammlung der reliques of ancient english poetry von Thomas Percy, die Herder dazu anregte, ſeine bahnbrechenden Anſchauungen über das Weſen der lyriſchen Dichtung aller Welt laut zu verkünden. Seinen Anforderungen entſprachen auch die Minnelieder des 13. Jahrhunderts, denn jeder ſpürte, daß hier Dichter, unmittelbar aus eigenem Herzen ſchöpfend, wahrhaft volkstümliche Kunſt geübt hatten. Daher ſtellte man ſie mit den nordiſchen Skalden und germaniſchen Barden, dieſen alten Volksſängern, in eine Linie,[10]) nannte die Minneſinger „das jüngere Geſchlecht von Barden aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter", wie Leſſing, der gleichzeitig ihre naive Sprache und urſprüngliche deutſche Denkungsart beſonders hervorhob.[11]) Wurden dadurch die Unterſchiede, welche zwiſchen Schäferpoeſie, Anakreontik, Volkslied und Minneſang beſtehen, ganz verwiſcht, ſo wird es nicht ſonderlich wunder nehmen, wenn auf die durch den Minneſang angeregten Lieder auch alle die genannten Dichtungsarten einen erheblichen Einfluß gewannen.

Wenden wir uns nach dieſen allgemeineren Betrachtungen nunmehr den Dichtungen zu, welche durch den Minneſang veranlaßt worden ſind. Dabei wird es paſſend ſein, zunächſt deren hauptſächlichſte Verfaſſer namhaft zu machen und die

---

[8]) Bodmer an Lange, Zürich, 12. September 1747: Lange, Sammlung a. a. O. 1, 156.

[9]) (Gleim) Gedichte nach den Minneſingern. Berlin 1773. Vorbericht.

[10]) S. Rambach, Vermiſchte Abhandlungen aus der Geſchichte und Litteratur. Halle 1771. S. 315 ff. Gedanken von den Minneſingern. S. 351 ff.

[11]) Vorrede zu Gleims Grenadierliedern 1758. S. Seufferts Deutſche Litteraturdenkmale No. 4. S. 5.

Art und Weise ihrer Behandlung durch einige Beispiele zu erläutern. Erst dann werden wir zu einer eingehenden Besprechung der Bürgerschen Werke übergehen, um hier dem Einfluß nachzuspüren, welchen der Minnesang auf diesen begabtesten der Göttinger Dichter ausgeübt hat.

Der erste, welcher sich von den alten Minneliedern zu neuen Gedichten begeistern ließ, war Gleim, den Rambach den „besten Minnesinger unseres Zeitalters“ [12]) nennt. Bei ihm kann man besonders den Einfluß anderer Dichtungsarten bemerken, von denen vorhin die Rede war.

In dem folgenden Schäfergedichtchen [13]) wird man nicht die Nachahmung eines Minneliedes vermuten:

Ein Gedichtchen.

Unter ihren lieben Schafen
Fand ich eine Hirtin schlafen,
Zucht und Unschuld im Gesicht.
Ihre rothen, zarten, süssen,
Losen, lieben Lippen küssen
Konnt' ich nicht.

Nur die „rothen, zarten, süssen, losen, lieben Lippen“ finden ihr Vorbild in dem „klaren zarten süezen lôsen lieben lîp“ des mittelhochdeutschen Minneliedes (M I 2 a 5), welches Gleim nach seiner eigenen Angabe zu dem Gedichtchen angeregt hat. Überhaupt hat Gleim bei seinen Nachdichtungen gern blos einzelne Ausdrücke aus dem Original in sein sonst ganz frei behandeltes Gedicht übernommen.

So auch bei dem folgenden Lied: [14])

Das Andenken.

Auf diesem Klee hat sie gesessen,
Und meine Laute mir gestimmt!
O Gott, wie könnt' ich sie vergessen!
Die mir so viel Gedanken nimmt!

[12]) Rambach a. a. O. S. 318.
[13]) (Gleim) Gedichte nach den Minnesingern, a. a. O. S. 21.
[14]) (Gleim) Gedichte nach Walter von der Vogelweide. 1779. S. 26.

Auf dieſem Klee hat ſie geſeſſen,
Und einen Apfel mir geſchält,
O Gott, wie könnt' ich ſie vergeſſen!
Die mir auf allen Auen fehlt!

Auf dieſem Klee hat ſie geſeſſen!
Und ihre Liebe mir geküßt!
O Gott, wie könnt' ich ſie vergeſſen!
Die mir ſo gut geweſen iſt!

Hier haben ihm, wie er ſelbſt anführt, die Verſe Walthers von der Vogelweide vorgeſchwebt (M I 122 a 6):

ich mac der guoten niht vergezzen noch ensol,
diu mir sô vil gedanke nimet!

In anderen Fällen ſchließt er ſich enger an das Original an, wie aus dem nachſtehenden Beiſpiel[15]) zu erſehen iſt:

Ein Lied. Nach dem Wildonie.

Liebe hebt ſich in den Augen,
Fliegt in Herzen, ſitzt darin!
Liebe mag zu Liebe taugen,
Liebe winkt, ich fliege hin!

Dieſes Lied, emporgeſchwungen
In ein Neſtchen, unterm Dach,
Hat ein Vögelchen geſungen,
Und ich lieb' und ſing es nach.

Das Vorbild lautet (M I 194 a 2):

Liep daz hebt sich in den ougen
unt gât in daz herze mîn;
sô sprichet liep ze liebe tougen:
liep, wan solt' ich bî dir sîn!
disiu liet diu hat gesungen
vor dem walde ein vogellîn.

Nur an einer Stelle iſt hier der Sinn geändert, wo Gleim ſtatt des im Neuhochdeutſchen verloren gegangenen Adverbs tougen = heimlich, das ähnlich klingende Verb „taugen" ſetzt, um den Reim beizubehalten.

[15]) (Gleim) Gedichte nach den Minneſingern a. a. O. S. 94.

Gleims Nachahmungen sind nicht die einzige unmittelbare Frucht, welche die Beschäftigung mit den Minnesingern für die moderne Litteratur gebracht hat. Freilich verfaßte niemand so viel Minnelieder wie er. Aber wichtiger, gehalt- und kunstvoller ist das, was die Göttinger Dichter im Anschluß an den Minnegesang geschaffen haben. Gottfried August Bürger hat hierbei zwar keine führende, aber doch eine bedeutende Rolle gespielt und mehrere Jahre hindurch im Freundeskreise „Minnelieder" gesungen. Wahrscheinlich ist ihm zuerst in Göttingen altdeutsche Poesie vor Augen getreten, als er im Juli 1769 Schilters Thesaurus aus der Bibliothek entlieh.[16]) Aber daß sie ihn damals schon fesselte, davon ist kein Zeugnis vorhanden. Erst Johann Martin Miller, welcher im Herbst 1770 in Göttingen immatrikuliert wurde, machte Bürger mit dem altdeutschen Minnesang bekannt. Aus Ulm gebürtig, besaß Miller in seiner schwäbischen Mundart ein Mittel, die alte Sprache der Minnesänger besser zu verstehen als Norddeutsche. Um ihn sammelte sich bald ein kleinerer Freundeskreis — zu dem auch Bürger gehörte — der unter seiner Anleitung den Minnesang kennen und schätzen lernte. Durch diese gemeinsamen Studien kam den Freunden die „einfache Schönheit" der deutschen Sprache recht zum Bewußtsein und machte sie ihnen lieb und wert. Sie planten ein großes deutsches Wörterbuch, in dem „alle Wörter, veraltete und unveraltete, aus ihrer ersten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt" werden sollten. Sie stellten die Forderung auf, daß altdeutsche Schriften, wie der Minnesang vor allem, eingehend auch von einem Übersetzer fremdsprachlicher Meisterwerke studiert werden müßten, damit er, wie Johann Heinrich Voß sich einmal ausdrückte, „die alte Nerve" wieder bekomme, „die die deutsche Sprache ehedem hatte, und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat".[17]) Das Gleiche verlangt auch Bürger in seinen 1771 geschriebenen „Gedanken über die

[16]) K. Goedeke, Gottfried August Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden. Hannover 1873, S. 79.

[17]) Voß an Landprediger Brückner, Göttingen. 24. Februar 1773: Briefe von Joh. Heinr. Voß. Halberstadt 1829. Bd. 1, 130. — Voß in der Vorrede zu Höltys Gedichten. Weißenfels 1814, S. XX.

Beſchaffenheit einer deutſchen Überſetzung des Homer", wo er zum erſtenmale der Minneſinger Erwähnung thut.[18]) In ſeiner Vorrede zur Ausgabe der Gedichte von 1778 tritt Bürger beſonders kräftig dagegen auf, in deutſchen Worten unnötige Buchſtaben beizubehalten. „Liebe Brüder," ſo heißt es dort, „wenn ihr eure Sprache lieb habt, ſo tretet dem Schlendrian auf den Kopf und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher ſich ſchon größtentheils die Minneſinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit ſo vielen unnöthigen Buchſtaben überluden. Jene ſchrieben faſt gar kein Dehnungs-h; und das giebt der Sprache ein noch einmal ſo einfaches, reines und ſchönes Anſehen." [19]) Demnach hat der Minneſang vielfach Bürgern bei der Regelung ſeiner Orthographie als Vorbild gedient. Über die Beſtrebungen, welche die Göttinger mit ihren Minneſangſtudien verfolgten, hat ſich Miller ſelbſt am ausführlichſten ausgeſprochen. Eine Stelle lautet folgendermaßen: „Bürger, Hahn, Hölty, Voß und ich fiengen an, um die damalige Zeit die Minneſinger gemeinſchaftlich zu leſen und zu ſtudieren. Voll von der Einfalt und Süſſigkeit dieſer Sänger, ganz in ihre Zeiten zurückgezaubert, verſuchten wirs, ihnen etliche Lieder nachzuſingen, und hatten dabey die Abſicht, zum Studium dieſer Denkmale deutſcher Dichtkunſt mehrere zu ermuntern, und ſie auf wahre Simplicität und auch verſchiedene alte gute Wörter aufmerkſam zu machen." [20]) An einer anderen Stelle ſagt Miller von den neuen Minneliedern: „Sie ſind das zufällige Spiel einiger Freunde, die, indem ſie die alten, freylich nicht genug genutzten Überbleibſel des ſchwäbiſchen Zeitpunkts mit einander laſen, verſuchen wollten, ob man auch nicht einmal ganz in dem Geiſte der Minneſinger dichten und bey der Gelegenheit einige alte Wörter retten könnte, die nicht hätten untergehen ſollen." [21])

Neben den Namen der neuen Minnedichter lernt man aus dieſen Ausführungen auch deren Abſichten aufs deutlichſte kennen.

[18]) Bürgers Werke, Bohtz 138.
[19]) Bürgers Werke, Bohtz S. 326.
[20]) Joh. M. Miller, Gedichte. Ulm 1783 im Regiſter S. 471.
[21]) Göttinger Muſenalmanach (fortan MA.) für 1774 im Regiſter zu S. 195.

Einmal ſtreben ſie nach der Wiederbelebung der alten Liebeslieder, dann aber auch nach Wiedereinführung alter Wörter, die außer Gebrauch gekommen ſind. Vieles hiervon hat ſich nicht als lebensfähig erwieſen; aber manches wurde von neuem dem Wortſchatz der deutſchen Sprache einverleibt, ſo vor allem das Wort „Minne“ mit ſeinen zahlreichen, gleichfalls der älteren Sprache nachgebildeten Zuſammenſetzungen wie Minnelied, Minneſold, Minneſpiel, Minnedienſt, minniglich u. a.[22])

Bürger gefiel ſich beſonders in ſolchem Neuausgraben veralteter Wendungen. So ſpricht er von „Gift“ ſtatt „Gabe“ (Danklied B. 43 S. 50, 17), von „Genieß“ ſtatt „Genuß“ (Minneſold B. 51, S. 57, 20. — Schwanenlied B. 89, S. 78, 15), von „verſchaffen“ ſtatt „umſchaffen“ (Untreue über alles B. 188, S. 239, 47), von „all ſäuberlich und nett“ ſtatt „ganz ſäuberlich und nett“ (Graf Walter B. 285, S. 265, 138. 146). Manchmal erklärt er in einer eigenen Anmerkung, wie bei „lechen“ für „lechzen“ (Schwanenlied B. 89, S. 78, 11. Lenardo und Blandine B. 94, S. 192, 77), daß der Ausdruck in der alten Sprache gebräuchlich ſei. Nur für einige dieſer entlehnten Wörter ſei auf Belegſtellen in der Bodmerſchen Minneſang-Ausgabe verwieſen. „Meinen“ in der Bedeutung von „lieben“, wie Bürger es in ſeinem Lied „Das Mädel, das ich meine“ (B. 104, S. 76 und 447) braucht, kommt dort häufig vor; ſo M I 146 a 3 (Hiltbolt von Swannegön) Dast mîn vrouwe, die ich dâ meine (dsgl. M I 144 a 2, II 167 b 3.) M II 113 b 1 (Giunther von dem Vorſte) heißt es:

si senfte, si sueze, si reine
die ich mit triuwen unt [mit] stæte meine.

M I 161 a 5. (Wachsmuot von Kuinzingen) meinet (mich) mîn vrouwe, als ich si meine. Sowohl in „des Schäfers Liebeswerbung“, wie in der „Entführung“ ſetzt Bürger die alte Form „bis“ für „ſei“.[23]) „Komm', bis mein Liebchen, bis mein Weib!“

[22]) ſ. die Zuſammenſtellungen bei Mühlenpfordt a. a. O., S. 82—84.

[23]) Bürger kann dieſe Form auch aus Luthers Schriften kennen, der ſie ebenfalls braucht: Vgl. z. B. Vom Himmel hoch Strophe 8. Bis willekomm, du edler Gaſt!

(B. 149, S. 83, 1.) „Bis wohlgemut und tummle dich!“ (B. 154, S. 216, 61. 65). So auch die Minneſinger in ihren Liedern: M I 19 a 2 (Heinr. von Veldeke) Lâ mich wesen dîn, unt bis du mîn; oder M I 194 b 5. (von Scharpfenberg) Meye, bis uns willekomen (vgl. M I 15 b 3); oder M II 154 a 3 (Reinmar von Zweter) Gelobt bis, muoter, reiniu meit. „Kunft“ für „Ankunft“ (St. Stephan B 172, S. 208, 52) findet ſich z. B. M I 103 b 2; 128 a 4 (Walther v. d. Vogelweide) M II 34 b 5; (Ulrich von Lichtenſtein); „Spring“ für „Quelle“ (Froſchmäusler B 196, S. 506, 66) auch M II 7 b 3 (Klingſor von Ungerlant) brunnen springe (ebenſo M II 8 a), und „bekleiben“ für „haften bleiben“ (Fragment B 370, S 401, 18) ſteht ebenfalls M I 112 b 7 bei Walther von der Vogelweide.[24])

Wichtiger als dieſe Verſuche, alte Wörter wiederzubeleben, waren die Bemühungen, die alten Minnelieder nachzuſingen. Sie haben wirklich zu deren Verbreitung und Würdigung erheblich beigetragen.

Am beſten begrenzt man die Zeit dieſer gemeinſamen Beſtrebungen der Göttinger Dichter nach dem Aufenthalte Millers in Göttingen, des „Anführers zu der Sprache der Minneſinger“, wie Voß ihn einmal bezeichnet.[25]) Im Herbſt 1770 kam dieſer nach der hannoverſchen Univerſitätsſtadt und im Herbſt 1774 verließ er ſie, um nach Leipzig überzuſiedeln. In dieſen Jahren, hauptſächlich aber 1772 und 1773 hat der neue Minneſang dort am Leineſluſſe geblüht. Die Göttinger Muſenalmanache für die Jahre 1773 und 1774 ſandten die meiſten derartigen Minnelieder in die Welt.

Der erſte Dichter, welcher ſich der Öffentlichkeit als Minneſinger[26]) zeigte, war Bürger. Im Almanach für 1773 erſchien ſein reizendes Minnelied:

---

[24]) Vgl. jetzt die fleißige Zuſammenſtellung über ſprachliche und ſtiliſtiſche Einwirkung der Minneſinger bei Mühlenpfordt a. a. O. S. 82—100.

[25]) Voß, Vorrede zu Höltys Gedichte a. a. O. S. XX.

[26]) Vgl. Boie an Knebel, Göttingen 27. Aug. 1772. K. L. von Knebels litterariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Herausgegeben von Varnhagen von Enſe und Th. Mundt. Leipzig 1840. Bd. 2, 134 f.

*

Der Winter hat mit rauher Hand
Die Pappel abgelaubt — [27])

auf das ſpäter noch zurückzukommen iſt. Obwohl Bürger ſchon Oſtern 1772 Göttingen verließ und alſo die anregenden, gemeinſamen Studien mit Miller ſehr bald abbrechen mußte, widmete er ſich der Sache auch ſpäter noch mit beſonderem Eifer. An Boie, den Herausgeber des Muſenalmanachs, ſchrieb er einmal aus Gelliehauſen: „Sagen Sie doch Millern, daß ich einige von den mir neülich abgeſchriebenen Minneliedern ihm bis zum närriſch werden beneidete. — Ich verzweiffle beynahe, daß ich ſo minniglich ſingen werde.“ [28]) Und im nächſten Almanach [29]) ſang er dem Minneſänger Miller ſeinen „Minneſold“ zu. Auch wiſſen wir, daß Bürger ſich durch Millers Vermittlung die Bodmerſche Ausgabe anſchaffte. Faſt anderthalb Jahre, von Januar 1774 bis Juli 1775 zieht ſich durch ſeine Korreſpondenz die Bitte Millers, ihm doch „das Geld für die Minneſinger“, 3 Thaler 18 gute Groſchen, zu ſenden. Schließlich trat „der böſe Miller“, wie Bürger ihn daraufhin nannte, als er an Boie eine Zahlung zu leiſten hatte, dieſem die Geldforderung ab.[30]) Jedenfalls war Bürger durch den Beſitz der Minneſingerausgabe in den Stand geſetzt, ſich gründlichſt in den Geiſt dieſer Dichtungen zu vertiefen. In ſeinem Briefwechſel mit Boie finden wir ſogar eine Stelle, in der Bürger höchſt wahrſcheinlich Worte Walthers von der Vogelweide benutzt hat. Es ſind das Verſe, die er ſpäter nicht in ſeine geſammelten Werke aufnahm, die ihm vielmehr aus der Feder floſſen, als er ſeinem Freunde ſein Liebesglück mitteilte. „— Ach! da kommt ſie her, die minnigliche, die mein Herz mit allen ihren Tugenden und Fehlern, ſo wie ſie da iſt, über alles in der ganzen

---

[27]) MA 1773, S. 55.

[28]) Bürger an Boie, Gelliehauſen, 22. April 1773. Strodtmann: a. a. O. 1,106.

[29]) MA 1774, S. 164.

[30]) Miller an Bürger. Göttingen 13. Januar, 19. Januar 1774 (Strodtmann 1, 185 f., 190 ff.). Bürger an Miller, Gelliehauſen 19. Jänner 1774. (1, 189 f.), Boie an Bürger. Göttingen 2. Juli 1775. (1, 231 f.), Bürger an Boie, Niedeck 10. Juli 1775, (1, 234 f.).

weiten Welt liebt. Mag ſie doch andern nichts ſeyn, mir iſt ſie alles.

Jeder Minner hat die Seine
Und die Seine lobe, wer da will!
Mag er doch in gleichen Weiſen
Seines Herzens Holdin preiſen!
Nur die Meine laß' er mir!
Lobt er dort ſo lob ich hier."[31])

Im Gedanken und auffallend auch in den letzten Worten ſtimmen damit Walthers Verſe (M I 118 b 2) überein:

gern ich in allen dienen sol:
doch hân ich mir dise ûzerkorn.
ein ander weiz die sînen wol:
die lob er âne mînen zorn;
hab ime wîs unde wort
mit mir gemeine: lob ich hie, sô lob er dort.[32])

Die Nachdichtungen der Göttinger unterſcheiden ſich ſchon dadurch von denen Gleims, daß ſie erheblich weniger von dem mittelhochdeutſchen Original abhängig ſind. Nur ausnahmsweiſe ſind es wirkliche Nachdichtungen im prägnanten Sinne des Wortes, bei welchen die Verfaſſer ganz beſtimmte alte Lieder vor Augen gehabt haben. Eine ſolche Ausnahme iſt z. B. das Lied Millers, welches er „nach Herrn Walther von der Vogelweide, Sammlung von Minneſingern I. Th. S. 113" geſungen hat;[33]) die günſtige Gelegenheit, hier ein neues Minnelied mit dem alten unmittelbar in Vergleich ſetzen zu können, ſoll daher nicht unbenutzt vorübergelaſſen werden.

Bei der großen Meiſterſchaft Walthers, welche ſich ganz beſonders in dieſem Liedchen offenbart, iſt ſchon von vornherein

[31]) Bürger an Boie, Niedeck, 7. März 1774. Strodtmann 1, 199 f. Vgl. Berger. S. 413 f.

[32]) Mühlenpfordt (a. a. O. S. 33—36) ſpürte dieſen Gedanken Bürgers auch in deſſen Gedichten nach und fand ihn ſowohl in der „Elegie" (S. 98, 65 ff., B. 115) aus dem Jahre 1776, wie auch in dem „hohen Lied von der Einzigen" (B. 273, S. 132, 321 ff.), zwei Gedichten, die uns ſpäter noch manche Anklänge an den Minneſang zeigen werden.

[33]) MA 1774, S. 195.

**

anzunehmen, daß Millers Nachdichtung dagegen ſehr matt erſcheinen wird. Der Vergleich iſt aber äußerſt lehrreich, weil er zeigt, in welcher Weiſe die Göttinger ſich eine ſolche Nachdichtung alter Lieder dachten. Inhalt und Situation ſind in unſern vorliegenden Gedichten ganz die nämlichen. Die Art der Behandlung jedoch hat Miller — nicht zum Vorteil des Gedichtes — vollſtändig geändert. Gewiſſe Wendungen erinnern zwar noch an das Original, aber deſſen Friſche und Natürlichkeit hat einer ſentimentalen Empfindſamkeit weichen müſſen, die ſpäter in Millers thränenreichem Siegwart-Roman noch litterariſche Berühmtheit erlangen ſollte. Man höre nun beide Lieder ſelbſt.

Under der linden
an der heide,
dâ nnser zweier bette was,
dâ mugent ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
suoze sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen
zuo der onwe:
dô was mîn friedel komen ê.
dâ wart ich enpfangen
hêre frouwe
daz ich bin sælic iemer mê.
kust er mich? wol tûsent stunt:
tandaradei,
seht, wie rôt mir ist der mnnt.

Dô het er gemachet
alsô rîche
von bluomen eine bettestat.
des wirt noch gelachet
innecliche,
knmt iemen an daz selbe pfat.
bî den rôsen er wol mac,
tandaradei,
merken wâ mirz honbet lac.

Daz er bî mîr læge,
wessez iemen
(nu enwelle got!) sô schamt ich mich,
wes er mit mir pflæge.
niemer niemen
bevinde daz, wan er unt ich
und ein kleinez vogellîn:
tandaradei,
daz mac wol getriuwe sin.

Lied: nach Herrn Walther von der Vogelweide.

Ein ſchöner, junger Rittersmann
Schleicht mir den ganzen Tag,
Vom allererſten Morgen an
Bis an den Abend, nach.

Ich aber meid' ihn für und für
Und flieh' ihn überall,
Weil es mit vielem Ernſte mir
Die Mutter anbefahl.

Doch thut es mir im Herzen leid,
Daß ich ihn meiden ſoll,
Denn ſein Geſicht voll Freundlichkeit
Gefällt mir gar zu wohl.

Heut ſprach er viel von Angſt und Noth,
Zuletzt von Sterben gar,
Und ward dabey ſo roth, ſo roth,
Als kaum der Himmel war.

Ich konnt' ihm wahrlich nicht entfliehn;
Denn weinend bat er mich,
Und weinend ſetzt' ich neben ihn
Auf's Blumenlager mich.

Den Mund, ſo ſehr ich's ihm verbot,
Hat er mir ſo geküßt,
Daß er noch itzo feuerroth
Von ſeinen Küſſen iſt.

Die ganze Stätte, wo ich ſaß,
Bedeckt' er mir mit Moos,
Und ſtreute Blumen aus dem Gras
Mir freundlich in den Schooß.

Man ſieht, ich fürchte, noch die Spur
Von unſrer Lagerſtatt.
O guter Himmel! wenn man nur
Uns nicht belauſchet hat!

Doch war kein Menſch im ganzen Thal,
Und dunkel war der Hain;
Und die geliebte Nachtigall
Wird doch verſchwiegen ſeyn?

Durch die Millerſche Behandlung ſcheint das Lied länger geworden zu ſein, obwohl die Verszahl nicht zugenommen, ſondern nur das Verhältnis von Strophe und Vers ſich umgekehrt hat: hier 9 Strophen zu 4 Verſen, dort 4 Strophen zu 9 Verſen. Aber Walther hat durch die ſpielend ſichere Behandlung der ſchwierigen Strophe ſeinem Gedicht einen unvergleichlichen rhythmiſchen Schwung gegeben, während Miller in einen einförmigen, faſt bänkelſängeriſch klingenden Ton verfällt. Da ſind Gleims 6 Verſe,[34]) welche dem Waltherſchen Lied ihre Entſtehung verdanken, wenn auch völlig anſpruchslos, ſo doch charakteriſtiſcher, weil ſie die Strophenform Walthers beizubehalten ſuchen. Sie lauten:

Die Erinnerung.

Unter'n Linden
Wo ſie mir zur Seite ſaß,
Könnt' ihr finden,
Blumen und gebrochnes Gras,
Vor dem Walde, Dal de Dall,
Schön ſang uns die Nachtigall!

Die meiſten der neuen Minnelieder der Göttinger gehen, wie ſchon geſagt, nicht auf beſtimmte mittelhochdeutſche Vorlagen zurück, ſondern ſind freie Nachdichtungen „im Geiſte der Minneſinger", wie Miller an der oben bereits erwähnten Stelle ſich ausdrückte. Mühlenpfordt nennt ſie „Zuſammenſtellungen minneſingeriſcher Ausdrücke und Wendungen, die von Liebe und Mai, von Minneſchmerz und Winterleid handeln".[35]) Oft ſind daher

[34]) (Gleim) Gedichte nach Walther S. 17.
[35]) Mühlenpfordt a. a. O. S. 44.

die Beziehungen zum Minneſang nur loſe. So bei einem Liedchen Millers,[36]) das ihn von vorteilhafterer Seite zeigt und das Bürger zu den Minneliedern rechnete, um welche er Miller „bis zum närriſch werden“ beneidete. Hier weiß Miller mit Geſchick eine abwechslungsreiche Strophe zu bauen und im Gedichte durchzuführen. Es lautet:

Der Frühling.

Siehe mein Röschen, der Frühling iſt da;
Freuden die Fülle ſind ferne, ſind nah;
Blumen entſpringen;
Vögelein ſingen,
Daß die Gebirg' und die Thäler erklingen.

Laßt uns beſuchen den ſeligen Plan,
Wo wir uns beyde das erſtemal ſahn:
Blumen entſprangen;
Vögelein ſangen,
Daß die Gebirg' und die Thäler erklangen.

Aber ich wandelte traurig umher,
Fühlte die Freuden des Mayen nicht mehr,
Blickte darnieder;
Blumen und Lieder
Waren dem liebenden Jüngling zuwider.

Bis du mein einſames Klagen gehört,
Und mir die Thränen in Lachen verkehrt.
Jetzo erfreuen
Wieder von neuem
Mich die geſegneten Tage des Mayen.

Die Stimmung des Liebenden gegenüber der Natur, die mit der Neigung oder Abneigung der Geliebten wechſelt, iſt ein Motiv, welches ſehr häufig im Minneſang zu finden iſt. Ein ander Mal führt Miller aus, wie der Liebende durch den Anblick der Geliebten ſeiner Sinne beraubt, alles vergißt, was er ihr zu ſagen ſich vorgenommen. Die Verſe finden ſich in ſeinem „Minnelied an mein Liebchen“:[37])

[36]) MA. 1774, S. 36.

[37]) MA. 1774, S. 31. Vers 3, 5. Über Miller ſiehe Näheres jetzt bei Mühlenpfordt a. a. O., S. 42—46.

Einen ganzen Sommer lang
Übt' ich mich im Minneſang;
Aber kriegt' ich dich zu ſehen,
Ach! da war's um Minneſang
Und um mich zugleich geſchehen.

Jeden Reigen hielt ich mit,
Lernte künſtlich Tanz und Schritt
Nach der Regel abgemeſſen;
Aber, wenn zu dir ich ſchritt,
Ach! da war die Kunſt vergeſſen.

Auch dies iſt eine Beobachtung, die ſich mehrfach aus dem Minneſang belegen läßt. So ſingt Walther von der Vogelweide[38])

als ich under wilen zir gesitze,
sô si mich mit ir reden lât,
sô benimt si mir sô gâr die witze,
daz mir der lîp al umme gât.
swenne ich iezuo wunder rede kan,
gesihet si mich einest an,
sô hân ichs vergezzen,
waz wolde ich dar gesezzen.

Bei den meiſten Liedern iſt der Einfluß des Minneſangs ſchon daran kenntlich, daß dort eben das Wort „Minne" an Stelle von „Liebe" getreten iſt. In vielen Liedern kehrt dieſes Wort und ſeine Zuſammenſetzungen mehrmals wieder. In Bürgers „Minneſold" iſt es nicht weniger als 15 mal in den 8 Strophen zu finden. Auch in einem Minnelied von Voß[39]) fällt die Vorliebe für dieſes Wort auf. Es heißt:

Der Holdſeligen
Sonder Wank
Sing' ich fröhlichen
Minneſang:
Denn die Reine,
Die ich meyne,
Giebt mir lieblichen Habedank.

Ach! bin inniglich
Minnewund!
Gar zu minniglich
Dankt ihr Mund;
Lacht ſo grußlich,
Und ſo kußlich,
Daß mir's bebt in des Herzens Grund.

---

[38]) M I 138 b 7. Vgl. I 54 a 1. 4. II 190 a 5, 197 a 6.

[39]) MA. 1774, S. 203. Über Voß, vgl. ebenfalls jetzt Mühlenpfordt S. 38—42), der zwei Minnelieder anführt und beſpricht.

Gleich der ſonnigen
Veilchenau,
Glänzt der wonnigen
Augen Blau;
Friſch und ründchen
Iſt ihr Mündchen,
Wie die knospende Roſ' im Thau.

Ihrer Wängelein
Lichtes Roth
Hat kein Engelein,
So mir Gott!
Eya! ſäß' ich
Unabläßig
Bey der Preißlichen bis zum Tod.

Das Versmaß erinnert ſtark an das Waltherſche „under der linden", wenn es auch nicht genau damit übereinſtimmt. Einzelne Worte ſind bei den Minneſingern zu belegen: sunder wanc (M I 15b 6 Otto von Bottenlaube vgl. I 21b 5. 44b 4. 49a 7. 148b 6. II 42b 3. 70b 2) und habedanc (M I 11a 4. 108a 6. 131a 4. II 31b 1. 33a 6. 34b 3. 213b 1.) Wolfram von Eſchenbach (I 188b 2) ſagt: lachelichez grüezen und ein kuslich munt findet ſich M I 162a 4. Voß ſagt ſelbſt von dieſem Minneliede, „die ungewöhnlichen Wörter ſind alle minneſingeriſch, ausgenommen ſonnigen, wonnigen und ründchen, welche ich gewagt habe".[40])

Bei Hölty[41]) — um auch von dieſem Minneſänger ein Gedicht anzuführen — finden wir ein Lied,[42]) welches unverkennbar durch das Waltherſche Lied: „sô die bluomen ûz dem grase dringent" beeinflußt worden iſt. Es lautet:

Minnelied.

Es iſt ein halbes Himmelreich,
Wenn, Paradieſesblumen gleich,
Aus Klee die Blumen dringen;
Und wenn die kleinen Vögelein
Im Garten hier und dort im Hain,
Auf grünen Bäumen ſingen.

---

[40]) Voß an Brückner, Göttingen 18. April 1773. Briefe von J. H. Voß, hgb. von Abraham Voß, Halberſtadt 1829. Bd. 1, 137.

[41]) Mühlenpfordt (S. 46—52) urteilt: daß „außer Bürger vielleicht keiner ſoviel Glück in der Nachahmung der Minneſinger hatte, wie Hölty".

[42]) K. Halm, Gedichte von Hölty: Bibliothek der deutſchen Nationallitt. des 18. und 19. Jahrh. Leipzig, Brockhaus 1870, S. 97. — Sauer, der Göttinger Dichterbund Teil 2. Hölty. Kürſchners Nationallitter. Bd. 50, 1. Stuttgart 1893, S. 80.

Doch daß iſt noch ein reines Weib,
Von Seele gut und ſchön von Leib,
In ihrer Jugendblüte.
Wir laſſen alle Blumen ſtehn,
Das liebe Weibchen anzuſehn,
Und freun uns ihrer Güte.

Den Anfang:

ez ist wol halb ein himelrîche

und das Ende:

wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an daz werde wîp

(M I 116 a 1, 2) ſind nahezu wörtlich herübergenommen. Gleim regte dasſelbe Lied ſogar zu zwei Gedichten („An die Schönen“ und „Das ſchöne Weib“) an, die ſich noch mehr an das Original anſchließen und von denen das zweite zum Vergleiche mitgeteilt ſei.

Das ſchöne Weib.[43])

Den May, ſo ſchön, ſo prächtig wie jetzunder
Sah ich, in meinem Leben nicht,
Er bringt uns alle ſeine Wunder
Der Schönheit, vor's Geſicht!
Und doch, was iſt ſo ſchön,
Als unſrer Winli ſchlanker Leib?
Wir laſſen alle Blumen ſtehn,
Und gaffen an, das ſchöne Weib!

Auf eine zweite Anlehnung Höltys an ein Waltherſches Lied hat Mühlenpfordt (S. 49 f.) aufmerkſam gemacht. Das 1773 gedichtete „Vaterlandslied“[44]) hat ſein Vorbild in Walthers „ir sult sprechen willekomen“ (M I 119 b 2 ff.). Den Preis des Vaterlandes und ihrer Bewohner ſchließen beide Dichter mit den gleichen Worten:

Vaterlandslied.

Geſegnet mir, mein Vaterland,
Wo ich ſo viele Tugend fand,
Geſegnet mir, mein Vaterland!

[43]) (Gleim) Gedichte nach Walther, S. 49.
[44]) Sauer a. a. O. S. 89 f. Hahn a. a. O. S. 106.

Die Männer haben Heldenmut,
Verſtrömen Patriotenblut
Sind edel auch dabei und gut.

Die Weiber ſind den Engeln gleich
Es iſt, fürwahr ein Himmelreich,
Ihr Preislichen, zu ſchauen euch.

. . . . . .

Sie lieben Zucht und Biederſinn.
O ſelig Land, worin ich bin!
O möcht' ich lange leben drin!

und Walther:

tiusche man sint wol gezogen
rehte als engel sint diu wîp getân . .
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

In einem andern Gedichte Höltys, welches unzweifelhaft ebenfalls durch den Minneſang inſpiriert iſt,[46]) findet ſich eine ſonſt ungebräuchliche, dort aber häufig vorkommende Interjektion, welche einige Male Anwendung auch bei Bürger findet, der ja für dergleichen eine ausgeſprochene Vorliebe gehabt hat. In Bürgers „Dörfchen" (B. 32. S. 274, 112), wie in der „Abendphantaſie eines Liebenden" (B. 103. S. 66, 17. 21) ſtößt man auf das befremdliche „Ahi!", welches damals in den Überſetzungen der Minneſinger meiſt mit „Ach" wiedergegeben wurde.[47]) Dietmar von Aiſt (M I 39 b 2) beginnt ein Lied:

Ahy nu kumet uns diu zît
der kleinen vogellîne sanc.[48])

[46]) Vgl. auch das im Könnekeſchen Bilderatlas in der Handſchrift des Dichters wiedergegebene Gedicht „Frühlingslied". Zweite Auflage. Marburg 1895, S. 258.

[47]) Vgl. Rambach a. a. O., S. 340 f.

[48]) Vgl ferner M. I 7 a 1. 31 b 5. 49 a 4. 5. 116 b 1. 193 b 4. II 60 a. 68 b 4. 182 a 2. 205 a 3. 210 b 3. Die Schreibung Ahi findet ſich M. I 131 a 4 132 a 5. II 74 b 1. 101 a 1. 221 b 2 die Form Ahey M. I 5 b 4.

das Höltyſche Gedicht[49]) lautet:

Mailied.

Willkommen, liebe Sommerzeit,
Willkommen, ſchöner Mai,
Der Blumen auf den Anger ſtreut
Und alles machet neu.

Die Vögel höhen ihren Sang,
Der ganze Buchenhain
Wird ſüßer, ſüßer Silberklang,
Und Bäche murmeln drein.

Roth ſtehn die Blumen, weiß und blau,
Und Mädchen pflücken ſie,
Bald auf der Flur, bald auf der Au,
Ahi, Herr Mai, Ahi!

Ihr Buſen iſt von Blümchen bunt,
Ich ſah ihn ſchöner nie,
Es lacht ihr roſenrother Mund,
Ahi, Herr Mai, ahi!

Von allen damaligen Nachdichtungen des Minneſangs, mit denen man durch die bisherigen Proben nunmehr hinreichend bekannt ſein wird, zeigen die Bürgerſchen die größte Unabhängigkeit von dem altdeutſchen Original. Auch bei ſeinen Nachdichtungen aus fremden Sprachen iſt Bürger dem gewählten Vorbild gegenüber ſtets ſehr frei verfahren. Er ſelbſt ſagt einmal darüber: „Man bilde ſich nicht ein, als ob ich in ſolchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetſchet hätte. Öfter hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren geleſen; ſein Inhalt war meinem Gedächtniſſe gegenwärtig geblieben; dieſen ſtellte ich deutſch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen.“[50]) Schon wegen dieſer Eigenart Bürgers iſt es demnach unwahrſcheinlich, daß in ſeinen Werken direkte Entlehnungen aus den Minneſingern ſich finden; aber auch an beſtimmte alte Minnelieder hat ſich Bürger nicht angeſchloſſen. Er ſelbſt nennt kein

[49]) Sauer a. a. O., S. 81 f. Halm S. 98.
[50]) Vorrede zur Ausgabe 1778. Bohtz S. 325.

einziges, das ihm als Vorbild gedient hat. Unter diesen Umständen können die Beziehungen zu dem Minnesang bei Bürger nicht so auf der Hand liegen und sind schwieriger aufzufinden, als bei Gleim oder den andern Göttinger Dichtern. Daher hat man solche überhaupt ganz geleugnet. August Wilhelm Schlegel sagt in seiner Skizze über „Bürger" gerade heraus, daß „die von Minne redenden Lieder mit den alten Minnesingern nichts gemein haben",[51]) und der verdienstvolle letzte Herausgeber der Bürgerschen Gedichte, Arnold E. Berger, kann in den meisten dieser Minnelieder ebensowenig Beziehungen zu den Minnesingern entdecken.[52]) Allerdings wird man sich davor hüten müssen, den Einfluß des Minnesangs auf Bürgers poetisches Schaffen sehr hoch zu schätzen. Die Engländer und die Volkspoesie haben sicher für ihn eine viel größere Bedeutung gehabt. Aber nichtsdestoweniger steht fest, daß Bürger sich mehrere Jahre mit dem Minnesang beschäftigte und wie Miller und Hölty Minnelieder gesungen hat. Mögen in diesen nun noch so viel eigene Gedanken, noch so viel andere Einwirkungen zu finden sein, irgend welche Beziehungen zum Minnesang müssen sie doch zeigen. Und ebenso werden auch die Minnesangstudien in der ganzen Anschauungsweise Bürgers ihre Spuren zurückgelassen haben und sich in seinen übrigen Werken offenbaren.

Insgesamt sind es fünf Gedichte, welche zunächst in Betracht kommen können. Vier davon sind „Minnelied", eins „Minnesold" (B. 50 f., S. 56 f.) überschrieben. Dies letztere, Millern gewidmet, enthält zwar in der That Gedanken und Vorstellungen, welche bei den Minnesingern gleichfalls zu belegen sind. Aber auf bestimmte Ausführungen und Ausdrücke hat besonders gegen den Schluß hin Horaz eingewirkt, so daß es vorteilhaft erscheint, dies Gedicht nicht für sich allein zu besprechen, sondern für die Betrachtung der einzelnen, in Bürgers Werken vorkommenden Anschauungen der Minnesinger aufzusparen. Das Gleiche wird man am besten auch mit den kleineren „Minneliedern" thun. Mit Ausnahme des spätesten Minneliedes (B. 74, S. 316), eines zehnzeiligen Frag-

---

[51]) A. W. Schlegel, Bürger. Bohtz S. 518.

[52]) B. S. 403 f. 406 in den Anmerkungen.

mentes, das erſt 1812 gedruckt, von Bürger keine Überſchrift erhielt, haben dieſe Minnelieder ſämtlich bezeichnender Weiſe ſpäter ihren Namen geändert. Bürger hat in ihnen gefliſſentlich jedes mit „Minne“ zuſammenhängende Wort ausgemerzt. Das erſte, nur neun Zeilen lange „Minnelied“ (B. 33, S. 44) erſcheint als „Gabriele“; das zweite (B. 37 f., S. 45—47) zuletzt als „Lieb und Lob der Schönen“, nachdem es vorher ſeine Überſchrift ſchon viermal gewechſelt hatte. Das Gedicht wurde im Muſenalmanach für 1773 veröffentlicht und iſt mit ſeinen 16 vierzeiligen Strophen das erſte längere „Minnelied“, welches Bürger verfaßte. Beziehungen zu den Minneſingern ſucht man hier jedoch vergebens, ſo daß die nachträgliche Umänderung der Überſchrift vollkommen berechtigt erſcheint. Das Gedicht kann als Beleg dafür dienen, daß auch Bürger, wie ſeine Zeitgenoſſen ein anakreontiſches Schäfergedicht unbedenklich für ein Minnelied ausgeben konnte; denn für dieſes paßt es wenig, wenn er die Schönen „Schäferinnen“ (Zeile 14) nennt, von „ſtillen Schäferhütten“ (Zeile 18) ſpricht, „Stab und Hut mit Roſen und mit Bändern“ (Zeile 27 f.) ſchmücken will, ja folgende Strophe (Zeile 37 ff.) ſingt:

Und wenn ich nun geſtorben bin
Und unter Ulmen ſchlafe,
So weidet gern die Schäferin
Noch um mein Grab die Schafe.

In dem jetzt noch übrig bleibenden Liede (B. 42 f., S. 52 f.), welches Bürger ſpäter „Winterlied“ umtaufte, haben wir nun wirklich ein richtiges „Minnelied“ vor uns. Obgleich keine wörtlichen Anklänge an Verſe aus den Minneſingern nachzuweiſen ſind, iſt das Gedicht doch von ihren Anſchauungen ganz durchwebt. Daher kann man wohl behaupten, daß Bürgern hier eine der ſchönſten und echteſten Nachdichtungen im Geiſte der Minneſinger gelungen iſt.

Das Lied bringt ein Thema, welches in den verſchiedenartigſten Variationen bei den Minneſingern wiederkehrt.[58]) Es

[58]) Mühlenpfordt (S. 79—81) beſpricht den Einfluß des Minneſangs auf die Liedergattungen der Dichter des Hains und führt hier „Minnelieder, Frühlings-, Mai- und Winterlieder“ an.

wird ausgeführt, wie ſich Jahreszeit und Stimmung des Liebenden zu einander verhalten; entweder ſind ſie in Harmonie: dann iſt der Dichter im ſchönen Sommer fröhlich, und betrübt im kalten Winter; oder ſie ſtehen im Gegenſatz und die Liebesfreude fällt nicht zuſammen mit dem Sommer und die Trauer nicht mit dem Winter; oder endlich die Stimmung des Liebenden iſt unabhängig von den Freuden, wie den Plagen der Jahreszeit; der Sänger denkt nur an die Geliebte, welche ihm den Sommer erſetzt und den Winter vergeſſen macht.

Dieſer Stimmung hat nun Bürger in ſeinem Gedicht poetiſchen Ausdruck gegeben. Gegliedert iſt es in vier ſechszeilige Strophen, von denen jede dreiteilig gebaut iſt. Vers 1 und 2 gehören enger zuſammen, beide viertaktig, wobei im zweiten Vers der letzte Takt pauſiert. Das Gleiche wiederholt ſich im Vers 3 und 4. Untereinander durch Kreuzreime verbunden, bilden alle vier Verſe den Aufgeſang, dem dann in Vers 5 und 6 — die ebenfalls enger zuſammengehören, volle' vier Takte füllen und paarweiſe reimen — der Abgeſang folgt. Kunſtvoll ſchmiegt ſich der Sinn dieſem Bau der Strophe an, die ihrerſeits in derſelben Form viermal wiederholt wird.

Strophe 1 bildet die Einleitung.[54]) Sie ſchildert den rauhen Winter, welcher der Natur das bunte Kleid ausgezogen und die Blumen hat verſchwinden laſſen. Das gleiche Bild iſt den Minneſängern durchaus geläufig. So findet man M. II 243 a 5 (Kanzler):

walt, anger, heide und ouwe
liehter meie hat bekleit.

desgleichen M. II 244 b 2 (Kanzler):

der anger unt die heide breit
bî dem liehten meien
stêt wunneklîch bekleit.

und dementſprechend, ſtark an Bürgers Worte anklingend, M. II 242 a 5 (Kanzler):

---

[54]) Zu Grunde gelegt iſt der Text im Muſenalmanach von 1773, nicht die ſpätere Faſſung Bürgers.

wer hat uns den walt beroubet,
der sô schône stuont geloubet?
rîfe unt ouch darzuo der snê.

Ebenſo mit deutlicher Perſonifikation des Winters, wie es auch Bürger thut, (Kanzler) M. II 241 b 4:

wê dir, leider winter kalt,
heide und anger unt den walt
hastu gar beroubet maniger wunne!

wo die Verſe den Anfang des Liedes bilden, ebenſo, wie in unſerm Gedicht:

Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt.

Durch beſondere Züge, wie z. B. die „kalte Hand" des Winters, hat Bürger das Bild noch anſchaulicher gemacht und dem Ganzen eine vollere Abrundung gegeben. In dem Abgeſang der erſten Strophe:

Hat Blumen blau und rot und weiß
Begraben unter Schnee und Eis,

ſind eben die Farben namhaft gemacht, welche der Dichter in dem Abgeſang der zweiten Strophe auf ſeiner Geliebten Antlitz wiederfindet. In dem oben ſchon angeführten Winterlied des Kanzlers (M. II 241 b 4) werden beſtimmte Blumen genannt, welche dieſen Farben entſprechen, nämlich Lilien, Veilchen und Roſen. Es heißt dort:

wâ nû kleiner vogelîn süezez kôsen,
wâ loup, gras, wâ liljen, vîol, rôsen
wâ nû megde reigen under linden?
solhe vröude uns winter tuot verswinden.

Die zweite Strophe, unmittelbar an das Vorhergehende anſchließend, beginnt mit der Abſage des Dichters an die Blumen, ihnen ein Trauerlied zu ſingen, denn:

Ich weiß ein minniglich Geſicht,
Worauf ihr alle blüht.

Auch mancher Minneſinger unterbrach ſeinen Klagegeſang mit ähnlichen Worten; ſo Reinmar der Alte (M. I 68 b 1):

ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen

und Wernher von Tuiſen (M. I 44 b 2):

warzno klage ich die blnomen ûf der heide?

die Liebſte mit Blumen zu vergleichen, dafür finden ſich zahlloſe Belege; ſo ſingt Walther (M. I 130 a 5):

durchsüezet unt geblüemet sint die reinen fronwen.

desgleichen M. I 2 b 2 (König Wenzel von Böhmen):

die reinen süezen vronwen
die sol man alle stunde
vür blnomen ûf der heide sehen.

M. II 99 b 5. (Der Taler)

ich schouwe, frouwe, dich vür al der blnomen schîn.

M. I 162 b 7 (Luitold von Seven):

ich vrönwe mich ir güete wol von schnlden
baz danne aller blnomen rôt.

Mit Bürgers Verſen ſtimmt der Gedanke überein, der ſich M II 22 b 2 (Winli) findet:

sô der vogele kôsen
von den kalten rîfen swachet,
unt diu heide bar der bluomen lît,
dannoch sihe ich rôsen,
swanne ir rôtez mündel lachet.[55])

und noch weiter ausgeführt M. II, 21 a 4 (Der Duiring):

mir schat der rîfe, noch der snê
sît ich weiz stê
sô lachelîchen einen mnnt,
der als ein ninwer rôse entsprinzt,
der sich entslinzt.

Die dritte Strophe ſchildert, die Geliebte ſei imſtande, auch die Vögel, die im Winter mit ihrem Geſang verſtummen „hundert-

[55]) Vgl. auch M. I 3 a 5. 59 b 2. 131 a 4. II 18 a 5.

mal“ zu erſetzen. Dazu vergleiche man folgende Verſe aus den Minneſingern: M. I 59 a 1 (Schenk von Limburg):

ich sihe mîn liep vür bluomen schîn,
min liep vür vogel' singen.

M. I 56 a 1 (Heinrich von Morungen):

mich vrönt ir werdekeit
baz dan der meie und al sîne doene
die die vogele singent; daz sî in geseit.

M. I 130 a 5 (Walther):

liljen unde rôsen blnomen, swâ die liuhten
in meien touwen durch daz gras, und kleiner vogele sanc,
daz ist gein solher wünnebernden fröide kranc,
swâ man siht schoene fronwen.

M. I 169 b 4 (Rubin):

werder grnoz von vronwen munde
der vrönt ûf und ûf von grunde
baz, danne al der vogele singen.[56])

M. I 198 b 1 (Konrat, Schenk von Landeck):

der ich diene ân allen wanc,
diu muoz mir vil baz gevallen
dan der meie und aller vogellîn sanc.

Auch hier iſt wieder zu bemerken, daß Bürger den Vergleich treffender und für ſein Gedicht paſſender durchgeführt hat, indem er den Geſang ſeines Mädchens dem Vogelgezwitſcher gegenüberſtellte.

In dem Abgeſang dieſer Strophe ſpricht Bürger von „Frühlingsluft“ und „Hyazinthenduft“, welchen der Atem der Geliebten ausſtrömt. Arnold E. Berger[57]) führt hier eine Stelle aus Johannes Sekundus an, welche ähnliches enthält. Im Minneſang dürften ſolche Wendungen allerdings nicht nachzuweiſen ſein.

Der Abgeſang der letzten Strophe bringt mit ſeinen Verſen:

O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr!

[56]) Vgl. auch M. II 158 a 3.
[57]) B. 405.

einen ſchönen Abſchluß des ganzen Liedes. Wenn auch nicht in dieſer Form, ſo iſt doch der Gedanke wiederum im Minneſang vielfach vorgebildet. M. I 4 b 1 (Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile):

mich troestet baz ir güete,
danne der meie mir kan vröude bringen

M. I 36 a 4 (Heinr. v. Sax):

ir lîp vröut für des meien zît

M. II 70 a 2 (Der Tannhäuſer):

wil si mir günstic sin,
so lobe ich mit schalle
si vür des meien schîn.

M. II 99 b 5 (Der Taler):

ich kröne ir schöne vür des liehten meien schîn.

M. II 157 a 3 (Der junge Meißner):

wîp diu vröuwent baz, dan alles des meyen bluot[58])

Zum Vergleich mit Bürgers letztem Verſe ſeien folgende Stellen[59]) genannt:

M. I 14 b 1 (Graf Konrad von Kilchberg):

davür hân ich mir ein schönes liep erkorn;
wil si, so hân ich den meien niht verlorn.

M. I 55 b 3 (Heinrich von Morungen):

si ist des liehten meien schîn.

M. I 140 a 3 (Walther):

der kalte winter was mir gar unmære.
ander liute dûhte er swære:
mir was die wîle als ich enmitten in dem meien wære.

---

[58]) Vgl. auch M. II 23 a 1, ebenſo das ſchöne Gedicht Walthers M. I 116, wo er Frühlingspracht und Frauenſchönheit beſonders kühn einander gegenüberſtellt.

[59]) Vgl. auch M. I 31 a 7. II 28 a 6. 100 a 1.

M. II 119 a 4 (Herr Gelter):

si ist mîn sumer unt mîn meie.

Der bisher noch nicht näher beſprochene Aufgeſang der letzten Strophe enthält den Vergleich des vom Gang der Schönen bewegten Haarſchmucks mit dem Frühlingslaub, durch welches der milde Weſtwind weht. Wie Walther von der Vogelweide es M. I 116 a 2 thut, führt auch Bürger ſeine Geliebte in voller Bewegung vor. Ein derartiger Vergleich findet ſich ſonſt im Minneſange nicht. Allerdings giebt es dort ein Gedicht, welches in vielen Punkten auffallende Ähnlichkeiten mit dem Bürgerſchen aufweiſt; und in dieſem iſt wenigſtens von dem „valwen hâr“ die Rede, das der Sänger mehr als das „grüene loup“ preiſen will. Auch hier wird die Geliebte mit dem blühenden Mai verglichen und beſonders ausgeführt, wie die roten und weißen Farben in der Natur ſich auf dem Antlitz der Geliebten wiederfinden. Wenn überhaupt Bürger bei der Abfaſſung ſeines Gedichtes irgend ein beſtimmtes altes Minnelied vor ſeinem geiſtigen Auge gehabt hat, ſo dürfte es wohl dieſes geweſen ſein.[60]) Bodmer hat es in ſeinem Aufſatz „Von poetiſchen Zügen zum Lobe des Winters“ gleichfalls angeführt und überſetzt.[61]) Gerade eine Gegenüberſtellung dieſes alten Liedes und des Bürgerſchen zeigt deutlich, mit welcher Meiſterſchaft Bürger etwa erhaltene Anregungen zu einem völlig neuen Kunſtwerk umſchaffen konnte. „Leicht und natürlich ſchön iſt das ganze Lied!“ ſo lautete bereits 1773 im Februarheft des Deutſchen Merkur das Urteil über das Minnelied Bürgers, des „lieblichen Minneſängers“.[62]) Es mögen nun beide Gedichte hintereinander folgen.

---

[60]) Mühlenpfordt (a. a. O. 26 f.) meint, dieſe Strophen „ſcheinen mir noch zu ungenügende Parallelen zu ſein“. Die Übereinſtimmung mit Walther von der Vogelweide aber zeige „uns Bürger in Abhängigkeit von Walther“. M. E. kann, wenn Bürger ein beſtimmtes Minnelied hat nachbilden wollen, das Waltherſche, das doch ſonſt in Gedankengang und Form zu weit abweicht, nicht in Betracht kommen, mag es ſonſt in einzelnen Wendungen vielleicht Vorbild geweſen ſein.

[61]) Neue kritiſche Briefe. Zyrich 1764, S. 341 f.

[62]) Deutſcher Merkur, Februar 1773. Bd. 1, 163—84.

M. II 209 a 4, 5. (Der Diurner):

Swie der winter kalt,
daz ich wol sich,
vogel' doene
krenket nnt der bluomen schîn,
diu min hat gewalt,
des ich verjich,
seht, der schoene
muoz mîn blnender meie sîn.
an der vinde ich vröuden unde wunnen mê,
rôsen rôt geströut
ûf wîzen snê
sint der lieben nnder ougen; swie'z ergê,
mir ist ungedrönt.

Wîz ist ir daz vel,
dar under rôt
sint ir wengel, und ir suezez mündelîn;
blank ist ir din kel,
daz ist ein nôt,
solt' ich hangen dar, so fuer' daz ouge mîn
ermeyen sich dort in ir liehten ongen klâr;
vür daz grüene loup
ir valwez hâr
wil ich iemer gerne prîsen snnder vâr
ich bin sô toup.

Minnelied.

Der Winter hat mit kalter Hand
Die Pappel abgelaubt
Und hat das grüne Maigewand
Der armen Flur geraubt,
Hat Blumen blau und rot und weiß
Begraben unter Schnee und Eis.

Doch, liebe Blumen, hoffet nicht
Von mir ein Sterbelied!
Ich weiß ein minniglich Geſicht,
Worauf ihr alle blüht;
Blau iſt des Augenſternes Rund
Die Stirne weiß und rot der Mund.

Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hain?
Mein Mädchen trillert hundertmal
So süß und silber rein;
Ihr Atem ist wie Frühlingsluft,
Erfüllt mit Hyazinthenduft.

Wie wenn des Westes linder Hauch
Durch junge Maien weht,
So säuseln ihre Locken auch,
Wann sie vorübergeht.
O Mai, was frag' ich viel nach dir?
Der Frühling lebt und webt in ihr!

Wie schon oben angedeutet, ist es kaum denkbar, daß die Minnesangstudien Bürgers, welche ihm die Anregung zu den betrachteten Minneliedern gaben, ohne allen Einfluß auf seine übrigen Gedichte gewesen seien. Es wird daher die letzte Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein müssen, die Anschauungen, Gedanken und Wendungen, welche Bürger und den Minnesingern gemeinsam sind, noch etwas genauer ins Auge zu fassen. Freilich dürfte es kaum gelingen, irgendwo mit Sicherheit eine direkte Abhängigkeit Bürgers vom Minnesang festzustellen. Gerade die vorhergehenden Ausführungen haben gezeigt, wie selbständig Bürger bei Nachdichtungen seiner eigenen dichterischen Eingebung zu folgen gewohnt war; außerdem konnten ihm in vielen Fällen auch andere Dichtungen, wie namentlich das Volkslied ähnliche Anregungen bieten. Immerhin wird die Sammlung der folgenden Parallelstellen den Eindruck verstärken, daß manche Motive und Wendungen in Bürgers Werken wahrscheinlich durch den Minnesang angeregt sind.

Mit besonderer Vorliebe haben die Minnesinger Frauenschönheit in Verbindung mit den Reizen der Natur gepriesen. Die schon oben angeführten Beispiele legen dafür Zeugnis ab. Der Himmel mit seinen Gestirnen, die Erde mit ihren Vögeln im Walde, den bunten Blumen und ihrem Duft — alles mußte zur Verherrlichung der Geliebten beitragen. Als Sinnbilder der weiblichen Schönheit standen besonders die Blumen obenan. Bürger

hat ſie bereits in dem betrachteten „Minnelied“ verwertet, aber auch in ſeinen ſpäteren Gedichten ſehr bevorzugt.

„Die Mägdlein ſind den Blumen gleich
In ihren Frühlingstagen“

ſingt er in ſeinem „Hummellied“ (B. 298, S. 334, 17 f.),

„Die edelſten der Jungfraun blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn“

heißt es in der „Männerkeuſchheit“ (B. 164, S. 90, 41 f.), worin auch die folgende Strophe vorkommt (Zeile 57—60).

„Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Daß ſie mit Blumen ſchwanger geht;
So ſegnet Gott durch ihn ſein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib“

eine Wendung, die faſt genau ſo M. II 156 b 3 (der junge Meißner) lautet, wo

„daz heid' und anger swanger mit den bluomen sint“.

Ebenſo in „Schön Suschen“ (B. 91, S. 190, 19 f.):

„[Ich] Sah nirgends blühen Blum' und Laub,
Nur Suschen blühte mir“.[63])

In dem Sonett „Die Eine“ (B. 258, S. 116, 9—14) ſtehen die Verſe:

„Die Welt iſt groß, und in der großen Welt
Blühn ſchön und ſüß viel Mädchen noch und Frauen.
Du kannſt dich ja in manches Herz noch bauen. —
Ach, alles wahr! Vom Rhein bis an den Belt
Blüht Reiz genug auf allen deutſchen Auen,
Was hilft es mir, dem Molly nur gefällt?“ —

zuletzt an Walthers Verſe:

von der Elbe unz an den Rîn

(M. I 119 b 6) anklingend.

[63]) Vgl. auch „Das Dörfchen“ (B. 31. S. 273, 69—74) und „An die Bienen“ (B. 276. S. 146, 9—12), nach franzöſiſchen Vorbildern.

Die Anwendung des Bildes erweiternd, ſagt er in der „Abendphantaſie eines Liebenden“ (B. 103, S. 66, 27 f.)

„Die Blumen der Geſundheit ſproſſen
Auf ihrem wonnigen Geſicht“

und in dem „Blümchen Wunderhold“ (B. 185, S. 149, 33 f.)

„Es webet über dein Geſicht
Der Anmut Roſenflor.“ [44])

Ein Fragment (B. 330, 1 f.) beginnt mit dem anſprechenden Vergleich:

„Schön, wie der Apfelbaum im Mai,
Schön blühte Müllers Lieſe.“

Auch die einzelnen körperlichen Reize hat Bürger durch Naturbilder aus der Pflanzenwelt veranſchaulicht, die ihm zum Teil eigentümlich ſind und ſich bei den Minneſingern nicht belegen laſſen; ſo beſonders in ſeinem Liede „Das Mädel, das ich meine“ (B. 105, S. 76, 19—30), wo es heißt:

„Wer ſchuf des Mädels Purpurmund
So würzig, ſüß und lieb und rund?
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Nelk' und Erdbeer' würzen kann.
Der ſchuf des Mädels Purpurmund
So würzig, ſüß und lieb und rund.

Wer ließ vom Nacken blond und ſchön
Des Mädels ſeidne Locken wehn?
Der liebe Gott! der gute Geiſt,
Der goldne Saaten reifen heißt;
Der ließ vom Nacken blond und ſchön
Des Mädels ſeidne Locken wehn“.

Wenn dagegen Bürger von „Roſenwangen“ (An Amalien, B. 237, S. 145, 19) ſpricht, ſo kennt der Minneſang M I 12 a 6 „rôse wengel“ (Kraft von Toggenburg, M. I 46 a 7) „mit rœselehtem wangen“ (Kriſtan von Hameln); und die Vorſtellung, Gott ſelbſt

[44]) Vgl. auch „Heloiſe an Abälard“ (B. 341. S. 373, 394) „jede Blume deiner Schönheit“, von dem Mädchen zum Geliebten geſprochen.

habe die Wangen ſo ſchön gemalt, wie ſie Bürger in dem eben erwähnten Liede (Das Mädel, das ich meine, B. 105, S. 76, 13—18) zum Ausdruck bringt, findet ſich auffallend ähnlich auch bei Walther, deſſen Gedicht (M. I 118 b 5) ihm wohl auch ſonſt bei der Abfaſſung ſeines eigenen vorgeſchwebt haben mag:[65])

„Wer hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange ſtrahlt?
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der Pfirſichblüte malen kann;
Der hat das Rot auf Weiß gemalt,
Das von des Mädels Wange ſtrahlt."

Got hât ir wengel hôhen flîz,
er streich' sô tiure varwe dar,
sô reine rôt, sô reine wîz,
dâ roeseloht, dâ liljenvar.

Hier ſteht bei Bürger nur die Pfirſichblüte ſtatt der im Minneſang ſo äußerſt beliebten Roſen und Lilien. In dem Gedicht „Zu Julchens Geburtstag" (B. 312, 3 f.) hat er dagegen auch dieſe Blumennamen verwertet. Dort ſpricht er von

„Wänglein, erleuchtet von roſichtem Licht,
Das lieblich an Lilienſilber ſich bricht",

was Walther einmal folgendermaßen ausgedrückt hat (M I 125 a 5) ir· wangen wurden rot, same diu rôse, dâ si bî der liljen stât.

---

[65]) E. Elſter (a. a. O. 778 f.) ſtellt das ganze Gedicht Bürgers „Das Mädel, das ich meine" mit dem Waltherſchen M. I 118 b ſtehenden Gedichte in Parallele, da in beiden Fällen die Reize der Schönen im Einzelnen angeführt werden. Die oben erwähnte, allerdings auffallende Ähnlichkeit der einen Strophe veranlaßt Elſter zu der Vermutung, die ſchöne Wendung des älteren Dichters ſei der Keim, der in der Seele des jüngeren Wurzel geſchlagen habe." Elſters Schüler Mühlenpfordt (S. 30—33) beſchäftigt ſich eingehend mit dieſem Gedicht und kommt gleichfalls zu dem Ergebnis: „Unſer Dichter hat jenes Gedicht gekannt und hier verwendet". Walther preiſt ebenfalls „ir wunnenrîches houbet, das ihm der Himmel iſt, es hat himelschen schîn und die Augen leuchten aus ihm wie zwei Sterne. Ir kel ir hende ir fuos, ir wengel, die in hellen Farben blühen, der rôte mund mit ſeinen ſüßen Küſſen werden genannt und geprieſen. Ihre ganze Geſtalt iſt ſchön, er hat es geſehen, — ſetzt er ſchalkhaft hinzu — als er ſie im Bade belauſchte, ſo daß man es loben muß. Und wer that das? Gott hat ſie ſo herrlich ausgeſtattet".

Den Vergleich des Vogelgeſangs mit der Stimme der Geliebten, welchen Bürger in ſeinem „Minneliede“ anwendete, hat er ſpäter in den „Beiden Liebenden“ (B. 59 f. S. 59 f., 21 ff.) und dem Gedicht „Das Mädel, das ich meine“ (B. 105. S. 77, 31—36) nochmals wiederholt.

Von ſonſtigen Naturbildern iſt es noch beſonders der Tages- und Abendhimmel, mit ſeinen Farben und Lichtern, welcher den Minneſingern Anlaß zu Vergleichen bot, die ſich auch bei Bürger finden: mîn morgenrôt (M. I 185 a 2) nennt der Minneſinger ſeine Geliebte, bei Bürger iſt „die Wange Morgenröte“ (Lob Helenens, B. 58. S. 54, 10), die jugendlichen Wangen werden durch den Kuß „mit hohem Morgenrot“ geſchminkt (Die beiden Liebenden, B. 61 S. 61, 55 f.), das geliebte Mädchen iſt „roſicht, wie die Morgenſtunde“ (Elegie B. 114. S. 97, 33); aber ebenſo iſt dem Mädchen der Geliebte „an Wuchs und Angeſicht wie Morgenrot im Mai“ (Der Bruder Graurock und die Pilgerin, B. 136. S. 210, 21 f.) und auch „ſein Antlitz ſtrahlt wie Morgenrot“ (Männerkeuſchheit, B. 163. S. 89, 27). Um aber den vollen Glanz zu ſchildern, der von dem geliebten Weſen ausgeht, werden alle Geſtirne, beſonders die Sonne, zum Vergleich herangezogen: dû bist gelîch der sunnen schîn (M. I 178 b 4, Wachsmut von Mülnhauſen), si liuchtet, sam diu sunne (M. I 5 a 2 Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile);[66]) und Bürger (Schön Suschen B. 91. S. 191, 21—24):

Nicht Sonne, Mond und Sternenſchein,
Mir glänzte nur mein Kind;
Ich ſah wie in die Sonn' hinein
Und ſah mein Auge blind. —

wobei man an Steinmar erinnert wird, der ſingt (M. II 107 a 3):

ich wând in der sunnen schîn
sehen, dô ich in ir ougen sach.

oder etwa an Walthers Worte (M. I 118 b 5):

ich sehe si iemer gerner an
dan [ne alle] himel oder himel wagen.

[66]) Desgl. auch M. I 42 a 3, 55 a 4, 87 a 1, II 79 a 3.

Da der Glanz beſonders von den Augen ausgeht, ſo werden gerade dieſe mit Sonne und Sternen verglichen. So heißt es in Bürgers „Ständchen" (B. 79. S. 74, 5f):

Hüll' auf den hellen Sonnenſchein
In deinen zwei Guckäugelein! —

in dem Gedicht „Das Mädel, das ich meine" (B 104. S 76, 7—12):

Wer hat wie Paradieſeswelt
Des Mädels blaues Aug' erhellt?
Der liebe Gott! der hat's gethan,
Der's Firmament erleuchten kann;
Der hat wie Paradieſeswelt
Des Mädels blaues Aug erhellt".

und endlich auch im „wohlgeſinnten Liebhaber" (B. 320. S. 354, 3f.) den Bürger nach einem engliſchen Original dichtete:

Kein Sternchen war mehr blink und blank,
Als Liebchens Äuglein nur.

Als Beleg für die Minneſinger möge Walthers Lied dienen (M. I 118 b 2):

ir houbet ist so wünnenrîch,
als ez mîn himmel welle sîn.
wem solde ez anders sîn gelîch?
ez hât ouch himeleschen schîn.
dâ liuhtent zwêne sternen abe,
dâ müeze ich mich noch inne ersehen,
daz si mirs alsô nâhen habe![67])

---

[67]) Nicht der Stern, ſondern die Schönheit der Göttin Venus wird von Wolfram (M. I 148 b 5) in folgenden Verſen mit den Geliebten verglichen: Venus diu götinne, lebt si noch, si müeste bi ir verblichen sîn: ſelbſt ihr Glanz verblaßt vor der Geliebten. Neben Venus werden auch andere berühmte Schönheiten des Altertums, die Mondgöttin Diana, und die ſchöne Helena von den Minneſingern zum Vergleich herangezogen: ſo von Walther M. I 140 a 5)

wâ funde ich ein so schœnes wîp
diu wære falsches âne
si ist schöner und bas
dann Helêna und Dyane.

Bei weiterer Prüfung findet man Beziehungen der Werke Bürgers zu dem Minneſang da, wo geſchildert wird, wie viel das Glück wert ſei, die Geliebte zu beſitzen, und welchen Einfluß dieſes Glück auf den Mann ausübe.

Weit verbreitet in aller Poeſie iſt der Gedanke, daß der Beſitz der Geliebten beſſer ſei als alle Schätze der Welt; auch mit dem reichſten Mann will der Geliebte nicht tauſchen. Für Horaz iſt der Perſerkönig der reichſte, wie er es in ſeiner Ode III 9, 4 ausſpricht:

Donec gratus eram tibi
nec quisquam potior bracchia candidae
Cervici iuvenis dabat,
Persarum vigui rege beatior —

von Ernſt Eckſtein folgendermaßen überſetzt:

Als dein Herz mich allein gekannt
Und kein trauterer Schatz wonne- und glückberauſcht
Dir den ſchneeigen Hals umwand:
Nicht mit Perſiens Thron hätt' ich mein Loos getauſcht!

Für Bürger iſt es in ſeinem Gedicht „Minneſold" (B. 50. S. 56, 7—12) der Großmoghul:

„Was ſind Gold und Edelſteine?
Was des Mogols Perlenpracht?
Minneſold iſt doch alleine,
Was auch reich das Herze macht!
Perlen, Edelſtein' und Gold
Nähm' ich nicht für Minneſold."

Für die Minneſinger tritt an dieſe Stelle der Kaiſer als der mächtige Herrſcher über das römiſche Reich deutſcher Nation. Entweder fühlt ſich der Geliebte dem Kaiſer ebenbürtig, oder ſogar überlegen.

Hierfür zieht Mühlenpfordt (S. 64 f.) die Verſe Bürgers an (das Lob Helenens B. 58. S. 55, 21 f. in der Anmerkung)

Miß Helena in Griechenland
War ſchön; ſie gleichet jener.
Jedoch ihr Herz und ihr Verſtand
Sind hundertmal noch ſchöner.

Er nennt ſich keiser âne krone (M. I 56 a 6, Heinrich von Morungen) und ſagt: wær ich tûsent jâr gewaltic keiser, mir künde niemer baz geschehen (M. I 5 b 2, Markgraf Heinrich von Meißen) oder wie Wachsmut von Kuinzingen (M. I 160 b 3):

müez ich si mit armen umbevân,
so wær al mîn swœre
gar getân, als ich ein keiser wære

Die volle Gleichwertigkeit dem Kaiſer gegenüber betont nachdrücklich der „tugendhafte Schreiber" mit den Worten (M. II 101 b 2):

daz ich dem keiser an vröuden nicht vuoz wolde entwîchen,
swenne ich gedenke an die vil minneclichen,

während Heinrich von Rugge ſchon das Liebesglück höher ſchätzt, wenn er ausſpricht, ihm wäre ein Gruß

noch senfter an dem herzen mîn
danne ob ich ze Rôme keiser solte sin.

(M. I 100 a 1 vgl. M. I 78 b 5); desgleichen auch Rudolf von Rotenburg (M. I 33 a 4):

lieber hete ich von ir lône
niht wan ein kleinez vingerlîn,
dan[ne] daz rîch' und onch die krône
mit der fürsten willen wære mîn.

Weiter geht der von Gliers (M. I 43 a):

(ich) in wolde niht ein keiser sîn;
so liep ist mir diu frouwe mîn.

und Wachsmut von Mülhauſen (M. I 178 a 2):

in næme niht die krône von Rôme
ze tragen für mîner fronwen lîp;
sô rehte wol behaget mir daz wîp.

Ja, ein unbekannter Dichter ſagt, indem er ſich ſelbſt für einen Herrſcher ausgiebt, dem

din riche und din lant nndertân
swenne ich bî der minneclichen bin:
ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône

(M. I 1 a 3 vgl. M. I 178 a 4).

Alle dieſe und ähnliche Stellen mögen Bürgern vorgeſchwebt haben, wenn er in ſeinem Liede „Luſt am Liebchen“ (B. 15. S. 28,3 f.) von dem Geliebten ſagt:

Er lebt, wie in der Kaiſerſtadt
Kein Graf und Fürſt es kann. —

und beſonders in ſeinem Gedichte „Minneſold“ (B. 50. S. 56, 1—6, 13—18).

Wem der Minne Dienſt gelinget,
O, wie hoch wird der belohnt!
Keinen beſſern Lohn erringet,
Wer dem größten Kaiſer front:
Denn mit Zepter, Kron' und Gold
Front er ſelbſt um Minneſold!

Minneſold läßt Amt und Ehren,
Goldnen Sporn und Ritterſchlag,
Läſſet ohne Neid entbehren,
Was der Kaiſer geben mag.
Ehre lacht nicht halb ſo hold
Als der Minne Freudenſold!

Die vorhergehende Strophe dieſes letzten Gedichtes endigte mit den Worten:

Perlen, Edelſtein' und Gold
Nähm ich nicht für Minneſold!
Den Verluſt von Gut und Blut
Macht das Gold der Minne gut.

(B. 51. S. 57, 41 f.). Das Gleiche haben die Minneſinger ſehr oft ausgedrückt:

diu suezze minne suezzen solt
ir dienest manne gît
ir lôn ist bezzer danne golt
daz wissent âne strît. —
der welte guot ist mir ein wiht,
wan daz vil reine wîp:
si ist mir liep und liep vor allem guote.

(M. I 45 a 2, 5, Wernher von Tuiſen):

hab' ir silber und ir golt,
sî mir anders holt:
ich will niht, wan ir minne solt

(M. II 26 b 4, Ulrich von Lichtenſtein):

guoter wibe minne ist bezzer danne guot

(M. I 30 b 4, Walther von Klingen; desgl. M. I 45 a 3, 196 b 6).

Bürger hat dieſelben Vorſtellungen auch dem liebenden Mädchen in den Mund gelegt (Graf Walter B. 282. S. 262, 25—32):

Ein Liebesblick aus deinem Aug',
So himmelblau und hold,
Gilt mir, und wär' es noch ſo viel,
Für all Dein rotes Gold.

Ein Liebeskuß von deinem Mund,
So purpurrot und ſüß,
Gilt mir für Land und Leut' und Burg,
Und wär's ein Paradies."

Dazu vergleiche man folgende Stellen des Minneſangs:

ich bin dir holt,
und nim din glesîn vingerlîn für einer küneginne golt

(M. I 117 a 5, Walther):

daz si spreche sus: „ich bin dir holt"
daz wær mir ein rîcher solt
und næme ez für des keisers golt

(M. I 90 b 2, Heſſo von Reinach, vgl. auch M. II 18 a 3).

Nur mit dem Beſitze der Geliebten haben die Schätze der Welt Nutzen und Wert:

Schön Ding zwar iſt's mit Golde;
Wohl dem, der's haben kann!
Doch ohne ſie, die Holde,
Was Frohes hätt' ich dran?

dichtet Bürger (Lied B. 181. S. 93, 5—8), und der Minneſinger (M. I 15 a 4, Otto von Bottenloube):

si gap mir, des ich niht enhân:
waz touc mir golt in Indyan?

Wer ſein Liebchen hat, auch wenn er arm iſt „bis auf den letzten Deut", der dünkt ſich doch „kröſusreich" (Luſt am Liebchen, B. 15. S. 28, 7f.), ſagt Bürger, während der Minneſinger von ſeiner Geliebten für ſeine Treue fordert:

des soltû mich armen machen riche

(M. I 155 b 5, Ulrich von Singenberg, Truchſeß von St. Gallen).

Aber noch viel wertvollere Gaben bietet der Verkehr mit der Geliebten dar. Walther von der Vogelweide antwortet auf die Frage, was Minne ſei (M. I 123 a 4, 5):

minne ist minne, tuot si wol:
tuot si wê, so enheizet si niht rehte minne
minne ist zweier herzen wünne.

Überall preiſt der Minneſang, daß Fröhlichkeit und Freude in die Herzen der Liebenden einzieht (M. I 4 b 4, Otto von Brandenburg mit dem Pfeile):

rehte minne machet vrô

(M. I 203 a 1, 5, Konrad Schenk von Landegge[68]):

wîbes güete heilet smerzen,
wîbes güete uns rehte vröude gît:
wîbes güete ist heiles hort in mannes herzen
wîbes güete ist lieber vröude ursprinc
wîbes güete güetet elliu dinc.

(M. I 45 a 2, 3, Wernher von Tuifen):

si kan wol vröüde in sendiu herze hegen
vil grozzen kumber balde drûs versegen.
diu minne jâmer unt leit verdringet.

So ſingt auch Bürger (Luſt am Liebchen, B. 15. S. 28, 17f.):

Gram, Sorg' und Grille ſind ihm Spott;
Er fühlt ſich frei und froh.

und im Minneſold (B. 51. S. 57, 25ff.):

Minneſold iſt aller Freuden,
Aller Freuden Fünftelſaft.
Minneſold hat aller Leiden,
Aller Leiden Heilungskraft!

[68]) Vgl. M. I 104 a 3. 150 b 4. 176 a 2. II 105 b 5.

Liebe erhält Jugend und Geſundheit; das hat Bürger am ſchönſten in ſeinem „Hohen Lied von der Einzigen“ (B. 272. S. 131, 301 ff) ausgeſprochen:

„Durch den Balſam ihres Kuſſes
Höhnt das Leben Sarg und Grab;
Stark im Segen des Genuſſes
Gibt's der Flut des Zeitenfluſſes
Keine ſeiner Blüten ab.
Roſicht hebt es ſich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieſer Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.“

Anklänge an die alten Minneſinger ſind hier, wie auch ſonſt in dieſem Gedicht zu finden, deſſen erſte Keime in dem Fragment „Hört von meiner Minniglichen, Lieben, hört ein neues Lied!“ enthalten ſind, welches das letzte Minnelied Bürgers darſtellte. So heißt es bei dem Schenken von Limburg (M. I 59 a 5):

wolde mich ir rôter munt küzzen, so wære ich gesunt

oder M. I 6 b 6 (Herzog von Anhalt):

sold' ich si küzzen zeinem male, so muese ich niht alden;

oder bei einem Lobpreis des Mundes der Geliebten (M. I 184 b 5, Reinman von Brennenberg):

dâ dræjet ûz ein balsam, der des hât gewalt
der wider junget unde wirt ouch niemêr alt
swem si wont mit [rehten] triuwen stæteclichen bî,
dem wahset niemêr grawez hâr, unt wirt ouch aller sorgen frî;

und bei Walther von der Vogelweide (M. I 137 b 2):

wurde mir ein kus noh zeiner stunde
von ir rôtem munde
so wær ich an fröiden wol genesen [69])

Ähnlich erſcholl auch das Lob der Frauen ſelber in immer höheren Tönen. Der ritterliche Sänger des 13. Jahrhunderts,

[69]) Vgl. auch M. I 5 b 4. 7. 36 a 3. 118 b 6. 119 a 1.

welcher ſeine Minnelieder meiſt einer adeligen Dame widmete, nannte ſich gerne den Lehensmann der Geliebten: ihr war er unterthan.

ich bin din kneht, du min gebietærinne

(M. II 150 a 1, Reinmar von Zweter);

sie ist küniginne in mînes herzen grunt

(M. I 7 a 2, Herzog Johann von Brabant);

si ist gewaltic küniginne iemêr über mich

(M. II 40 a 2, Ulrich von Lichtenſtein);

si ist ûf mînes herzen veste
(vil) gewaltic küniginne

(M. I 89 a 3, Burkart von Hohenfels vgl. M. I 199 a 5). Und dieſe Macht über den Sänger iſt ſchrankenlos:

swie si wil, diu minnecliche,
des hat si gewalt alsô,
ich bin arm, ich bin riche
ich bin trûric, ich bin vrô;

M. I 145 a 3, Hiltbold von Swanegöi). Schließlich erſcheint auch der Name „Kaiſerin" (vgl. M. II 27 b 6, 67 a 4): so mac si wol geheizen mannes keiserîn (M. II 198 a 3, Regenbog); genade, keiserinne, ich muoz din eigen sîn! (M. II 18 a 6, Heinrich Hetzbold von Weißenſee); mîs herzen trût, mîn keiserinne: wirt si mir nit, sô bin ich tôt (M. I 5 a 6, Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile).

Bei Bürger finden ſich die gleichen Gedanken in einer Strophe ſeiner Gedichtes „Liebeszauber" (B. 165, S. 88, 25—30). Nachdem er vorher ausgeführt, daß ſeine Geliebte zwar reizend, aber nicht die „Kaiſerin der Schönen" ſei, fährt er fort:

Dennoch hegſt du Kaiſerrecht
Über deinen treuen Knecht:
Kaiſerrecht in ſeinem Herzen,
Bald zu Wonne, bald zu Schmerzen.
Tod und Leben, Kaiſerrecht,
Nimmt von dir der treue Knecht!

Digitized by Google

Zu den höchſten Tönen erhob ſich aber das Lob der Frauen da, wo der Minneſinger den ſittlichen Wert der Liebe betont und laut die Frauentugend preiſt. Über den Minnedienſt wird dadurch eine Art religiöſer Weihe ausgegoſſen, die ihn den heiligſten Dingen nahe bringt. So bezeichnet der Minneſinger ſeine Geliebte als mîs heiles ôstertac (M. I 34 b 6, Rudolf von Rötenburg), mîns herzen ôstertac (M. I 37 b 5, Heinrich von Frauenberg); si ist des liehten meien schîn und min ôsterlîcher tac (M. I 55 b 3, Heinr. von Morungen, vgl. I 68 b 7, Reinmar der Alte 137 a 7, Walther). Und bei Bürger findet ſich folgende Stelle (Erinnerung an Molly B. 318 f., 11—13):

„Heller, hoher Feiertag,
Da mein Herz, von Liebeshauch entfaltet,
Warm beſonnt vor ihren Augen lag."

Wie Weſen aus einer überirdiſchen Welt erſchienen die Frauen. Ich wând, ûz dem himelrîche mich ein engel lachet an (M. II 105 b 6) ſingt Steinmar[70]), und Bürger dichtet, ſie ſei „ein Engel ſondergleichen, wenn die Erde Engel hat (Elegie B. 115, S. 97, 49 f.)

„Und war ſo lieblich, war ſo gut
So himmliſch wie ein Engel"

Robert B. 78, S. 189, 23 f.)

Auch in dem Gedicht „Das Mädel, das ich meine" (B. 106, S. 77, 49—54) iſt dieſer Gedanke ausgeſprochen:

Wer blies ſo lichthell, ſchön und rein
Die fromme Seel' dem Mädel ein?
Wer anders hat's als Er gethan,
Der Seraphim erſchaffen kann;
Der blies ſo lichthell, ſchön und rein
Die Engelſeel' dem Mädel ein.

Ebenſo in dem erſten Minnelied (B. 36, S. 44):

O wie ſchön iſt, die ich minne,
O wie ſchön an Seel und Leib!
Öfters ahndet meinem Sinne,

[70]) Vgl. auch M I 49 a 7. 119 b 4. 185 a 2. 189 a 4. 194 b 3. 4. II 24 a 2. 40 b 4.

Dieſe iſt kein ſterblich Weib!
Schier verklärt, wie Himmelsbräute,
Iſt ſie aller Flecken bar.
Heiliger und ſchöner war
Kaum die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

Gerade die Verehrung der Gottesmutter hat viel dazu beigetragen, daß im Mittelalter der Frauendienſt faſt eine Art Religion wurde. Aber ein ſo direkter Vergleich der Geliebten mit Maria, wie ihn hier Bürger in ſeinem Liede bringt, das er ausdrücklich: „eine Phantaſie im Geiſte der Provenzal- und Minnedichter“ nennt,[71]) findet ſich in der Bodmerſchen Ausgabe der Minneſinger nicht, wenn auch Beinamen derſelben, wie rôse âne dorn, ein tûbe sunder gallen irdiſchen Frauen zugelegt werden. (M. I 127 b 3, Walther, vgl. II, 175 a 2.) Die Reihe dieſer Beiſpiele möge mit folgender Stelle geſchloſſen werden (M. II 252 a 2, 3, Winsbeke):

sun, wiltû zieren dînen lîp,
so daz er si ungevuege gram,
so minne und êre guotiu wîp.
genade Got an uns begie,
dô er im engel dort geschuof,
daz er si uns gap vür engel hie.

So konnte man von einem „paradis hie ûf erde“ (M. I 189 a 4, Albrecht Marſchall von Raprechtswile[72]) ſprechen und „swem von gnoten wîben liep geschiht“, einen „sælic man“ nennen“ (M. I 80 b 6, Reinmar der Alte. Vgl. I 97 b 5, Meinloh von Sevelingen), was beides auch bei Bürger zu finden iſt (Luſt am Liebchen B. 15, S. 28, 1 f.; B. 16, S. 29, 27. — das Mädel, das ich meine B. 104, S. 76, 7. 11. — Elegie B. 114, S. 97, 34.)

Mit dem Lobpreis der Frauentugend geht Hand in Hand die ſtarke Betonung, welchen guten Einfluß der Frauendienſt ausübe; er ſei ein Mittel zur Geſittung und fördere den ganzen Menſchen. Den Frauen ſollen wir danken, ſagt Hartmann von der

[71]) Bohtz 324. Vgl. Mühlenpfordt S. 27 f., der näher darauf eingeht.
[72]) Vgl. auch M. I 178 a 1. II 36 b 6. 44 b. 242 a 1.

Aue, daz wir man noh nien verderben (M. I 182 a 2), Walther von der Vogelweide aber ſpricht es geradezu aus:

swer gnotes wibes minne hât
der schamt sich aller missetât

(M. I 108 b 3). Den gleichen Gedanken hat auch Bürger einmal in einer Strophe ſeines „Hohen Liedes von der Einzigen“ (B. 271, S. 130, 241—50) ausgeführt. Damit möge die Betrachtung ſchließen.

„Ohne Wandel durch die Jahre
Durch den Wechſel aller Zeit,
Leuchtet hoch das reine, klare
Geiſtig-Schöne, Gute, Wahre
Dieſer Seel' in Ewigkeit.
Lebensgeiſt, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rat,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, wer in dich ſich tauchet,
Du, der Seelen Labebad!“

2.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieſer Sektion ſprachen am

14. November 1900 Herr Direktor Dr. J. Ziehen über:
„Echtheitsfragen der römiſchen Litteraturgeſchichte.“

12. Dezember Herr Dr. L. Ziehen über:
„Delbrücks neueſte Angriffe auf die Glaubwürdigkeit von Cäſars Bericht über den Helvetierkrieg.“

* * *

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. **Echtheitsfragen der römiſchen Litteraturgeſchichte.** Von Dr. J. Ziehen.

Auf Grund eines Längsſchnittes durch die römiſche Litteraturgeſchichte einmal im Zuſammenhang typiſche Fälle aus dem Gebiete der ſog. höheren Kritik zu betrachten, das ſich auf Echt-

heitsfragen bezieht, ist eine wissenschaftliche Aufgabe, die an sich kaum näherer Begründung bedarf; aber Wahl und Begrenzung der Aufgabe möchten noch schärfer hervortreten, wenn es sich aus den folgenden Betrachtungen erweisen sollte, daß wir in einer Entwickelung mittendrin stehen, in der die Anschauungen auf diesem Gebiet der Kritik eine völlige Änderung erfahren und Wert und Unwert der Echtheitskriterien in ganz neuem Licht zu erscheinen beginnen; die Zuversicht, mit der einst F. A. Wolf in der Vorrede seiner Ausgabe der Marcellusrede (p. VI) von der vermeintlich gefundenen ‚Wahrheit', der Athetierung mehrerer ciceronischen Reden, geäußert hatte: „in hoc genere si quid recte coniectum est, talem vim novimus esse veritatis ut per longum tempus suppressa tandem emergat, assertorem nacta suam" — diese Zuversicht hat sich als unberechtigt erwiesen; die Echtheitskritik macht zur Zeit ganz ähnliche Wandlungen durch wie die Textkritik; Markland, den wir als Verdächtiger mehrerer römischer Litteraturwerke wiederholt zu nennen haben werden, hat auch über den Text der Silven des Statius jenes zuversichtliche οὐδὲν ὑγιές ausgesprochen, dem jetzt Vollmers Ausgabe mit Recht das Urteil gesprochen hat. Und in eigentümlicher Weise zeigt das Mittelglied zwischen der höheren Kritik und der Textkritik der Einzelstelle, die Prüfung von Texten auf Interpolationen, gerade jetzt dieselbe Entwickelung: von einigen sonderbaren Verirrungen abgesehen findet die schnellbereite Athetierungslust, die früher an griechischen wie lateinischen Texten große Teile des Wortbestandes angefochten hat, von Jahr zu Jahr weniger Anhänger; auch sonderbaren Überlieferungsverhältnissen gegenüber ist man vorsichtiger geworden — und das mit gutem Erfolg: führt doch vielmehr die richtige Betrachtung solcher angeblichen Interpolationen — wie z. B. bei vielen angeblich interpolirten Versen von Lucans Pharsalia — vielmehr oft ganz eigenartig in die Werkstatt des schaffenden Dichters selber hinein.

Für inepta superstitio[1]) hat es seiner Zeit Lachmann erklärt, an die Echtheit des Sapphobriefes und der vollen Form

[1]) Temeraria credulitas ist F. A. Wolfs Ausdruck von denen, die an die Echtheit der (pseudo)-sallustischen Suasorien glauben (pro Marcello p. VIII).

von Heroide 16 und 21 zu glauben; dies schroffe Urteil ist das Pendant zu Marklands obenerwähntem keckem οὐδὲν ὑγιές; aber weil es ein undankbares Ding ist, den Verdacht der inepta superstitio auf sich zu laden, ist wohl auf diesem Gebiete mehr als auf jedem anderen der litterarhistorischen Forschung das einmal gefällte Verdikt oft zu lange die herrschende Meinung geblieben; und infolge mangelnder Ruhe in der gleichmäßigen Abwägung der Kriterien mehr als ein wertvolles Werk der antiken Litteratur unter ungerechtfertigtem Verdacht geblieben.

Und es ist wirklich viel unnütze Haarspalterei und einseitige Betonung von allein nie ausreichend beweiskräftigen Kriterien, die mehr als ein Werk der römischen Litteratur ganz ungerechtfertigter Weise in den Verdacht der Unechtheit gebracht hat: der Briefwechsel des Plinius mit dem Kaiser Trajan, eine Dokumentensammlung, die ich wegen ihres primären Quellenwertes für unsere Kenntnis des gewaltigen Organismus des römischen Kaiserreiches gerne auch als Gegenstand der Schullektüre empfehlen möchte, ist von Held, Ussing, Aubé und anderen Gelehrten in dieser Weise wiederholt angefochten worden, für Senecas Trostschreiben an den Polybius, bei allem Kleben am Schema der Consolatio doch eine Schrift von der größten Bedeutung für unsere Kenntnis von Senecas politischer Haltung, hat ebenso Buresch den früher von Diderot geäußerten Zweifel wiederaufgenommen und näher zu begründen gesucht. In beiden Fällen hat eine alle Seiten der Frage gleichmäßig beleuchtende Darlegung des Sachverhaltes zur vollständigen Rehabilitierung der angefochten Schriften geführt.

Nur zu oft fehlte es bei solchen Athetierungsversuchen an der nötigen Kritik der Kriterien; die furialis Erichtho V. 139 des ovidischen Sapphobriefes galt ohne weiteres als entlehnt aus der Pharsalia Lucans (VI 508); erst die archäologisch-mythographische Forschung mußte hinzutreten, um das Einseitig-Vorschnelle des Schlusses aus dieser rein zufälligen Übereinstimmung der höheren Kritik zum Bewußtsein zu bringen. Fälle solcher Art sind im höchsten Grade belehrend für die Beurteilung der wissenschaftlichen Methode, die — zumal wo es gilt, sich mit der Athetierung zu der Anschauung des Altertums in Gegensatz zu bringen —

gar nicht vorsichtig genug gestaltet sein kann und leider thatsächlich oft gerade im Gegenteil die Tragweite einzelner ihrer Beweismittel sehr stark überschätzt hat; sehr interessant ist nach dieser Seite hin Miodouskis Anmerkung über die Schriften de laude martyrii, de duplici martyrio und de singularitate clericorum (Adv. aleatores S. 24): Der letztgenannte Traktat „erweist sich" nach ihm „schon darum als nichtcyprianisch, weil sein Verfasser nur quicumque, nie quique schreibt, welches letztere bei Cyprian sich massenhaft neben quicumque findet" — es ist die Anschauung, aus der heraus auch seiner Zeit unter starker Unterschätzung der sachlich-historischen Kriterien die Polliohypothese für das Bellum Africanum des cäsarischen Korpus hervorgegangen ist, eine Anschauung, die die Tragweite sprachlicher Beobachtungen an einem statistisch immerhin recht anfechtbaren, weil viel zu beschränkten Material ganz entschieden überschätzt; die großen Verdienste des wissenschaftlichen Kreises, dem auch Miodouski mit seinen wertvollen Arbeiten angehört, dürfen uns nicht abhalten, gerade für Fragen der höheren Kritik die Ergebnisse seiner sprachlichen Forschung mit Vorsicht aufzunehmen.

Besonders eine ganz verkehrte Idealvorstellung von antiker Schriftstellerei überhaupt oder von einzelnen antiken Schriftstellern nach der sprachlichen wie nach der künstlerischen Seite hin hat nur zu oft den Anlaß zu argen Fehlgriffen der höheren Kritik gegeben, und namentlich nach der sprachlichen Seite hin geschah dies oft unter Anlegung einer Schablone, die den einzelnen Schriftsteller an die Regeln einer modernen Grammatik und Stilistik bindet; eine ganz witzige deductio ad absurdum dieser Echtheitskritik muß Bischof Roß' mir leider nicht zugängliche Dissertation in which the Defence of P. Sulla ascribed to Cicero is clearly proved to be spurious, after the manner of Mr. Markland, with some introductory Remarks on other Writings of the Ancients never before suspected enthalten; die Satire ließe sich manchem modernen Athetierungsversuch gegenüber mit Erfolg erneuern; man kann in der That bei so einseitiger Verwendung an sich nicht unanfechtbarer Kriterien schließlich die Echtheit jeder Schrift in Frage stellen, und Purifizierungen, wie sie z. B. der Cäsartext

durch Paul und andere Gelehrte erfahren hat, sind thatsächlich manchmal nichts anderes als textkritische Zwangsmaßregeln unter dem Druck einer Idealvorstellung der oben geschilderten Art, die ihr Schriftstellerideal eben nur auf diesem Wege retten kann.

Es ist noch nicht allzulange her, da galt es bei zahlreichen Spezialforschern auf dem Gebiete beinahe als ein Zeichen unwissenschaftlicher Leichtgläubigkeit und mangelnder Fähigkeit zu kritischer Betrachtung, wenn man die meisten oder gar alle Nummern der ciceronischen Korrespondenz mit dem Brutus für echt und unanfechtbar erklärte; seit in Anlehnung an eine Äußerung Tunstalls der überall verwegene Markland die Unechtheit der Epistulae ad Brutum behauptet hatte, hat über 100 Jahre lang wenigstens für 1,17 und 1,16, teilweise auch für 1,15 trotz der bei Plutarch schon sich findenden, vielleicht auf Livius zurückgehenden Anklänge an die angeblich gefälschte Korrespondenz der Glaube an die Echtheit der ganzen Sammlung keinen rechten Platz gefunden. Heute ist es anders geworden: genaueres Erforschen hat — man darf sagen: auf allen Punkten die Echtheit der Brutusbriefe erkannt und in der großen englischen Ausgabe der ciceronischen Korrespondenz von Tyrell und Purser ist den Brutusbriefen der ebenbürtige Platz neben den Atticus- und den anderen unangefochtenen Briefen Ciceros mit Recht eingeräumt.

Was waren es für Kriterien, auf Grund deren man besonders noch in unseren Tagen einzelne oder alle Brutusbriefe angezweifelt hat? Die entscheidende Rolle haben doch immer und immer wieder die angeblichen sprachlichen Unmöglichkeiten gespielt, und daneben die unselige Vorstellung von dem schriftstellerischen Treiben der Rhetoren der Kaiserzeit. Wie stark das sprachliche Moment überschätzt worden ist, kann der Standpunkt Bechers zeigen, der bei den Briefen „in historischer Beziehung alles in Ordnung glaubt, und nur von der sprachlichen Seite die Unechtheit zu zeigen sucht“ (Paul Meyer, Untersuchung über die Echtheit des Briefwechsels Cic. ad Brut. Stuttgart 1881, S. 3). Eine für die Charakteristik beider beteiligten Personen höchst wertvolle Quelle war damit auf Jahrzehnte der historischen Verwertung eigentlich völlig entzogen; und doch wie bedeutsames Material für

die ganze Zeitgeſchichte kann die Forſchung gerade aus dieſen Briefen gewinnen!

Der Erwähnung der Brutusbriefe darf man die des commentariolum petitionis gewiß im gleichen Sinne unmittelbar folgen laſſen; Eußner, im übrigen durch ſeine Ausgabe (Würzburg 1872) nächſt Bücheler wohl um die Schrift verdient, hat neben Anklängen an zwei Reden und einen Brief des Marcus Cicero auch den zu der Art des Quintus nicht ſtimmenden Charakter der Schrift als Grund gegen die Echtheit der Schrift angeführt (S. 18 f. ſeiner Prolegomena); er wittert Rhetorenſprache in der kleinen Schrift, und auch ein ſo hervorragender Kenner von Ciceros Briefen und dem ſie berührenden ſchriftſtelleriſchen Milieu wie Ludwig Gurlitt hat ſich (Buſians Jahresber. Bd. 26, 1898, S. 3 f.) dieſer Zurückführung des Commentariolum auf einen Rhetor angeſchloſſen. Doch den Zweck dieſer Rhetorenfälſchung, die obendrein ſehr bald nach Ciceros Tode erfolgt ſein müßte, vermögen wir nicht recht zu erkennen, und die trocken-lederne Art des Werkes hat Leo ganz mit Recht eher auf die vom Verfaſſer benutzten Vorbilder zurückgeführt; der Anklang gewiſſer Stellen in Marcus Ciceros Rede in toga candida[2]) muß eher als Stütze für die Echtheit und die aktuelle Bedeutung des Commentariolum betrachtet werden; es iſt, wie zuletzt Schanz ganz richtig ausgeführt hat, ein Beiſpiel der iſogogiſchen Litteratur, das wir vor uns haben; ein anſpruchsloſer Ratgeber für einen wichtigen Einzelfall des öffentlichen Lebens, und eben darum eine Schrift, die uns in den Mechanismus dieſes politiſchen Lebens bei aller doktrinären Trockenheit des Autors doch einen wertvollen Einblick geſtattet.

Es liegt am nächſten, auf die vorſtehende kurze Behandlung zweier epiſtolographiſcher Werke des Altertums die Beſprechung einiger Erzeugniſſe der politiſchen Beredſamkeit folgen zu laſſen. Ein apokryph gebliebener Athetierungsverſuch hat die vierte ciceroniſche Philippica zum Angriffsobjekt gehabt, ernſter ſind die Anfechtungen, denen — bezeichnender Weiſe von einem Scherz

[2]) Die Anklänge an die Rede pro Murena und an ad Qu. fr. I, ſind fraglich; ſ. Schanz Röm. Litteraturgeſchichte[1] I, S. 273.

oder wohl eher einer leichthingeworfenen Bemerkung Fr. A. Wolfs ausgehend — der Reihe nach alle vier catilinarischen Reden ausgesetzt gewesen sind; merkwürdiger Weise ist Orelli einer der entschiedensten Vertreter dieser Athetierungsbestrebungen gewesen; seit der Mitte des Jahrhunderts etwa begann das Ansehen Wolfs in dieser Frage zu schwinden, ganz ähnlich wie auch wenigstens für drei von den vier ciceronischen Reden post reditum die Reaktion schon entschieden eingetreten ist; Wolff, der auch sie beanstandete, gab sie heraus und lieferte in dieser Ausgabe ein eigenartiges Meisterwerk tendenziöser Gestaltung eines Anmerkungsapparates, im Dienste des Nachweises, daß der Verfasser der Reden ein umbraticus magister sei; sein Ansehen wirkte zunächst wie auf Goethe so auch auf die philologische Mit- und Nachwelt mächtig ein; auch hier sind vier wichtige Quellen für unsere Kenntnis des römischen politischen Lebens und der römischen Sakralanschauungen jahrzehntelang im Grunde genommen leichtfertigen Anfechtungen ausgesetzt gewesen; wenn namentlich die zweite Rede (cum populo gratias egit) für das Bild von Ciceros Persönlichkeit ein sehr wenig erfreuliches Material liefert — die Eitelkeit, über die er in richtiger Selbstkritik dem Atticus gegenüber gelegentlich selber spottet, geht ins maßlose —, so konnte dies nur den endgültig irre machen, der die Frage an einem a priori konstruierten Idealbild des römischen Staatsmannes maß; wo dieser Maßstab nicht angelegt war, mußte man fühlen, daß gerade dieses Überquellen der persönlichen Empfindung in einem so kritischen Augenblick der Rede eine Unmittelbarkeit giebt, deren Wirkung diese Rede zu einer besonders wichtigen biographischen Quelle macht.[3])

Von Wolf veranlaßt war auch die heute allgemein als durchaus ungerechtfertigt anerkannte Athetierung der Marcellusrede Ciceros, dieses Meisterstückes einer politischen Programmrede, in der manche Keime der späteren Litteratur der panegyrici sich in interessanter Weise nachweisen lassen; „schlecht und deswegen nicht von Cicero“ — so faßt Teuffel die Wolffsche Argumentation zu-

[3]) Motive wie in sen. XIV 34 ad Quir. VIII 18 die frugum ubertas erfindet zudem kein Fälscher.

ſammen; wir würden, ſelbſt wenn das Prädikat „ſchlecht“ auf die Rede paßte, doch die Schlußfolgerung ablehnen müſſen; aber weder nach der inhaltlichen noch nach der ſprachlichen Seite verdient die Rede thatſächlich ſolche Beurteilung, und es bedarf meines Erachtens nirgends der Annahme von Interpolationen im Jacobſchen Sinne, um die Rede als treffliches Spezimen ciceronianiſcher politiſcher Beredſamkeit aufrecht zu halten. Mit dem Motto nach Paulus φρονεῖν εἰς τὸ σωφρονεῖν ſetzte der Däne O. Worm*) der Wolfſchen Ausgabe einen Verteidigungscommentar entgegen; die wachſende Erkenntnis der geſchichtlichen Verhältniſſe, denen die Rede ihre Entſtehung verdankt, befähigt uns heutzutage, weit über die bloße Verteidigung hinaus, zur Erkenntnis der wahren Bedeutung der bedeutſamſten unter den ‘orationes Caesarianae’ vorzudringen.

Wir bleiben im Kreiſe der Ciceroforſchung, wenn wir die Declamatio in L. Sergium Catilinam gleich hier folgen laſſen. Es iſt vielleicht zuzugeben, daß die Declamatio in L. Sergium Catilinam von dem Veranſtalter der Venediger Salluſtausgabe mit Unrecht auf den Namen des M. Porcius Latro geſetzt worden iſt — die rhetoriſch-ſtiliſtiſchen Beweisgründe dafür ſcheinen mir allerdings nicht ausreichend dies zu beweiſen — mindeſtens aber hat Zimmerer Recht, an der Abſtammung der Rede „aus guter römiſcher Zeit“ feſtzuhalten; die Schrift zeigt eine ganz außerordentlich eingehende Kenntnis römiſchen Rechts- und Sakralgebrauchs; vielleicht gelingt es einmal, die Umſtände zu ermitteln, denen die Schrift, wohl weniger als das Werk eines Schulrhetors wie als das Werk eines politiſchen Publiziſten, ſeine Entſtehung verdankt. Jedenfalls hat die Forſchung mit dem Gedanken an eine Fälſchung in humaniſtiſcher Zeit hier ſehr falſche Wege betreten; ſchon das ſcheint mir zu weit gegangen, daß weder Teuffel noch Schanz bei der Beſprechung des Latro den Verſuch der Zurückführung einer ſo intereſſanten Schrift auf ſeinen Namen für der Erwähnung wert halten.

*) Mit liebenswürdiger Beſcheidenheit bringt Worm in der Vorrede die Schwierigkeit ſeiner Aufgabe dem gefeierten Namen Wolfs gegenüber zum Ausdruck.

Auch für die Dichtung der römischen Kaiserzeit von Augustus bis Trajan ist durch die richtige Behandlung der Echtheitskritik eine sehr wesentliche Bereicherung ihres Bestandes gesichert. Wie weit ein thörichtes Negieren auf diesem Gebiete gegangen ist, zeigt wohl am besten die freilich apokryph gebliebene Anfechtung des fünften properzischen Buches durch Heimreich und Carutti; nicht viel besser steht es m. E. mit der Anfechtung des ovidischen Halieuticafragments durch Birt und andere Gelehrte; aber selbst in Fällen eigener und wenig klarliegender Art wie dem der Senecaschen Tragödien ist es beachtenswert, daß der unbestreitbar beste Kenner der Dramen und ihres Sprachgebrauches, daß Friedrich Leo — abgesehen von einem Zugeständnis betreffend die Unechtheit von V. 706 ff. des Hercules Oetaeus — allen Athetierungsversuchen und Anfechtungen gegenüber an Seneca als dem Autor aller Dramen außer der Octavia festgehalten hat.[5])

Wollen wir chronologisch vorgehen, so ist es zunächst die Appendix Vergiliana, die einer kurzen Betrachtung bedarf; dabei kommen von vornherein in Wegfall das Moretum, weil es erst im Mittelalter auf Vergils Namen gesetzt wurde, und der Aetna, dessen Zugehörigkeit zu Vergil dem Altertum zweifelhaft gewesen ist. Wie weit dürfen wir die sogenannten Kataleptongedichte als echt vergilisch betrachten? Die kurz referierende Behandlung der Frage bei Schanz a. a. O. S. 55 f. gesteht den vergilischen Ursprung ziemlich zahlreichen Nummern der Sammlung zu, so dem Absagegedicht an Rhetorschule und Jugenddichtung Nr. 5 (17)[6]), dem Gedicht an Sirons Villa No. 8 (10), sodann 1 und 7 (9), die an Tucca und Varius gerichtet sind, und 4 (13), dem schönen

[5]) Auf die Frage der Dirae und der Lydia kann hier nicht eingegangen werden; ich stehe dem Ergebnis von Eskuches Forschungen weit näher als dem der Reitzensteinschen sehr feinsinnigen, aber doch wohl vielfach sehr künstlichen Darlegungen, gegen die m. E. O. Ribbeck mit Recht aufgetreten ist (Rh. Mus. Bd. 50, 558 ff.). Entschieden der Beachtung wert sind Ellis' feine Kombinationen über die Entstehung des Culex am Hofe des Octavianus in Epirus.

[6]) Richtiger nennt Ribbeck (Röm. Dichtung II 14) diese Hinkjamben „frisch"; Schanz, der sie „ergreifend" nennt, scheint mir den Ton des Gedichtes nicht richtig aufzufassen.

Gedicht an Octavius Muſa, mit der ſtimmungsvollen, an eine Uhlandſche Wendung erinnernden Schlußfrage. Für Nr. 14 (6), das Venusgelübde, ſchließt ſich Schanz Büchelers Bedenken gegen Vergils Autorſchaft an; Nr. 2, 10 (8), 3 (12)[7]) und 11 (14) ſcheinen ihm für Vergil nicht in betracht zu kommen. Wirklich ausſchlaggebende Gründe laſſen ſich für die Anfechtung dieſer Nummern aber kaum vorbringen; Ribbeck hat meines Erachtens ganz recht gethan, dem jugendlichen Dichter auch gelegentliche Verſuche in heiterer Dichtung zuzutrauen, bei denen die Muſe nicht ganz pudenter (catal. 5 (7) 11) auftrat. Auch für die Copa ſcheint mir „Der Ton ſpricht dagegen", ein wenig ſtichhaltiges Kriterium für die Beurteilung der Echtheitsfrage zu ſein; wenn ſchon die Vorlage des Charisius die kleine Dichtung als vergiliſch betrachtete, ſo hat dies doch wohl mehr Gewicht als der unbeſtimmte Eindruck, den die oben angeführten Worte ausſprechen. Auch Teuffel fand den Inhalt zu lebensluſtig für den Dichter der Äneis, der Bucolica und der Georgica; ob da nicht ein einſeitig konſtruiertes Idealbild Virgils uns gegen die ſtimmungsvolle kleine Dichtung ungerecht macht?

„Die Überlieferung legt das Gedicht Ovid bei, allein die Kunſt des Dichters iſt eine andere, weit geringere. Aber Sprache wie metriſche Technik weiſen auf einen Dichter, der bald nach Ovid lebte" — mit dieſen Worten faßt Schanz das Ergebnis der Forſchung zuſammen, das ſeit ziemlich langer Zeit die „Klage des Nußbaums" unter die Pseudoovidiana verwieſen hat. Die Kunſt des Dichters iſt „eine geringere" — können wir ſie denn überhaupt richtig beurteilen? es iſt dieſelbe Vorfrage, die wir weiter unten auch für die Sulpiciaelegie aufzuwerfen haben werden; wir leſen die Dichtung mit dem deutlichen Bewußtſein, einem uns völlig fremden Motiv gegenüber zu ſtehen, wir haben das Gefühl, Anſpielungen vor uns zu haben, denen gegenüber unſere Interpretationskunſt einfach verſagt, unſere ganze Poſition iſt dem Gedichte und ſeinem politiſch-allegoriſchen Charakter gegenüber ſo ſchwach, daß wir aus ihr heraus kaum zu einem endgiltigen Urteil

[7]) Die Beziehung von 3 (12) auf Alexander den Großen iſt an ſich fraglich.

berechtigt ſind; und was die „Kunſt des Dichtens", was den „Ton" betrifft, ſo gelten auch hier wohl die Worte, die Franz Ritter in den Prolegomena ſeiner Octaviaausgabe (Bonn 1843) in ähnlichem Zuſammenhang ausgeſprochen hat: „in einsmodi rebus hominum ingenia nimis varia reperiuntur, quam ut certa et firma consensio inde effici possit; dein ipsi bene scimus ab isdem hominibus diversis temporibus procreari monumenta ingenii virtute et natura multum discrepantia."

Eine Einheit wohl ebenſoſehr der Perſon des Verfaſſers nach, wie für die Behandlung der methodiſchen Frage nach Echtheit und Unechtheit bilden meines Erachtens die beiden ſogenannten Mäcenaselegien und das Epikedion Druſi, die Consolatio ad Liviam.[8]) Die Entwicklung der Conſolatiofrage hat etwas typiſches für diejenige faſt aller anderen Echtheitsfragen der römiſchen Litteraturgeſchichte, mit Recht hat Schanz ſie ziemlich ausführlich in allen ihren Stadien dargelegt: höchſte Wertſchätzung durch Valckenaer am Anfang des Jahrhunderts, Verurteilung als Humaniſtenprodukt bei Haupt, ſpäte und langſame Beſeitigung dieſer Hypotheſe durch E. Hübner (in Adlers Spuren), Bücheler und Bährens, welch' letzterer — darin dem Engländer Markland unähnlich — neben ſeiner Willkürlichkeit in Fragen der Textkritik eine weit konſervativere Auffaſſung in Problemen der höheren Kritik gezeigt hat;[9]) zuletzt bei K. Schenkl, Schantz und Wieding ein Schwanken zwiſchen verſchiedenen Jahrzehnten des erſten nachchriſtlichen Jahrhunderts, bei welch' letzterer Datierung vermeintliche Abhängigkeit des Dichters von Seneca oder umgekehrt eine meines Erachtens ganz verkehrte Rolle ſpielt, wie denn überhaupt die falſche Verwendung des Imitationsmaterials mehr als einmal

[8]) Sehr richtige Bemerkungen über beide giebt Ehwald im Jahresbericht über Ovid bei Burſian, Jahresbericht Bd. 22 (1894) S. 16.

[9]) Unter dem Namen des Arztes Antonius Muſa ſind zwei Gedichte, Precatio terrae und Precatio omnium herbarum, überliefert — „nicht üble Verſe" rühmt Schanz a. a. O. S. 232 dem erſteren Gedicht nach und ſetzt leider nicht näher auseinander, warum wir „dieſe Gedichte nicht mit Fug dem Antonius Muſa beibringen". Bährens hat ſie bei ſeiner chronologiſchen Umordnung des Beſtandes der ſogenannten Anthologia Latina als echt in den erſten Band der Poetae latini minores aufgenommen.

die höhere Kritik auf falſche Wege geleitet hat; und als letztes Stadium dieſer Entwicklung der Echtheitsfrage iſt wohl für die Consolatio wie für die Mäcenaselegien der Hinweis auf Zeitbeziehungen und auf Anſpielungen noch jetzt nicht ganz erklärter Art zu betrachten, der die Annahme einer nicht gleichzeitigen Entſtehung, alſo der Unechtheit aller drei Produkte ſchon aus ſachlichen Gründen einfach als ausgeſchloſſen erſcheinen läßt!

Es hätte nicht des Nachweiſes älterer Handſchriften[10]) bedürfen ſollen, um die Annahme humaniſtiſcher Fälſchung für die Laus Pisonis als vollkommen haltlos erſcheinen zu laſſen; neben den Eklogen des Kalpurnius, mit denen ſie vielleicht den Verfaſſer gemeinſam hat, und den Einſiedler-Gedichten, die auch merkwürdig zerſprengtes echtes altes Gut ſind, bietet ſie einen wertvollen Einblick in die politiſchen Verhältniſſe der neroniſchen Zeit, und eine kommentierte Sammlung dieſer kleineren politiſchen Gedichte zuſammen mit den eben erwähnten aus der auguſteiſchen Zeit würde eine wertvolle Bereicherung unſerer Fachlitteratur darſtellen. Balzacs Turnus iſt wohl ein für alle Male als Fälſchung erwieſen durch Quicherats Darlegungen, die den Vorzug haben nicht nur Verdächtigungen auszuſprechen, ſondern poſitives Material zur Geſchichte der Entſtehung der Fälſchung zu geben.

Jedenfalls ganz unvergleichlich ſchlechter, wie mit der Consolatio ad Liviam, mit den Mäcenaselegien und mit der Laus Pisonis ſteht es mit der ſogenannten Satira der Sulpicia; der neueſte Geſchichtsſchreiber der römiſchen Litteratur (Schanz a. a. O. S. 337) nennt das Gedicht „abgeſchmackt", und das iſt wohl zuzugeben: es iſt ein wunderliches, uns zunächſt ſehr fremdartiges Erzeugnis einer Poeſie, die in der ganzen Einkleidung ihrer Gedanken ſonderbare Wege geht. Neben ſolchen Sonderbarkeiten aber erſcheinen Verſe wie die ſchönen Worte V. 20 f.: „Duo sunt

[10]) Ein ſolcher hat auch gegenüber dem Verdacht gegen Barths ſonderbares Herausgabeverfahren die Lucanargumente Anth. Lat. 930 als antik erwieſen. Neuere Argumente zu Gunſten der Glaubwürdigkeit des vielangefochtenen Merula hat, wie ich einer Notiz in der Wochenſch. f. klaſſ. Philol. 1900 Sp. 1035 entnehme, der Holländer P. J. Blok in der Memoſyne (XXVIII 1—12) beigebracht.

quibus extulit ingens Roma caput; virtus belli et sapientia pacis“ und V. 57: „Romulidarum igitur longa et gravis exitium pax. Die captiva penatibus uxor würde, wenn Bücheler das italieniſche cattivo mit Recht vergliche, den ſpäten Urſprung der Dichtung bezeugen und eine arge Geſchmackloſigkeit vom poetiſchen Standpunkt ſein; doch kann captivus hier meines Erachtens noch eher in ſeiner gewöhnlichen lateiniſchen Bedeutung verſtanden werden; an ſich würde ein humaniſtiſcher Fälſcher wohl ſchwerlich mit ſolchem lexikologiſchen Anachronismus jählings aus der Rolle gefallen ſein. Teuffel ſpricht von dem „Mangel an individuellen Zügen“ in dem Gedichte; ich finde eher, daß wir über dem Reichtum der individuellen Zeitbeziehungen dem Werke gegenüber zur Ratloſigkeit verurteilt ſind, und bezweifle, ob anzunehmen iſt, daß ein Fälſcher ſo ſehr auf Grund eines in viele Einzelheiten hinein fingierten, aber nur andeutungsweiſe verwerteten Miliens gearbeitet hat.

Genau wie in der Frage der ſogenannten Sulpiciaſatire hat die Verweiſung aus den Grenzen des Altertums hinaus auch in der Frage nach der Entſtehung des Octaviadramas eine Zeitlang ihre Rolle geſpielt; vom Mittelalter, wie vom ausgehenden Altertum iſt als Entſtehungszeit des Stückes die Rede geweſen, während neuerdings wohl jede beſonnene Forſchung die Entſtehung kurz nach Neros Tode für wahrſcheinlich hält; ganz abzuweiſen iſt meines Erachtens die Vorſtellung nicht, daß ein von Seneca ſelbſt herrührender Entwurf durch eine Überarbeitung von befreundeter Hand nach dem Tode des Philoſophen die endgiltige Form erhielt, die die Octavia jetzt zeigt und die ſo wie ſie vorliegt allerdings nicht von Seneca ſein kann; es ſcheint mir an ſich nicht unmöglich, daß Seneca für den Nachfolger des Claudius ein tragiſches Gegenſtück zur Apokolokyntoſis im Schreibtiſch liegen hatte, als ihn der Tod ereilte.

In das Milieu einer durch eigentümliche Überlieferungsverhältniſſe für Athetierungsverſuche beſonders günſtigen Sphäre führt uns die Frage nach der Echtheit der ſogenannten Perottiſchen Sammlung lateiniſcher Fabeln ein; die Darlegung des Thatbeſtandes iſt leicht bei Teuffel, Schanz oder auch in

*

Lucian Müllers wertvoller Abhandlung de Phaedri et Aviani fabulis nachzulesen.[11]) Die verschiedenen Erscheinungsformen der Anfechtung erinnern an die Leidensgeschichte der Consolatio ad Liviam; trotz mehrfacher ganz spezieller Zeitbeziehungen in den Fabeln[12]) wurde Perotti als Fälscher verdächtigt, andere Forscher wiesen die Fabeln aus seiner Sammlung der späteren Zeit des Altertums zu, was der Umstand begünstigte, daß Phädrus Name für diese Fabeln nicht ausdrücklich bezeugt ist, die Echtheitsfrage also hier anders steht: nicht gegen den unmittelbar überlieferten, sondern gegen den allein möglichen antiken Autornamen kämpfen die Gegner der Perottischen Sammlung an; und zwar hat diese Sammlung, die sogenannten Appendixfabeln, bis in die neueste Zeit hinein ihre Gegner; Robert Ellis hat in seiner im übrigen vortrefflich orientierenden Inaugural Lecture (London Frowde s. a. S. 25 ff.) nicht geglaubt, Sprache und Ton des Phädrus der anerkannt echten Fabeln wiederfinden zu können; er erinnert selbst an das ähnliche Verhältnis bei der Nux und giebt uns damit die Möglichkeit, auf das zu verweisen, was weiter oben über diese unter Ovids Namen stehende Dichtung gesagt ist.

Ich will nicht unterlassen, an letzter Stelle auch aus dem Kreise der lateinischen Kirchenschriftsteller ein paar Beispiele heranzuziehen, einem Gebiete, wo das Lager der theologischen Forschung bis vor kurzem mit dem der philologischen Wissenschaft wenig in Verbindung gestanden hatte, bis neuerdings die erfreulichste Wendung zum Guten reichlich eingetreten ist.[13])

---

[11]) Was sonst über Unechtes im Bestand des phädrusschen Fabelcorpus gesagt worden ist, gilt heute als abgethan (s. Schanz a. a. O. S. 252); die Nichterwähnung des Phädrus bei Seneca — sie erklärt sich vielleicht sogar aus persönlicher Gegnerschaft — mußte als ganz unzulässiges argumentum e silentio dienen.

[12]) Ich meine die Pompejusgeschichte in No. 8 und den Spott über das Prahlen der Griechen mit ihrem Wortreichtum in No. 23; als ein zum Römertum abgefallener Sohn Griechenlands konnte Phädrus diesen Vers sehr wohl schreiben.

[13]) Aus dem Gebiete der römischen Historiographie sei nur kurz erwähnt, daß Theodor Mommsen gewiß zu weit gegangen ist, wenn er den Junius Cordus als lediglich fingierte Persönlichkeit hingestellt hat.

Ebenſo entſchieden wie für die Brutusbriefe iſt die Neigung zur Unechterklärung im Rückgang begriffen für die zwei Schriften des Lactantius, die im Falle der Echtheit entſchieden mit den wertvollſten Beſtandteil ſeines Geſamtwerkes bilden: de ave Phœnice und de mortibus persecutorum. Lehrreich iſt für die Gewinnung allgemeiner Geſichtspunkte der Echtheitskritik beſonders die Betrachtung der letzteren Schrift; ihre „ſtiliſtiſche Haltung weicht von derjenigen der Inſtitutionen ab" — „naturgemäß" ſetzt Teuffel mit Recht hinzu; denn die Schrift de persecutione iſt eine Tendenzſchrift, in der Glut der Leidenſchaft geſchrieben und auf Erweckung leidenſchaftlicher Erregung berechnet, beruht alſo auf ganz anderen ſchriftſtelleriſchen Vorausſetzungen wie die Inſtitutionen. S. Brandt hat das Kehreinſche ſprachliche Beweismaterial für die Echtheit der Schrift mit Recht als unzulänglich bezeichnet (ſ. auch Geyer Burſ. Jahresbericht 26, 1898, S. 95), aber zu Gunſten der Echtheitsannahme wirken eben nicht nur ſprachliche Kriterien, ſondern auch die Überlieferung des Autornamens Lucius Cæcilius und des Adreſſaten, des Donatus; es ſcheint mir ein fruchtbareres Verfahren, dieſem Nebeneinander mehrerer Kriterien gegenüber die Verwertung der Schrift für die Erkenntnis der inneren Entwicklung des Lactantius zu verwerten, als die Zweifel an ſeiner Autorſchaft feſtzuhalten und mühſam zu begründen.[14])

Durch zwei Handſchriften, wie durch zwei ſpätlateiniſche Autoren dem Lactantius zugewieſen, hat das Gedicht de ave Phœnice doch erſt durch die Forſchung der letzten Dezennien wieder ſeinen Platz unter den echten Schriften des Kirchenvaters erhalten, nachdem nach Heumanns und ſpäter Ritſchls Vorgang noch Bährens ſich für die Unechtheit ausgeſprochen hatte. Die wichtigſten Bedenken hat ſtets der ſtark ans heidniſche anklingende Vorſtellungskreis des Verfaſſers veranlaßt; der verdiente neueſte Herausgeber der Werke des Lactantius, Brandt, hat dieſen Bedenken gegenüber mit Recht den biographiſchen Geſichtspunkt betont: das

[14]) Über das kleine Gedicht de passione Domini iſt ſchwer zu urteilen; zu Brandts Annahme einer Fälſchung in der Humaniſtenzeit ſcheinen mir die Argumente nicht auszureichen.

Gedicht fällt in die erste Zeit nach dem Übertritt des Kirchenvaters zum Christentum, es kann uns daher nicht Wunder nehmen, zahlreiche Spuren heidnischer Anschauungen in der Dichtung des kaum bekehrten Rhetors zu finden.[15])

Auch die Epitome der Institutionen des Lactantius ist vor Verdächtigungen nicht geschützt geblieben, obwohl für sie doch das Zeugnis des Hieronymus in kaum zu entkräftigender Weise vorliegt; und auch hier hat die litterarische Forschung durch Athetierung der Schrift uns um ein interessantes Moment aus der persönlichen Entwicklung des Lactantius als Schriftsteller zu bringen gedroht; es ist eine interessante Aufgabe, für den Wunsch des frater Pentadius nach Beschaffung einer Volksausgabe der Institutiones aus der Lektüre des großen Werkes die nötigen Argumente zu gewinnen, die sich dann durch die Vergleichung der beiden Ausgaben, durch die Beobachtung des andersartigen Charakters der Volksausgabe im einzelnen bestätigen lassen; u. a. sind — was auch in der Frage nach der Echtheit des apuleischen Asclepius eine Rolle spielt — die griechischen Citate vermieden; statt das Treiben eines Fälschers beobachten zu müssen, blicken wir bei der Lektüre der Epitome also viel mehr in des Lactantius eigenste Werkstatt hinein.

Mit einigen seiner Bestandteile ist dann weiter das umfassende Corpus der apokryphen Schriften Cyprians hier heranzuziehen; zunächst de spectaculis; Schanz äußert (a. a. O. S. 332) über diese Schrift wie über die de bono pudicitiae: „ich finde keine echte Aktualität in beiden Schriften; sie gleichen zu sehr Schulübungen"; aktueller Charakter einer Schrift ist als Beweis für ihre Echtheit in vielen Fällen vortrefflich verwendbar, und wir haben an einer früheren Stelle dieser Darlegungen für die eine Mäcenaselegie und für die Consolatio ad Liviam die aktuelle Zeitbeziehungen einzelner Stellen geradezu als Argumente für die

[15]) V. 121 des Gedichtes ist wohl Solis ad hortum zu lesen. In der Frage nach der Echtheit des zweiten Teiles von Tertullian adversus Judaeos wird man vielleicht zwischen dem extrem verwerfenden Standpunkt Neanders und Nöldechens Festhalten an durchaus tertullianischem Ursprung Korssens vermittelnden Standpunkt zulassen müssen; s. übrigens Schanz a. a. O. S. 260.

Echtheit verwandt; zum argumentum e silentio aber läßt sich Aktualität und Nichtaktualität einer Schrift weit weniger gebrauchen, und mit dem Begriffe „Schulübung, rhetorischer Charakter" ist auf dem Gebiet der römischen Litteraturgeschichte meines Erachtens mehr als genug verdorben worden;[16]) ich halte für sehr wohl möglich, daß für beide Schriften Wölfflins und Matzingers Vertheidigungsversuche doch das Richtige treffen.

Zu wie künstlichen Mitteln die Anfechtung der Echtheit eines Buches gelegentlich führen kann, läßt sich wohl am besten an F. Nitzschs Behandlung der christlich-theologischen Abhandlungen des Boethius nachweisen; es ist, um einen von Schanz in anderem Zusammenhang gebrauchten Ausdruck zu verwenden, eine durchaus pathologische Erscheinung auf dem Gebiete der höheren Kritik, die uns da entgegentritt; diesmal ist es die Frage des Inhaltes der Schriften, die zu der Anfechtung Anlaß giebt; daß Cassiodor die Schriften dem Boethius zuschreibt, soll nach Nitzsch auf Interpolation in seinem Wortlaut beruhen; wie künstlich und gezwungen ist eine solche Annahme und wie viel richtiger und fördernder der Versuch, die persönliche Entwicklung des Boethius zwischen der Abfassung von de consolatione philosophiae und der der theologischen Traktate zu ermitteln; die Verschiebung der Anschauungen ist geringer wie in zahlreichen anderen Fällen der christlich-lateinischen Litteratur: wie hat sich Fulgentius — wir können das namentlich auf Grund von Helms neuesten Forschungen sagen — in seinen Anschauungen geändert! Der Fall ist so lehrreich, daß wir, wenn nicht andere Bedenken hinzukämen, selbst die Einheit der beiden Firmici Materni würden festhalten können. —

---

[16]) Gegen Teuffels Vermutung, daß die Vita Cypriani des Pontius „mindestens stark verfälscht" sei, erklärt sich Schanz a. a. O. S. 303 meines Erachtens mit vollem Recht; auch auf Götz' Annahme von starken Interpolationen in Cyprians Schrift ad Demetrianum oder gar Aubés Anfechtung der Echtheit dieser Schrift geht Schanz (ebenda S. 315) mit Recht gar nicht weiter ein. Über Schultzes Anfechtung von de idolorum vanitate auf Grund chronologischer Beziehung der Schrift zum Octavius siehe Schanz a. a. O. S. 236.

Es ist eine Art Typologie der litterarischen Fälschungen, die wir zum Zwecke der Klärung der Methode der Echtheitskritik wohl für wünschenswert halten müssen; gerade nach dieser Seite hin zeigt Blaß' Behandlung dieses Teilgebietes der höheren Kritik (in Band I von Iwan Müllers Handbuch der Altertumswissenschaft), die übrigens auch zu einseitig ihre Beispiele aus der griechischen Litteratur entnimmt, zu wenig Übersichtlichkeit und Klarheit; zur Aufstellung einer solchen Typologie ist der hier gegebene Raum natürlich nicht ausreichend; es konnte an dieser Stelle nur darauf ankommen, an einigen charakteristischen Fällen anzudeuten, wie ein konservativerer Standpunkt auch in der höheren Kritik entschieden durch die neueste Entwicklung unserer philologischen Wissenschaft begründet worden ist.

* * *

Der neueste Angriff auf Cäsars Glaubwürdigkeit in der Darstellung der Helvetierkriege von Oberlehrer Dr. Ludwig Ziehen.

H. Delbrück hat in seinem neuesten Werke[1]) die gesamte antike Kriegskunst einer kritischen Untersuchung unterzogen und ist dabei in dem Cäsar gewidmeten Abschnitte über dessen Commentarien in den wichtigsten Punkten zu einem nicht viel anderen Ergebnis gekommen wie einst in seiner Schrift über die „Perserkriege und Burgunderkriege" gegenüber der Erzählung Herodots. Diese Studien Delbrücks zu den Perserkriegen haben durch die scharfe und konsequente, jeden matten Kompromiß verschmähende Kritik ohne Zweifel in gewisser Hinsicht Epoche gemacht und werden deshalb auch, so anfechtbar vieles darin ist, dauernden Wert behalten. Ich möchte dies um so nachdrücklicher betonen, je schärfer ich Delbrücks neueste Ausführungen, soweit sie sich auf Cäsar beziehen, bekämpfen muß.

Es handelt sich dabei in der That um nichts Geringes, nicht um die Glaubwürdigkeit Cäsars in nebensächlichen Einzelheiten, sondern in den wesentlichen Hauptthatsachen.

[1]) Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. I. Teil: Das Altertum. Berlin 1900.

Ich wähle als Beiſpiel für meine Unterſuchung den Helvetierkrieg. Nach Cäſar ſind die Helvetier mit Weib und Kind ausgewandert, um ſich neue Wohnſitze zu ſuchen; ihre Zahl wird von ihm nicht auf Grund von Schätzungen, ſondern, wie Cäſar ausdrücklich betont, auf Grund von urkundlichem Material auf im Ganzen 368000 Seelen angegeben. Nach Delbrück dagegen ſind die Helvetier überhaupt gar nicht ausgewandert, ſondern haben einen Kriegszug, dem „nur um der politiſchen Maskierung willen eine gewiſſe Menge von Familien folgte", unternommen, um den Häduern gegen Arioviſt zu helfen; ihre Stärke wird auf 30000 Seelen geſchätzt, die Zahlenangabe Cäſars jedenfalls für gewaltig übertrieben erklärt.

Wenn Herodot, der eine Generation ſpäter als die Perſerkriege ſchreibt, in ſeiner Darſtellung ſich arge Fehler und Übertreibungen zu Schulden kommen läßt, ſo iſt das begreiflich und entſchuldbar. Wenn aber Cäſar in der Erzählung ſeiner eigenen Kriege derart von der Wahrheit abweicht, ſo läßt ſich das nicht einfach mit dem Mangel an Objektivität, der Cäſar gewiß ebenſo wie faſt allen antiken Hiſtorikern anhaftet,[2]) erklären, ſondern muß ſchlechthin als grobe Geſchichtsfälſchung[3]) bezeichnet werden. Nun ſoll Cäſar ſein Name gewiß auch nicht vor der rückſichtsloſeſten Kritik ſchützen, aber er darf wie jeder andere Schriftſteller verlangen, daß ſie ſich auf ausreichende Gründe ſtützt. Es iſt die Frage, ob Delbrück ſolche beigebracht hat, und zwar wird

[2]) In der Theorie iſt die Forderung völliger Objektivität natürlich ſchon dem Altertum bekannt, vgl. die bekannten Worte des Polybios (I, 14): ἐν μὲν οὖν τῷ λοιπῷ βίῳ — — — — φιλόφιλον δεῖ εἶναι τὸν ἀγαθὸν ἄνδρα καὶ φιλόπατριν καὶ συμμισεῖν τοῖς φίλοις τοὺς ἐχθροὺς καὶ συναγαπᾶν τοὺς φίλους, ὅταν δὲ τὸ τῆς ἱστορίας ἦθος ἀναλαμβάνῃ τις, ἐπιλαθέσθαι χρὴ πάντων τῶν τοιούτων. Denn, ſagt er weiter, wie ein lebendes Weſen, dem das Augenlicht genommen iſt, überhaupt unbrauchbar wird, ſo iſt es auch mit der Geſchichtsſchreibung: wenn man ihr die Wahrheit nimmt, iſt der Reſt eine unnütze Erzählung, ein ἀνωφελὲς διήγημα.

[3]) Schon vor Delbrück iſt dieſer Vorwurf — und zwar unverblümter — von anderen ausgeſprochen worden, vor allem von Rauchenſtein, der Feldzug Cäſars gegen die Helvetier, Zürich 1882.

es ſich dabei, wie ich im voraus bemerke, weſentlich um die methodiſche Richtigkeit ſeiner Kritik handeln. Das mag es auch entſchuldigen, wenn ich gleich mit einer ganz elementaren, aber offenbar doch nicht überflüſſigen methodiſchen Bemerkung beginne.

Seitdem die Geſchichtsſchreibung den Kinderſchuhen der Annaliſtik und Chroniſtik entwachſen iſt, ſucht ſie vor allem zweierlei darzuſtellen und zu erforſchen, die geſchichtlichen Thatſachen ſelbſt und ihren urſächlichen Zuſammenhang, ihre Beweggründe. Es bedarf keines langen Beweiſes, daß dieſe letzteren, die meiſt im Verborgenen oder wenigſtens doch zu einer Zeit wirken, wo die Aufmerkſamkeit noch nicht dahin gerichtet iſt, weit ſchwerer zu erforſchen ſind, als die Ereigniſſe ſelbſt. Denn wenn auch die Einzelheiten, die ſich der Beobachtung eher entziehen, oft zweifelhaft ſein mögen, die Hauptthatſachen ſpielen ſich doch offen vor aller Augen ab. An dieſen Unterſchied iſt nun aber auch der tendenziöſe Schriftſteller, der die Geſchichte zu ſeinen Gunſten färben oder gar fälſchen will, gebunden. Die großen Ereigniſſe, die hunderte und tauſende von Zeugen haben, kann er nur ſehr ſchwer aus der Welt ſchaffen, leichter kann er den Zuſammenhang entſtellen, den Gegnern falſche Motive unterſchieben und die eignen Abſichten beſchönigen. So kommt es, daß in der Weltgeſchichte die Thatſachen ſelbſt unendlich viel beſſer beglaubigt ſind als die Motive und Abſichten, die ihnen zu Grunde liegen. Wenn daher in einer Überlieferung die erzählten Ereigniſſe und die dazu gegebene Motivierung nicht recht zuſammen ſtimmen, ſo haben zunächſt immer die überlieferten Thatſachen den Vorzug der Glaubwürdigkeit, und wer umgekehrt dieſe auf Grund der Motivierung verwirft, begeht — meiner Anſicht nach — einen methodiſchen Fehler; gerade dieſen aber begeht Delbrück.

Die ganze Unterſuchung, die er gegen die Glaubwürdigkeit der Auswanderung der Helvetier richtet, baut ſich darauf auf, daß die Motive, die Cäſar den Auswandernden unterlegt, ſich weder untereinander noch mit dem Modus der Ausführung vereinigen ließen; als Motive gebe Cäſar das Streben an, ſich der Herrſchaft von ganz Gallien zu bemächtigen und den zu geringen Umfang ihres Landes; wenn ſie aber ſich die übrigen Gallier unterwerfen

wollten, so sei dazu nicht nötig gewesen mit Weib und Kind, Herden und Hausgerät auszuziehen, und wenn sie wegen Übervölkerung neue Sitze suchten, sei es wiederum nicht nötig gewesen, daß das ganze Volk auswanderte. Wenn Delbrück darin recht hat, so folgt daraus, um dies gleich hier festzulegen, nach dem oben besprochenen methodischen Grundsatz doch nur, daß Cäsar über die Gründe der Auswanderung uns falsch berichtet bezw. selbst falsch berichtet ist, gegen die Thatsache der Auswanderung selbst aber läßt sich daraus doch nichts entnehmen. Ist übrigens die Motivierung so durchaus ungenügend, wie Delbrück anzunehmen scheint? Die völlige Erkenntnis der Ursachen der großen Völkerwanderungen ist ein Problem, das noch heute die Forschung beschäftigt, es wäre daher fast wunderbar, wenn schon Cäsar in dieser Frage uns völlig befriedigenden Aufschluß gäbe. Und so ganz unzureichend ist die von ihm gegebene Motivierung denn doch nicht, man darf dabei nur nicht gerade das eine Motiv, das Streben nach der Herrschaft über ganz Gallien, in den Vordergrund rücken. Dies wird auch keineswegs dem genauen Wortlaute der Cäsarischen Darstellung gerecht, denn das Streben nach dem imperium totius Galliae findet sich hier nur als Gedanke des Orgetorix (c. 2,2) und dann als Behauptung der Gallier, die Cäsar zu seinem Siege über die Helvetier beglückwünschen (c. 30,3), dagegen gerade von den Helvetiern selbst heißt es: pro multitudine hominum et pro gloria belli atque fortitudinis angustos se fines habere arbitrabantur.[4]) Und dieser Beweggrund, das zu enge Land, die Übervölkerung, ist jedenfalls ganz annehmbar. Delbrück sagt freilich, deshalb hätte nicht das ganze Volk auszuwandern brauchen. Nötig war das allerdings nicht; aber geschieht unter den Menschen immer gerade nur das, was zu dem gegebenen Zwecke nötig ist? Und hat nicht auch bei andern derartigen Wanderungen ganzer Stämme die

[4]) Natürlich kann dieser Unterschied in der Anführung auch auf Zufall beruhen; jedenfalls tritt das Motiv angusti fines völlig gleichberechtigt neben das andere, und es ist mir, milde gesagt, völlig unverständlich, wieso Rauchenstein dazu kommt, seine Erwähnung durch Cäsar überhaupt völlig zu ignorieren und dagegen Cassius Dio und Florus als Quellen für diesen „natürlicheren und deshalb glaubwürdigeren" Grund zu rühmen.

Übervölkerung mitgewirkt? Überhaupt nimmt uns dieſe Parallele der anderen Völkerwanderungen vorher und nachher das Recht, gerade der der Helvetier ſo ſkeptiſch gegenüberzuſtehen. Iſt doch vielmehr gerade der Helvetierzug uns wertvoll als ein Glied in der Kette jener Wanderungen, als Vorläufer der großen germaniſchen Völkerbewegung. An ſich giebt jedenfalls das von Cäſar erzählte Ereignis keinen Anlaß zum Zweifel, und von den angegebenen Motiven läßt ſich wenigſtens das eine ganz gut hören. Sollten ſie aber auch wirklich beide ganz unzureichend und auch untereinander unvereinbar ſein, ſo wären, wie ich wiederhole, methodiſcher Weiſe eben doch nur ſie ſelbſt, nicht aber die Thatſachen, zu deren Begründung Cäſar ſie anführt, preiszugeben.

Aber nicht nur die Urſachen, auch das von Cäſar angegebene Ziel der Wanderung, nämlich das Land der Santonen nördlich der Garonne in der heutigen Saintonge, glaubt Delbrück nicht mit dem vereinigen zu können, was die Helvetier wirklich thaten.

Es handelt ſich dabei um einen Punkt, der ſchon längſt die Gelehrten beſchäftigt. Wie Cäſar nämlich erzählt, zogen die Helvetier, nachdem ſie die Saone — zwiſchen Lyon und Macon — überſchritten hatten, nicht weſtwärts nach dem Land der Santonen, ſondern nach Norden in der Richtung nach Autun (Bibracte), einen Weg alſo, der ſie von dem angegebenen Wanderziel abführte. Man hat das auf verſchiedene Weiſe zu erklären geſucht. Am einfachſten ſchien doch wohl Napoleon III die Frage zu löſen, der die Berge, die im Weſten das Thal der Saone von dem der Loire trennen, für faſt unüberſchreitbar erklärte und zur Beſtätigung ſich darauf berief, daß auch noch in neuerer Zeit die Poſt von Lyon nach Rochelle über Autun und Nevers ging. Nun aber hält dem Delbrück im Anſchluß an neuere franzöſiſche Arbeiten entgegen, das Gebirge im Weſten ſei vielleicht ſteil, aber nicht unzugänglich; es gebe ſogar mehrere Wege, die über die Cevennen nach Weſten führten, z. B. das Thal der Azergues, und von hier aus habe man zum Abſtieg ins Loirethal nicht nur ein, ſondern ſogar drei Thäler zur Auswahl. Ich muß nun zunächſt ſagen, daß ſich im Jahre 1900 auf Grund vorzüglicher Karten ſehr leicht Ratſchläge über Wege, die man wählen kann, geben laſſen, für

die armen Helvetier aber vor 2000 Jahren dieſe Kenntnis nicht ſo einfach zu erwerben war, zumal ſie die Römer hinter ſich hatten. Woher weiß ferner Delbrück, ob die von den franzöſiſchen Gelehrten ausfindig gemachten Wege ſchon damals wirklich gangbar waren? Aber nehmen wir ſelbſt an, ſie ſeien es geweſen und die Helvetier hätten davon gewußt, ſo iſt es durchaus möglich, daß ſie ihnen durch die dortigen Gebirgsbewohner verſperrt wurden. Wir wiſſen aus den Verhandlungen mit den Sequanern am Anfang des Zuges, wieviel den Helvetiern darauf ankam, ſchwierige Defiles zu vermeiden, und Delbrück ſelbſt ſagt gerade an unſerer Stelle, die Helvetier hätten auf jenen Gebirgswegen die Römer leicht mit einer kleinen Nachhut aufhalten können. Was aber *für* die Helvetier gilt, muß auch *gegen* ſie gelten; ſie durften alſo dieſen Weg nur dann wagen, wenn die Bevölkerung dort ihnen keine Schwierigkeiten machte, und die Möglichkeit, daß dies doch geſchah, kann kein Menſch beſtreiten. Es will mir aber überhaupt ſehr bedenklich ſcheinen, bei einem Vorgang wie einer derartigen Wanderung zu fragen: warum ſind ſie nicht ſo gezogen, wie wir es heute erwarten? Wer verbürgt Delbrück, daß die Helvetier nicht ihren urſprünglichen Plan aufgaben und ſich anders entſchloſſen? Finden wir doch bei derartigen Wanderungen häufig auffallend ſpringende Entſchlüſſe; warum z. B. ſind die Cimbern und Teutonen nicht in Gallien geblieben, ſondern die Kreuz und die Quer herumgezogen?

Endlich iſt es keineswegs ausgemacht, daß die Helvetier wirklich je die feſte Abſicht hatten in das Land der Santonen zu ziehen. Ich komme damit wieder auf jene methodiſche Bemerkung zurück. Denn dieſe nie realiſierte Abſicht der Helvetier gehört klärlich in die zweite der angeführten Kategorien, die der falſchen Überlieferung viel eher unterliegen. Cäſar erzählt die ganze Sache auch nur als eine ihm zugegangene Nachricht in Kapitel X: nuntiatur Helvetiis esse in animo, da, wo er genauer über die Auswanderung und ihre Inſzenierung ſpricht, im Anfang des Buches, erwähnt er ſie überhaupt nicht. Ich ſelbſt glaube nun zwar gar nicht, daß dieſe Nachricht ganz grundlos war, aber daraufhin anzunehmen, daß die Helvetier unbedingt und ſtets an dieſer Abſicht feſtgehalten

haben, geht doch nicht an. Jedenfalls ist es unmöglich, den Widerspruch zwischen dieser Überlieferung über das Ziel der Wanderung und dem thatsächlich eingeschlagenen Weg gegen die Glaubwürdigkeit der Auswanderung an sich auszubeuten.

Bevor ich nun auf den wichtigsten Punkt, die Kritik Delbrücks an den Zahlen Cäsars, eingehe, möchte ich kurz noch zwei andere Punkte besprechen, die zwar die Hauptfrage — Wanderung oder nicht — unberührt lassen, aber doch insofern wichtig sind, als auch hier Delbrück die Glaubwürdigkeit Cäsars beanstandet, aber auch hier auf Grund einer keineswegs einwandfreien Methode.

Es handelt sich um den Versuch der Helvetier, die Rhone zu überschreiten und durch die römische Provinz zu ziehen (B. G. I. c. 7—8). Delbrück behauptet, es sei unmöglich gewesen, mit den Kräften einer einzigen Legion — „Der Landsturm, den Cäsar aufgeboten hatte, kam militärisch wenig in Betracht" — die flüchtige, vier Meilen lange römische Befestigungslinie von Genf bis zum Fort L'Ecluse zu verteidigen. Die Helvetier hätten mit ihrer großen Übermacht, wenn es ihnen mit dem Angriff ernst war, jedenfalls durchbrechen können, und der Behauptung Cäsars, sie hätten vergebliche Versuche gemacht, sei deshalb der „allerstärkste Zweifel" entgegenzusetzen.

Mir scheint, Delbrück unterschätzt beträchtlich die Schwierigkeiten des Übergangs über die reißende und dort meist von steilen Ufern eingeschlossene Rhone, und vergißt auch zu bedenken, daß, was selbst vielleicht für 90000 Krieger leicht ist, für dieselbe Zahl und über zweihunderttausend Weiber und Kinder schwer wird. Aber ich will mich auf diese rein militärische Frage nicht einlassen. Wir können Delbrück ruhig zugestehen, daß die Helvetier hätten durchbrechen können, wenn sie ernsthaft gewollt hätten. Aber wo steht, daß sie es wirklich ernsthaft wollten, d. h. mit allen Kräften nach einheitlichem Plane? Der genaue Wortlaut der Stelle im Bellum Gallicum c. 8,4 heißt: Helvetii ea spe deiecti navibus iunctis ratibusque compluribus factis, alii vadis Rhodani qua minima altitudo fluminis erat, nonnumquam interdiu, saepius noctu, si perrumpere possent, conati operis munitione et militum concursu et telis repulsi hoc conatu destiterunt;

alſo, die Helvetier verſuchen es teils ſo, teils ſo, manchmal tags, manchmal und zwar häufiger nachts. Niemand kann uns zwingen, dieſe Schilderung auf eine ernſthafte, einheitliche kriegeriſche Aktion zu beziehen. Viel eher deutet der Wortlaut darauf hin, daß wir es gerade nicht damit zu thun haben, nicht mit offnen gewaltſamen Verſuchen den Übergang über die Rhone zu erzwingen, ſondern mit verſchiedenen und verſchiedenartigen Verſuchen *heimlich* durchzubrechen, die aber durch den vorzüglichen Wachtdienſt der Römer vereitelt wurden.

Das Bild, das wir ſo von den Ereigniſſen der Rhone gewinnen, entſpricht auch durchaus den ſachlich gegebenen Verhältniſſen. Die Führer der Helvetier, die möglichſt einen Konflikt mit den Römern vermeiden wollten, beſchloſſen, nachdem ihnen Cäſar den Durchmarſch verweigert, von einem gewaltſamen Verſuch abzuſtehen und lieber mit den Sequanern Unterhandlungen anzuknüpfen. Solange dieſe im Gange waren, mußten ſie notgedrungen in Genf liegen bleiben, um auf den Ausgang zu warten. Nun iſt es klar, daß eine müßige Maſſe von faſt 400000 Menſchen, denen feſte militäriſche Disziplin und ſtraffe Regierung fehlt und deren Lager ſich meilenweit erſtreckt, ſich nur ſchwer lenken und beaufſichtigen läßt, und es bedarf keiner großen Phantaſie, um ſich vorzuſtellen, daß einzelnen Haufen, beſonders jüngeren Elementen das Warten zu lange wurde und ſie ohne Sorge, was ſich weiter daraus entwickeln werde, verſuchten, ob ſie nicht doch vielleicht, unbemerkt von den Römern, über die Rhone herüberkommen könnten. Da aber der römiſche Wachtdienſt gut funktionierte, fanden ſie ſtets die Römer auf dem Poſten und mußten ſich, da ſie es eben von vornherein kaum auf einen ernſtlichen Kampf ankommen laſſen wollten, wieder zurückziehen. Immerhin gaben dieſe Verſuche Cäſar ein gewiſſes Recht, ſpäter gegen Divico und die andern helvetiſchen Geſandten darüber zu klagen, quod eo invito iter provinciam per vim temptassent. Man kann ſchließlich zugeben, daß Cäſar hier wie an der obigen Stelle die Verſuche der Helvetier durch ſeine Worte bedeutender erſcheinen läßt als ſie in Wirklichkeit waren, ohne deshalb Delbrück zuzuſtimmen, der der Erzählung Cäſars gleich völlig den Glauben verſagt; ſeine

Kritik verfehlt ſchon deshalb hier das Ziel, weil ſie gegen etwas kämpft, was Cäſar gar nicht ſagt.

Kürzer kann ich mich über den zweiten Punkt faſſen, der in denſelben Zuſammenhang gehört. Delbrück bemängelt die Begründung, die Cäſar für ſein Vorgehen gegen die Helvetier giebt, nämlich den Hinweis auf die Gefahr, die durch ihre Anſiedlung im Lande der Santonen für die römiſche Provinz entſtehe. Darüber ſagt Delbrück: „Das Land der Santonen lag am Ozean, über 20 Meilen vom nächſten römiſchen Grenzſtein entfernt. Das bisheriſche helvetiſche Gebiet grenzte unmittelbar an die römiſche Provinz; mit Booten über den Genfer See oder durch die Furten der Rhone konnten ſie von kriegeriſchen Einfällen, falls die Helvetier dazu neigten, täglich heimgeſucht werden. Wollte der Römer ſie los ſein, er konnte ſich nichts beſſeres wünſchen, als ſie zu den Santonen ziehen zu laſſen.“ Das klingt ja überaus einfach — faſt zu einfach; denn es iſt eine alte Erfahrung: wenn ein Widerſpruch, den man in einer Quelle entdeckt zu haben glaubt, zu eklatant iſt, dann ſtimmt gewöhnlich die Entdeckung nicht, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil dann auch der betreffende Autor, in unſerem Falle Cäſar, ſo ſchlau geweſen wäre, die Sache zu merken. So iſt es auch hier. Bei oberflächlicher Betrachtung mag es ja ſcheinen, als ſei die Nachbarſchaft der Helvetier in ihren alten Wohnſitzen für die römiſche Provinz gleich gefährlich oder gar noch gefährlicher als die an der Garonne, aber bei genauerer Betrachtung ergiebt ſich ein ganz anderes Bild. Ich will von der Rhone und dem Genferſee, die beide Cäſar c. 2 ausdrücklich als Grenzhinderniſſe erwähnt und die Delbrück vielleicht doch etwas unterſchätzt, ſchweigen, aber er vergißt ganz, daß ſich ſüdlich des Genferſees und der Rhone das Gebirge wie ein Wall gegen die helvetiſche Grenze vorſchiebt und den Plünderungszügen der Helvetier ein gewaltiges natürliches Hindernis entgegenſetzte. Ganz anders dagegen an der Garonne: hier erſtreckt ſich von dem Ozean bis nach Toulouſe die Ebene hin, kein nennenswertes Geländehindernis, weder Fluß noch Gebirge, konnte hier die römiſche Provinz ſchützen, die deshalb einen kriegsluſtigen Stamm wie die Helvetier allerdings leicht zu Raubzügen verlocken konnte. Alſo

ein Unterſchied zwiſchen beiden Grenzen iſt wohl vorhanden; das wichtigſte aber iſt, daß Cäſar ſelbſt ihn klar und deutlich eben an jener Stelle, um die es ſich handelt, angiebt, indem er ſagt: magno cum periculo provinciae futurum, ut homines bellicosos, populi Romani inimicos, locis patentibus maximeque frumentariis finitimos haberet!

Doch nun zu den Zahlen, deren Kritik ja gerade die Stärke von Delbrücks früheren Studien ausmachte. Allerdings liegt hier die Sache doch ganz anders als bei Herodot oder ſelbſt dem übrigen Bellum Gallicum; denn gerade die Zahlen über die Helvetier giebt uns Cäſar nicht ſchlechthin wie ſonſt gewöhnlich, ſei es als eigene oder anderer Schätzung, ſondern beanſprucht ausdrücklich für ſie eine urkundliche Gewähr: in castris Helvetiorum tabulae repertae sunt litteris Graecis confectae et ad Caesarem relatae, quibus in tabulis nominatim ratio confecta erat, qui numerus domo exisset eorum, qui arma ferre possent et item separatim quot pueri, senes mulieresque. Quarum omnium rerum summa erat capitum Helvetiorum milium CCLXIII, Tulingorum milium XXXVI, Latobrigorum XIIII, Rauracorum XXIII, Boiorum XXXII; ex his qui arma ferre possent, ad milia nonaginta duo, summa omnium fuerunt ad milia CCCLXVIII. Trotz dieſer Verſicherung ſteht Delbrück nicht an, dieſe Zahlen für völlig falſch zu erklären [5]), und freilich, wenn hier Cäſar trotz ſeiner bündigen Verſicherung fälſcht, kann man ihm nirgend mehr trauen.

Er beruft ſich zunächſt darauf, daß eine Volksdichte, wie ſie aus dieſen Zahlen für das helvetiſche Gebiet folge, nach Belochs bevölkerungsſtatiſtiſchen Unterſuchungen [6]) unmöglich ſei. Nun darf man ſich aber bei der höchſten Achtung vor Belochs Verdienſten um dieſes von ihm zuerſt wieder gründlich behandelte Gebiet doch nicht darüber täuſchen, daß die bisher von ihm gewonnenen Ergebniſſe keineswegs ſo geſichert ſind, daß ſie einen abſolut feſten Stützpunkt für die

[5]) Auch hierin ſind ihm andere, wie Rauchenſtein und Beloch, vorausgegangen.

[6]) Für unſere Frage kommen in Betracht Beloch, die Bevölkerung der Griechiſch-Römiſchen Welt. 1886 und ſein Aufſatz über die Bevölkerung Galliens zur Zeit Cäſars (Rhein. Muſeum 54, S. 414 ff.).

hiſtoriſche Kritik bieten könnten. In unſerem Falle iſt dazu ſchon die Grundlage der ſtatiſtiſchen Berechnung, der Flächenraum des von den Helvetiern, Boiern ꝛc. bewohnten Landes, viel zu unſicher.[7]) Ferner hat aber überhaupt nirgends Beloch die „Unmöglichkeit“ bewieſen, daß Helvetien eine den Zahlen Cäſars entſprechende Volksdichte hatte, ſondern er ſchließt von einem ganz andern Punkte[8]) auf geringere Zahlen als ſie Cäſar giebt und infolgedeſſen erſt auch auf eine geringere Volksdichte. Wenn gerade Beloch für andere galliſche Gebiete wie z. B. für das der Ruteni eine Volksdichte von ca. 17, für das der Bellovaker ſogar von 20 annimmt, warum ſoll es dann unmöglich ſein, daß auch die Helvetier, denen Cäſar doch ausdrücklich pro multitudine angustos fines zuſchreibt, eine Volksdichte von ca. 15—20 aufwieſen?

Delbrück ſcheint auch ſelbſt dieſes bevölkerungsſtatiſtiſche Argument für nicht durchſchlagend zu halten, er meint die Unglaubwürdigkeit der von Cäſar gegebenen Zahlen „noch ſicherer feſtſtellen“ zu müſſen.

Delbrück ſtützt ſich dabei auf die Berechnungen Napoleons III.[9]) über die Zahl der von den Helvetiern gebrauchten Wagen und der daraus folgenden Länge ihres Zuges. Napoleon hat nämlich einmal auf Grund der Notiz c. 5, 3: trium mensium molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent die Maſſe des mittransportierten Mehles und die Zahl der dazu nötigen Wagen zu berechnen geſucht; er machte das ſo, daß er auf den Kopf täglich $^3/_4$ Pfund Mehlvorrat rechnete; in 90 Tagen giebt das 67,5 Pfund $= 33^3/_4$ kg, für 368000 Köpfe alſo 12420000 kg; große Wagen angenommen, die jeder ca. 2000 kg tragen, ſind danach allein für den Mehltransport ca. 6000 Wagen nötig; dazu kommt aber noch das übrige

---

[7]) In ſeiner „Bevölkerung“ S. 453 berechnet Beloch für die Gebiete aller ausgezogenen Stämme 18600 qkm, alſo nach Cäſars Zahlen faſt 20 Einwohner auf den qkm, im Rhein. Muſeum 54 S. 417 für das helvetiſche Gebiet allein 16409 qkm, woraus eine Dichtigkeit von ca. 16 folgt. Hubo (Neue Jahrb. für Phil. 147 S. 707) berechnet für das geſammte Gebiet 25000 qkm, alſo eine Bevölkerungsdichtigkeit von ca. 15.

[8]) Von den Verluſten der Helvetier; ſiehe unten S. 110.

[9]) Histoire de Jules César II. p. 58—59 Anm.

Gepäck: pro Kopf 15 kg gerechnet, giebt das noch einmal ca. 2500 Wagen; im Ganzen alſo 8500. Nun rechnet Napoleon für einen ſolchen mit vier Pferden beſpannten Wagen 15 m, woraus ſich für den ganzen Zug eine Länge von 127,5 km oder 17 Meilen ergiebt.[10])

Dieſe Zahl iſt es, die Delbrück ſeine Waffe in die Hand giebt. Cäſar nämlich erzähle, daß die Helvetier von der Übergangsſtelle über die Saone bis in die Nähe von Bibrakte (Autun) in etwa 15 Tagen gezogen ſeien; dieſe Strecke aber betrage 14—16 Meilen Luftlinie, und wie man bei Delbrück S. 427 näher nachleſen mag, ſcheint es nicht entfernt möglich, daß ein 17 Meilen langer Zug dieſen Weg in 15 Tagen zurücklegt, alſo — ſchließt Delbrück — muß der Zug viel kleiner geweſen ſein, müſſen die Zahlen Cäſars alſo falſch ſein.

Iſt dieſe Argumentation wirklich ſo ſicher, wie Delbrück glaubt?

Berechnungen wie die Napoleons über die Länge des Helvetierzuges einer peinlichen Kritik auf ihre Richtigkeit hin zu unterziehen, iſt für gewöhnlich gewiß kleinlich, denn ſie machen ja auf irgend welchen genauen Wert keinen Anſpruch und bezwecken nur, den Leſer vor falſchen Vorſtellungen zu bewahren oder vielmehr bei ihm überhaupt erſt eine Vorſtellung davon zu erwecken, was der Zug eines Heeres oder gar Volkes an Raum und Zeit beanſprucht. Und inſofern ſind ſolche Berechnungen unter allen Umſtänden verdienſtlich. Aber durchaus ungeeignet ſind ſie, die Grundlage für entſcheidende Schlußfolgerungen zu bilden, und wenn es doch geſchieht, darf auch die Kritik nicht mehr ſchweigen. So muß ſie leider auch Delbrück gegenüber betonen, daß die Napoleonſchen Zahlen von Anfang bis zu Ende durchaus willkürlich und unſicher ſind, von den $^3/_4$ Pfund Mehlvorrat pro Kopf bis zu den 15 m pro Wagen. Der Verfaſſer der „Perſerkriege" dürfte eigentlich am wenigſten ſich mit ihnen befreunden; ſind ſie doch nicht viel

[10]) Dabei iſt, wie D. hervorhebt, kein beſonderer Raum für die Menſchen angeſetzt, aber mit Recht, denn die weitaus größte Maſſe der Auswanderer, vor allem die Weiber und Kinder, hat ſich doch neben und auf den Wagen befunden.

*

anders gefunden als wie — Herodot die meiſten ſeiner Heeres- und Schiffszahlen zuſtande gebracht hat. Der unerquicklichen und wohl auch überflüſſigen Mühe, dieſe offenkundige Unbrauchbarkeit der Zahlen Napoleons im einzelnen nachzuweiſen, bedarf es aber glücklicherweiſe auch gar nicht. Denn ſelbſt angenommen, ſie ſeien wirklich genau richtig, ſo ſtimmte die Rechnung Delbrücks deshalb immer noch nicht. Der Zug hat nämlich zu der Zeit des Marſches von der Saone nach Bibrakte keinenfalls mehr ſeine urſprüngliche Länge gehabt.

Einmal ſind die Tiguriner, einer der vier helvetiſchen Gaue, abzurechnen, da ſie Cäſar ſchon vorher, als ſie allein noch auf dem öſtlichen Ufer der Saone ſtanden, angriff und aufrieb.[11]) Da ſie — gering gerechnet — 1/6 der ganzen Maſſe (Helvetier und Boier, Rauraker u. ſ. w.) ausmachten, verkleinert ſich ſchon dadurch jene Zahl von 8500 Wagen auf ca. 7100. Das iſt aber noch der geringſte Abzug, der zu machen iſt. Die Hauptmaſſe nämlich der Wagen kommt in der Berechnung Napoleons auf den für drei Monate mitgenommenen Mehlvorrat: 6000 von 8500. Nun aber waren damals, als die Helvetier nach Norden aufbrachen, mindeſtens zwei Monate[12]) verſtrichen, alſo auch 2/3 dieſes Vorrats verbraucht. Wir müſſen alſo auch hierfür die entſprechende Summe abziehen, um die Zahl der Wagen zu erhalten, die die Helvetier auf ihrem Zuge nach Bibrakte wirklich noch nötig hatten. Es bleiben dann — hoch gerechnet — ca. 3750 Wagen, von 4000 Wagen giebt aber ſelbſt Delbrück zu, daß ſie ſchließlich bei großer Eile täglich eine Meile weit befördert werden konnten. Und damit fällt dann ſeine ganze Beweisführung in ſich zuſammen; denn nach jener Notiz Cäſars ſollen ja in der That die Helvetier in 15 Tagen nicht mehr als 14—16 Meilen zurückgelegt haben.

Delbrück iſt der Haken, den ſeine Rechnung hat, nicht entgangen, aber er meint: „Waren die Lebensmittel-Karren zum Teil

---

[11]) Bezw. zerſprengte; c. 12, 3: eos impeditos et inopinantes aggressus magnam partem eorum concidit; reliqui se fugae mandarunt atque in proximas silvas se abdiderunt.

[12]) Napoleon rechnet zweieinhalb Monate, was auch viel wahrſcheinlicher iſt, ſ. a. a. O. S. 57.

ſchon geleert, ſo werden die Helvetier ſie darum nicht haben ſtehen laſſen; Karren ſind Wertſtücke, und ſie brauchten ſie für die Beute, die ſie machten, und Neu-Verproviantierung." Es hängt alſo, bei Lichte geſehen, ſeine ganze Beweisführung, durch die er die Unrichtigkeit der Zahlenangabe Cäſars ſicher feſtſtellen zu können meint, an dem dünnen Faden dieſer einen Vorausſetzung, daß die Helvetier mehr als 3000 Wagen, die ſie eigentlich nicht mehr brauchten und die ihre Bewegung äußerſt erſchwerten, aus ſehr fraglichen Rückſichten[13]) doch noch weiter mitſchleppten. Ich mag nicht darüber ſtreiten, ob das wahrſcheinlich iſt. Möglich iſt es ja; aber daß wir dieſer Möglichkeit zuliebe das ausdrücklichſte Zeugnis Cäſars verwerfen und ihn der Fälſchung bezichtigen, ſcheint mir methodiſcherweiſe ausgeſchloſſen.

Und endlich bedenke man noch eins: Delbrück will diejenigen Zahlen, für die ſich Cäſar gewiſſermaßen urkundlich verbürgt, als gefälſcht erweiſen und ſtützt ſich dabei im letzten Grunde auf — zwei andere Zahlenangaben desſelben Cäſar, deren Wert wirklich zweifelhaft iſt. Denn die eine von dem Mehlvorrat: trium mensium molita cibaria sibi quemque domo efferre iubent ſtammt jedenfalls aus zweiter Quelle, vom Hörenſagen, und läßt es außerdem völlig unklar, wieweit dem Befehle wirklich gefolgt iſt; der anderen Angabe aber über den Weg von 14 Tagen ſchreibt Cäſar ſelbſt nur ungefähren Wert zu — er ſagt circiter quindecim dies —, und die Größe der in ihnen zurückgelegten Strecke, die ihr überhaupt erſt Bedeutung giebt, iſt erſt recht zweifelhaft. Auch inſofern ſcheint mir alſo die Methode Delbrücks unrichtig zu ſein, und damit die anfangs geſtellte Frage ihre Erledigung gefunden zu haben.

---

[13]) Daß die Helvetier abgeſehen von Proviantrequiſitionen ſich durch Beraubung der Gallier, auf die ſie doch angewieſen waren, Beute verſchafften, iſt durchaus unwahrſcheinlich und ſtimmt auch zu der ihnen günſtigen Stimmung der Häduer (c. 17) durchaus nicht. Auch die „Neu-Verproviantierung" kann kaum ins Gewicht fallen; denn abgeſehen davon, daß ja nach Delbrück erſt ein Teil des Vorrats erſchöpft war, konnte doch nur noch von täglichen Requiſitionen die Rede ſein, wozu nicht dieſelbe Maſſe Wagen nötig war, wie zu dem dreimonatlichen Proviant.

**

Aber es handelt ſich in letzter Linie nicht um Delbrück, ſondern um Cäſar, und deshalb kann ich nicht ſchließen, ohne den Leſer, der mir bis hierher geduldig gefolgt iſt, auf zwei Gründe hinzuweiſen, die von anderer Seite gegen die Zahlen Cäſars ins Feld geführt worden ſind.

Einmal hat Beloch [14]) die Behauptung Cäſars, der von ihm nach Beſiegung der Helvetier veranſtaltete Cenſus derſelben habe 110000 Köpfe ergeben, mit den Zahlen über ihre urſprüngliche Stärke — 368000 Köpfe — verglichen und den Verluſt von über 250000 Toten,[15]) der ſich daraus ergiebt, für höchſt unwahrſcheinlich, faſt unmöglich erklärt. „Denn", lautet die Begründung, „die Schlacht bei Bibrakte war keineswegs eine Vernichtungsſchlacht; Cäſar ſagt kein Wort davon, daß er eine irgend bedeutende Zahl von Gefangenen gemacht hätte, und es gelang den Helvetiern, ſich in guter Ordnung und unverfolgt vom Feinde zurückzuziehen." Iſt dieſe Begründung ausreichend? Mit dem Begriff „Vernichtungsſchlacht" läßt ſich wenig anfangen; daß jedenfalls mit großer Erbitterung gekämpft wurde, läßt die Schilderung der Kommentarien deutlich erkennen: ſchon die Dauer der Schlacht von Mittag bis tief in die Nacht hinein (ad multam noctem) iſt ein Beweis dafür, nicht minder die ſtarken Verluſte der Römer, die Cäſar mit den Worten cum et propter vulnera militum et propter sepulturam occisorum nostri triduum morati sequi non potuissent mittelbar zugeſteht. Wenn kaum Gefangene gemacht wurden und keine Verfolgung ſtattfand, ſo läßt ſich das, wie auf der Hand liegt, ebenſogut gerade für die blutige Schwere des Kampfes verwerten; daß aber die Helvetier noch den nächtlichen Rückzug geordnet bewirkt hätten, ſteht bei Cäſar gar nicht, aus ihm kann man nur entnehmen, daß bis zum Abend die Ordnung der Helvetier gewahrt blieb.[16]) Es iſt überhaupt gewagt aus dem allgemeinen Eindruck,

---

[14]) Bevölkerung S. 451—452 und Rhein. Muſeum 54 S. 416.

[15]) Übrigens nur 230000; denn 20000 Boier, die in Gallien zurückblieben, ſind bei dem census nicht mitgezählt, vgl. c. 26, 5.

[16]) Die Stelle, die Beloch allein im Auge haben kann, heißt: hoc toto proelio cum ab hora septima ad vesperum pugnatum sit, aversum hostem videre nemo potuit und bezieht ſich nur auf die eigentliche Feldſchlacht, nicht

den ein Schlachtbericht macht, auf die Schwere des Kampfes ſchließen und danach die Verluſtangaben berichtigen zu wollen; eher empfiehlt ſich dann noch das umgekehrte Verfahren.

Etwas anderes iſt es, ob wir nicht mit Beloch überhaupt einen derartigen Verluſt von 250000 oder vielmehr 230000 Köpfen (ſ. A. 15) für unmöglich erklären müſſen. Nun kommt aber für dieſen Verluſt die Schlacht bei Bibrakte, die Beloch bei ſeiner Argumentation allein berückſichtigt, keineswegs allein in Betracht. Die Vernichtung der Tiguriner an der Saone geſchah bereits einen halben Monat vorher. Da dieſe einer der vier helvetiſchen Gaue waren, iſt es am einfachſten, ſie mit ein Viertel der 263000 Helvetier = 65000 Köpfen in Rechnung zu bringen; danach verkleinert ſich ſchon die Geſamtmaſſe der Auswandernden auf 300000; es iſt aber natürlich leicht möglich, daß der Gau viel ſtärker war, ſo daß wir noch beträchtlich unter die Zahl 300000 heruntergehen müſſen.

Dies iſt aber keineswegs der einzige Verluſt in den zwei bis drei Monaten vor der Schlacht, es kommt dazu noch ein anderer, den man unbedingt mit in Anſchlag bringen muß: ich meine den fortwährenden Verluſt infolge von Entbehrungen, Krankheit, Unglücksfällen u. ſ. w. Daß die Sterblichkeit auf einer ſolchen Völkerwanderung unendlich viel ſtärker iſt als unter normalen Verhältniſſen, leuchtet von ſelber ein, vor allem muß die Kinderſterblichkeit, die ohnedies ſchon groß iſt, eine ungewöhnliche Höhe erreichen. Es wäre natürlich durchaus müßig, über die Höhe dieſer Verluſte beſtimmte Vermutungen zu wagen, wir können nicht mehr wiſſen, wie viele Helvetier auf dem Wege von Genf bis nach Autun begraben liegen; nur daß es Tauſende geweſen ſind, ſcheint klar.[17])

---

auf den Kampf um das Lager, der noch bis ſpät in die Nacht hinein dauerte und wohl ohne Zweifel auf beiden Seiten die Ordnung löſte.

[17]) Es iſt vielleicht nicht ohne Wert an ein Beiſpiel der neueren Kriegsgeſchichte zu erinnern: auf dem Marſch nach Rußland 1812 — dem Hinweg wohlverſtanden — verlor Napoleon in 52 Tagen, während welcher nur 70 Meilen zurückgelegt wurden, durch Krankheit und Zurückbleiben von Nachzüglern gegen 100000 Mann.

Wenn nach alledem von 230 000 Toten in der Schlacht bei Bibrakte ſelbſt nicht die Rede ſein kann,[18]) ſo viel bleibt ja, wenn wir die Zahlen Cäſars annehmen, ſicher, daß die Verluſte der Helvetier an dieſem Tag ungeheuer waren, vielleicht weit über 100 000 Tote betrugen. Ein ſo furchtbares Blutbad, wie ein ſolcher Verluſt es vorausſetzt, müßte uns unfaßlich erſcheinen, wenn wir vergäßen, daß es ſich bei Bibrakte nicht nur um den Kampf von Kriegern gegen Krieger handelte, ſondern auch um die Niedermetzelung von Weibern und Kindern. Das ſagt Cäſar zwar nicht ausdrücklich, aber aus ſeinen Zahlen ergiebt ſich für jeden denkenden Leſer — und mit ſolchen hat doch auch Cäſar gerechnet — klar und zwingend dieſer Schluß, und es iſt deswegen auch nicht ausgemacht, ob Plutarch, der das Blutbad unter den Weibern und Kindern ausdrücklich erzählt[19]), wirklich eine andere Quelle benützt oder nicht einfach aus Cäſars Darſtellung die nötige Konſequenz zieht. Es iſt auch klar, wo dieſer Akt des Helvetierdramas ſich abſpielte: es war in der Nacht, als endlich die Römer das helvetiſche Lager ſtürmten und nun in der Wut über den vorausgegangenen Widerſtand alles niedermachten, was ihnen in die Hände fiel. Wir, die wir an eine humanere Kriegsführung gewohnt ſind und uns bedenken ſelbſt dem unmenſchlichſten Feinde keinen Pardon zu geben, wir ſträuben uns an die Möglichkeit einer ſolchen Szene zu glauben, aber das Altertum dachte in dieſem Punkte anders, das beweiſt gerade hier Cäſar, der, mögen ſeine Zahlen nun falſch oder richtig ſein, jedenfalls das Odium des aus ihnen folgenden Blutbades ruhig auf ſich und ſein Heer nimmt.

Es bleibt noch ein Grund, und zwar einer, der ſchwerer wiegt als alle vorher erwähnten, und auf den auch Beloch mit Recht den größten Nachdruck legt. Wenn man nämlich die oben angeführten Zahlen

[18]) Auch die 6000 Angehörigen des pagus Verbigenus, die nach der Schlacht während der Unterhandlungen nach dem Rhein zu entkommen ſuchen, ſind bei dem Reſt von 110 000 offenbar nicht mitgerechnet.

[19]) Plut. Caes. 18: περὶ ταῖς ἁμάξαις καὶ τῷ χάρακι τὸν πλεῖστον ἔσχε πόνον, οὐκ αὐτῶν μόνων ὑφισταμένων ἐκεῖ καὶ μαχομένων ἀλλὰ καὶ παῖδες αὐτῶν καὶ γυναῖκες ἀμυνόμενοι μέχρι θανάτου συγκατεκόπησαν, ὥστε τὴν μάχην μόλις εἰς μέσας νύκτας τελευτῆσαι.

Cäſars ſich genauer anſieht, ſo ſtellt ſich heraus, daß die Zahl der Waffenfähigen, 92000, genau ein Viertel der Geſamtzahl von 368000 ausmacht. Daß bloß der Zufall dieſes runde Verhältnis herbeigeführt hat und beide Zahlen auf wirklicher Zählung beruhen, das iſt allerdings kaum glaublich; die eine Zahl iſt in der That aller Wahrſcheinlichkeit nach durch Berechnung aus der anderen gefunden, und zwar iſt, wie Beloch richtig bemerkt, die Zahl der Geſamtbevölkerung die primäre, da hier die Einzelpoſten aufgeführt werden, und dieſe zum großen Teile in den Tauſenden nicht durch vier teilbar ſind. Da nun alſo die von Cäſar gegebenen ſtatiſtiſchen Zahlen in einem Punkt offenbar ſtatiſtiſch wertlos ſind, kann man mit Recht fragen, ob der andere Teil Glauben verdient. Beloch verſagt ihn, weil er, wie oben erwähnt, die Verluſte, die danach die Helvetier erlitten hätten, für unmöglich hält. Daß nun dieſer Grund Belochs nicht ſtichhaltig iſt, glaube ich oben gezeigt zu haben; damit iſt für uns aber natürlich keineswegs der Punkt erledigt, im Gegenteil wir müſſen geradezu fragen: fällt nicht an und für ſich ſchon mit der einen Angabe auch die andere? Da dürfte es nun von Intereſſe ſein, daß Beloch ſelbſt an einer anderen Stelle ſeiner „Bevölkerung“ in einem ganz ähnlichen Falle keineswegs dieſe Folgerung gezogen hat.[20]) Es handelt ſich um die Prüfung der attiſchen Bürgerliſten im J. 445/4: hier wird von Philochoros überliefert, 4760 Athener ſeien ihres angemaßten Bürgerrechts für verluſtig erklärt, 14240 als echte Athener anerkannt worden. Dieſe beiden Zahlen, die ſich mit den Angaben des Thukydides über die Größe der atheniſchen Bürgerſchaft kaum vereinigen laſſen, haben nun die Merkwürdigkeit, daß ſie addiert genau die runde Zahl 19000 ergeben. Hier kann von Zufall ebenſowenig die Rede ſein wie bei dem runden Verhältnis der Cäſariſchen Zahlen. Beloch hat nun aber nicht etwa beide Zahlen verworfen, ſondern mit Recht nur das gefolgert, daß nur die eine von beiden Zahlen auf ſtatiſtiſchen Erhebungen beruht, während allerdings die andere durch Subtraktion dieſer Zahl von 19000 gefunden iſt, und hat für das

[20]) Bevölkerung S. 77 ff.; hier auch die in betracht kommenden Schriftſtellerzeugniſſe.

Verfahren des Philochoros eine durchaus anſprechende Erklärung gegeben. Sollte es nun nicht auch in unſerem Falle möglich ſein, eine Erklärung zu finden, wieſo Cäſar trotz der ihm zur Verfügung ſtehenden ſtatiſtiſchen Tabellen dazu kam, die Zahl der Waffenfähigen durch Berechnung zu finden, und damit ſeine ſchriftſtelleriſche Ehre zu retten?

Ich glaube das in der That und möchte wenigſtens auf zwei Möglichkeiten hinweiſen. Vorbedingung iſt, ſich über die Einrichtung jener im Lager der Helvetier gefundenen tabulae eine Vorſtellung zu machen; ich ſetze deshalb die Worte, auf die es dabei ankommt, noch einmal hierher: tabulae repertae sunt litteris Graecis confectae et ad Cæsarem relatæ, quibus in tabulis nominatim ratio confecta erat, qui numerus domo exisset eorum qui arma ferre possent, et item separatim quot pueri, senes mulieresque. Quarum omnium rerum summa erat capitum etc. Daß hierbei an Liſten gedacht iſt, auf denen die Namen ſämtlicher Auswanderer verzeichnet waren, iſt ausgeſchloſſen; ebenſowenig können aber blos die paar Zahlen, die Cäſar nachher nennt, die ratio ausgemacht haben, denn dazu bedurfte es nicht mehrerer tabulae. Wir haben uns alſo wohl vorzuſtellen, daß etwa von jedem Dorf und jeder Stadt zunächſt getrennt — separatim — die Anzahl der Waffenfähigen und die der pueri senes mulieresque verzeichnet war, dann aber doch auch die Summe, alſo die Geſamteinwohnerzahl des betreffenden vicus oder oppidum zugefügt war. Ich halte nun für durchaus möglich, daß dieſe letzten Poſten auf den tabulae bereits addiert waren und jene Geſamtzahlen von 263 000 für die Helvetier, 36 000 für die Tulinger ꝛc. ergaben, nicht aber auch die einzelnen Poſten der Waffenfähigen und daß Cäſar, um ſich die Mühe zu ſparen, ſelbſt dieſe wohl mehr als 500 Poſten[21]) zuſammenzuzählen, die Zahl der Waffenfähigen einfach — vielleicht nach einigen Stichproben bei Einzelpoſten — durch Diviſion durch 4 berechnete.

Das iſt die eine Erklärung, die mir durchaus möglich, freilich auch nicht mehr als eben nur möglich erſcheint. Es

[21]) Allein bei den Helvetiern gab es 12 oppida und 400 vici (c. 5,2).

giebt aber noch einen ganz anderen Weg der Erklärung, auf den ich doch wenigstens hinweisen will. Daß die Zahl 92 000 durch Berechnung gefunden ist, scheint sicher; aber ist es so sicher, daß sie gerade Cäsar so gefunden hat? Und können nicht vielmehr schon die Helvetier bereits die Zahl ihrer Waffenfähigen so berechnet haben? Wir gehen auch hier am besten wieder auf die Einzelangaben der vici oder oppida zurück. Die Gesamtkopfzahl eines solchen vicus z. B. war verhältnismäßig leicht festzustellen, ebenso wie die Zahl der weiblichen Bewohner. Die Zahl der Wehrfähigen ist aber bekanntlich nur dann leicht zu ermitteln, wenn das wehrfähige Alter gesetzlich bestimmt ist. Wir wissen nicht, ob das bei den Helvetiern der Fall war. Wenn aber nicht, dann mochte es den Dorfältesten schwer fallen, auf den Kopf genau die Zahl der Waffenfähigen anzugeben, und sie mögen es vielleicht bereits gewesen sein, die zu dem Hilfsmittel der ungefähren Schätzung griffen und ein Viertel der Gesamteinwohnerzahl dafür in Rechnung stellten.

Ich wiederhole, daß diese letzten Ausführungen nur Versuche sein sollen, die Entstehung der Zahl 92 000 unter Wahrung der übrigen Überlieferung zu erklären, und ich bin weit entfernt, die Schwierigkeit, die hier liegt, zu verkennen. Ich bin überhaupt, um dies zum Schlusse zu betonen, der letzte zu bestreiten, daß die Erzählung Cäsars, gerade auch im ersten Buch, der Erklärung manche große Schwierigkeit bietet und uns vor eine ganze Reihe Fragen stellt, auf die wir eine Antwort nur zu sehr vermissen. Man muß sich dabei aber auch gegenwärtig halten, daß Cäsar nicht alle Verhältnisse in Gallien überschaute und deshalb das, was wir gerne von ihm beantwortet und erklärt haben möchten, wohl oft selbst nicht wußte. Am einfachsten ist es ja freilich, alle diese Schwierigkeiten dadurch zu lösen, daß man Cäsar der Entstellung und Fälschung bezichtigt, aber ich meine, die Annahme einer Fälschung darf die Wissenschaft nur als ultima ratio anwenden, nur dann, wenn wirklich kein anderes Mittel der Erklärung mehr sich bietet, in ihrem eigenen Interesse, da nach dieser ratio ihr Reich aufhört und das Reich der freiwaltenden Phantasie beginnt.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen mit Wahlrecht:

Herr Heinrich Schmidt, Oberlehrer, hier.

Es ſprach am

31. Oktober 1900 Herr Profeſſor Hauſchild über:

„Goethe als Überſetzer neuſprachlicher Dichtungen."

Aus der vorigen Berichtsperiode gelangt hier der nachfolgende Vortrag (vom 30. Mai 1900) zum Abdrucke:

Der Romaniſche Jahresbericht und ſeine Bedeutung. Von Dr. Ludwig Fränkel, kgl. Reallehrer (Aſchaffenburg).

Jahraus jahrein wird der in- und ausländiſche Büchermarkt, der deutſche aber vorzugsweiſe, mit encyklopädiſchen Werken verſchiedenſten Schlags überſchwemmt, die durch ein ordnungsmäßiges Zuſammenwirken verſchiedenſter Spezialforſcher und -kenner die ganze Summe poſitiver Ergebniſſe aus einem bald breiteren, bald begrenzteren Wiſſenſchaftsfelde herausziehen und überblicken laſſen, wie es der augenblickliche Stand der betreffenden Fachwiſſenſchaft ſo wünſchenswert macht und ermöglicht. Von hier ferner liegenden einſchlägigen Unternehmungen abſehend, betrachten wir als die muſtergiltigen Beiſpiele dafür, die den heutigen Erforderniſſen einer äußerlich wie innerlich möglichſt vollſtändigen Verzeichnung und knappen objektiven Referierung genügen, die ſeit einer Reihe von Jahren fortlaufenden „Jahresberichte der Geſchichtswiſſenſchaft", deren vorbildliche Leiſtungen ſich an Ignaz Jaſtrows,[1])

[1]) Bedauerlich, daß theoretiſche und praktiſche Sozialpolitik dieſen ausgezeichneten Forſcher und Bibliographen, Dozenten der Geſchichte an der Berliner Univerſität (den Frankfurter Mitgliedern des „Freien Deutſchen Hochſtifts" durch ſeinen gehaltvollen volkswirtſchaftlichen Lehrgang vom Winter 1899/1900 näher bekannt), nun der engern Wiſſenſchaft entzogen hat. Sein „Handbuch zu Litteraturberichten" (1891) bleibt der dauernde Wegweiſer für alle ähnlichen Arbeiten und jeden bibliographiſchen Regiſtrator der Zukunft, ſo haben denn auch nicht bloß der uns hier angehende „Romaniſche Jahresbericht", ſondern auch deſſen nächſtes Pendant, die „Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte" (ſ. o. weiterhin), für Abbreviaturen und andere techniſche Dinge dies vorlagenreiche klaſſiſche Kompendium zu Grunde gelegt.

des Berliner Realgymnasial-Professors Dr. Ferd. Hirsch, seit 1895 Archivrat Professor E. Berners Namen knüpfen und den jedem Altphilologen und Linguisten geläufigen „Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft". Während dies letztere Unternehmen einem jeden annalistischen Repertorium philologischer Basis als Vorbild der Gesamtanlage vorschweben kann, versetzen uns des überaus wissensreichen und erstaunlich belesenen Sprach- und Litteraturkenners Richard Gosche († 1889) beide, leider abgebrochene Ansätze drei bis vier Dezennien zurück, in eine Zeit, da, scheint's, Sinn und Bedürfnis für derartige kompresse Aufreihungen der Fachstudien einer kleineren Periode noch kaum erwacht waren:[2]) die bibliographisch-kritischen Übersichten, die er in seinem „Jahrbuch für Litteraturgeschichte" (I., einziger Band 1865) und dem ersten Bande des von ihm 1870 begründeten „Archivs für Litteraturgeschichte" gab, an erster Stelle für die Gesamtheit der litterarhistorischen Publikationen seit 1862, an letzterer für die französische Belletristik des Lustrums vor dem 70er Kriege.[3]) Daneben sind zu nennen die seit 1890 mit wechselnder Regelmäßigkeit erscheinenden „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" — deren Seele und Chefredakteur ist Julius Elias[4]) — die im Laufe des Jahrzehnts eine Fülle von Material zur Erkenntnis der modernen Litteratur angesammelt

[2]) Vgl. L. Fränkel: Richard Gosche, ein deutscher Musterbibliograph: „Das Archiv", III (1890), Nr. 8; auch „Richard Gosche. Ein Charakterbild von Ludwig Fränkel": „Unsere Zeit", Jahrgang 1890, 7. Heft, S. 90—94.

[3]) Daran knüpfte sich infolge eines anonymen Referats im „Litterar. Centralblatt" eine scharfe prinzipielle Debatte mit dessen Herausgeber, Friedrich Zarncke, dem bedeutenden Germanisten, in der es sich um das Anonymitätsproblem, aber auch um die Anlage solcher bibliographischen Leistungen handelt. Die ausgetauschten Äußerungen, noch heute interessant, hat Gosche beim 1. Bande des „Archivs für Litteraturgeschichte" abdrucken lassen.

[4]) Mitbegründer und die ersten Mitredakteure waren Max Herrmann und S. Szamatólski; seit Jahren wirkt als solcher M. Osborn mit, während Erich Schmidt eine Art Patronat mit reger Teilnahme ausübt und neuerlich Wilh. Fabian und C. Alt mit als Redaktionsmitglieder fungieren. Die dickleibigen Großoktavbände enthalten auch für Neuphilologen überaus viele wichtige Nachweise, insbesondere Adolf Sterns Kapitel über die Einflüsse fremder Litteraturen auf die neuere deutsche.

haben, und Philipp Strauchs „Bibliographie der neueren deutschen Litteratur (1624—1832)", ein ausgedehntes Titel-Repertorium — 1884—89 im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur" erschienen —, ablösten; sodann der seit nunmehr an zwei Jahrzehnte durchgeführte „Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie", den durch Arbeitsteilung von Spezialisten unter ihren Mitgliedern die Berliner „Gesellschaft für deutsche Philologie" als möglichst vollständiges Hilfswerk zum Nachschlagen und Orientieren herausgiebt. Mannigfach nützlich ist der meist, zu Unrecht, über die Achsel angesehene „Bibliographisch-kritische Anzeiger der romanischen Sprachen und Litteraturen", den Ende der achtziger und in „neuer Folge" bis in die neunziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts der neusprachliche Verleger Dr. Emil Ebering in Berlin herausgab. Auch sind nicht zu vernachlässigen neben den jeder „Romania"-Nr. angehängten Besprechungen und Auszügen, die Inhaltsangaben der neuesten Journal-Hefte und die alphabetischen Novitätenlisten beim „Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie", eine rein bibliographische Aufnahme der jüngsten Fachlitteratur, nur neufranzösischen Büchern hie und da eine resumierende oder knappe kritische Glosse beifügend. Gröbers „Grundriß der romanischen Philologie", dies 1886/98 hervorgetretene Monumentalwerk, vermittelt aus der Feder berufenster Autoritäten für jede Rubrik die Summe des Erreichten in realer und bibliographischer Hinsicht bis zum Endtermine des Manuskript-Schlusses. Die der „Zeitschrift für romanische Philologie" beigegebene „Bibliographie", seit 1878 in eigenen Supplementheften die Litteratur von 1875 ab verzeichnend, rangiert als lange erprobtes Reservoir aller Bücher-, Aufsätze-, Notizen-, Referatetitel, die irgendwie das Gebiet der romanischen Philologie berühren.

Um das Verhältnis dieser letztgenannten Unternehmung zum jüngsten und bei weitem großartigsten allgemeinen Hilfswerke der betroffenen Sonderdisziplin, zum „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie", hat sich eine Polemik Alfred Schulzes, „Centralblatt für Bibliothekswesen" XIV 517, mit dem Herausgeber des „Kritischen Jahresberichts u. s. w.", Karl Vollmöller, in dessen „Romanischen

Forſchungen“ X 580—582, gedreht. An letzterer Stelle heißt es davon Seite 582: „Die Hauptgebiete ſind alle behandelt, und andere, z. B. kein Geringerer als Gaſton Paris, haben das auch anerkannt. Wo einmal ein Stück fehlt, hat es ſeinen Grund in perſönlichen Verhältniſſen des betreffenden Mitarbeiters, Krankheit, dringende Verhinderung u. ſ. w.“ Den Ruhmestitel großartiger, erſtaunlicher Vollſtändigkeit darf ſich Vollmöller ohne jede Anmaßung zuſchreiben; denn ſein eiſerner Fleiß, ſeine uneigennützige Thatkraft und Hingabe ſtehen in der heutigen Wiſſenſchaft wohl beiſpiellos da und würden ſogar ein ſtarkes Selbſtlob erlauben, was aber ſeiner Art ganz und gar nicht entſpricht. Die verſchiedenen Gelegenheiten, wo er für Kenntnisnahme und Verbreitung des „Romaniſchen Jahresberichts“ — wie er ſelbſt ſein encyklopädiſches Unternehmen abkürzend in der Regel bezeichnet[5]) — in Wort und Schrift in die Schranken getreten iſt, zeigen ihn als unermüdlichen Agitator, ein ſtolzes, rein wiſſenſchaftliches Geſamtwerk in die Höhe zu bringen bez. auf ihr zu erhalten, das er eigentlich allein gegründet und bis dato, ungeſcheut vor mancherlei Angriffen, vor ſtarken phyſiſchen, finanziellen u. a. Anforderungen, mit kräftiger Hand über Waſſer hält. Erſcheint es als eine Ehrenpflicht, dies Erzeugnis der Umſicht eines einzigen Mannes energiſch zu fördern, ſo lohnt ſich dem Fachgenoſſen wie den Intereſſenten aller Nachbarreviere ein gründlicher Einblick in die Organiſation des ausnahmelos gediegenen Orientierungs- und Nachſchlagewerks in ſeiner nun mehrbändigen Serie reichlich.

Karl Vollmöller war gewiß der Berufenſte, eine derartige Zentrale der Romaniſtik zu ſchaffen und zu leiten. Idee, Anlage, Ausführung ſtammen ganz von ihm. Wie der „Romaniſche Jahresbericht“ lediglich durch die Initiative dieſes opferbereiten Gelehrten entſtand, ſo hat er nach ruhmvoller wiſſenſchaftlicher und akademiſcher Wirkſamkeit die ganze Kraft und Willigkeit einer durch glückliche äußere Verhältniſſe ermöglichten Muße jenem gewidmet. Karl Guſtav Vollmöller, ein Württemberger, am 16. Oktober 1848 zu Ilsfeld geboren, hat ſich in langjähriger Amtierung als Uni-

[5]) Im Folgenden bedienen wir uns ſtets der innerhalb des Werkes ſelbſt üblichen Sigle JBRPh.

versitätsprofessor und offizieller Vertreter der romanischen Philologie an den Hochschulen zu Erlangen und (seit 1881) Göttingen, bis er 1891 außer Dienst trat und sich in Dresden niederließ, ebenso bewährt wie als vielseitiger und sorgsamer Forscher. Das letztere Attribut hat ihm für keine seiner Veröffentlichungen ein Sachkenner vorenthalten, während seine Vielseitigkeit schon ein Blick auf die Titel dieser langen Reihe bezeugt, die vor über einem Vierteljahrhunderte mit der rein germanistischen Preisschrift „Kürenberg und die Nibelungen" begann, nun seitdem zur Geschichte der spanischen und französischen Kunst- und Volkspoesie, vornehmlich derjenigen älterer Zeit, eine Fülle hochwichtiger Unterlagen neu oder erneuert beigebracht und wie klassische französische Texte, so auch „englische Sprach- und Litteraturdenkmäler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" in kritischen und nach strengem Bedarf glossierten Neudrucken durch berufene Editoren dem wissenschaftlichen Gebrauche hat zugänglich machen lassen.[6]) Diese beiden Unternehmungen — an deren ersterer sich Vollmöller mit einer Ausgabe von Jean de Mairets „Sophonisbe" (1888) direkt beteiligte — zeigten schon seine Gabe, für weiter ausholende Zwecke unter gemeinsamen Gesichtspunkten jeweilig die passendsten Persönlichkeiten an sich zu heften oder erst aufzustöbern. Hervorragendes redaktionelles Talent bekundeten ferner die seit nun bald zwei Jahrzehnten (seit 1883) von ihm herausgegebenen „Romanischen Forschungen. Organ für romanische Sprachen und Mittellatein", ein zwar bewußt unregelmäßig periodisches, aber doch auf eine stattliche Bändereihe angewachsenes Fachjournal, das sich immer nicht nur durch die Gediegenheit seiner Beiträge, sondern auch durch die Drucklegung ungewöhnlich langer ausgezeichnet hat: es ist hier erwähnenswert, daß ihr 5.

[6]) Aufgezählt sind seine buchmäßigen Veröffentlichungen außer in den biographischen Skizzen der Konversationslexika (Brockhaus, 14. Aufl., XVI 401, Meyer, 5. Aufl., XVII 403), in Kürschners „Deutschem Litteratur-Kalender" (z. B. XXII. Jahrgang, 1900, Sp. 1483) und in Rich. Kukulas „Allgemeinem Deutschen Hochschul-Almanach" (2. Aufl. 1892, Ergänzungsheft 1893) s. v.; vgl. außerdem Spamers Illustr. Konversationslexikon, 2. Aufl., VIII 759, R. Eckart, Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller (1891) S. 169 f. (ausführlich), A. de Gubernatis, Dictionnaire international des écrivains du jour, s. v. (III).

Band die Spenden der verschiedensten Fachleute als Angebinde für des Altmeisters Konrad Hofmann — Vollmöllers Münchener Lehrers — Ehrentag vereinigte. Man sieht, Vollmöller wußte, wen er als Stützen für das imposante Serien-Unternehmen heranziehen müsse, das er allmählich als Notwendigkeit, aber auch für seine Person, der eher als andern die Möglichkeit dazu gegeben war, fast als Pflicht anzusehen anfing. So gründete Vollmöller denn 1890 wohlausgerüstet den „Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie", der nun schon längst in der wissenschaftlichen Welt den abgekürzten Taufnamen „Romanischer Jahresbericht" mit Ehren trägt. In der Redaktion stand dem kühnen Schöpfer und Herausgeber anfangs ein gelehrter jüngerer Fachgenosse, der als Romanist versierte wie engeren Kreisen als Universalphilologe bekannte Dr. Richard Otto[7]), zur Seite, den jedoch nach dem Erscheinen von Heft 1 des ersten Bandes seine tagespublizistische Funktion der weiteren direkten Teilnahme entzog. Die verschiedenfache Behinderung Ottos, den äußern Redakteur- und Oberkorrektorpflichten nachzukommen, verschuldete eine längere Unterbrechung im Drucke, einen daraus hervorgehenden empfindlich störenden Konflikt zwischen Herausgeber bez. beiden Redakteuren und Verleger, endlich einen langwierigen fatalen Prozeß. Der letztere sowie die ihm vorausgehenden und anhängenden Vorkommnisse sind für die Entwicklungsgeschichte des großartigen Unternehmens, für den Existenzkampf unserer philologischen Fachorgane, für die bewundernswürdige Energie des opferwilligen Herausgebers, der nicht locker ließ, gleichmäßig charakteristisch, und so bilden die aus Anlaß all dieser Widrigkeiten veröffentlichten Streit- und Aufklärungsschriften K. Vollmöllers, die übrigens auch innerhalb

[7]) Verfaßte eine ausführliche Dissertation „Der Infinitiv bei Camoës" (1888), edierte — in Vollmöllers entsprechender Kollektion — Jean de Mairets „Silvanire" (1890) mit stoffreicher Einleitung, die besonders die Geschichte der dramatischen drei Einheiten entwickelt, verdeutschte Labriolas geistvolle Schrift „Das Problem einer Philosophie der Geschichte" (1888) und leitete 1891—94 die wissenschaftliche „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München), wofür er vielerlei Aufsätze u. s. w. zur fremdsprachlichen Litteratur beisteuerte, wie schon vorher. Dann wurde er Londoner Vertreter der „Frankfurter Zeitung", der er da auch manches dem Anglisten werte Feuilleton geliefert hat.

ſeiner „Romaniſchen Forſchungen“ Platz fanden, eine höchſt lehrreiche Lektüre und ſind eingehenden Studiums wert. Es ſind dies folgende Hefte: „Über Plan und Einrichtung des Romaniſchen Jahresberichts“ (Frühling 1896), „Der Kampf um den Romaniſchen Jahresbericht. Ein Beitrag zur Klärung des Verhältniſſes zwiſchen Autor und Verleger“ (Sommer 1896), „Erſtes Beiheft zu ‚Über Plan und Einrichtung des Romaniſchen Jahresberichtes‘“ (Anfang 1897);[8]) dazu die Vorreden zu den bisher erſchienenen vier Bänden, von denen der erſte bei R. Oldenbourg in München, jenem erſten am genannten Prozeſſe beteiligten Verleger, erſchien und das Jahr 1890 nebſt den direkt voraufliegenden Publikationen behandelt, der zweite (über 1891—94) in der Rengerſchen Buchhandlung (Gebhardt und Wiliſch) in Leipzig, der dritte, vierte und die in Ausſicht genommenen beim Verleger der eben genannten Aufklärungsſchriften und der „Romaniſchen Forſchungen“, Friedrich Junge in Erlangen. Verfolgt man in Vollmöllers Vorworten und angeführten Begleitheften, wo er des lang hingezögerten, nun aber doch in glücklicheres Fahrwaſſer eingelenkten Werkes Leidensgeſchichte ohne Sentimentalität erzählt, die Hemmniſſe der erſten Zeiten und die mannigfachen Zwiſchenfälle, die einen gleichmäßigen Fortgang durchkreuzten, ſo hat man einen klaſſiſchen Beitrag zur Geſchichte unſerer wiſſenſchaftlichen Fachorgane und ihres kümmerlichen, ununterbrochen gefährdeten Daſeins vor ſich.[9]) Und wie die Juriſten die im Geburtsſtadium des JBRPh. ventilierte und durchgeführte intereſſante Frage mit ihrem reichen Material zum gerade heute revidierten Preßgeſetz weit genauer als geſchehen[10]) hätten beachten

[8]) Ein „Zweites Beiheft“, ſchon für Herbſt 1900 angekündigt, iſt im Druck und erſcheint zum Frühjahr 1901.

[9]) Der Verfaſſer meint hierfür im ganzen keine paſſenderen Worte finden zu können, als er ſie in ſeinem Referate über Band I des „Romaniſchen Jahresberichtes“ in der „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte“ N. F. X. Bd. (1896), S. 114 f., angewandt hat.

[10]) Des längeren ausgeſprochen haben ſich: „Gewerblicher Rechtsſchutz und Urheberrecht. Zeitſchrift des Deutſchen Vereins zum Schutz des gewerblichen Eigentums (mit P. Schmidt und J. Kohler herausgegeben von A. Oſterrieth), II. Jahrgang (1897), Nr. 1, S. 34 f., und „Centralblatt für Rechtswiſſenſchaft“ XVI (1897), Heft 11/12, S. 356 f.

ſollen, ſo müßten alle Neuphilologen, voran die Romaniſten, die Linguiſten, die Folkloriſten — welch letztere innerhalb des Bandes IV durch Fr. S. Krauß und L. Scherman eine ganze, überdies auch ſeparat erſchienene [11]) Überſchau der neueſten Volkskunde-Unterſuchungen und Forſchungsarten erhalten — überhaupt ſodann alle, die ſich mit dem geiſtigen, ſowohl dem ſprachlichen als dem litterariſchen, aber auch mit dem geſchichtlichen und ſozialen Leben der romaniſchen Völker irgendwie zu beſchäftigen haben, den Vollmöllerſchen JBRPh. als regelmäßigen Ausgangs- und Stützpunkt ihrer Selbſtinformierung, ihrer Studien, ihrer neuen Theſen zur Hand nehmen.

Die Hauptſachen aus Vollmöllers eigener Darlegung ſeines Planes [12]) ſeien herausgehoben, um das Weſen des JBRPh. näher zu kennzeichnen. Die vorhandenen bibliographiſchen Zuſammenſtellungen romaniſtiſchen Inhalts waren ungeachtet ihrer Verdienſte entweder unvollſtändig oder erſchienen immer recht ſpät, boten überdies auch blos die Titel nebſt Zubehör in ſachlichen Gruppen. Mehr und mehr empfand die romaniſche Philologie ein dringendes Bedürfnis nach einer periodiſchen, kritiſch zuſammenfaſſenden Darſtellung ihrer geſamten Forſchungsreſultate, wo durchaus kompetente Federn die an verſchiedenartigen Orten niedergelegten Veröffentlichungen ſämtlicher an dieſer Arbeit teilnehmenden Nationen ſtreng kritiſch ſichten und zuſammenfaſſend würdigen, um nicht allein dem Erforſcher größerer Gebiete, ſondern ebenſo auch dem Einzelforſcher ſtets die nötige ſchnelle und ſichere Auskunft über die Leiſtungen jeder romaniſtiſchen Rubrik zu gewähren; und zwar dies wie bei den zerſtreuten Ergebniſſen der Forſchung, auch bezüglich der friſchen Materialien, als da ſind Vokabularien und Texte, aufgedeckte Inſchriften, Dokumente, Handſchriften, Druckwerke nebſt den neuen Katalogen über letztere zwei Gattungen. Auch die Reſultate der Grenzwiſſenſchaften [13]) zieht der JBRPh. in ſein

[11]) „Allgemeine Methodik der Volkskunde", Erlangen, Fr. Junge, 1899.

[12]) Vgl. beſonders ſeine Schrift „Über Plan u. ſ. w." S. 5—12, außerdem die zwiſchen Band II und V ausgegebenen Proſpekte (mit Mitarbeiterliſten und „Stimmen der Preſſe").

[13]) Man vergleiche zu dieſem Begriffe die entſprechende Darlegung G. Gröbers in ſeinem „Grundriß der roman. Phil." I 147, ferner die ent-

*

Bereich; denn die Romaniſtik berückſichtigt heutzutage allerlei früher der Theologie[14]), den hiſtoriſchen Disziplinen, der Rechtswiſſenſchaft zugehöriges Material, hält mit ihren Schweſtern, nämlich der lateiniſchen, der germaniſchen, der keltiſchen, daneben der ſlaviſchen und ſemitiſchen Philologie feſte Fühlung und entlehnt von den obengenannten andern Fakultätsfächern bisher vernachläſſigte konkrete Bauſteine. Indem nun der JBRPh. für ſolch unerläßliche Anleihen ſachkundige Referate mit dem wünſchenswerten Accent auf den romaniſtiſch verwendbaren Momenten bringt, ſoll er den Fachgenoſſen vor Überſehen oder mühſeligem Suchen behüten, die Romaniſtik der Vertiefung und Abrundung nähern, den betreffenden Nachbarwiſſenſchaften romaniſtiſche Ausbeute verſchaffen. Auch den beſondern Bedürfniſſen des Schulmanns will der JBRPh. dienen. Wie die romaniſche Philologie ihren neueren Aufſchwung vornehmlich den Anforderungen der Schule verdanke und den Sprach- und Litteraturunterricht zu durchgeiſtigen, rationeller, bildender zu geſtalten ſtrebe, ſo beleuchtet der JBRPh. die direkt die Schule angehenden grammatiſchen und litteraturgeſchichtlichen Arbeiten, die Textausgaben für die Lektüre, die einſchlägigen pädagogiſchen Fragen, die öffentlich erörtert wurden. Mit dieſer ſtarken Rückſichtnahme auf die Schule ſowie der Thatſache, daß

ſchiedene Wertſchätzung der Grenzwiſſenſchaften für den Romaniſten durch Guſtav Körting, ſowohl in ſeiner weitläufigen „Encyklopädie" (beſ. I 157—160) als in ſeinem jüngern gedrängteren „Handbuche" der romaniſchen Philologie.

[14]) Als Muſter entſprechender Bethätigung ſeien die Publikationen des ehemaligen Hallenſer und Straßburger Univerſitätsprofeſſors der romaniſchen Philologie Eduard Böhmer (in Lichtenthal bei Baden-Baden), Herausgebers der fünf Bände „Romaniſche Studien" (1878—1895), angezogen, den ſeine Arbeiten gleichermaßen als gründlich durchgebildeten Romaniſten wie Theologen bekunden. Zufällig wirkten an der Hallenſer Univerſität vor ihm L. G. Blanc, der gediegene Überſetzer und Kommentator der „Göttlichen Komödie" und Verfaſſer einer vielgebrauchten Grammatik des Italieniſchen, als Ordinarius der Romaniſtik und als Theologe, und Karl Witte, der berühmte Wunderknabe und Polyhiſtor, als Ordinarius der juriſtiſchen Fakultät, dabei berühmter geworden durch ſeine Dante-Arbeiten und andere Beiträge zur Geſchichte der italieniſchen Litteratur (vgl. L. Fränkels Einleitung zu ſeiner Neuausgabe von Ed. v. Bülows Verdeutſchung der „Promessi sposi" — Cottaſche Bibliothek der Weltlitteratur — I, S. 8, 15, 29).

doch die meiſten Intereſſenten in der pädagogiſchen Praxis ſtecken, reimt ſich der Nachdruck, der im JBRPh. auf dem Franzöſiſchen ruht, gut zuſammen. Auf demſelben Brete liegt die Einbeziehung des Unterrichtsweſens, zunächſt eben fürs Franzöſiſche, zumal dies bisher nirgendswo ſo eingehend behandelt ward. Schon beim erſten Hervortreten des JBRPh. mit Heft 1 des I. Bandes ſchwebte das Ziel, kurz und klar über die geſamten Leiſtungen und Fortſchritte auf dem Gebiete der romaniſchen Philologie, ihrer Hilfswiſſenſchaften und ihrer Verwendung im Unterrichte der Hoch- und Mittelſchulen zu belehren, deutlich vor, und das haarklein durchdachte Werk ſetzte ſich damals, 1890, ein Programm, aus dem jetzt, nach einem ſieghaft abgeſchloſſenen Dezennium, das Weſentliche wiederholt ſei, wo ſich ja das Allermeiſte der Verheißungen verwirklicht hat: „Gleichſam in der Mitte ſtehend zwiſchen den umfangreichen Kompendien und den der Mitteilung originaler Forſchungen dienenden Fachzeitſchriften wie den kritiſchen Anzeigeblättern will der JBRPh. keinem derſelben ſein Gebiet ſtreitig machen, vielmehr wird derſelbe in abgeklärter und zuſammenhängender Darſtellung die Reſultate der Wiſſenſchaft verzeichnen und dabei durch regelmäßiges Erſcheinen der fortſchreitenden Zeit in engſtem Abſtand zu folgen beſtrebt ſein. Ohne die Definition der Philologie als der Wiſſenſchaft vom geiſtig belebten Wort außer Acht zu laſſen, ſind die [ſ. o.] Herausgeber doch beſtrebt, alle linguiſtiſchen und hiſtoriſchen Disziplinen, ſoweit ſie der romaniſchen Philologie im weiteren Sinne als Hilfswiſſenſchaften zu dienen vermögen, im JBRPh. vertreten zu ſehen. Auch wird derſelbe nicht bloß den zeitweilig bevorzugten Richtungen innerhalb der Wiſſenſchaft folgen, ſondern auch die weniger angebauten Forſchungs- und Arbeitsgebiete beleuchten und ſieht ſich darum in dieſem, wie in jenem Falle genötigt, belehrendes und die Wiſſenſchaft beleuchtendes Material auch außerhalb der engeren und engſten Fachkreiſe zu ſuchen. Dieſer univerſelle Charakter des JBRPh., vermöge deſſen er ſich als Ganzes dem nach allſeitiger Belehrung ſtrebenden Fachmann zuwendet, macht auch eine mehr allgemein verſtändliche Abfaſſung der einzelnen Artikel nötig, als wenn ſonſt der Einzelforſcher zum Einzelforſcher redet.“

**

Wie nun die allgemeine Stoffverteilung in einzelne Rubriken geſchieht, vergegenwärtigt augenfällig die ſchon beim Beginne vorſchwebende genau ſpaltende Dispoſition, die nach reiflicher Erwägung und vielfältigem Gedankenaustauſche mit den Mitarbeitern folgende anſchauliche Geſtalt annahm:[15])

I.
Einleitung.

Encyklopädie und Methodologie. Geſchichte der romaniſchen Philologie (dieſer Abſchnitt bringt auch Nekrologe in knappſter Form).

Erſter Teil.
Sprachwiſſenſchaft.

A. Sprachwiſſenſchaft im allgemeinen.

1. Sprachphiloſophie; allgemeine und indogermaniſche Sprachwiſſenſchaft. Anhang: Indogermaniſche Kultur- und Verwandtſchaftsverhältniſſe.
2. Allgemeine Phonetik.

B. Vorromaniſche Sprachen mit Ausnahme des Lateiniſchen.

1. Keltiſch.
2. Germaniſch.
3. Iberiſch und Baskiſch.
4. Arabiſch; arabiſche Grundlage des Malteſiſchen.
5. Slaviſch (für Rumäniſch und Namenkunde).
6. Griechiſch.

C. Latein.

1. Indogermaniſche, altitaliſche und vorhiſtoriſche lateiniſche Forſchung (Altitaliſche Dialekte).
2. Vergleichende lateiniſche Grammatik, Wortbildung, Etymologie.
3. Hiſtoriſche lateiniſche Sprachforſchung.
   a) Altlateiniſche und lateiniſche Metrik.
   b) Volkslatein.

---

[15]) Dieſen Plan in revidierter Geſtalt ſoll das oben Anmerkung 8 in Ausſicht geſtellte „Zweite Heft u. ſ. w." (1901) bringen.

c) Idiomatiſches und techniſches Schriftlatein (Kirchenlatein, Juriſtenlatein u. ſ. w.).

d) Die lateiniſche Sprache im Mittelalter.

D. Die romaniſchen Sprachen.

Einleitung: Theorien über ihre Entſtehung. Topographie. Ortsnamenkunde.[16])

I. Romaniſche Sprachen im allgemeinen (Laut- und Formenlehre, Wortbildung, Etymologie, Syntax, Semaſiologie, Synonymik, Lexikographie).

II. Romaniſche Sprachen im beſonderen.[17])

1. Rumäniſch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
2. Rätoromaniſch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
3. Italieniſch.
   a) Hiſtoriſche italieniſche Grammatik.
   b) Neuitalieniſche Grammatik. Schriftſprache.
   c) Lexikographie.
   d) Italieniſche Textausgaben. Interpretation einzelner Stellen.
   e) Altitalieniſche Mundarten.
   f) Neuitalieniſche Mundarten.[18])
4. Franzöſiſch.
   a) Geſchichte der franzöſiſchen Sprache. Hiſtoriſche franzöſiſche Grammatik, altfranzöſiſche Grammatik: Laut- und Formenlehre, Wortbildung, Etymologie, Volksetymologie, Syntax, Semaſiologie, Synonymik, Ortsnamenkunde.
   b) Wiſſenſchaftliche Grammatik des Neufranzöſiſchen: Franzöſiſche Phonetik, Orthographie-Reform, Formenbau und Syntax der geſprochenen Sprache, Techniſche Sprache einſchließlich Militärtechnik.

[16]) Siehe auch die einzelnen Sprachengebiete. Durch Vollmöller ward gerade der romaniſchen Ortsnamenkunde ein ihrer künftigen Bedeutung entſprechender Platz ſchon jetzt eingeräumt („Über Plan u. ſ. w." S. 8).

[17]) Die Gliederung der Abſchnitte im einzelnen iſt hier nur bei 3, 4, 5 näher angegeben, wird aber auch bei den übrigen romaniſchen Sprachen ſo durchgeführt.

[18]) Die dialektiſchen Textausgaben ſind unter e und f inbegriffen.

Digitized by Google

c) Altfranzöſiſche Lexikographie.
d) Neufranzöſiſche Lexikographie.
e) Altfranzöſiſche Textausgaben und Interpretation einzelner Stellen.
f) Neufranzöſiſche Textausgaben von 1500 ab.
g) Altfranzöſiſche Mundarten einſchließlich Anglonormanniſch.
h) Franzöſiſche frankoprovenzaliſche Patois (vgl. 5e).
i) Geſchichte der franzöſiſchen Grammatik.

5. Provenzaliſch.
a) Altprovenzaliſche Grammatik und Lexikographie.
b) Neuprovenzaliſche Grammatik und Lexikographie. Sprache der Felibres.
c) Altprovenzaliſche Texte. Interpretation einzelner Stellen.
d) Neuprovenzaliſche Texte.
e) Provenzaliſche Patois.

6. Katalaniſch. Sprache und Textausgaben.
7. Spaniſch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
8. Portugieſiſch. Sprache, Dialekte, Textausgaben.
9. Die lateiniſchen Elemente im Albaneſiſchen.
10. Romaniſche Sprachen außerhalb Europas.
a) Kreoliſch.
b) Das Franzöſiſche in Afrika und Amerika.
c) Das Spaniſche in Amerika, Aſien (Philippinen) und Afrika.
d) Das Portugieſiſche in Amerika (Braſilien), Afrika und Oſtindien (Goa).
e) Das Italieniſche in der Levante.

11. Einwirkungen
a) fremder Sprachen auf die romaniſchen: α) im allgemeinen, β) in den Lauten, γ) in den Formen, δ) im Satzbau, ε) im Wortſchatz.
b) der romaniſchen Sprachen auf andere. Romaniſche Fremdwörter. Das Mittel- und Neugriechiſche. Romaniſche Elemente in nicht-

romaniſchen Sprachen: Deutſch,[19]) Slaviſch, Ungariſch, Türkiſch u. ſ. w.

III. Romaniſche Metrik, Stiliſtik, Rhetorik.

II.
Zweiter Teil.
Litteraturwiſſenſchaft.

Einleitung: 1. Bibliographie und Handſchriftenkunde im allgemeinen.
2. Litteraturwiſſenſchaft und Poetik.
3. Internationale und vergleichende Litteraturgeſchichte. Stoffgeſchichte.

A. Vorbereitende Litteraturen (ausſchließlich Latein)[20]).

1. Orientaliſche Litteraturen.
2. Griechiſche Litteratur.
3. Germaniſche Litteratur[en].
4. Keltiſche Litteraturen.
5. Slaviſche Litteraturen.

B. Lateiniſche Litteratur.

1. Volkslateiniſche Litteratur.
2. Lateiniſche Litteratur im Mittelalter.
3. Lateiniſche Renaiſſancelitteratur.

C. Romaniſche Litteratur.

1. Franzöſiſche Litteratur (Dialektgebiete inbegriffen).
Einleitung: Franzöſiſche Bibliographie und Handſchriftenkunde. a) Mittelalter. b) Neuzeit.
Franzöſiſche Litteratur im allgemeinen.
a) Altfranzöſiſche Litteratur.
b) Franzöſiſche Litteratur 1500—1630.
c) Franzöſiſche Litteratur im 17. und 18. Jahrhundert.

---

[19]) Hierneben fehlt, wofern die niederländiſchen Sprachen unter Deutſch mit inbegriffen ſind, auf jeden Fall das Engliſche, das ſo viel Material älterer und neuerer Art darbietet.

[20]) Nur berückſichtigt, ſoweit ſie vorbereitend ſind.

d) Französische Litteratur von 1800—1889, [1890—93,] 1894, 1895 ff.

e) Zeitgenössische Litteratur (jeweils das laufende Jahr).

2. Provenzalische Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.
   a) Altprovenzalische Litteratur.
   b) Neuprovenzalische Litteratur.
3. Katalanische Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.
   a) Altkatalanische Litteratur.
   b) Neukatalanische Litteratur.
4. Spanische Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.
   a) Altspanische Litteratur.
   b) Neuspanische Litteratur.
5. Portugiesische Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.
   a) Altportugiesische Litteratur.
   b) Neuportugiesische Litteratur.
6. Italienische Litteratur.
   Einleitung: Italienische Bibliographie und Handschriftenkunde. Italienische Litteraturgeschichte im allgemeinen.
   a) Altitalienische Poesie.
   b) Altitalienische Prosa.
   c) Dante.
   d) Petrarca.
   e) Boccaccio.
   f) Poesia cavalleresca.
   g) Italienische Litteratur 1400—1540.
   h) Italienische Litteratur 1540—1690.
   i) Italienische Litteratur im 18. Jahrhundert.
   k) Italienisches Theater im 16., 17. und 18. Jahrhundert.
   l) Italienische Litteratur im 19. Jahrhundert.
7. Rätoromanische Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.

8. Rumäniſche Litteratur.
   Einleitung wie bei 1.
9. Romaniſche Litteraturen außerhalb Europas.
   a) Kreoliſche Litteratur.
   b) Franzöſiſche Litteratur in Afrika und Amerika.
   c) Spaniſche Litteratur in Amerika, Aſien und Afrika.
   d) Portugieſiſche Litteratur in Amerika (Braſilianiſche Litteratur) und Afrika.
10. Romaniſche Einflüſſe auf die fremden Litteraturen.

Auf: a) die deutſche Litteratur.
   b) die nordiſche und engliſche Litteratur des Mittelalters.
   c) die ſlaviſche Litteratur.
   d) die mittelgriechiſche Litteratur.

11. Umgekehrt: Germaniſche, ſlaviſche und griechiſche Einflüſſe auf die romaniſchen Litteraturen.

III.
Dritter Teil.
Grenzwiſſenſchaften.

1. Volkskunde.
   a) Im allgemeinen.
   b) Franzöſiſch und Provenzaliſch.
   c) Italieniſch.
   d) Spaniſch.
   e) Portugieſiſch.
   f) Rätoromaniſch.
   g) Rumäniſch.
   h) Außerhalb Europas.
2. Hiſtoriſche Geographie und Ethnographie: a—h wie oben (bei 1).
3. Geſchichte der romaniſchen Völker (Geſchichtsquellen und Memoiren inbegriffen).
4. Kulturgeſchichte. Reſte romaniſcher Kultur auf germaniſchem Boden und umgekehrt.
5. Kunſtgeſchichte: a) Bildende Künſte. b) Muſikgeſchichte.

6. Patriſtik, Liturgik, Kirchengeſchichte.
7. Rechtsgeſchichte und Rechtsquellen.
8. Geſchichte der Philoſophie.
9. Bibliothekswiſſenſchaft.
10. Paläographie und Diplomatik.

IV.
Vierter Teil.
Unterricht in den romaniſchen Sprachen.

A. An Univerſitäten.

B. An Techniſchen Hochſchulen.

C. An höheren Lehranſtalten [21]) (einſchließlich Selbſtunterricht).

I. Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.[22])

1. Allgemeines.

a) Die neuen Lehrpläne von 1892 (u. ſ. f.) nach Wort und Inhalt.
b) Die Entwickelung des franzöſiſchen Unterrichts vom Standpunkt der Reform.
c) Stand des Unterrichts im Franzöſiſchen an den höheren Lehranſtalten der deutſchen Großſtaaten und Oeſterreichs.
   1. Preußen.
   2. Bayern.
   3. Sachſen.
   4. Württemberg.
   5. Baden.
   6. Heſſen.
   7. Oeſterreich.

---

[21]) Das heißt nach ſüddeutſcher und öſterreichiſcher Bezeichnung: Mittelſchulen. Der franzöſiſche Unterricht an den deutſchen Bürger- und Volksſchulen ſollte hier, wie überhaupt bei den romaniſtiſchen Schulmännern, nicht wie üblich, einfach gar keines Verweilens gewürdigt werden; man ſehe nur die gleichberechtigte Rolle, die ihn der jetzt ausgezeichnet von Stadtſchulinſpektor Scherer in Worms redigierte „Pädagogiſche Jahresbericht“ (52. Jahrgang, Leipzig 1900) ſpielen läßt.

[22]) Weitere Abteilungen, Unterricht in den übrigen romaniſchen Sprachen, an Wichtigkeit der obigen natürlich nicht gleichkommend, werden bez. wurden nach Bedürfnis ſpäter eingerichtet.

Digitized by Google

2. Lehrweise.

a) Von den Bestrebungen, das Französische durch Selbstunterricht zu lehren.

b) Ueber den Anschauungsunterricht im Französischen.

3. Hilfsmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatisches.

1. Die Geschichte der methodischen Bewegung im französischen Anfangsunterricht seit 1892 nebst den dieselbe vorbereitenden Erscheinungen.
2. Französische Schulgrammatik und zugehörige Übungsbücher.

b) Lektüre.

1. Schriftstellerausgaben.
2. Lesebücher.
3. Synonymik und Verslehre.
4. Wörterbücher.
5. Litteraturgeschichte.

Anhang: Der französische Unterricht in Dänemark, Norwegen und Schweden.

Vorstehender ausführlicher Entwurf ist zwar in Einzelheiten, insbesondere in der Anordnung mannigfach gemodelt und verfeinert, hier und da auch ergänzt, jedoch innerhalb seiner geraden Linien voll beobachtet worden. Er hat sich bewährt, auch als Vollmöller sich, um noch straffer die Zügel für jede Extrastrecke anzuziehen, Unterredakteure für einige einzelne Reviere beigesellte: G. Baist für spanische und portugiesische Sprache und Litteratur, R. Mahrenholtz für französische Litteratur des 16.—19. Jahrhunderts, C. Salvioni für italienische Sprache, V. Rossi für italienische Litteratur, Otto Dickmann für Unterricht in der französischen Sprache. Außer diesen umgab sich der besorgte Stratege mit einem so personenreichen Stabe ständiger Mitarbeiter, daß er wahrlich nie um einen kompetenten Spezialisten in Verlegenheit kam, zumal sich darunter unangefochtene, teilweise einzige Autoritäten genug befinden. Zwecklos dünkt es da, bestimmte Namen herauszugreifen; es genügt die Angabe, daß die meisten Spitzen der internationalen Romanistik mitwirken, von den offiziellen und sonstwie berufenen Fachvertretern

im Deutſchen Reiche und Oeſterreich kaum einer fehlt, und auch die ſog. Grenzwiſſenſchaften durch erprobte Spezialiſten behandelt werden. Vollmöller braucht ſich in keinem einzigen Falle Vorwürfe zu machen, als ob er nicht alle Mühe angewandt hätte, gerade die geeignetſte Kapazität zu gewinnen: man ſehe im Mitarbeiter-Verzeichniſſe z. B. Namen wie W. Schum, M. Gaſter, R. Lenz (Santiago), P. Mariéton, Guſtav Meyer, Carolina Michaëlis de Vasconcellos, G. Pitrè, J. Pſichari, Rubió y Lluch, Chr. Schneller, und beachte, wie die Mitarbeiter auf der Apeninennhalbinſel eine faſt lückenloſe Liſte der derzeitigen führenden Romaniſten daſelbſt bilden. Nach all dem erſcheint der glückliche Erfolg ſelbſtverſtändlich, ebenſo wie der Beifall aus manchem maßgeblichen Munde, der ſchon den erſten Lieferungen zu teil wurde. Dem Votum eines Gaſton Paris, des Altmeiſters der heutigen Romaniſtik, beugt ſich gewiß jeder Fachgenoſſe, und ſo ſei denn erlaubt, aus deſſen ausführlicher Anzeige in der „Romania“ — XXIII 300 hatte er die erſte Lieferung begrüßt — Bd. XXIV 597—602 über ‚ce vaste inventaire‘ die Schlußgloſſen zu wiederholen: „Ce rapide résumé a pu donner une idée de la richesse et de l'utilité du *Jahresbericht*, et montrer combien il est souhaitable que l'œuvre entreprise par M. Vollmöller soit continuée. . . . En somme, on peut dire que, au milieu d'innombrables difficultés de tout genre, l'entreprise de M. Vollmöller et des[23]) 67 collaborateurs qui l'ont cette fois secondé, a obtenu du premier coup un succès qu'on n'aurait peut-être pas osé lui prédire. Il suffit d'avoir quelque expérience en ces matières pour comprendre tout ce qu'elle imposait de peines. Aussi tous les romanistes doivent-ils être reconnaissants au zèle désintéressé de M. Vollmöller et de ceux qui ont marché avec lui et doivent-ils vivement souhaiter la continuation d'ure œuvre qui, en permettant à chacun de connaître les derniers progrès de la science, aidera sûrement à lui en faire faire de nouveaux. C'est en fait le *Grundriss* de Gröber indéfiniment continué et mis au courant: je ne saurais mieux en faire comprendre et le

[23]) Damals, anfangs der neunziger Jahre; jetzt noch etliche mehr.

mérite et l'utilité.“ Und nach dem Erſcheinen der 1. Lieferung von Band II ließ ſich G. Paris (Romania XXV 631 f.) u. a. ſo aus: „Les noms des rapporteurs sur chacun de ces sujets disent assez qu'il ne s'agit pas de simples énumérations des livres et des articles parus dans la période étudiée, mais que ces livres et ces articles, et par conséquent les points les plus divers de la philologie romane, sont l'objet de critiques compétentes et approfondies, parfois plus importantes qu'eux-mêmes. Nous ne pouvons naturellement rendre à notre tour un compte détaillé de ces comptes rendus. Nous nous bornerons à répéter que le Jahresbericht est indispensable à tous les romanistes, et plus particulièrement peut-être à ceux de notre pays, où on a moins de facilité qu'en Allemagne pour se tenir au courant de la science. Nous nous félicitons donc qu'il soit rené de ses cendres et nous souhaitons bien sincèrement qu'il prospère.“ Um noch eine franzöſiſche Stimme, und zwar eine, die den Wert des JBRPh. für die praktiſche Pädagogik hervorhebt, zu Gehör zu bringen, zitieren wir aus der Beſprechung von Band II und III in „L'Université Catholique“ XXVII, Nr. 2 (15. Februar 1898), p. 285 ff.: „Le second volume finit avec l'inventaire de tous les ouvrages qui ont paru à l'étranger, et surtout en Allemagne, pour faciliter l'enseignement du français. Ces ouvrages sont nombreux, et prouvent l'importance que nos voisins attachent à l'étude de notre langue. Ils apprendraient d'ailleurs peu de chose aux professeurs de notre pays qui voudraient les dépouiller. Mais ils peuvent servir à tous ceux qui étudient le haut enseignement à l'étranger, et qui cherchent des faits et des indications pour baser leurs statistiques. Ce qui nous a surtout intéressé, c'est la nomenclature des auteurs français que l'on édite en Allemagne pour servir de classiques. . . .“ Ein allgemeines Lob ſingt derſelbe Referent ſchließlich mit den Sätzen: „Le *Kritischer Jahresbericht* est une publication d'un vrai mérite, et qui ne peut manquer de gagner la faveur de tous les romanistes. Elle est indispensable à ceux qui

n'ont pas à leur service les collections et les revues que l'on trouve dans les grandes Universités. Quant à ceux qui peuvent y recourir, ce repertoire bibliographique leur sera très utile, en leur épargnant bien des recherches. Nous souhaitons que l'œuvre du Dr. K. Vollmoeller se poursuive sans encombre, et qu'elle ait tout le succès qu'elle mérite." Und wie in Italien das angeſehenſte Fachorgan, „Giornale storico della letteratura italiana" (XXVIII 282), von den rüſtigen Fortſchritten des bis 1895 durch die erwähnten äußeren Mißſtände aufgehaltenen Unternehmens anerkennend und mit rühmendem Hinweiſe auf ſeine Beziehung zu den Schweſterdisziplinen[24]) Akt nahm, ſo haben E. Wölfflin im „Archiv für lateiniſche Lexikographie u. Grammatik" (VIII 460), G. Meyer in der „Berliner Philolog. Wochenſchrift" (Nr. 46 vom 14. November 1896, Sp. 1464 ff.), H. Ziemer in der „Wochenſchrift für klaſſiſche Philologie" 1893 100, 1897 877, 1898 830, 1899 749, u. a. die Jünger der klaſſiſchen Philologie auf dies würdige Pendant zu den vorhandenen retroſpektiven Inventur-Aufnahmen altphilologiſcher Richtung aufmerkſam gemacht. Von den vielen warmen Urteilen zu geſchweigen, die ſich in neuſprachlichen Journalen vernehmen ließen, von den „Neuphilologiſchen Blättern", die (IV S. 29 f.) „die großartige Rundſchau über Sprachen, Litteratur und Kultur der romaniſchen Völker"[25]) Studierende und Fachlehrer für die eigene bez. die Anſtaltsbibliothek energiſch zu erwerben mahnen, bis zu denen im „Litteraturblatt für german. und roman. Philologie", 1895, Nr. 2, und in der „Franco-Gallia"[26]) u. ſ. f. Nicht vergeſſen ſei die entſchiedene Betonung des Nutzens, die dem neuſprachlichen Praktiker aus dem JBRPh. entſpringen kann, wie ſie R. Mahrenholtz' Artikel „Eine Verbindungsbrücke

[24]) „Auguriamo prospere le sorti a questa bella impresa, destinata a rendere gli importanti servigi che da pubblicazioni analoghe ritraggono già da tempo gli studi di filologia classica e quelli germanistici."

[25]) Man vergleiche den faſt wortwörtlich übereinſtimmenden Lobſpruch in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 292 vom 18. Dezember 1895: „eine großartig angelegte Rundſchau über Sprache, Litteratur und Kultur der romaniſchen Völker."

[26]) Daſelbſt XIV Nr. 3 S. 38 f. auch ein ſympathiſches Reſume der leidigen Prozeßaffaire.

der Wiſſenſchaft und der Schule", „Pädagogiſches Wochenblatt für den akademiſch gebildeten Lehrerſtand Deutſchlands" Nr. 2 vom 9. Okt. 1895, verſuchte: der Titel ſeines Artikels iſt gleichſam das ſchönſte Ehrenprädikat des JBRPh., wenn man ſich den laut dem Plane des letzteren auf die Nutzbarkeit für die Schule gelegten Nachdruck ins Gedächtnis zurückruft.

Auf welchem Wege Vollmöller im einzelnen dies ſchöne und ehrenvolle Ergebnis ermöglicht hat, das verrät uns auch die offenherzige Enthüllung ſeines Redaktionsbetriebs, die er gelegentlich der Schrift „Über Plan und Einrichtung des Romaniſchen Jahresberichtes" gemacht hat. Er hat nie die größte noch die kleinſte Mühe geſcheut, den JBRPh. immer brauchbarer auszugeſtalten, immer mehr durch eingefügte Supplementär-Abſchnitte und neue Helfer ſeiner Vollkommenheit anzunähern. In der vierten Sitzung der neuphilologiſchen Sektion der 43. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zu Köln 1895 hat er in den breiteren Intereſſentenkreiſen für ſein Herzens- und Schmerzenskind — das ihm, erfahren wir einmal, ſchon ſeit den ſiebziger Jahren in Gedanken lag — Teilnahme zu erwecken verſucht.[27]) Er durfte das mit reinſtem Gewiſſen thun; denn nicht blos daß er ſeit nun über ein Jahrzehnt lang all ſein Dichten und Trachten, ſeine ganze unermüdliche Arbeitskraft auf dieſe wahre Encyklopädie der romaniſchen Philologie nebſt deren Grenzraine und Seitenfluren verwendet hat, er hat in uneigennützigſter Weiſe die ihm verfügbaren materiellen Quellen ſpringen laſſen, um das vorſchwebende hohe Ziel zu erreichen. Und teils hat er es erreicht, teils iſt er auf dem beſten Wege dazu. Der 1. Band, ſtofflich mit 1890 abſchließend, fand in Band II und III, die die Jahre 1891—94 umfaßten, innerlich und äußerlich ſtärkere Nachfolger, und nun (1898—1900) hat auch der impoſante vierteilige Doppelband IV die Erſcheinungen von 1895—96 nebſt manchen Nachträgen erledigt, während der V., über 1897—98, größtenteils im Manuſkripte, teilweiſe ſchon im Druckſatze fertig liegt. Ein ſolches Unternehmen, vom Standpunkte der Wiſſenſchaft wie von dem der Praxis aus wahrhaft

[27]) Vgl. die gedruckten „Verhandlungen der 43. Verſammlung u. ſ. w." S. 120 f.

gemeinnützig zu nennen, sollte überall der lebhaftesten Unterstützung begegnen: durch Hinweis und Empfehlung, durch Ankauf, durch Übermittelung aller neuen einschlägigen Publikationen, vornehmlich auch der schwer erhältlichen, die nicht im Buchhandel sind, so der Dissertationen, Programme, Gelegenheitsschriften, Journalaufsätze und -Notizen.[28]) Einen jeden, der einmal in direkte Beziehung zu dieser außerordentlichen Organisation tritt, deren Fäden in des nie versagenden K. Vollmöller Hand in Dresden zusammenlaufen,[29]) beschleicht das Gefühl, daß er inmitten eines gewaltigen, bewundernswerten Getriebes steht.[30]) Und gern und ehrlich muß er mit allen Benutzern des JBRPh., den bisherigen und den vielen, die zukünftig den darin ausgestreuten reichen Segen spüren werden, dessen einfacher, jedoch vielsagender Charakteristik am Ende des Vollmöller betreffenden biographischen Artikels in Meyers Konversationslexikon, 5. Aufl. (XVII, 403), Recht geben: „großartig angelegt und trefflich ausgeführt."

[28]) Jeder Einsender einer neuen einschlägigen Veröffentlichung erhält einen Beleg über deren Besprechung; zugleich bringen die „Roman. Forschungen" regelmäßige alphabetisch genaue Verzeichnisse aller neuen Einläufe.

[29]) Im August 1899 regte Vollmöller eine internationale „Gesellschaft für romanische Litteratur" an, die selten gewordene Druck- oder nur handschriftlich vererbte Litteraturwerke, etwa in dem Stile der „Bibliothek des Litterarischen Vereins" (Tübingen-Stuttgart) und der vielen englischen Bibliophilen-societies, ihren Mitgliedern durch den Druck zugänglich machen will; vgl. darüber Vollmöllers Notiz „Die ‚Gesellschaft für romanische Litteratur'. Eine vorläufige Mitteilung" in den „Romanischen Forschungen" IX, 1. Heft, S. 313 f., sowie den 1900 ausgegebenen ausführlichen Prospekt (erhältlich durch Vollmöller als Geschäftsführer der „Gesellschaft") über die unmittelbar und für später beabsichtigten Ausgaben, abgedruckt „Roman. Forsch." XII 925—931; das Zustandekommen der Gesellschaft ist nun (Februar 1901) gesichert.

[30]) Der Verfasser obigen Vortrags hielt diesen letzteren, bevor eine Zeile von ihm im JBRPh. öffentlich erschienen war, ebenso wie er sein Referat über das ganze Unternehmen (siehe oben Anm. 9) vor seiner Übereinkunft über Mitarbeiterschaft schrieb. Nun, wo sein Beitrag zum IV. Bande, „Italienische und andere romanische (auch lateinische) Wechselbeziehungen zur mittel- und neuenglischen Litteratur", längst erschienen und — in nur 16 Exemplaren — auch als selbständige Schrift „Romanische, insbesondere italienische Wechselbeziehungen zur englischen Litteratur. Ein Repertorium auf Grund neuerer Veröffentlichungen, spec. 1894—96" (Erlangen 1900, Fr. Junge) vorliegt, darf wohl die Ziffer der darin angeführten bez. besprochenen Arbeiten hergesetzt werden: 167 pro (1894 und 1895) und 232 pro 1896 auf insgesamt 110 Seiten, um die Ausführlichkeit des Gesamtwerks zu verdeutlichen.

3.

Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

In dieſer Abteilung ſprach am 19. November 1900 Herr Prof. Dr. Valentin über

„Die ſixtiniſche Madonna".

4.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Wilhelm Woell, Magiſtratsaſſeſſor, hier.

b) Sektion für Volkswirtſchaft (V).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Wilhelm Woell, Magiſtratsaſſeſſor, hier.

In dieſer Sektion ſprach am 12. Dezember 1900 Herr Dr. Philipp Stein über

Die ſoziale Abteilung der Pariſer Weltausſtellung.

*

III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XXI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Mehr als eine von Pietät diktierte Nänie denn als Biographie ist Jenny v. Gerstenbergks Veröffentlichung über „Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walter und Wolf“ [1]) anzusehen. Das Buch hat in diesem Augenblicke noch Anspruch auf besondere Teilnahme, denn der wichtigste Teil seines Inhalts besteht aus Briefen von Goethes Schwiegertochter an den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, auf die auch Paul von Bojanowski in seiner schönen Schilderung des Wesens und Wirkens des Großherzogs [2]) Bezug genommen hat. Des Großherzogs liebe- und verständnisvolle Bemerkungen über Walter von Goethes seltsamen Charakter, in einem Briefe vom 23. Juli 1897, bilden den Schluß des Buches. Die äußeren Schicksale und Irrsale Ottiliens und ihrer Söhne (vgl. VII, 198 und IX, 205) werden nur angedeutet, aber Ottiliens Selbstcharakteristik in einem Briefe an ihre Freundin Sarah Taylor-Austin beleuchtet in schärfster Weise manche dunklen Wendungen ihres Lebens: „Mit einem wilden angeborenen Freiheitstrieb war ich doch immer vollkommen Sklavin, wo ich liebte, und das Doppelurteil, was von mir in der Welt herrscht, erklärt sich dadurch. So wenig es auf vielen Punkten den Anschein hat, so sehr ich eine gewisse Emanzipation für die Frauen verlange, so war vielleicht Niemand, der wie ich sogar vollkommen glücklich in der Beschränkung eines Harems hätte sein können, wenn man

[1]) In Briefen und persönlichen Erinnerungen. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.)

[2]) Großherzog Karl Alexander von Sachsen. München 1901 (Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“).

dadurch die vollkommene Befriedigung verſtand, alle Talente, Gedanken, Empfindungen als nur für einen Menſchen zu fühlen. Aber freilich müßte ich in meinem Harem allein ſein und mir keine Herzensteilung zugemutet werden." Frau v. Gerſtenbergks Mitteilung von Ottiliens Gedichten aus dem „Chaos" und ihre Bemerkungen über das von Ottilie redigierte Goetheſche Hausblatt wecken aufs neue den Wunſch, es möchte uns in den „Schriften der Goethegeſellſchaft" doch recht bald eine Ausgabe dieſer merkwürdigen Zeitſchrift geſchenkt werden. Je größer die Schwierigkeit iſt, ein vollſtändiges Exemplar zuſammenzubringen, deſto dringlicher erſcheint auch die Herſtellung eines Neudrucks. Über den Plan einer für Italienfahrer beſtimmten Sonderausgabe von Goethes italieniſcher Reiſe geben Wolfs Briefe an Schubert von 1858/59 Auskunft. Einen Ausſpruch ihres Schwiegervaters führt Ottilie in einem ihrer temperamentvollen Briefe an den Großherzog — ſie ſelbſt unterzeichnet ſich wegen ihrer Freimütigkeit als „geborene Poſa" — an: „Man muß Gott für die unerkannten Wohlthaten danken." Die Worte aber, die ſie am 14. Auguſt 1853 von Albano aus dem Großherzog Karl Alexander zu ſeinem Regierungsantritt ſchrieb, vernehmen wir heute an der kaum geſchloſſenen Gruft des edlen Fürſten mit doppelter Teilnahme. Die Schwiegertochter Goethes beglückwünſcht ihren gnädigſten Herrn, daß er durch Begünſtigung von Liſzts Plänen auf dem alten Grund, den ſeine Ahnen und die größten Männer Deutſchlands gelegt hätten, nun auch die Neuzeit aufbauen wolle. „Ihr Erlauchter Großvater und Vater haben viel für das Glück und den Ruhm Weimars gethan. Sie werden ſich anſchließen und weiter fortfahren, ohne das alte Gute zu zerſtören."

Wie unabläſſig Karl Alexander in der von Bojanowski gekennzeichneten Pietät für die große Geſchichte ſeines Hauſes beſtrebt blieb, durch Verbindung mit den bedeutendſten Vertretern der deutſchen Dichtung und Muſik ſeiner Tage das alte geiſtige Erbe Weimars auch ſelber mehrend zu erwerben, zeigt in ſchöner Weiſe die neueſte Sammlung von Friedrich Hebbels Briefen.[3]) Als Hebbel 1846 erfuhr, daß

[3]) Unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers von Richard Maria Werner herausgegebene Nachleſe in zwei Bänden. Berlin 1900 (B. Behrs Verlag).

**

Ottilie nach Wien kommen werde, freute er ſich, „einmal eine Perſon zu ſehen, die mit unſerem großen Dichter ſo nah zuſammenhängt“. Als er aber im Juni 1858 endlich ſelber nach Weimar kam, das ihn durch die unglaubliche Enge und Kleinheit an Weſſelburen erinnerte, begrüßte er die Enkel Goethes nur auf der Straße, denn er fand etwas Wahres in dem Spotte ſeines Freundes Marſchall, „das ganze Goetheſche Haus, die Mutter mit eingeſchloſſen, beſtehe aus alten Jungfern.“ Und doch war er in Wien Goethes Enkeln ſo nahe getreten, daß Walter von Goethe ihm im November 1852 eigens den großen Erfolg der „Agnes Bernauer“ auf der Weimariſchen Bühne meldete. Mit Hebbels Wunſche, die Enkel möchten bei ihrer Durchſtöberung des Eckermannſchen Nachlaſſes nur ja nicht noch etwas entdecken, ſtimmt nicht recht ſein eigener Eifer, in Weimar Goetheanekdoten zu erfahren. Er meinte in Weimar, dem Zirkus, in dem er es auf die Länge nicht aushalten könnte, müſſe man entweder Goethe oder — ſein Schreiber ſein. Als er aber als Gaſt der Großfürſtin Maria Paulowna auf Belvedere das Johannis-Volksfeſt mit anſah, da fühlte er ſich in eine Szene von Meiſters Lehrjahren verſetzt. Und bei der Tafel ſaß er neben der Oberhofmeiſterin Gräfin Fritſch, deren Name ja an die Goethezeit erinnerte. Übrigens hatte Hebbel ſchon vorher einen von Goethes Schreibern, Kräuter, in der That kennen gelernt, und ließ ſich von ihm erzählen, wie er andererſeits für die Goetheſtudien ſeines erſt ſpäter gewonnenen Freundes Adolf Schöll lebhafte Teilnahme zeigte und an ſeine Abhandlung über Goethes „Scherz, Liſt und Rache“ eigene Bemerkungen knüpfte. Fand er doch in Schölls Arbeiten ſeinen eigenen, von den guten Deutſchen noch immer verkannten Grundſatz durchgeführt, daß der Dichter den Menſchen vorausſetze. Auch auf Inedita zeigte ſich Hebbel ſeinen Weimarern Freunden gegenüber verpicht, da es doch angenehm ſei, „von einem Menſchen wie Goethe etwas zu beſitzen, was man nicht mit aller Welt teilt.“ Welches Gedicht Hebbel mit Goethes Legende vom hl. Johannes meint, „die ſo bald im Pater Kochem kein Unterkommen finden wird“, weiß ich nicht, das „ebenſo echte als eigentümliche und ſchöne Tagebuch“, das freilich nicht ohne Grund einen Schleier trage, ſchleicht heute nicht mehr im Stillen herum.

Hebbel fand es „höchſt wunderlichen Inhalts und äußerſt nachläſſig in der Form, obgleich in Stanzen geſchrieben, die Materie würde das Konziſe und Abgeſchliffene des Taſſoſchen Verſes freilich auch ſchlecht vertragen.“ Auf die gedruckt vorliegende Faſſung will dieſe Bemerkung über nachläſſige formale Behandlung nicht recht paſſen.

„Kurios genug“ fand Hebbel den Briefwechſel Goethes mit Karl Auguſt. Des an und für ſich Gewichtigen enthalte er ſehr wenig, des Charakteriſtiſchen um ſo mehr. „Der Dichter des Fauſt fungiert im Grunde doch nur als Faktotum, und mag dieſe Vielgeſchäftigkeit ihm recht geweſen ſein, oder nicht: nach meiner Überzeugung iſt es, wenn es ſich nicht um das tägliche Brot handelt, viel geſunder, nichts zu thun, als etwas Nichtiges. Schiller kommt nur ſo ganz beiläufig vor, und eigentlich nur, wenn der Großherzog ihm die Leviten lieſt.“ Hebbel ſelber hatte ja vieles an Schillers Dramen auszuſetzen, aber die Ausſtellungen des fürſtlichen Rezenſenten fand Hebbel denn doch zu ſehr „nach Schnur und Winkelmaß der Meſſieurs Voltaire und Racine. Dann geht Schiller plötzlich aus wie ein Licht; von ſeinem Tode iſt gar nicht die Rede.“ Angeſichts der Urteile, womit Schiller und Goethe zu ihrer Zeit empfangen wurden, fand Hebbel übrigens, die Zeiten hätten ſich gebeſſert, wenn man den Neueren auch kaum erlaube, zu wiſſen, daß Gott ein Männlein und ein Fräulein geſchaffen habe. „Dagegen dreht ſich Schillers ganzer Don Karlos um den Inceſt, und die ‚pikante Situation‘, die in der Maria Magdalena ſo empört, wird im Fauſt bejubelt.“ Ebenſo müßten diejenigen, welche ihm wegen ſeiner theoretiſchen Ergründung des Kunſtproblems Schädigung der „Naivität des Produktionsaktes“ zum Vorwurf machten, „auch Schiller und Goethe verwerfen, denn dieſe gingen darin viel weiter als ich. Ich will im Drama nur Leben, aber freilich, die Wurzel gehört mit zum Baum.“ Der Schwäche Schillers, der Jahre bedurfte, um Stoff und Form mit einander zu verſöhnen, müſſe auch er ſelbſt ſich ſchuldig bekennen gegenüber der „Stärke Gutzkows, der heute eine Blaſe verſchluckt und morgen ein Mondkalb gebärt“. Bei Schiller wie bei ihm ſelbſt zeigten die ſpäteren Dramen durch die aus Gründen der Ökonomie her-

vorgegangenen Konzentration eine Beſchränkung des Details. Die Feuilletoniſten-Kritiker, ſpottet er in ſeiner für Brockhaus 1852 geſchriebenen Selbſtcharakteriſtik, welche deshalb in Schillers ſpäteren Werken die Friſche und Fülle der Räuber vermißten, verkennen, daß blos die geringeren Elemente den höheren gewichen ſeien. Elf Jahre früher hatte er dagegen in einem geplanten Vorworte zur „Judith", das wir jetzt in Werners hiſtoriſch-kritiſcher Ausgabe[4]) leſen, gefunden, Schiller, der wie jeder Gedankendichter ſtatt des ſanften, runden Kreiſes, die ſcharfe Facette bringe, ſei ſeinerzeit überſchätzt worden, „aber ebenſo notwendig mußten ſich auch nach und nach die tiefbegründeten Kunſturteile, die Goethe ſtill, Tieck, Schlegel, Jean Paul laut über ihn ausſprachen, von ſelbſt geltend machen."

Mit dem Dank für das ſchöne Geſchenk einer Schillerausgabe, die gerade in ſeinen ſchönſten Stunden ihn an den Geber erinnern müſſe, beginnt 1833 die Nachleſe zu Hebbels Briefwechſel. 1838 behält er die Schillerbände ſeines verſtorbenen Freundes Rouſſeau in München zurück, weil er über Schiller und Kleiſt ſchreiben wolle, wie ihm in Heidelberg die geliehenen Werke Goethes und Shakeſpeares ein Schatz waren, der ihn für vieles entſchädigte. Und die Arbeit an ſeinem „Demetrius" führte ihn von ſelbſt immer wieder zum Studium Schillers zurück. Von Schillers „Demetrius" wollte er keinen Vers benutzen, nur den Grundgedanken. Wenn er aber 1858 ſchon von Schiller ſelbſt meinte, er würde jetzt lebend ſeinen Plan modifizieren, „ſtatt eines Feuerwerks ein hiſtoriſches Bild des ungeheuren Slaven-Reichs geben, worauf es bei mir allerdings abgeſehen iſt", ſo ſprach er allen andern Demetriusdichtern (vgl. X, 269 und XI, 222) das nötige dramatiſche Vermögen überhaupt ab. Hebbel erzählt, der „Demetrius", der dann ſeine letzte Arbeit werden ſollte, ſei ſein älteſter dramatiſcher Gedanke ſchon aus ſeinem ſiebzehnten Jahre geweſen, aber erſt das Schillerjubiläum habe ihm den natürlichen Anlaß zu ernſter Aufnahme der Arbeit gegeben. Wenn er beim

[4]) Friedrich Hebbels Sämtliche Werke. Erſter Band. Berlin 1901 (B. Behrs Verlag).

„Demetrius“ ſich ſeinen Vorgängern gegenüber fühlte, ſo meinte er bei ſeinen Nibelungen, er habe nur die in dem alten Gedicht umhergeſtreute Tragödie faßlich gemacht, während Goethe beim Götz keine Urſache gehabt hätte, allzubeſcheiden zu ſagen, er hätte nur verſtanden die Blumen eines großen Daſeins abzupflücken. Trat er bewundernd vor dem Ritter mit der eiſernen Hand zurück, ſo lehnte er mit Selbſtgefühl als Dramatiker jeden Vergleich zwiſchen ſeinem „Michel Angelo“ und Goethes „Torquato Taſſo“ ab, denn dieſer ſei nichts anderes als die intereſſante Krankheitsgeſchichte eines begabten Menſchen, der ſich ſittlich nicht vollendete und könne wahrlich nicht als Typus der Dichternatur gelten. Aber dieſes Einzelurteil ging keineswegs aus Überhebung hervor, denn auch nur die vergleichende Hindeutung auf den großen Goethe „mit dem Sonnenauge, den Mann, der mehr als ein Jahrhundert repräſentiert, mit dem man keinen aus der Gegenwart vergleichen ſollte“, berührte ihn 1840 noch aufs unangenehmſte, und noch 1851 überreichte er Varnhagen, „dem Freunde Goethes“ ſeinen „Michel Angelo“ mit den beſcheidenen Worten: „Vielleicht beweiſt Ihnen dies Stück, daß ich, wenn der Weg von der Judith zur Iphigenie auch weit iſt, ihn wenigſtens betreten habe.“ Goethe, ſchrieb Hebbel 1847 ſeinem Freunde, dem Maler Gurlitt, habe die Schönheit vor der Diſſonanz gebracht, die Traumſchönheit, die von den widerſpenſtigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weiß, nichts wiſſen wolle; er dagegen ſuche die Schönheit zu bringen, welche die Diſſonanz in ſich aufnahm, die alles Widerſpenſtige zu zu bewältigen wußte.

Hebbel, der Dichter von „Mutter und Kind“ und ſo zahlreicher, gehaltvoller Epigramme,[5]) hat die nachläſſigen Schiller-Goetheſchen Hexameter und Pentameter den guten, doch unerfüllbare Anſprüche weckenden von Voß und Platen vorgezogen, da unſere Sprache wohl bei Überſetzungen die antiken Formen nachſchaffen, aber nicht aus ſich ſelbſt mit innerer Notwendigkeit treiben könne (27. Januar 1848 und 22. Dezember 1854). Allein andererſeits hat

[5]) Eine eingehende Unterſuchung über Hebbels Epigramme, die auch ihr Verhältnis zu Schillers und Goethes Epigrammen behandelt, wird demnächſt als Breslauer Diſſertation von Bernhard Patzak erſcheinen.

er Alexander Jung gegenüber wiederholt betont, daß er „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ nur als ein höchst respektables Testament Goethes, nicht als ein künstlerisches Produkt gelten lassen könne. Nur ein Scherz dagegen ist es natürlich, wenn er an Campe schreibt, kein „Poet wäre nach dem 55. Lebensjahre noch einen Schuß Pulver wert?“ Den alten Goethe hätte man nach den Wahlverwandtschaften hängen sollen. „Für Rötschers Abhandlung über die Wahlverwandtschaften“, welche die Komposition zerlege, „ohne daß die Nerven und Adern des der Oberhaut entkleideten Organismus auch nur einen Augenblick zu zucken aufhörten“, wünschte er 1847 Goethe selbst als Leser. Aber für das Verständnis von „Dichtung und Wahrheit“ glaubte er allerdings erst durch das eigene Altern und die Erfahrung, wie schwer sich der Mensch für ihn einst bedingende Zustände wieder vergegenwärtige, den richtigen Standpunkt der Beurteilung gefunden zu haben. Diese Schwierigkeit habe dem alten Goethe vorgeschwebt, „als er seiner Biographie den Vexiertitel „Dichtung und Wahrheit“ gab, den er übrigens, so tief er den Punkt, auf den alles ankommt, auch bezeichnet, aus Rücksicht aufs Philisterium nicht hätte wählen sollen“. Von dem Plane, seine eigene Jugendgeschichte zu erzählen, vermochte Hebbel nur ein Bruchstück auszuführen, aber von seinem Drama „Genoveva“ rühmt der neueste Herausgeber, R. M. Werner, es sei die großartigste Beichte, die wir seit Goethe besäßen.

Bilden Hebbels eigene Äußerungen selbstverständlich auch das wichtigste Zeugnis für seine Beziehungen zu Goethe und Schiller, so haben die neuesten Hebbelstudien doch auch sonst manches Beachtenswerte beigebracht, besonders eine stärkere Einwirkung von Faust und Werther auf Hebbels Anfänge nachgewiesen, als man bisher kannte. So hat Alfred Neumann in dem Programm „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit“ [6]) die Gemeinsamkeit der Strophenform und einzelner Ausdrücke im Gesang der drei Erzengel des Vorspiels im Himmel mit Hebbels Jugendgedicht „Lied der Geister“ aufgezeigt. In dem 1833 entstandenen Hebbelschen Gedichte „Der Mensch“ verrät das sehnsüchtige Gefühl und das Streben nach

[6]) Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums in Zittau 1899 (Progr.-No. 587).

Einheit mit dem in der Natur lebendigen Weltgeiſt eine Nachwirkung von Werthers Naturgefühl (Junger Goethe III, 236 und 290). Zu Hebbels Gedicht „Der Menſch“ wie zu dem folgenden „Das höchſte Lebendige“ vom 15. Juni 1834, ſpäter „Prometheus“ benannt, bietet Goethes „Fauſt“ allenthalben Parallelen. Nicht blos zum Selbſt der Menſchheit, ſondern zu dem der ganzen Natur wollte Hebbel hier ſein eignes Selbſt erweitern. Neumann kommt dadurch zu der Annahme, daß Hebbel ſchon 1832 Goethes „Fauſt“ und auch „Werthers Leiden“ noch in Weſſelburen kennen gelernt habe. Das Verſtändnis für Goethes Lyrik ſei ihm dagegen allerdings erſt in Heidelberg aufgegangen. Nur ſcheinbar ſteht Hebbels Bemerkung in ſeinen Tagebüchern vom 5. Januar 1836 damit in Widerſpruch. Daß Schillers Lyrik bereits Hebbels Anfänge beeinflußt hat, wird allgemein zugegeben; Neumann wendet ſich aber gegen Johannes Krumms Behauptung, daß gerade Schillers Jugendgedichte, beſonders die Lauralieder dem Anfänger Hebbel das Vorbild gegeben hätten. Gleich das am früheſten 1829 von Hebbel veröffentlichte Gedicht „Sehnſucht“ lehne ſich an das Gedicht „An Emma“ aus Schillers dritter Periode an, und auch bei Hebbels übrigen Erſtlingen ſeien faſt bei jedem Einzelnen als Vorbilder Gedichte aus Schillers zweiter und dritter Periode zu erkennen. Allein jedenfalls ſpricht hinwiederum für Krumms Behauptung, daß Hebbel ſeine damalige Geliebte Luiſe Carſtens als Laura gefeiert hat, und die „Elegie am Grabe eines Jünglings“ (1830) bringt uns Schillers „Leichenphantaſie“ und „Elegie auf den frühzeitigen Tod Joh. Chr. Weckerlins“ in Erinnerung.

Für Hebbels erſten dramatiſchen Verſuch, das 1832 veröffentlichte dramatiſche Nachtgemälde „Der Vatermord“, eine gänzlich unreife Arbeit, hebt Karl Zeiß in ſeiner biographiſchen Einleitung zu einer gutgetroffenen Auswahl aus Hebbels Werken[7]) hinſichtlich des Stils die deutliche Einwirkung der Schilleriſchen Jugenddramen, insbeſondere der „Räuber“, hervor, „deren Einwirkung ja noch in der ‚Judith‘ zu ſpüren iſt.“ Den ſcharfen Gegenſatz der dramatiſchen Theorie und Praxis des gereiften Hebbel zu Schillers Drama hat

[7]) Hebbels Werke. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Erſter Band. Leipzig und Wien 1899 (Bibliographiſches Inſtitut).

Krumm in seiner Studie über „Hebbels Persönlichkeit“[8]) ebenso hervorgehoben, wie er Hebbels abgöttische Verehrung für Schiller, den „heiligen Mann“, und Hebbels tiefste Ehrfurcht vor dem Goetheschen Genius anerkennt (S. 73). Eingehender ist das Verhältnis von Hebbels Auffassung und Ausübung der dramatischen Thätigkeit zu Schiller und Goethe neuerdings behandelt worden in Theodor Poppes schwerfälligen und unfruchtbaren philosophischen Erörterungen über „Friedrich Hebbel und sein Drama“.[9]) Wie Hebbel es für thöricht erklärt, vom Dramatiker Versöhnung und Ausgleichung der Differenzen zu verlangen, so verlangt er von ihm „eine viel höhere Schönheit und einen ganz anderen, zum Teil umgekehrten Weg ihr zu genügen, als diejenige war, die Goethe anbetete“ (S. 76). Zu Schiller mußte sich Hebbel trotz seiner abweichenden dramaturgischen Ansichten doch immer hingezogen fühlen, durch sein Grunddogma über die Unlösbarkeit von Talent und Charakter. Es ist der von Schiller in den Rezensionen gegen Bürger verfochtene Grundsatz, dem Hebbel in seinen Unterredungen mit Eduard Kulke die Fassung gab: „Nur der bedeutende, sittlich erhabene Mensch kann ein bedeutender Künstler sein. Man muß in sich selber jene Hoheit der Gesinnung, jene Opferfähigkeit und Entsagung tragen, welche man seinen Gestalten soll verleihen können.“ Poppe konstruiert nun sonderbarer Weise daraus einen Gegensatz zwischen Goethe, der die rein in sich aufgenommene Beschaffenheit der Gegenstände gleich treu in seiner Einbildungskraft darzustellen vermöge, einerseits, Schiller und Hebbel andererseits. Diese beiden vermöchten nicht „die Nabelschnur, die den Erzeuger mit seinen Erzeugnissen verbindet, zu durchschneiden, so daß das Erzeugte ein freibewegliches, in sich beschlossenes Leben führt. Die individuelle Wahrheit ihrer Gestalten wird immer nach der eigenen Seelengröße und Seelenweite gestreckt.“ Ja ist denn bei Goethes Iphigenie

[8]) Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien. Flensburg 1899 (Verlag der Huwaldschen Buchhandlung, O. Hollesen).

[9]) Beiträge zur Poetik. Palästra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von A. Brandl und E. Schmidt. Achtes Heft. Berlin 1900 (Mayer und Müller).

und Oreſtes, Egmont und Fauſt, Taſſo und Antonio, Eugenie dies nicht der Fall? Im Grunde verſteckt ſich hinter dieſer Einteilung Poppes die alte unheilvolle Phraſe, von Schillers ſubjektiver, Gothes objektiver Kunſt. Poppe widerlegt ſeine eigene Behauptung ſelber in dem gleichen Abſatze (S. 15), wenn er fortfährt: „Aber Schiller ſteht mit ſeinem perſönlichen Lebensſchickſal außerhalb ſeiner Gebilde und umfaßt ſie mit der ganzen Weite ſeiner Seele.“ Wenn er außerhalb ſteht, muß die Nabelſchnur doch durchſchnitten ſein! Annehmbarer iſt, was Poppe über den Unterſchied von Hebbels zentrifugalem und Schillers zentripetalem Schaffensprozeß ſagt. Schillers Arbeitsart, ſein kritiſches Aufſtellen von Szenarien, Abwägen jedes einzelnen Momentes ſeiner Pläne und Hebbels Geſtändnis, daß er nie einen Plan für ſeine Dramen niederſchreibe, offenbaren den Widerſpruch der beiden Dichternaturen. Poppe nennt Schiller einen Organiſator (S. 40) und ſtellt ſeine vorwiegend akuſtiſche Phantaſie in Gegenſatz zu Goethes optiſcher Phantaſie (S. 48). Schillers innerer Reichtum und Gehalt beſtimme ſeine dramatiſche Totalidee, die er aus dem Subjekt ins Objekt übertragen mußte. Poppe zieht vergleichend Geſtändniſſe Schillers und Goethes, Grillparzers, Otto Ludwigs, Hebbels, Iffflands und Immermanns wie Alfieris über das erſte Auftauchen dramatiſcher Geſtalten in ihrem Geiſte heran. Bei ſeiner Prüfung der Urelemente, aus denen Hebbels „Judith“ hervorging, weiſt er Schillers „Jungfrau von Orleans“, zu der Hebbel ſchon in München ein beſſeres Gegenſtück hatte ſchaffen wollen, beſondere Bedeutung zu. Adolf Bartels hat ſich in ſeinem Lebensbilde Hebbels[10]) gerade gegen dieſe Zuſammenſtellung der beiden Retterinnen ihres kriegsbedrängten Volkes ausgeſprochen (S. 53). Hebbels Stellung als Dramatiker wird von Bartels im allgemeinen daraufhin feſtgeſtellt, daß er ſich von dem breitmalenden und rhetoriſchen Drama Schillers entſchieden abgewendet, an pſychologiſcher Wahrheit und Schärfe, an dramatiſcher Folgerichtigkeit und tragiſcher Tiefe es wohl gar übertroffen habe, indem er Kleiſts Pfade einſchlagend zwiſchen den Griechen und Shakeſpeare ein Mittleres in der großen Tragödie

[10]) Chriſtian Friedrich Hebbel. Dichter-Biographieen. Dritter Band. Nr. 3998 Leipzig 1899 (Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.).

zu schaffen suchte. Wenn Hebbel aber noch in seinen letzten Lebensjahren nach Anhörung von Schillers Demetriusbruchstücken offen seinen Zweifel eingestanden hat, ob nicht Schillers Behandlung des Stoffes seiner eigenen gegenüber den Vorzug verdiene, so zeigt das allein schon, daß Hebbel bei aller Gegensätzlichkeit zu Schiller doch weit entfernt war von Otto Ludwigs verbissener und verblendeter Verkennung der Größe des Schillerischen Dramas. Eine höchst wahrscheinliche Beeinflussung Hebbels durch Goethe hat neuerdings R. M. Werner wie früher Kuh und Kulke anerkannt. Werner, der in der Festschrift für Burkhardt die historische Bedeutung von Klopstocks Messiade wegen ihrer Bevorzugung der inneren Vorgänge, womit sie für Goethes drei Romane und den modernen Roman überhaupt das Vorbild gegeben habe, erörtert, hat auch den „Modernen Messiasdichtungen“ [11]) einen eigenen Essay gewidmet. Indem er darin eine Quelle für Hebbels Notiz zu seinem geplanten Christusdrama „Judas ist der Allergläubigste“ aufzufinden bestrebt ist, hat er gerade die nächstliegende Anregung dafür übersehen. Ganz gewiß ist diese nämlich im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ zu suchen. Die dort von Goethe gegebene Motivierung von Judas' Handlungsweise,[12]) „der scheinbar den Herrn verraten“, stimmt völlig zu Hebbels Charakterisierung des in bester Absicht Verrat übenden Apostels (vgl. Hochstiftsberichte XIII, 13*).

Den Unterschied in Hebbels und Otto Ludwigs Stellung zu Schiller zeigt uns recht deutlich ihr Verhalten beim Bearbeiten der von Schiller bereits gewählten Stoffe. Hebbel hatte, durch das Jubiläum von 1859 befeuert, gleichsam zu Ehren Schillers seinen Demetrius-Torso vollenden wollen. Wurde ihm auch bei seiner mächtigen Eigenart das Eingehen auf die Pläne eines Vorgängers unmöglich, so beugte er sich doch noch vor dessen Arbeit, als sein

---

[11]) Vollendete und Ringende. Dichter und Dichtungen der Neuzeit geschildert. Mit neunzehn Porträts. Minden i. W. 1900 (J. C. C. Bruns' Verlag).

[12]) Wie schwierig diese Motivierung ist, zeigt wieder das Mißlingen des neuesten Versuches im letzten Teile der sonst ganz vortrefflichen und rühmenswerten dramatischen Trilogie von R. Groschorowski „Hostianna“. Dresden und Leipzig 1901 (E. Piersons Verlag).

eigenes Werk bereits weit gediehen war. Ludwig dagegen wollte gerade Schillers Hauptwerk, den „Wallenſtein“ durch einen „Wallenſtein“ eigener Mache verdrängen. Ihn reizte der intereſſante, wenn auch mühſelige Verſuch, „das Emporkommen des Schilleriſchen Wallenſteins nach ſeiner Natur nachträglich zu motivieren“, ein Bekenntnis, das in ſich bereits die Anklage enthält, daß Schiller dieſe Motivierung unterlaſſen habe. Eine eingehendere Unterſuchung von Ludwigs umfangreichen, bisher nur teilweiſe veröffentlichten Vorarbeiten zu ſeinem Wallenſtein, wie Hugo Eduard Eick ſie vorgenommen hat,[13]) muß alſo ausgeſprochen und zwiſchen den Zeilen fortwährend zum Vergleiche mit Schillers Werk auffordern. Hatte doch Ludwig bereits für die Aufführung des Stückes einen Prolog ſkizziert (S. 76), in dem er die Zuhörer auffordert, ſtatt des Ergötzens der Phantaſie durch Schillers Schöpfung die Belehrung des Lebens durch das wahre und wohlthätige Schreckbild ſeines Wallenſtein zu empfangen. Schiller habe das Schöne dem Wahren vorgezogen und ſeinem Helden ſo gewonnen, was allein der Preis des Guten ſein ſollte. Eick findet, daß der Prolog „angeſichts Ludwigs gegneriſcher Stellung zu Schiller“ vornehm gehalten ſei; darüber kann man ſtreiten. Mir klingt eine geringſchätzige Ironie gegen den vom Publikum für größer gehaltenen Vorgänger aus Ludwigs Worten. Hat doch nach Ludwigs Auffaſſung Schiller durch Verſchleierung der Schuld „Verwirrung des moraliſchen Urteils“ hervorgerufen (S. 43); bei ihm wie bei Leſſing decke ſich der dramaturgiſche Mechanismus nicht mit der inneren Handlung (S. 29). Eick findet es bei ſeiner Parteinahme für Ludwig ſeltſam, daß der Schilleriſche Wallenſtein trotz der ihm von Ludwig vorgeworfenen Unwahrheit nach der neueren Forſchung dem hiſtoriſchen im ganzen viel näher komme als der Ludwigiſche. Überblickt man indeſſen die von Eick angeführten Geſchichtsquellen Ludwigs und Schillers Quellenſtudien, ſo erſcheint Schillers Vorzug an hiſtoriſcher Treue keineswegs ſeltſam. Der Verfaſſer der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges und Jenenſer Profeſſor hatte eben vor

[13]) Otto Ludwigs Wallenſteinplan, geordnet, beſprochen und herausgegeben mit einer Einleitung über des Dichters dramaturgiſche Anſichten. Greifswald 1900 (Inaugural-Diſſertation).

Ludwig doch einen großen Vorſprung. Eick ſelbſt nennt Ludwigs Wallenſteinplan eine Exemplifizierung ſeiner Shakeſpeareſtudien; es ſind eigentlich zwei verſchiedene Pläne, die Ludwig bald getrennt ins Auge faßt, bald in freiſter Form zu vereinigen ſucht. Schillers Formbeſtreben weiſe, Eicks Meinung zufolge, nach mannigfachen Experimenten doch auf das franzöſiſche Repräſentationsdrama hin. Ich würde dieſer Behauptung gegenüber raten, Conſtants Bearbeitung des Schilleriſchen Wallenſtein anzuſehen, um ſich von dem inneren Gegenſatz Schillers zu dieſem franzöſiſchen Repräſentationsdrama zu überzeugen. Das Lyriſche, welches Otto Ludwig den Dramen der Weimarer Klaſſiker zum Vorwurf machte, hat er wirklich zu vermeiden gewußt; die von ihm gleichfalls verworfene „zuſtändliche Stimmungsſchilderung“ hat er dagegen im Fortſchreiten ſeiner Arbeit doch auch ſeinem eigenen Wallenſtein eingefügt. Aber der Vergleich des Schilleriſchen „Wallenſtein“ mit Conſtants Umarbeitung und Otto Ludwigs Entwürfen zeigt höchſt lehrreich, mit welch künſtleriſcher Überlegenheit Schiller zwiſchen der Gebundenheit des franzöſiſchen und der Zerſplitterung des Shakeſpeariſierenden Dramas einen neuen und eigenartigen deutſchen Tragödienſtil zu ſchaffen wußte. Gerade dieſer Geſichtspunkt iſt auch von Heinrich Kühnlein in ſeiner Prüfung von „Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller“ [14]) nicht beachtet worden, obwohl die Vergleichung beider Wallenſteindichtungen auch bei ihm im Mittelpunkt ſteht. Kühnlein hat aber die bekannte Äußerung Schillers im Briefe an Goethe vom 28. November 1796 gründlich mißverſtanden, wenn er darauf den Vorwurf des Schickſalsdramas begründen will. Schiller will doch nur Wallenſteins letzten Schritt durch ein Drängen äußerer Verhältniſſe entſchuldbarer geſtalten, um den realiſtiſchen Helden, dem der Erfolg ſeines Verbrechens fehlt, nicht zu tief in unſeren Augen ſinken zu laſſen. Daß der Dichter, der den Willen als den Geſchlechtscharakter der Menſchen bezeichnet hatte, damit nicht Willensfreiheit und Verantwortlichkeit aufheben wollte, um an ihrer Stelle ein blindes Fatum zu ſetzen, ſollte man nach Schillers wiederholten brieflichen Erörterungen nicht erſt zu betonen brauchen.

[14]) Eine dramaturgiſche Kritik. Programm des kgl. humaniſtiſchen Gymnaſiums zu Münnerſtadt 1900.

Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn Kühnlein den Vorwurf ausſpricht, Schiller fordere unſere Achtung und Verehrung für Wallenſteins Thun, während Schiller ſelbſt dieſe Unternehmung als moraliſch ſchlecht bezeichnet, Wallenſtein im ganzen alles Edle, jedem ſeiner einzelnen Lebensakte Größe abſpricht (21. März 1796 an W. v. Humboldt)? Selbſt Ludwigs Spott darüber, daß Schiller ſeinen Helden von ſeinem geraden Herzen ſprechen läßt, iſt unbegründet, denn wenigſtens Oktavio gegenüber durfte Wallenſtein, wie unehrlich er auch gegen andere gehandelt haben mochte, ſich ſeiner Geradheit rühmen. Und von der doppelten Abfaſſung der Verſchreibung hat Wallenſtein in der That nichts gewußt. Bei „Maria Stuart“ und der „Braut von Meſſina“ iſt Kühnlein geneigt, Schiller gegen Ludwigs Vorwürfe in Schutz zu nehmen, während er in Ludwigs eigenem Entwurfe eines Wallenſteindramas den poſitiven Nachweis der Mängel des Schilleriſchen erbracht ſieht. Den ganzen Gegenſatz Ludwigs zu Schiller ſucht er auf den Gegenſatz des Charakter- und Fabeldramas zurückzuführen. Nur in ſeinen drei Jugendwerken, gerade als ihm die nötige Menſchenkenntnis noch fehlte, habe Schiller das erſtere gepflegt, dann ſei er von ihm abgefallen. Ich glaube nicht, daß dieſe Unterſcheidung zutreffend iſt und kann Kühnleins eigene Ausführungen über die Charaktere in der „Maria Stuart“ gegen ihn heranziehen.

Der Vorwurf, die junge dramatiſche Dichtung Deutſchlands durch Aufpfropfen der Schickſalsidee zu Grunde gerichtet zu haben, deſſen völlige Unhaltbarkeit Minors ſorgfältige Studie im Grillparzerjahrbuch (ſ. unten) überzeugend nachweiſt, iſt ſoeben auch von Karl Buſſe gegen Schiller erhoben worden. Es iſt ein ſeltſames Machwerk, das der friſche Lyriker da als eine Geſchichte der deutſchen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert zuſammengeſchrieben hat.[15]) Vergleicht man die keck über die Spitzen dahinfahrende Skizzierung Buſſes mit Richard M. Meyers faſt tauſendſeitigem Buche „Die deutſche Litteratur des neunzehnten

[15]) Enthalten in drei Lieferungen des Sammelwerkes „Das deutſche Jahrhundert in Einzelſchriften“. Herausgegeben von Georg Stockhauſen. Berlin 1901 (Verlag von F. Schneider und Co.)

Jahrhunderts“ [16]), das mit gründlichſtem Fleiße und umfaſſender Kenntnis ein erſchöpfendes Geſamtbild der ganzen Litteratur in Höhen und Niederungen entrollt, ſo treten recht lehrreich Vorzüge und Schäden des Dilettantismus und der Fachgelehrſamkeit uns vor Augen. Buſſe fällt in ſeiner unbekümmert zufahrenden Weiſe eine Reihe prächtiger Urteile, von denen die zünftigen Litterarhiſtoriker manches lernen können, dann kommen aber wieder Behauptungen, die ſich kaum durch Unwiſſenheit entſchuldigen laſſen, ſondern ſchon eher abſichtlich trotzigen Geſchichtsfälſchungen ähnlich ſehen. Von kleineren Irrtümmern wimmelt es faſt auf jeder Seite. Wenn Buſſe z. B. S. 6 ſagt, die franzöſiſche Revolution ſei in Deutſchland jubelnd von den Großen begrüßt worden, „durch deren Schriften ihr Sturmatem früher ſchon gegangen war“, ſo muß man, da ſoeben Götz, Werther und die Räuber als ſolche Freiheitsbegehren atmende Dichtungen gerühmt worden waren, notwendig unter den Großen Goethe und Schiller verſtehen. Beide haben aber in keinem Augenblicke der Revolution zugejauchzt. Die Entſtehung von Schillers Lied „An die Freude“ hat Buſſe in Übereinſtimmung mit Minor (II, 420) und Jonas nach Dresden verlegt; ob aber die Überlieferung, die von der Entſtehung des Liedes in Gohlis erzählt, nicht doch auf Wahrheit beruht? Wirklich ſtark iſt es, daß entgegen dem vorliegenden, ausdrücklichen Zeugniſſe in Friedrich Schlegels Briefen (vgl. VII, 404) über A. W. Schlegels Mitarbeit an ſeines Bruders Rezenſion Buſſe doch wieder Schillers Verfahren gegen den „durchaus unſchuldigen Auguſt Wilhelm“ tadelt. Die Behauptung, alle bedeutenderen nachfolgenden Bühnendichter hätten ſich von Schiller freigemacht (S. 33), ſchlägt angeſichts der Geſtändniſſe von Grillparzer, für den freilich Buſſe das Verſtändnis abzugehen ſcheint, und Hebbel der Wahrheit unmittelbar ins Geſicht. Freilich noch ärger wird die Geſchichtsfälſchung, wenn Buſſe erzählt, Goethe habe geklagt, daß er ſich von Schiller habe mißbrauchen laſſen und habe die durch Schiller verlorene Zeit bedauert (S. 61). Goethe ſelbſt würde für eine ſo unqualifizierbare Verleumdung ſeines ſchönſten Lebensverhältniſſes,

[16]) Das neunzehnte Jahrhundert in Deutſchlands Entwickelung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Dritter Band. Berlin 1900 (Georg Bondi).

das er ſtets als höchſtes Glück dankbar gerühmt hat, recht kräftige und bezeichnende Worte gefunden haben. Er wäre aber auch wohl erſtaunt geweſen, ſeine Darſtellung in „Dichtung und Wahrheit“ von Herrn Buſſe dahin berichtigt zu finden, daß der ſiebenjährige Krieg die Dichtung im Augenblick gar nicht befruchtet habe (S. 144). Bisher hatte man geglaubt, Gleims Grenadierlieder, Kleiſts „Ciſſides und Paches“, Leſſings „Minna von Barnhelm“ ſeien eben während des Krieges entſtanden. Goethes Geſpräche ſind nicht, wie Buſſe angiebt, in der vierten Abteilung der Weimarer Ausgabe enthalten. Wenn Buſſe meint, daß Schiller wegen des Mangels an Beifall die mit der „Braut von Meſſina“ eingeſchlagene Richtung verließ, ſo iſt einerſeits die Behauptung ſelbſt nicht zutreffend und ſchon durch den Hinweis auf den großen Erfolg der Lauchſtädter Aufführung widerlegbar. Andererſeits verrät es eine geradezu naive Unkenntnis von Schillers Geſinnungsart, wenn man glaubt, er hätte nach den „Horen“ und „Xenien“ noch wie in den Tagen der „Rheiniſchen Thalia“ ſich nach der Meinung des Publikums gerichtet. Es hat gewiß manches Gute, wenn ein ſelbſt der Dichtkunſt Befliſſener über die Geſchichte der Dichtung ſchreibt; nur darf er dann die eigene Kleinlichkeit und moderne Gefallſucht nicht zum Maßſtabe von Schillers heroiſchen Handeln machen. Ein deutſcher Dichter, wie Karl Buſſe ſein will, würde übrigens auch gut thun, in einer Skizze der deutſchen Dichtung nicht Ausdrücke wie gênant und ähnliche zu gebrauchen.

Während Buſſe in ſeiner kurzen Skizze der führenden Dichter des 19. Jahrhundert je einen eigenen Abſchnitt „Schillers letzten Jahren“ und „Goethe im 19. Jahrhundert“ eingeräumt hat, glaubten Meyer und Karl Weitbrecht, welch letzterer bei ſeiner ungerechten Ablehnung alles Neuen ſich ganz und gar nicht für die übernommene Aufgabe einer „deutſchen Litteraturgeſchichte des 19. Jahrhunderts“ [17]) eignet, unſere beiden Klaſſikern ſelbſt ins 18. Jahrhundert verweiſen zu ſollen. Die Einwirkungen Goethes und Schillers ſind freilich auch nach Meyers Darſtellung in der ganzen Litteratur des 19. Jahrhunderts zu verſpüren. Wie

[17]) Zwei Teile. Sammlung Göſchen Nr. 134 5. Leipzig 1900 (G. J. Göſchenſche Verlagshandlung).

nach einem im vorangehenden Berichte angeführten Ausſpruche ſich in Goethe alles wiederſpiegle, was unſere Litteratur in ihren wichtigſten Zeiten bewegt habe, ſo ſpiegelt ſich auch ſeine allbeherrſchende Erſcheinung in der ganzen ihm folgenden Litteraturentwicklung wieder. Und nur von dieſem Geſichtspunkte aus haben wir im Rahmen dieſer Überſichten R. M. Meyers Buch zu betrachten. Die Auseinanderſetzung mit ſeiner heilloſen Einteilungsſchablone nach Jahrzehnten, mit ſeiner Parteilichkeit, welche z. B. einen Dutzendroman wie Helene Böhlaus „Rangirbahnhof“ zum Höhepunkt der neueren Erzählungskunſt erhebt, eine kraftgeniale Dichterin wie Maria delle Grazie aber totſchweigt, und mit andern bedenklichen Seiten ſeiner Darſtellung dürfen wir uns demnach erſparen, und können um ſo mehr Meyers ausgedehnte Beleſenheit und Charakteriſierungskunſt rühmen. Buſſe hat Goethes „Wahlverwandtſchaften“ als den erſten modernen Roman bezeichnet. Meyer hebt beim Abſchluß des zweiten Jahrzehnts „Dichtung und Wahrheit“ hervor als das bedeutendſte Proſawerk und andererſeits das Maskenſpiel des „weſtöſtlichen Divans“, in dem „unter der Decke der erdichteten Form volle ſubjektive Wahrheit, echteſte Empfindungen und Erfahrungen des verjüngten Dichterherzens“ Ausdruck gefunden hätten. Und ebenſo hat Meyer im Rückblick auf das Jahrzehnt 1830 bis 1840 das erſt in ihm der Nation geſchenkte Wunderwerk des zweiten „Fauſt“ geprieſen, mit dem „der tote Cid plötzlich als der geborene Führer unter den Jüngſten ſtand“, während Buſſe in Bismarck „eine Erfüllung des Fauſt“, in Bismarck und Goethe unſre Befreier, die Schöpfer des großen einigen Deutſchlands ſieht. Nirgends findet Meyer die Religion jenes dritten und vierten Jahrzehnts, die Freude an der bunten Pracht der Welt großartiger gefeiert wie im zweiten Teile des „Fauſt“, in dem die Andacht jener nur ſcheinbar glaubensarmen Zeit ſo herrlichen mythologiſchen Ausdruck gefunden, wie nur je die einer gläubigen Urzeit (S. 243). Daß Fr. Th. Viſcher durch ſeine „unerfreuliche Parodie auf den zweiten Teil von Goethes Fauſt“ den Erwerb dieſes Wunderwerks durch den deutſchen Volksgeiſt Jahrzehnte lang aufgehalten habe, macht Meyer dem urkräftigen ſchwäbiſchen Aeſthetiker wiederholt zum Vorwurf. Allein der deutſche Volks-

geiſt hätte zwiſchen dem Erſcheinen des ganzen „Fauſt“ (1832) und der Veröffentlichung von Viſchers Satire (1862) doch lange genug ungeſtört Zeit zur ernſten Beſchäftigung mit Fauſt und Helena gehabt. Und die Schuld der ſpäten Erkenntnis darf um ſo weniger Viſcher zugewälzt werden, als gerade von 1870 an trotz der drei neuen Auflagen von Viſchers ariſtophaniſcher Dichtung (1886, 1889, 1900) endlich das Verſtändnis für den zweiten Teil des „Fauſt“ unaufhaltſame Fortſchritte zu machen begann.

Richard M. Meyer iſt ein warmer Freund der realiſtiſchen Bewegung und der allerneueſten, nach ſeiner Auffaſſung vor allen durch Gerhart Hauptmann und Stefan George vertretenen Litteratur. In dem Streite „Diesſeits und Jenſeits von Weimar“ nimmt der preisgekrönte Goethebiograph nicht ſo unbedingt für die Weimariſche Klaſſizität Partei. Nachdem ſeine Einleitung Goethes Wirken bis zum Abſchluß von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ und der „Metamorphoſe der Pflanze“ geſchildert, Goethes Abwendung von den Erſcheinungen der franzöſiſchen Revolution mit Schillers Ergreifen der Zeitideen, denen er im „Don Karlos“ ſein weittönendes Organ lieh, verglichen hat, betont er, daß in der Weimariſchen Epoche der Neuerwerbungen doch manches eingebüßt wurde. Erſt Kleiſt habe wieder Menſchen gezeichnet, was man ſeit „Iphigenie“ und „Taſſo“ faſt ganz verlernt hätte (S. 29). „Schillers Figuren hatten eine größere Allgemeinheit, ſollten ſie haben, nur noch vereinzelt und nur in Hauptgeſtalten wie der Jungfrau von Orleans, Wallenſtein, Demetrius und Marfa vertiefte er die Pſychologie zu individueller Wahrheit“. Ich kann angeſichts der Nebengeſtalten im „Wallenſtein“, bei Erinnerung an Burleigh und Leiceſter, Hedwig und Armgart, Warbek und Lodoiska dieſe Behauptung Meyers nicht für zutreffend halten. Wohl aber hat er Recht mit der Beobachtung (S. 5), daß Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer Kunſtvollendung für manche mit den Stürmern und Drängern geteilte Richtung das Verſtändnis verloren hätten. „Ihre Theorie ward zu ſtreng, zu eng. Und die Macht ihres Einfluſſes drückte manche ſelbſtändige Natur nieder oder warf ſie in die Bahnen der Nachahmung. Der Kampf gegen die Klaſſiker ward einen Augenblick lang Notwendigkeit. Aber ſelbſt das

förderte, lenkte auf neue Wege. Und jeder Fortschritt erweckte neue Bedürfnisse, jedes Bedürfnis neue Versuche und Anstrengungen". Wenn uns je wieder eine große Dichtkunst zu teil werde, so müßten, meint Meyer, die Geister aller daran Anteil haben, die um 1800 über der deutschen Litteratur leuchteten: Goethe, Schiller und Lessing, die Romantik und Jean Paul. In der That haben diese alle an der großen Epoche des deutschen Dramas, die uns Richard Wagner verkörpert (s. unter Berendt) und die wir nicht erst von einer unbestimmten Zukunft zu erwarten brauchen, Anteil gehabt.

Das entschiedene Eintreten für Schillers Größe, das freilich selbstverständlich sein sollte, leider jedoch es keineswegs ist, sollte gegenüber den Fehlern, welche Adolf Bartels in so heftiger Weise Meyer vorgeworfen hat, doch zu seinen Gunsten hervorgehoben werden. Meyer weist jene zurück, welche in Schillers philosophischen Dichtungen nur die Übersetzung von Lehrmeinungen in Verse sehen wollen, sie sind ihm der individuelle Ausdruck von ethischen und ästhetischen Forderungen einer Partei, einer Zeit, eines Volkes. Ich weiß nicht recht, welche Partei dies sein soll. Weder die Kantianer, noch die Romantiker konnten davon voll befriedigt werden. Jene philosophischen Dichtungen waren doch in allererster Linie der Ausdruck von Schillers ethischer Persönlichkeit, jener einzigen Mischung von Eigenschaften des anschauenden Dichters und Moralphilosophen, die Wilhelm v. Humboldt so unübertrefflich charakterisiert hat. Daß keiner seit Luther so überzeugend und klangvoll zu den Deutschen zu sprechen wußte wie Schiller hat Meyer schön auszudrücken verstanden. Und ebenso macht er (S. 473) seine Leser aufmerksam, daß nur aus der Erkenntnis des Lebens, der Wirklichkeit dem Dichter und dem Forscher die Ahnung der Zukunft gelinge, nur weil Schiller das Herz seiner Zeitgenossen kannte, sein Posa eine Prophezeiung auf die französische Revolution werden konnte. Seine Freunde Brahm und Schlenther werden von Meyer für „die tapfersten und erfolgreichsten kritischen Verfechter des deutschen Realismus" erklärt, die durch Zitate den Zusammenhang mit den Klassikern wieder hergestellt hätten, wie mir scheint ein höchst fragliches Bindemittel. Weist doch Meyer selbst auf die Viel-

deutigkeit ſolcher jederzeit gebrauchten Schlagworte hin. Goethe habe nach Überwindung der vom „Sturm und Drang“ geforderten Naturnachahmung in ſeinen ſtiliſierteſten Produkten erſt recht Wahrheit, die höhere, eigentliche Wahrheit im Gegenſatz zu der „bloßen Naturnachahmung“ geben wollen. Und Goethe-Schillers Forderung, daß nach dem Beiſpiel der Alten ein Kunſtwerk als Kunſtwerk ſich geben ſolle, hält Meyer nicht blos für äſthetiſch fruchtbarer, ſondern auch im beſten Sinne realiſtiſcher als die Verſuche ſeiner Schiller abgeneigten Freunde, „das Ewig-Moderne bei Goethe und Schiller durch realiſtiſche Darſtellung“ und Unterdrückung des Verſes herauszuheben. Gerade bei Meyers Vorliebe für die Modernen iſt ſein Geſtändnis wertvoll, daß ihre verlängerten ſzeniſchen Bemerkungen nur eine Verkleidung der verfehmten Monologe bedeuteten (vgl. XVI, 421 f.). „Die Jungfrau von Orleans macht uns ihren Seelenzuſtand durch direkte Rede anſchaulich, Helene (in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“) durch ein paar ſymboliſche Gebärden, die der Autor erläutert. Ein kleiner Fortſchritt auf dem Wege der Illuſionsſpielerei mag darin liegen; die größere ſtiliſtiſche Einheit finden wir in Schillers Dramen“.

Von Meyers Vergleichen zwiſchen Goethe-Schilleriſchen und modernſten Dramen erſcheint mir der zwiſchen „Stella“ und Hauptmanns „Verſunkener Glocke“ (S. 853) arg bei den Haaren herbeigezogen. Der unſtete Mann zwiſchen zwei Frauen kommt ja ebenſo in „Götz“ (Weislingen), in Fouqués „Undine“, Leſſings „Sara Sampſon“, Gutzkows „Herz und Welt“ und unzähligemale ſonſt vor. Meyers Frage, wie es komme, daß zwei ſonſt ſo ſelbſtändige, ſo originelle Dichternaturen in „Stella“ und der „verſunkenen Glocke“ ein Werk aus lauter entlehnten Stücken zuſammenſetzten, beantwortet er ſelber dahin: „Das perſönliche Problem beſchäftigte den Dichter ſo ſtark, daß ihm das künſtleriſche Nebenſache wurde“. Den Leichtgläubigen, welche bei dem Reklamegebimmel von Meiſter Heinrichs mißratenem Glockenguß zum mindeſten Fauſtiſche Sphärenmuſik hören zu müſſen glaubten, wird die Zuſammenſtellung ihres Meiſterwerkes mit der „Stella“ um ſo unangenehmer ſein, als ſie von einem entſchiedenen Bewunderer Gerhart Hauptmanns ausgeht. Von Seiten der Goethelitteratur

muß man den gegen „Stella“ gerichteten Vorwurf eines Stück- und Flickwerks ablehnen. Der Vergleich zwiſchen Schillers „Wilhelm Tell“ und Hauptmanns „Webern“, zwiſchen Goethes „Götz von Berlichingen“ und Hauptmanns „Florian Geyer“ wird von Meyer gezogen, um den Unterſchied der neueren Zuſtandsgemälde von den früher durchgeführten Handlungen anſchaulich zu machen. Die Formel für das moderne Drama ſei „ein Zuſtand, aus dem ſich die Perſonen vergeblich zu löſen ſuchen“ (S. 856). Trotzdem ſtünden Schiller und Goethe ſowohl am Eingang zum Volksdrama großen Stils wie zum leiſen Kabinettsſtück für Kenner, am Eingang zum „Schmetter- und Flüſtertheater“. Weil Schiller fühlte, daß das Volksdrama großen Stils ein Volk als Helden brauche, damit jeder Zuſchauer in dieſer höheren Einheit zugleich ſich als Teil wiedererkenne und das Höhere verehre, ſo habe er die Hauptberufe der Schweiz im Vorſpiel, die Kantone ſelbſt in der Rütliberatung eingeführt. So ſei ſein „Tell“, 1897 ſchon in 619 000 Exemplaren der Reklamſchen Ausgabe verbreitet, „das volkstümlichſte Drama vielleicht in der Welt“ geworden. Aber auch Goethes „Hermann und Dorothea“ (490 000 Exemplare) und ſelbſt der erſte Teil des „Fauſt“ (290 000 Exemplare) zeigten volkstümliches Gepräge in jenem ſpezifiſchen Sinne. „Das Bürgerleben in ſeiner ganzen Breite trete in dem idylliſchen Epos hervor, im titaniſchen Drama bringe der Oſterſpaziergang thatſächlich den Kollektivhelden, den Bürger, den Bauern, den Geſellen. Den Volksſzenen im „Fauſt“ ſcheint mir Meyer dabei doch zu große Bedeutung zuzulegen. Schiller aber hat wohl „die Pſychologie des Geſamtorganismus, dem der einzelne angehört“ durch Vorführung des Schweizer Volkes, des Wallenſteinſchen Lagers erkennen laſſen, er begnügte ſich aber nirgends wie der Schilderer der Webernot mit dem „Kollektivhelden ohne Kopf“. Auch Meyer meint trotz ſeiner Begeiſterung für Hauptmanns „Weber“, das große Volksdrama der Zukunft brauche „das Volk als Träger der Handlung, den Einzelnen als Träger des Gedankens“. Es bleibt ein unlösbarer Widerſpruch in ſeiner ganzen Darſtellung, daß er wiederholt in jedem Abſchnitt auf Hauptmanns „Florian Geyer“ als dieſes große Werk hinweiſt, während er bei der Beſprechung dieſes

Digitized by Google

Wunderwerks doch selbst nicht verhehlen kann, wie wenig das beabsichtigte bessere Gegenstück zu Goethes „Götz“ (vergl. XII, 178) geglückt sei.

Alfred von Berger hat darum bei seinem Überblick der „Ursachen und Ziele der modernsten Litteraturentwickelung“ [18]) es offen ausgesprochen, daß unsere sich für realistisch ausgebende Litteratur es nicht verstehe, der Menschheit große Gegenstände, wie der Prolog zum „Wallenstein“ sie einstens für die Bühne forderte, auch für diese zu gestalten. Für das Familien- und Innenleben habe Ibsen die moderne Dramenform geschaffen. Um öffentliches geschichtliches Leben hohen Stils erschütternd auf der Bühne erscheinen zu lassen, habe Schiller, allen Lästerungen zum Trotz der modernste Poet, in „Wallenstein“ und „Tell“ die Form geschaffen. Daß er sich die Schweiz im Gemüte erbaute, möchte ich freilich nicht mit v. Berger sagen, denn wir vermögen nun festzustellen, mit welch sorgfältiger Arbeit er sich die Kenntnis des schweizerischen und russischen Milieus aus allen ihm erreichbaren Quellen zu erwerben strebte. Darin hat aber v. Berger wieder recht, wenn er die Gebundenheit Hauptmanns und seiner Genossen innerhalb des persönlichen Jugendmilieus ebenso wie die Einführung der realistischen Mundart gegenüber der reinen, nirgends so gesprochenen Klassikersprache für eine Schwäche erklärt. Goethe und Schiller führten uns objektive Gestalten und Zustände vor. Schiller habe keine schwäbische Bauerngeschichte, Goethe kein Frankfurter Hinterhausdrama geschrieben. Nun nahe gekommen ist er ihm in den „Mitschuldigen“ doch. Übrigens ist Berger, wenn er auch ein gewisses Heimweh nach dem Deutschen von einst, dem Schiller aus der Seele sprach, wahrzunehmen glaubt, sich des Gegensatzes unserer bewegten Zeit zur Idylle der Klassiker wohl bewußt. Goethe selbst habe im „Faust“ in großen symbolischen Zügen die geistige Geschichte seines Volkes im neunzehnten Jahrhundert vorausgenommen. Er, „der Heros der innerlichen Seelenkultur“, lasse seinem Faust als Mann der schaffenden That sein irdisches Dasein mit einem höheren vertauschen und habe damit der seelischen Physiognomie des heutigen

[18]) Über Drama und Theater. Fünf Vorträge. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig 1900 (Eduard Avenarius).

Deutſchen bereits die moderne Nuance verliehen. „Wie in Goethe der frühere Zuſtand des deutſchen Geiſtes kulminiert, ſo hat der neue ſich in Bismarck zu menſchlicher Geſtalt verkörpert. Goethe im Park von Weimar, der Dichter, der ſich aus der Wirklichkeit und Gegenwart in ſeine großartige Ideen- und Traumwelt zurückzog und dieſe Abſchließung als Lebensbedingung ſeines geiſtigen Daſeins empfand, — und Bismarck im Sachſenwald, bis zum letzten Atemzug mit allen Kräften des Denkens und des Wollens der Wirklichkeit zugewendet und die Thatloſigkeit, zu der er verurteilt war, als Vernichtung fühlend!“ Und wie dem Leben ſtehe der moderne Menſch auch der Natur anders gegenüber; er iſt naturwiſſenſchaftlicher, unperſönlich objektiver Beobachter, wo Goethe „ſich ſelbſt als ein lebendiges, bewußtes Stück Natur fühlte, und dem daher, wenn er in ſich ſchaute, die Geheimniſſe der Natur ſich zu offenbaren ſchienen“.

Es war verlockend, die Anſichten des Berliner Litterarhiſtorikers Richard Meyer über das Verhältnis des realiſtiſchen Dramas unſerer Tage zu jenem Schillers und Goethes mit den Anſichten des zur Leitung eines großen Hamburger Schauſpiel-Unternehmens berufenen Wiener Dramaturgen über dies Verhältnis zuſammenzuſtellen. Zum Widerſpruch fordert Meyer heraus, wenn er Schiller wegen ſeiner Tendenzen und großen Reden als Vertreter der „Tendenz“ mit den Vertretern des „jungen Deutſchland“ paart (S. 317). Jene Tendenzprediger, unter denen Meyer mit Recht nicht einen großen Künſtler findet, haben ſich der Poeſie als eines Mittels zu politiſchen oder wenigſtens der Kunſt fremden Zweckes bedient. Der Verfaſſer der „Briefe über äſthetiſche Erziehung“ erhofft von der Kunſt nur dann einen erziehenden Einfluß, wenn ſie von jeder Nebenabſicht frei blos Kunſt ſein und als ſolche wirken will. Den Gegenſatz zwiſchen Karl Gutzkows Anſichten und der weimariſchen Kunſtlehre hat Meyer an anderer Stelle (S. 229) ſelbſt hervorgehoben. Auf Gutzkows prahleriſche, und doch nur vom Neide eingegebene Äußerung gegen Goethe und Schiller wird dabei zu ſtarkes Gewicht gelegt, und wirklich Unrecht wird dem wackeren Verteidiger Goethes gegen Puſtkuchen, Karl Immermann zugefügt, wenn Meyer ihn bei theoretiſcher Bewunderung Goethes

einer praktiſch feindſeligen Haltung beſchuldigt (S. 117). In der „Eroberung der Wirklichkeit, der ganzen Wirklichkeit“ bedeutet übrigens Immermanns „Oberhof“ im Vergleich zu den „Wahlverwandtſchaften“ keinen geringeren Fortſchritt als Meyer ihn (S. 229) den „Rittern vom Geiſt“ zuerkennt.

Bettina wird von Meyer zwar auch beim jungen Deutſchland angeführt, ihre eigentliche Einreihung erfolgt aber zutreffend bei den Romantikern. Bettina, künſtleriſche Individualität zugleich und geniale Künſtlerin, habe in dem „Briefwechſel Goethes mit einem Kinde“ uns eine ſo reiche Welt hinterlaſſen, daß wenige Litteraturen ähnliches aufweiſen könnten. „Beſcheiden, aber ewigen Dankes wert ſtellt ſich neben ihre poetiſche Übergoldung Eckermann mit den ſchlichten Aufzeichnungen der Geſpräche Goethes, und das unwirſche Aufbäumen ſelbſt eines Feuchtersleben gegen die ſtille Größe Goethes hat die nachhaltige Wirkung dieſes reinen Denkmals verſtehender Ehrfurcht nicht hemmen können“ (S. 245). Dieſe Zuſammenſtellung Bettinas und Eckermanns iſt ganz ausgezeichnet, aber über das Ziel ſchießt Meyer, wenn er (S. 33) von Bettina rühmt, ſie bedeute die Verſöhnung der Romantik mit Goethe. Von den Anfängen der Romantiker hat Meyer ſelbſt geſagt, daß ſie für die Anerkennung der Einzigkeit Goethes gearbeitet hätten. Dann trat die Verſtimmung ein. Aber weder bei A. W. Schlegel noch bei Brentano konnte Bettinas Buch die böſe Verdrießlichkeit überwinden. Wenn erſt durch ihren Briefwechſel „die Verehrung unſeres größten Dichters lebendige Wirklichkeit“ geworden iſt, ſo waren es nicht mehr die Romantiker, ſondern jüngere Generationen, auf welche Bettinas herrliche „Dichtung und Wahrheit“ wirkte.

Im allgemeinen, behauptet R. Meyer, hätten Goethe und vor allem Schiller ſchon zu Lebzeiten ein größeres Publikum beſeſſen, als jemals Dichter erſten Ranges mit Ausnahme der franzöſiſchen Klaſſiker in der eigenen Zeit fanden (S. 17). Bei den jüngſten Lyrikern findet er trotz der Schillerfeindſchaft der Modernen doch auffallenderweiſe Goethes Einfluß ſchwächer als den auch nicht ſehr ſtarken Schillers (S. 932). Die Einwirkung Schillers und Goethes auf einen von Meyer nicht erwähnten vormärzlichen öſterreichiſchen Dichter lernen wir jetzt aus der erſten Geſamtausgabe

ſeiner Gedichte kennen.[19]) Dem Olmützer Anatomieprofeſſor Andreas Ludwig Jeitteles (1799—1818) wird zwar trotz der von pietätvollen Sohneshänden veranſtalteten Ausgrabung ſeiner Gedichte auch künftig keine ſichtbare Stellung in der Litteraturgeſchichte zu teil werden; für die Geſchichte der Einwirkung Goethes und Schillers auf den deutſch-öſterreichiſchen Dichterkreis ſind die Gedichte von Juſtus Frey, wie Jeitteles' Schriftſtellername lautet, immerhin lehrreich. Schon 1819 veröffentlichte Frey das Diſtichon:

Schillern verehr' ich und Goethen; doch müßt' ich Jenen umarmen,
Dieſem mich ehrfurchtsvoll nah'n, ſtünden ſie beide vor mir.

„Goethes Geneſung" wollte er 1823 in einem eigenen Feſtſpiele feiern, aber die Wiener Zenſur ließ eine ſolche begeiſterte Anpreiſung Goethes weder damals noch ſpäter, nachdem das Gedicht in Prag hatte gedruckt werden dürfen, zu. Den tiefen Eindruck, den Jeitteles drei Jahre ſpäter „Im Schillerſchen Hauſe zu Weimar" empfing, hat er in warm empfundenen Terzinen ausgeſprochen. Über ſeinen Beſuch bei Goethe beſitzen wir leider keinen Bericht; nur Goethes Tagebücher erwähnen unter dem 15. Auguſt 1826 den Empfang von „Ritter Philipp von Holger und Ludwig Zetteler, Mediziner aus Wien", ohne daß die Herausgeber den Irrtum in der Namensangabe berichtigt haben. Unter dem Eindruck des Beſuches in Weimar hat Jeitteles die vor allem gegen Tieck gerichteten Verſe „Schiller und ſeine romantiſchen Gegner" geſchrieben, wie er ſpäter in „Bange machen gilt nicht" ſcharf gegen die Jungdeutſchen loszog, welche den witzelnden Heine über den „monotonen Schiller" ſtellen wollten. Als einen Nachklang der Unterredung mit Goethe möchte man gerne die 1844 dem kranken Nikolaus Lenau gewidmeten Verſe auffaſſen, in denen er nicht blos den Sonnenblick von Goethes Muſe der Lenauſchen Schwermut entgegenſetzt, ſondern auch rühmt, wie Goethe Weisheit vom lebenswarmen Munde ſtröme; „und ſelbſt Dein Schmerz iſt ein

[19]) Geſammelte Dichtungen von Juſtus Frey. Herausgegeben von ſeinem Sohne. Mit dem Bildniſſe des Dichters. Bibliothek deutſcher Schriftſteller aus Böhmen, X. Band, Prag 1899 (J. G. Calveſche k. und k. Hof- und Univerſitätsbuchhandlung).

Digitized by Google

geſunder". Goethe, heißt es in den „Gnomen und Epigrammen" ſei das Auge der Natur, Gutzkow das Auge der Zeit. Dagegen ſpricht er ſich in den Epigrammen ſehr ſcharf gegen die Goetheverehrerinnen Bettina und Rahel aus. Die unfreundlichen Worte gegen die deutſche Sprache im 29. und 77. der „Venetianiſchen Epigramme", welche ſo vielfach Aergernis erregten, weiſt auch Frey in einem eigenen Gedichte „Deutſche Sprache" zurück. Zu einer ſchärferen Polemik gegen Goethe fühlte ſich Frey aber gedrängt, als er Mitglied des Frankfurter Parlaments wurde. Das Recht der politiſchen Poeſie hatte er ſchon früher in Sonetten verteidigt durch den Hinweis auf die Erzpoſaunen der Schilleriſchen Dramen und die vollen Kriegestöne, in denen ſelbſt der Friedensfürſt Goethe den Götz von Berlichingen beſungen habe. In der politiſchen Aufregung des Mais 1848 erhob er „Vor der Goethe-Statue" ſchmerzbewegt aber aufs ſchärfſte die Anklage gegen den größten Fürſten deutſcher Kunſt, daß er ſeines Volkes Leid teilnahmlos an ſeine Thüre habe pochen laſſen, ihm nicht nach ſeiner Macht im Ringen nach äußerer Befreiung und Freiheit im Innern geholfen hätte. Ja Frey, der in Epigrammen Börne und Heine befehdete, ſchloß das Gedicht in Heines Art mit dem Vorwurf, daß des deutſchen Volkes Größte — groß nicht ſind. Eine längere ſatiriſch-dramatiſche Dichtung „Fauſt und Mephiſtopheles im Irrenhauſe", von der wir nur durch das Vorwort des Herausgebers erfahren, hat doch die Goetheſchen Geſtalten auch zur politiſchen Satire verwendet. Als Beitrag zur nachgoethiſchen Fauſtdichtung muß ſie hier eigens erwähnt werden. Formal tritt Goethes Einwirkung in Freys Gedichten ſtärker als die Schillers hervor, ja gerade für die von Viſcher verſpotteten kurzen Verszeilen der Fauſtchöre zeigt Frey beſondere Vorliebe, z. B. im „Geſang der Nonnen". Der Herausgeber rühmt das feine Anempfindungsvermögen, mit dem ſein Vater Goethes Form und Schillers idealen Schwung und rhetoriſches Pathos ſich angeeignet habe; bis zu wirklicher eigener Dichterkraft hat ſich dies Anempfindungsvermögen bei Feitteles doch nicht geſteigert. Dagegen danken wir es Julius Schwering, daß er die freilich jugendlich überſchwänglichen, aber doch gut charakteriſierenden Verſe Friedrich Wilhelm Webers in ſeiner warm-

herzigen Monographie über den prächtigen Dichter von „Dreizehnlinden“ bekannt gemacht hat.[20]) Neben einer Geſchichte der deutſchen Poeſie in Hexametern hatte Weber als Gymnaſiaſt auch eine allegoriſche Dichtung „Thuiskons Klage“ verfaßt, in der nach dem Preiſe von Klopſtocks „Erlöſungshymne“ die ihm folgenden Barden der goldnen Tage gefeiert werden.

„Aber zwei gekrönte Lichtgeſtalten
Schreiten her, die Laute in dem Arm,
Und des Liedes tiefſte Zauber walten,
Und der Buſen ſchlägt ſo hoch, ſo warm!
Ein unendlich namenloſes Sehnen
Trübt des einen Blick und ſchwellt ſein Herz.
Ach! er trägt auf allgewalt'gen Tönen
Dieſes Reich der Schatten himmelwärts.

Und des andern zarte Flüſterlieder
Zieh'n mit goldnen Fittichen der Luſt
Sanft den Himmel zu der Erde nieder,
Seine helle Weisheit hebt die Bruſt. —
Ganze Welten trugen beid' im Herzen,
Sternendiademe ſchmücken ſie,
Ihren Ruhm kann keine Zeit verſchwärzen,
Und ihr Lied verklingt auf ewig nie.“

Doch waren es mehr Schillers als Goethes Dichtungen, welche den jungen wie den gereiften Weber beeinflußten. Während ſeiner Greifswalder Univerſitätsjahre las er gemeinſam mit ſeinem Freunde Dammil Schillers Werke, in welch ſchönen, für Geiſt und Herz erſprießlichen Stunden die Freunde ſich die dunklen Stellen der Gedichte zu erklären, ſich in Schillers Lage, woraus das Gedicht hergefloſſen ſei, zu verſetzen ſuchten. Das erſte Geſpräch, welches Weber mit ſeiner ſpäteren Braut führte, bezog ſich auf Schillers „Don Carlos“, deſſen freiheitliches Pathos der erregten Stimmung des 1848 noch „roten Weber“ entſprach. Aber noch an ſeinem Lebensabend 1892 erklärte der greiſe Dichter ſeinem jetzigen Bio-

[20]) Fr. W. Weber. Sein Leben und ſeine Werke. Unter Benutzung ſeines handſchriftlichen Nachlaſſes dargeſtellt. Mit einem Porträt in Stahlſtich und acht Vollbildern. Paderborn 1900 (Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh).

graphen, seinem Herzen stünde Schiller näher als Goethe. „Der Wallenstein hat nicht seinesgleichen in der ganzen Weltlitteratur, freilich der erste Teil des Faust und die Goethische Lyrik ebensowenig." Zur Faustdichtung hat übrigens Weber selbst durch Umdichtung des polnischen Faust, Twardowski, einen Beitrag geliefert.

Wie Schwering in seiner mit liebevoller Sorgfalt ausgeführten Biographie des bekannten westfälischen Dichters, hat Richard Weltrich in einem in mehr als einer Hinsicht überaus bedeutendem und fesselndem Buche, in seinem Lebensbilde Christian Wagners, des unbekannten schwäbischen Bauern und Dichters zu Warmbronn[21]) (geb. 1835), die Frage nach dem Verhältnisse seines Helden zu Goethe und Schiller gestreift. Mit Goethe ist der tiefsinnige, von wärmstem und gestaltungskräftigem Naturgefühl beseelte ländliche Dichter nie recht vertraut geworden. Dagegen steht Schiller an der Spitze seiner Lieblingsdichter Lenau, Uhland, Geibel, Lord Byron; Schillers Dramen verführten ihn sogar zu einer Nachahmung auf das seiner Begabung nicht zusagende Gebiet des Schauspiels. Wagners Lebensauffassung aber bleibt von dem Kantisch-Schillerischen Dualismus unbeeinflußt (S. 392). Für Wagner ist der normale Daseinszustand des seine sinnlich-geistige Natur auslebenden Menschen, was Schiller nur mittelst des ästhetischen Verhaltens in Aussöhnung der feindlichen Triebe für erreichbar hält. Chr. Wagners Tierfreundlichkeit, die er mit seinem berühmten Namensgenossen Richard Wagner teilt, veranlaßt Weltrich, in seinem Überblick der Entwickelung der Tier-Ethik auch nach Schillers und Goethes Mitleid mit der gequälten Tierwelt zu fragen. Schillers Stellung ist durch sein Gedicht „Der Alpenjäger" genügend gekennzeichnet. Über „Goethes Verhältnis zur Tierwelt" liegt bereits ein von Weltrich nicht erwähnter Aufsatz Edmund Doreres vor im dritten Bande seiner vom Grafen Schack herausgegebenen „Nachgelassenen Schriften" (Dresden 1893). Weltrich betont (S. 209) „enthusiastisches und inniges Sicheinfühlen in die Natur" als eine von Goethes Grundstimmungen, aus der seine eifrigen Naturstudien und die Erkenntnis der Verwandtschaft aller

[21]) Eine ästhetisch-kritische und sozialethische Studie. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck nach dem Gemälde von Emilie Weisser. Stuttgart 1898 (Verlag von Strecker und Moser).

organiſchen Weſen, Fauſts „Brüder im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer", entſprungen ſind. „Soweit der geiſtige Einfluß dieſes Erlauchten reichte, mußte der ſtarre Hochmut, der die Menſchen ihre Mitgeſchöpfe verachten läßt, erſchüttert werden, und Goethes Dichtung und Gedankenwelt darf ſomit ihrer Geſamtrichtung nach recht eigentlich als tierfreundlich bezeichnet werden." Weltrich führt die Divanverſe an:

Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl geſollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Anteil an dieſen Tagen!

Die Verſe, welche auch in einer Äußerung Fanny Lewalds[22]) wieder anklingen, könnten der Geſinnung nach ohne weiteres auch von dem Mitleidshelden des großartigen Hebbelſchen Gedichtes „Der Bramine" geſprochen werden, und wir dürften uns dabei an Hebbels obenangeführte Briefſtelle erinnern über ſein Beſchreiten eines Weges von „Judith" zu „Iphigenie". „Der Bramine" ſteht noch näher neben Goethes Pariatrilogie wie Hebbels Epos „Mutter und Kind" neben „Hermann und Dorothea".

Vor dem Wagnis eines unmittelbaren Wettbewerbes mit Goethe durch Ausführung zweier von ihm begonnener dramatiſcher Entwürfe iſt Siegfried Anger nicht zurückgeſchreckt, indem er ein dreiaktiges Schauſpiel „Iphigenie in Delphi"[23]) und ein fünfaktiges Trauerſpiel „Nauſikaa"[24]) veröffentlichte. In dem erſteren hat er unter Anſchluß an Goethes Skizze dieſe durch Einfügung der Löſung des Geſchlechtsfluches zu verbeſſern geglaubt. In der „Nauſikaa", die ja inzwiſchen auch Bungert als Opernheldin mißhandelte, hat er wohl der liebenden Heldin Todesſprung vom Erosfelſen beibe-

[22]) „Gefühltes und Gedachtes" 6. Juni 1838: „So oft ich ein Inſekt töte, frage ich mich unwillkürlich: Mit welchem Recht? Es lebt, es genießt auf ſeine Weiſe, es iſt berechtigt wie du, ein Teil des Ganzen wie du, und ich verſtehe den Brahmaismus vollkommen. Es iſt die Ahnung des Spinozismus ohne das Element, das ihn erhält, die Lehre von der Notwendigkeit der Selbſterhaltung auf Koſten anderer, die Entwicklung des Lebens aus dem Tode."

[23]) Graudenz 1898 (In Kommiſſion bei C. G. Röthes Buchhandlung).

[24]) Neiſſe o. J. (Joſef Graveurs Verlag Guſtav Neumann).

halten, ſonſt aber von Goethes Schema ſich freigehalten; der gute Wille erſcheint in den beiden akademiſchen Stilübungen Angers das einzig Lobenswerte. Wenn ſolche Nachklänge der Klaſſiker nichts Erfreuliches bieten, ſo iſt es dagegen aufmerkſamer Teilnahme wert, ihren Einwirkungen bei einem ſo gewaltigen, eigenartigen Dramatiker wie Henrik Ibſen nachzugehen. Roman Wörner hat mit der erwünſchten Ausdehnung ſeiner gediegenen Studie über Ibſens Jugenddramen (vgl. XII, 174) zu einer erſchöpfenden Geſamtbetrachtung des großen norwegiſchen Grüblers[25]) auch den Spuren der deutſchen Klaſſiker in Ibſens Werken weiter nachgeforſcht. Zwar den beliebten Vergleichungen zwiſchen Goethes „Fauſt“ und Ibſens „Brand“ tritt Wörner entgegen. „In immer neuen, der ſtetig wechſelnden Stimmung gehorſamen Rhythmen und Weiſen bewegt ſich Goethes Dichtung vom Himmel durch die Welt zur Hölle; Fauſt trägt die Toga des Gelehrten, das Kleid des Ritters und die prunkvolle Hoftracht nach Laune und Bedürfnis. Nur eine Stimmung beherrſcht, ſich hebend und ſenkend, das Gedicht vom Kampfe und den Leiden des emporſtrebenden Willens in der Öde des nordiſchen Hochgebirges.“ In Geiſt und Gehalt, Wort und Ton wahre „Brand“ dem „Fauſt“ gegenüber ſeine Selbſtändigkeit (S. 209). Dagegen erſcheine die Fauſt-Botſchaft von der läuternden Kraft des Ewigweiblichen am Schluſſe des „Peer Gynt“ bis zu einer „beinahe religiöſen Überzeugung vom Wert und Gnadenamt des unſchuldigen Weibes“ geſteigert. Die eigene Mitwirkung an der Erlöſung durch immer ſtrebendes Bemühen kann man ja dem phantaſiereichen Helden Ibſens unmöglich nachrühmen (S. 258). Bedeutender macht ſich Schillers Einfluß auf Ibſen geltend. Obwohl im allgemeinen nicht Schiller und Goethe, ſondern die Romantik eines Tieck, Novalis und Fouqué auf die Anfänge der norwegiſchen Litteratur einwirkte, machte ſich der junge Ibſen doch ſchon früh vertraut mit Schillers Werken, von denen „Don Karlos“ ſchon durch Johann Storm Munch (1778—1832) ins Norwegiſche überſetzt worden war. Und erſt in dieſer Überſetzung wurde „der norwegiſchen Bühne der reimfreie dramatiſche Vers

[25]) Henrik Ibſen. In zwei Bänden. Erſter Band 1828—1873. München 1900 (C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.).

geſchenkt“ (S. 7). In der zweiten Vorrede zu den „Räubern“ hat Schiller ſelbſt ſeinen Karl Moor mit Katilina verglichen; Katilina iſt der Held von Ibſens erſtem Drama. Aus perſönlichen Verhältniſſen war den beiden jugendlichen Tyrannenhaſſern Schiller und Ibſen der Haß gegen die herrſchenden Zuſtände entſprungen (S. 22). Ibſen veredelte ſeinen Helden nicht, wie Goethe den alten Strauchritter zu dem „arm getreuherzigen Götz“, läuterte den ſalluſtiſchen Katilina nicht zum erhabenen Verbrecher, wie Schiller die ideale Geſtalt Karl Moors (S. 26), aber einen „Freund jedes Unterdrückten und Schwachen“ nennt ſich Katilina wie Karl Moor; der Geiſt der „Räuber“ iſt in Teilen von Ibſens Erſtlingswerk wieder erwacht. Der ſchlechte und feige Lentulus will nicht blos wie Spiegelberg ſelbſt Hauptmann der Bande werden und den von den andern gewählten Führer aus dem Wege räumen, es finden ſich ſogar Anklänge zwiſchen den Reden der beiden, die ein franzöſiſcher Kritiker Ibſens mit Recht hervorgehoben hat (S. 377). Den Grundgedanken eines ſpäteren Ibſenſchen Werkes, der „Herrin von Oeſtrot“ von 1857 findet Wörner (S. 50) in den Worten der Schillerſchen „Jungfrau von Orleans“ ausgeſprochen:

Weh mir, wenn ich das Richtſchwert meines Gottes
In Händen führte und im eitlen Herzen
Die Neigung trüge zu dem irdiſchen Mann.

In den „Kronprätendenten“ erhob Ibſen den ehrgeizigen Jarl Skule zu einer typiſchen Geſtalt wie Schiller in „Wallenſtein“ und „Demetrius“ es mit dem „charakterlos egoiſtiſchen Ränkeſchmied des dreißigjährigen Krieges, dem bewußten Betrüger der ruſſiſchen Geſchichte“ machte (S. 154). Der volle Gegenſatz des Sängers der „Götter Griechenlands“ und des Dichters des weltgeſchichtlichen Schauſpiels „Kaiſer und Galiläer“ würde uns aber greifbar werden, wenn Schiller ſeine „alte Idee mit Julian dem Apoſtaten“ wirklich ausgeführt hätte. Wörner trifft wohl das Richtige, wenn er (S. 279) ſagte, Schillers Julian wäre gefallen „tragiſch als Opfer idealſten Strebens, Mitleid und Furcht erweckend, indem die Zuſchauer ſeine Beweggründe und ſeine Begeiſterung hätten teilen, zugleich aber das Hoffnungsloſe, ihm ſelbſt Verderbliche ſeines Beginnens hätten vor Augen haben ſollen.“ Der unerbittliche Ibſen

dagegen entzieht dem Kaiſer Julian ſeine und ſeiner Leſer Teilnahme, erbittert gegen den Schwärmer, der das Untergegangene wieder ans Licht reißen wolle. In dem Weimariſchen Klaſſiker iſt eben ein romantiſcher Zug, wenn wir die Sehnſucht nach einer erträumten Idealwelt der Vergangenheit als romantiſch bezeichnen wollen, lebendig, während Ibſen überall als Vorkämpfer des modernen Lebens und ſeiner rückſichtsloſen Forderungen erſcheint. Die Romantiker, die zuerſt den Angriff auf Schillers dramatiſche Werke einleiteten, wären demnach freilich am allerwenigſten zu Richtern berufen geweſen. Wie aber ſchon Tieck ähnlich wie ſpäter Otto Ludwig dem Schilleriſchen „Wallenſtein“ eine eigene Dramatiſierung des dreißigjährigen Krieges hatte entgegenſetzen wollen, ſo hätte Otto Ludwig und die ihm folgenden Verfechter des naturaliſtiſchen Dramas für ihre Schillerfeindſchaft ſich bei manchem Vorgänger Angriffswaffen entleihen können.

Schon 1841 bekannte Willibald Alexis in ſeinen „Theater-Erinnerungen“, die jetzt als Teil ſeiner „Erinnerungen“ einen berechtigten Neudruck erlebten[26]), von ſeinen und ſeiner Zeitgenoſſen dramatiſchen Verſuchen: „Wir waren zur Überzeugung gekommen, daß Schillers Pathos nicht die Sprache der Natur ſei, aber“ — fährt er fort — „noch bis heute ſind wir zu keinem tragiſchen Stil gediehen, der Natur und Pathos vereinigte.“ Es war der „Götz von Berlichingen“, der wie einſtens dem jungen Tieck ſo auch ihm und ſeinen theaterluſtigen Freunden als höchſtes erſchien, in deſſen natürlicher Handlung die Kraft der dramatiſchen Poeſie ſich kerniger als in rhetoriſchem Schmucke gebe. Aber er erklärte doch zugleich, Schillers „Jungfrau von Orleans“, die ſo viel einſchmeichelndes für die Sinne habe, werde ſich auf dem deutſchen Theater erhalten, ſo lange dieſes beſtehe. Den Untergang des alten deutſchen Volkstheaters beklagt Alexis, wie es Tieck, wie es Holtei in ſeinem „letzten Komödianten“ gethan hat, obwohl er die Zeit der Schröder und Fleck ſelbſt nicht mehr miterlebt hat. Die Bedeutung des Theaters für das 18. Jahrhundert, „wo die

[26]) Herausgegeben von Max Ewert. Aus dem neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von K. E. Franzos. Vierter Band. Berlin 1900 (Concordia Deutſche Verlagsanſtalt).

Bildung aus der Gelehrſamkeit zur Äſthetik überging", betont Alexis aber ganz im Sinne der älteren Generation. Wir ſeien, leitet er ſeine Betrachtung über das Berliner Hoftheater unter des Grafen Brühl wohlmeinender Leitung ein, „keine theatraliſche Nation, aber durch ein halbes Jahrhundert war das Theater unſere Bildungsſchule. Wer das leugnen möchte, der ſei verwieſen auf Wilhelm Meiſter. Wenn der anerkannt vorzüglichſte Lebens-Roman des erſten Dichters eines Volkes mit und faſt nur mit den Theaterverhältniſſen ſich beſchäftigt; wenn ſie Staffage und Hintergrund ſind, und der Held in den Verſuchen, auf den Brettern ein Mann zu werden, ſeine Lebensſchule durchmacht, bis er zur Erkenntnis kommt, daß er kein Schauſpieler iſt, ſo leugne einer die Wichtigkeit, die das Schauſpielerweſen für die Deutſchen hatte." Das Weimariſche Theater lernte Alexis in den würdigſten Vertretern, dem Ehepaare Wolff kennen, als dieſe ruhigen, durchgebildeten Künſtler ſich in Berlin Geltung erkämpften. Alexis meint, es „haftete ihnen manches von der Schule eines großen Geiſtes, aber einer kleinen Stadt und eines kleinen Hofes an". Ja Wolff klagte ſelbſt, daß er nicht früher auf einer großen Bühne und in der großen Welt ſich ausgebildet hätte. Auf Wolff kam das Geſpräch auch, als Alexis und ſein ſchwäbiſcher Freund Karl Grüneiſen am 13. September 1824 von Goethe empfangen wurden. Härings Bericht über dieſen unbefriedigenden erſten Beſuch bei Goethe ſteht bereits in den Nachträgen zu v. Biedermanns Geſprächſammlung (Nr. 1540). Alexis erzählt aber in ſeinen „Erinnerungen" von einem dreimaligen Beſuche Weimars. Das erſte Mal 1819, als er begeiſterungsvoll mit klopfendem Herzen die Stadt betrat, „wo Herder, Wieland, Schiller ſchliefen und Goethe lebte", bekam er den Gewaltigen nicht zu ſehen, obwohl er drei Tage hintereinander vor ſeinem Hauſe vorüberging und auch lauſchend hinter dem Brunnen ſtand. Aber 1829 kam er zum dritten Male nach Weimar und wurde von Goethe „in ſeinem anmutigen Landhaus am Park", dem traulichen Gartenhäuschen, mit deſſen Schilderung Gabriele Reuter ihren neueſten, in Weimar ſpielenden Roman „Frau Bürgelin und ihre Söhne" einleitet, empfangen. Und dieſe in Biedermanns Sammlung fehlende Unterredung bot Alexis Erſatz

für den steifen früheren Empfang. Als er aus der heiteren Stube, aus dem freundlichen Hause trat, da nahm er mit sich „das Bild des edlen Greises, in dessen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft seiner Jugend blitzte. Alle Bilder, die damals von ihm existierten, drücken das nicht aus, was ich gesehen."

Von seinem Besuche in der geweihten Ilmstadt erzählte vor kurzem auch noch ein zweiter, gleich Häring in Breslau geborener Dichter preußischer Geschichtsromane in seinen „Erinnerungen" [27]). Aber auch Goethe schlief bereits in der Fürstengruft, als Rudolf von Gottschall nach Weimar kam. Nur mit wenigen Worten erwähnt Gottschall Goethes und Schillers Einfluß auf seine Jugendzeit. „Die Jungfrau von Orleans" lernte der Knabe zuerst in einer Parodie, wahrscheinlich jener von Julius von Voß, kennen, die er für Schillers Dichtung hielt und in gutem Glauben in der Schule vortrug. Den Stil der Goetheschen Iphigenie einschließlich der frei rhythmischen Einlagen des Parzenliedes ahmte er dann noch während seiner Mainzer Schulzeit in einer Tragödie „Hippodamia" nach (S. 50). Bettina, „das Kind, die Vertreterin einer Schwebereligion, die einst um den Zaubergreis Goethe ihre magischen Kreise zog", lernte er nicht als geistsprühende Schriftstellerin, sondern als stets hilfsbereite Pflegerin eines totgeweihten Studenten kennen (S. 177), um den sie „in stiller, werkthätiger Liebe waltete und hier zeigte sie ihr mitleidiges Herz im schönen Licht".

Unzufriedenheit, wie Alexis sie nach der ersten Unterredung mit Goethe empfand, scheint auch Karl Maria von Weber [28]) während seines Aufenthalts in Weimar, an den auch Sauer in der Festschrift für Burckhardt (S. 71) erinnert hat, nicht erspart geblieben zu sein. Er rühmt das angenehme Haus von Madame Schopenhauer, das einzige, in dem er verkehre. Als er Falk besuchte, las ihm dieser gleich vier Stunden hintereinander seine neuen Gedichte vor. „Göthe habe ich einmal recht angenehm genossen. Heute (1. November 1812) ist er nach Jena gereist, um am dritten Teile

[27]) Aus meiner Jugend. Berlin 1898 (Verlag von Gebrüder Pätel).

[28]) Briefe von Karl Maria von Weber an Heinrich Lichtenstein. Herausgegeben von Ernst Rudorff. Mit drei Porträts, drei Abbildungen und sechs Faksimiles. Braunschweig 1900 (Georg Westermann).

seiner Biographie zu schreiben; hier kömmt er nicht dazu. Es ist eine sonderbare Sache mit der näheren Vertraulichkeit Eines großen Geistes. Man sollte diese Heroen nur immer aus der Ferne anstaunen." Der bescheidene Weber war damals noch nicht der ruhmgekrönte Meister von „Freischütz" und „Euryanthe". Die gute Laune, mit welcher der jugendliche Goethe selber 1775 und 1779 die etwas ironische Aufnahme seiner wohlgemeinten Besuche beim alten Bodmer in Zürich ertrug, war nicht jedem möglich. Goethes und Karl Augusts Besuche im Bodmerhause sind natürlich auch in der schönen Festschrift zu Bodmers Ehren[29]) wiederholt erwähnt, während die prachtvolle Ausstattung des gehaltvollen Bandes uns nicht blos ein Bild Lavaters bringt, welches das von Goethe verspottete Kranichartige seiner Erscheinung überraschend hervortreten läßt, sondern (S. 69) auch eine Bleistiftzeichnung, den jungen Goethe selbst darstellend, zum ersten Mal aus den Schätzen der Züricher Stadtbibliothek ans Licht zieht. Die Herausgeber vermuten, daß wir in dem Porträt eine am 25. Juni 1774 entstandene Zeichnung und somit eines der frühesten Goethebildnisse besäßen. Doch nicht blos für Goethes Beziehungen zu Zürich bietet die Denkschrift manches. Gustav Toblers Studie über „Bodmers politische Schauspiele" gibt (S. 144) bei Besprechung von Bodmers jämmerlicher Trilogie schweizerischer Schauspiele (Der gefährliche Schuß, Das erlegte Raubtier, Die ausgetretenen Augen) einen Überblick über die Geschichte der Tell-Dramen.

Das unerfreulichste Beispiel eines mißlungenen Besuches bei Goethe bildet bekanntlich der von Bürger selbst in einem unmutsvollen Epigramm charakterisierte Empfang, den der Minister Goethe dem Dichter der „Lenore" zu teil werden ließ, vorausgesetzt, daß Dr. Althofs Bericht und aus dem Gedächtnis erfolgte Mitteilung des Epigramms zutreffend sind. Strehlke hat aus Goethes freundlichem Briefe an Bürger vom 19. Juni 1789 gefolgert, daß er ihn danach im Mai nicht so schnöde behandelt haben könne und von Biedermann scheint die ganze Überlieferung für unglaubwürdig

[29]) Johann Jakob Bodmer. Denkschrift zum CC. Geburtstag. Veranlaßt vom Lesezirkel Hottingen und herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich 1900 (Kommissionsverlag von Alb. Müller).

zu halten, da er den Bericht aus seiner Sammlung von Goethes Gesprächen völlig ausschloß. Bürgers neuester Biograph Wolfgang von Wurzbach[30]) dagegen bringt aus Bürgers Verwandtenkreis eine Bestätigung von Althofs Bericht, wenn auch Bürgers Verse „Mich drängt es in ein Haus zu gehn“ — von Sauer irrtümlich in den April statt Mai versetzt — in dieser Quelle von neun auf fünf Verse gekürzt lauten:

Den trauten Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht den Herrn Minister.
Doch kalt und steif blieb der Philister
Vor meinem trauten Künstler stehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster.

Bei Bürgers Vorliebe für Umarbeitung seiner Gedichte können immerhin beide Fassungen authentisch sein. Und wenn auch das von Wurzbach angeführte Hamburger Epigramm gegen Goethe aus dem Jahre 1820 selbst nur auf Althofs Bericht fußt, ohne seine Beweiskraft verstärken zu können, so sollte man doch die Thatsache, daß Goethes Verhalten bei Bürgers Besuch diesen aufs ärgste verstimmt hat, nicht länger in Zweifel ziehen. Wurzbach erinnert, daß Goethe durch Bürgers Unterlassung der von Weimar aus im voraus unterstützten Homerübersetzung auch seinerseits Grund zur Verstimmung gegen Bürger hatte. Von diesem Bestreben nach gerechtem Abwägen der Gründe beider Parteien ist Wurzbach leider bei der Erörterung von Schillers Rezension der Bürgerschen Gedichte (S. 331 f.) in übelster Weise abgewichen. Er geht von der Voraussetzung aus, daß Schiller „in seiner Kritik nicht nur von rein sachlichen Motiven beeinflußt war“ und findet in Schillers ganzem Vorgehen einen hämischen häßlichen Charakter. Wenn von Wurzbach gleich darauf zugestehen muß, daß Bürgers Entgegnung zur Genüge beweise, daß er die Einwände der Rezension nicht aufgefaßt habe, so muß man einen ähnlichen Vorwurf gegen den Biographen selbst erheben. Wer dieser Schillerschen Kritik, die zwar einseitig und ohne Rücksicht auf Bürgers Individualität un-

[30]) Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke. Mit zweiundvierzig Abbildungen. Leipzig 1900 (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).

barmherzig vorgeht, aber aus Schillers tiefſter künſtleriſcher Überzeugung entſprungen iſt, unlautere, perſönliche Motive vorwirft, der macht ſich wirklich einer ſchwer entſchuldbaren Verkennung Schillers ſchuldig. So wertvolle Arbeiten von Wurzbach auf andern Gebieten der Litteraturgeſchichte auch geliefert hat, ſeine Bürgerbiographie iſt in entſetzlicher Weitſchweifigkeit durchaus unerfreulich und gerade in den wichtigſten Fragen wie der Gründung der deutſchen Ballade, dem Einfluſſe des Volksliedes auf die Lyrik ungenügend. Da hat es Gotthold Klee anders verſtanden, auf eng beſchränktem Raume ein anſchauliches und gehaltvolles Lebensbild in einer trefflichen Einleitung zu ſeiner vierbändigen Auswahl aus „Wielands Werken“ [31]) zu entwerfen. Dieſer Wielandauswahl kommt erhöhte Bedeutung zu, da Pröhles Ausgabe in Kürſchners Nationallitteratur ſo weit hinter billigen Anforderungen zurückgeblieben iſt. Klee hat ſich bei ſeiner Auswahl teilweiſe von litterargeſchichtlichen Rückſichten und zwar beſonders mit Hinblick auf Wielands Verhältnis zu Goethe leiten laſſen. So finden wir im zweiten Bande unter Wielands „Vermiſchten Gedichten“ die Verſe „An Pſyche“ aus dem Januar 1776, welche die berühmte lebhafte Schilderung des Hexenmeiſters und echten Geiſterkönigs, ſeines Freundes Goethe enthalten, ſowie das „Herzensgeſpräch Goethe und die jüngſte Niobidentochter“, das, zuerſt im neunten Bande des Goethejahrbuchs veröffentlicht, in Wielands Werken bisher überhaupt fehlte. Und auch Wielands Gedichte „An Olympia“ und „Merlins weisſagende Stimme“ kommen wegen ihrer Schilderungen Anna Amalias und Maria Paulownas für die Goethelitteratur in Betracht. Von den beiden Singſpielen „Alkeſte“ und „die Wahl des Herkules“ hat das eine Goethes bekannte Farce hervorgerufen; nach Seufferts Meinung ſoll die „Alkeſte“ aber auch auf die Konzeption und Stiliſierung der „Iphigenie“ wie das Herkulesdrama auf den „Fauſt“ eingewirkt haben. Klee hat ſich nicht blos dieſe von Seuffert und teilweiſe von Minor vertretene Anſicht angeeignet, ſondern auch angebliche Parallelſtellen in ſeinen Fußnoten zum Abdruck beider

[31]) Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien 1900 (Bibliographiſches Inſtitut).

Stücke ausgehoben. Mich haben dieſe Vergleiche nur in meinem Widerſpruche gegen Seufferts Annahme beſtärkt. In der „Alkeſte“ ſagt z. B. Herkules: „Durch den Erdenſöhnen verſagte Thaten ſoll, o Vater Zeus, dein Sohn den Weg ſich zum Olympus öffnen.“ Daran ſoll Goethe ſich erinnert haben, als er Pylades ſagen ließ: „Ein jeder hat ſeinen Helden, dem er die Wege zu dem Olympus ſich nacharbeitet.“ Iſt das eine Wort „Olympus“ wirklich genügend, eine Beeinfluſſung nachzuweiſen? Daß der Ausſpruch des Wielandiſchen Herkules „Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß! bekämpfen ſich in meiner Bruſt“ von einer Stelle in der von ihm hochgeſchätzten Xenophontiſchen „Kyropädie“ herſtammt, halte auch ich für wahrſcheinlich. Aber Goethe dürfte auch ohne Erinnerung an Wieland und Xenophon ſeinem Fauſt den Ausruf „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt“ gefunden haben, um ſo mehr, da es ſich bei Goethe um einen ganz andern Gedankengang handelt, wie Klee ſelbſt betont. Aus Wielands Rezenſionen hat Klee die freundliche Empfehlung des „Götz“ und die taktvoll geſchickte Anzeige der gegen ihn ſelbſt gerichteten Satire „Götter, Helden und Wieland“ aufgenommen, außerdem den Aufſatz „Einige Lebensumſtände Hans Sachſens“, erſchienen im Aprilheft 1776 des „Teutſchen Merkur“ als „Zugabe“ zu Goethes Reimen von „Hans Sachſens poetiſcher Sendung“.

Wie Klee auf der erſten Seite ſeiner biographiſchen Einleitung Goethes „unvergleichliche Gedächtnisrede“ als die ſchönſte allgemeine Charakteriſtik des Dichters und Menſchen Wieland rühmt, ſo ſchließt er ſeine Biographie mit Goethes Verſen über Wieland aus dem großen Maskenzuge von 1818. „Von Goethes Ankunft in Weimar“ an datiert er die letzte und reifſte Periode von Wielands Leben. Niemals erſcheine Wielands jugendlich ſich hingebendes Temperament herzgewinnender als in ſeinem Verhältnis zu Goethe. Bei der ausgeſprochenen Feindſchaft der jungen Genies gegen Wieland mußte es dieſem nicht ganz geheuer ſein, als ſein ihm entwachſener fürſtlicher Zögling (S. 37) den Dichter von „Götter, Helden und Wieland“ nach Weimar berief (S. 43). Er konnte nicht wiſſen, daß der Spötter ſeiner „Alkeſte“ vordem ein leidenſchaftlicher Bewunderer ſeiner „Muſarion“ geweſen, in

ihr das Antike lebendig und neu wiederzusehen geglaubt hatte (S. 31 und 222). Aber Goethes frühere Vorliebe für Wielands Dichtungen bildete eine günstige Grundlage für den raschen und dauernden Aufbau einer gegenseitigen Freundschaft, die trotz mancher feindlicher Bemühungen, sie zu trennen, bis an Wielands Lebensende die Probe bestand. Goethes anerkennende Urteile über „Das Wintermärchen" und den „Oberon" hat Klee in seinen hübschen Einleitungen zu beiden Werken[32]) verwertet, die Deutung von „Geron der Adelich" auf Goethes Neigung zu der Herzogin Luise als „abgeschmacktes Gerücht" zurückgewiesen. Dagegen hat er in der Einleitung zum „Agathon" wie in der Biographie die Bedeutung von Wielands Roman als einer Vorstufe zu den Goetheschen betont. „Ohne ‚Agathon' kein ‚Wilhelm Meister'."

Wieland selbst hat das Gedicht „An Psyche" später aus seinen Werken ausgeschlossen, weil er besorgte, diese Schilderung Goethes könnte ihm den Vorwurf der Idolatrie zuziehen. Und doch sind nach dem Urteile Bernhard Seufferts, des besten Wielandkenners, der neuerdings in seinem manches neue bietenden Vortrag über Quellen und Kompositionen des „Oberon"[33]) Goethes Einwirkung auf den älteren Dichter wie dessen unmittelbaren Einfluß auf Goethes Ode „Meine Göttin" (S. 6) und auf Schiller (S. 21) hervorgehoben hat, gerade die Verse „An Psyche" „nicht nur wegen der darin vorgetragenen hellsehenden Erkenntnis des Wesens Goethes, sondern auch durch die reale Lebendigkeit der Erzählung, die dann trotzdem ins traumhafte Feenland charakteristisch für den Dichter hinübergespielt wird, und durch die von Goethes Faust beeinflußte gerade und knappe Sprache ein leuchtendes Zeichen von Wielands Kunst." Wir finden dies Urteil in Seufferts höchst

[32]) Wenn Klee in seiner Einleitung zum „Oberon" den alten Roman aus einem verlorenen französischen Epos ableitet, so will er damit natürlich sagen, einem in Wielands Tagen für verloren gehaltenem Epos, denn seit 1860 liegt die Chanson Huon de Bordeaux ja in Guessards und Grandmaisons Ausgabe gedruckt vor. Vgl. auch Kaspar Riedel in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" III, 78 f.

[33]) „Der Dichter des Oberon." Sammlung gemeinnütziger Vorträge Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse Nr. 264. Prag 1900 (Fr. Härpfers Kommissionsverlag).

reichhaltiger Betrachtung der Wielandiſchen Gelegenheitsgedichte, welche er als ſeinen Beitrag der Feſtſchrift zu Burkhardts ſiebzigſten Geburtstag[34]) beigeſteuert hat. Den Schluß dieſer Feſtſchrift bildet eine von Johannes Trefftz zuſammengeſtellte „bibliographiſche Überſicht“ über die Arbeiten des hochverdienten weimariſchen Archivars, ausſchließlich ſeiner kürzeren Rezenſionen. Von den 163 Nummern des Verzeichniſſes gehören 62 der Goethelitteratur an. Es iſt bei dieſer Arbeitsrichtung des Jubilars natürlich, daß auch von den ihm gewidmeten Freundesgaben die meiſten in den Goetheſchen Bannkreis ganz oder wenigſtens teilweiſe hineinragen. Natürlich gilt dies nicht zum wenigſten von den Gelegenheitsgedichten Wielands ſeit 1775, welche Seuffert zum erſtenmal aus ihrer Verborgenheit wieder hervorgezogen hat. Iſt doch ein großer Teil dieſer Gedichte an die gemeinſame Gönnerin Wielands und Goethes, Herzogin Anna Amalia gerichtet. Wielands beide Epigramme gegen den württembergiſchen Herzog und Franziska von Hohenheim bei ihrem Beſuche Weimars im Februar 1786 waren nicht der Art, um ſie den davon Betroffenen zu überreichen, aber vom Anfang des Jahres teilt Seuffert ein größeres Gedicht Wielands an ſeinen ehemaligen Zögling Karl Auguſt mit. Wie Klee den Einfluß Wielands auf Karl Auguſt höher, als bisher geſchah, eingeſchätzt ſehen möchte, ſo hat auch Seuffert in ſeinem Oberon-Vortrag gerühmt, daß Wielands Unterricht den vortrefflichen Anlagen des Erbprinzen die Richtung gab, die ihn „zum pflichttreuen Herrſcher, zum deutſchen Politiker, zum älteſten konſtitutionellen Bundesfürſten und zum Kenner und Gönner der ſchönen Litteratur machte“. Karl Auguſts lebenslange Vorliebe für die franzöſiſche Litteratur ſtand nicht im Widerſpruch zu den litterariſchen Neigungen ſeines alten Lehrers. Einen Bericht von Karl Auguſts eigentlichem Erzieher, dem Grafen Görz, über ſeinen Zögling vom 20. Juni 1762, alſo bald nach Übernahme ſeines verantwortlichen Amtes, hat Karl Kehrbach in der Feſtſchrift abdrucken laſſen. Ein weniger erfreuliches Kapitel aus der Geſchichte des weimariſchen Erziehungsweſens behandelt Otto Franckes Beitrag:

[34]) Freundesgaben für Karl Auguſt Hugo Burkhardt zum 6. Juli 1900. Weimar 1900 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

„Litterariſche und freiheitliche Beſtrebungen deutſcher Gymnaſiaſten um das Jahr 1830.“ Georg Kaufmann rühmt in ſeiner charaktervollen „politiſchen Geſchichte Deutſchlands im neunzehnten Jahrhundert“ [35]) die geſunde Entwickelung der öffentlichen Einrichtungen im Großherzogtum Weimar unter Karl Auguſts fürſorglicher Regierung. Von Jena ſeien die patriotiſchen Beſtrebungen der Burſchenſchaft und eine in der Geſchichte der Univerſitäten beiſpielloſe ſittliche Hebung der Studentenſchaft ausgegangen, von Jena, das „ſeit den Tagen, da Schiller und Fichte hier wirkten, ein leuchtender Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Deutſchland und zuſammen mit Weimar und dem von Goethes Genius erfüllten Kreiſe für alle, die an deutſcher Poeſie und Kunſt Anteil nahmen, eine nur mit Ehrfurcht genannte Stätte“ war (S. 153). Allein auch an dieſer Stätte griff die fluchwürdige Verdächtigung und Verfolgung idealiſtiſcher Jugendbeſtrebungen ſchon bald nach dem Wartburgfeſte um ſich. Francke erzählt, wie der Goethe naheſtehende Oberkonſiſtorialpräſident Peucer die phantaſtiſche Idee eines einzigen und unteilbaren Deutſchlands aus den Köpfen der Weimarer Gymnaſiaſten auszutreiben eiferte und ſelbſt die Mitglieder äſthetiſcher Leſegeſellſchaften, welche ſich an „Götz von Berlichingen“ und „Wilhelm Tell“ erfreuten, verfolgte. Nur mit Mühe vermochte der tüchtige Direktor des Wilhelm Ernſt-Gymnaſiums ſeine armen Primaner zu ſchützen.

In die große Zeit der deutſchen Erhebung führt uns ein köſtlicher, aufs Anſchaulichſte ſchildernder Brief Bettinas aus dem Juli 1814, den Erich Schmidt der Feſtſchrift beigeſteuert hat. Goethes eigenes Verhältnis zu einem Vertreter der nach den Befreiungskriegen kämpfenden und bekämpften freiheitlichen Richtung, ſein Verhältnis zu Oken war bekanntlich nicht das beſte. Von Goethes Ärger über Okens Anforderungen an die Weimariſche und Jenenſer Bibliotheksverwaltung giebt ein Brief Goethes an Voigt vom 3. März 1810 Kunde, welchen der jetzige liebenswürdige Leiter der Weimarer Bibliothek, P. von Bojanowski, mitteilt. Er hat uns aber auch in einer eigenen kleinen Schrift manches

[35]) Das neunzehnte Jahrhundert in Deutſchlands Entwicklung. Herausgegeben von Paul Schlenther. Vierter Band. Berlin 1900 (Georg Bondi).

Anziehende von der Amtsthätigkeit seines großen Vorgängers in diesem Amte, „Aus der ersten Zeit der Leitung der Großherzoglichen Bibliothek durch Goethe“[36]) erzählt. Am 9. Dezember 1797 übernahm Goethe gemeinsam mit Voigt, an den Bojanowski drei noch nicht gedruckte Schreiben Goethes — in der Weimarischen Ausgabe als Nr. 3761 a, 3798 a, 3997 a nachzutragen — mitteilt, die Aufsicht über die Herzoglichen Büchereien in Jena und Weimar. Am 26. Februar 1798 wurde die erste Bibliotheksordnung erlassen und von da an die Rückforderung entliehener Bücher wie der Verkauf der Doubletten eifrig betrieben. Die Bibliotheksbeamten Schnauß, der säumige Spilker und Vulpius werden hinsichtlich ihrer bibliothekarischen Leistungen von Bojanowski charakterisiert.

In der Festschrift für Burkhardt finden wir außer den oben erwähnten Beiträgen drei Briefe von Moritz an Herder, in deren zweitem sich Moritz auf Goethes Fürsprache beruft. Karl Schüddekopf, dem wir den Nachweis und Abdruck von Goethes Einführung und Inhaltsgabe der am 30. Januar 1813 in Weimar in italienischer Sprache aufgeführten Oper „Agnese“ von Buonavoglia und Paer verdanken,[37]) hat in seinen „Klassischen Findlingen“ für Burkhardt eine Bibliographie der arg verstreuten Briefe Herders an Schiller aufgestellt, der er einen vollständigen Abdruck des wichtigen Briefes Herders vom 25. November 1795 betreffend Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ beigefügt hat. Ferner weist Schüddekopf vier in Jonas' Sammlung fehlende, freilich auch heute noch unzugänglich verwahrte Briefe Schillers nach: 2. Februar 1797 an die naturforschende Gesellschaft in Jena; 19. Februar 1798 an den weimarischen Bibliothekar Rat Spilker; 6. Dezember 1799 an Hofrat Stark; 24. April 1805 an Frau Griesbach. Dagegen ist Jonas' Nummer 1931 a als nur falsch adressiert, sonst aber identisch mit Nummer 1750 zu streichen. Zum Ersatz für diese Verminderung der Schillerischen Briefe teilt Schüddekopf zum erstenmal Goethes Dankbrief vom 26. Dezember 1825 an den Weimarischen Stadtrat für die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an seine Nach-

[36]) Weimar 1899 (Sonderdruck aus der Weimarischen Zeitung).

[37]) Ein unbekannter Aufsatz Goethes. Weimar 1900 (Sonderabdruck aus der Weimarischen Zeitung).

kommen, sowie das Ehrendiplom selbst und einen Bericht über Goethes Verhalten bei seiner Überreichung mit. Der Bericht bildet zugleich einen der Nachträge zu v. Biedermanns Sammlung der Goetheschen Gespräche, wie Sauer auf bisher übersehene Nachrichten über Goethes Unterredungen mit Graf Sternberg, Zauper, Reinbeck, Holtei, Karl Maria v. Weber (s. o.) aufmerksam macht. „Zu Goethes Sprachbehandlung" hat F. Sandvoß der Festschrift einige Anmerkungen beigesteuert. Einen ungedruckten Brief Goethes an Göschen, mit dem er den Schluß von „Jery und Bätely" und das Manuskript zu „Scherz, List und Rache" für den siebenten Band der „Schriften" an Göschen übersendet, hat Ludwig Pollak als Gruß für die römische Montagsgesellschaft vervielfachen lassen[38]). Da der Brief vom 3. März 1790 datiert ist, würde er als Nr. 2806a dem 9. Briefbande der weimarischen Ausgabe einzureihen sein.

Kritische Prüfung eines wichtigen Teiles der Goetheschen Gespräche hat Sigmar Schultze in seiner Schrift „Falk und Goethe"[39]) in Aussicht gestellt. Schon gleich nach dem Erscheinen von Johannes Falks nachgelassenem Werke „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig 1832) hatte der kundige Freiherr von Meusebach sein Unbehagen über das Buch Jakob Grimm gegenüber (10. September) in die launige Bemerkung gekleidet: „Wer nur nicht so vieles erst so spät gelernt hätte z. B. aus Falks Goethe: mit Leuten, zu denen wir nicht gehören oder die nicht zu uns gehören, sollen wir uns keinen Tag, keine Stunde aufhalten." In neuerer Zeit ist auf die Notwendigkeit einer kritischen Prüfung der Falkischen Goethegespräche öfters hingewiesen worden (vgl. Seufferts Vierteljahrschrift V, 120). Allein für die von Schultze gefundene Mahnung, daß man in Falks Mitteilungen Selbsterlebtes, bezw. Gehörtes von dem ihm selbst nur durch dritte zugetragenen Äußerungen und Geschichten unterscheiden solle, hätte es nicht eines besonderen Aufsatzes bedurft. Die ungedruckten Quellen, die Schultze für seine Darstellung von Falks Verhältnis zu Gebote standen, haben uns

[38]) Ein ungedruckter Brief Goethes. Rom 1899 (Privatdruck in fünfzig Exemplaren).

[39]) Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen. Halle a. S. 1900 (Druck und Verlag von C. A. Kammerer & Co.).

ſo gut wie nichts neues gelehrt. Schultzes wiederholte Drohung, daß er frei von blinder Goethe- und Götzenanbetung menſchliche Schwächen des Olympiers aufdecken wolle, konnte er weder bei der Erzählung vom Ärger Goethes und der Weimariſchen Schauſpieler über Falks Puppenſpiel von der Prinzeſſin mit dem Schweinerüſſel, noch bei den Anklagen über Goethes Verhalten beim Einrücken der Franzoſen recht erfüllen. Er muß im Gegenteil ſelber dieſen Klatſch als ſchlecht begründet anerkennen. In Ergänzung der Erzählungen aus Goethes Bekanntenkreiſen über die Jena und Weimar erſchütternde Kataſtrophe iſt es übrigens von Intereſſe, einmal auch eine Schilderung von franzöſiſcher Seite zu vernehmen. General Marbot, der als Ordonanzoffizier des Maſchalls Augereau am Vorabende der Schlacht zwei Töchter eines Univerſitätsprofeſſors in Jena vor der Gewaltthat eingedrungener Plünderer rettete, ſchreibt in ſeinen Erinnerungen[40]: „La ville de Weimar, surnommée la nouvelle Athènes, était habitée à cette époque par un grand nombre de savants, d'artistes et de litterateurs distingués, qui s'y réunissaient de toutes les parties d'Allemagne, sous le patronage du duc régnant, protecteur éclairé des sciènces et des arts. Le bruit du canon, le passage des fuyards, l'entrée des vainqueurs émurent vivement cette paisible et studieuse population. Mais les maréchaux Lannes et Soult maintinrent le plus grand ordre, et sauf la fourniture des vivres nécessaires à la troupe, la ville n'eut à souffrire d'aucun excès. Le prince de Weimar servait dans l'armée prussienne; son palais, dans laquelle se trouvait la princesse son épouse, fut néanmoins respecté, et aucun des maréchaux ne voulait y loger". Die Einwohner Weimars fanden keineswegs, daß ihre franzöſiſchen Gäſte ſich ſo muſterhaft betragen hätten, und in dieſem Falle dürfen wir zweifellos Falks Bericht für zuverläſſiger halten, als die Angaben des Leutnant Marbot, der auch den Brand Jenas den Preußen zur Laſt legt.

Beachtenswert erſcheint der von Schultze mitgeteilte Bericht Falks über Goethes Unterredung mit Napoleon, obwohl er nicht

[40]) Mémoires de Général Baron de Marbot. Soixantième Édition. Paris o. J. (Librairie Plon).

eben eine wesentliche Ergänzung oder Richtigstellung des bereits Bekannten bietet. Dagegen bringt Schultzes begeisterte Charakterisierung von Falks patriotischer Zeitschrift „Elysium und Tartarus" Nachträge zu Geigers Aufsatz über das gleiche Thema. Der Buchhändler Palm ist nicht, wie Schultze angibt, in Hamburg, sondern bekanntlich in Braunau erschossen worden. Goethes angebliche Blindheit gegen die Schmach seines Volkes ist noch schärfer als von Schultze angegriffen worden von Adolf Mager in seinem Programm „Die deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts".[41]) Aus Italien sei Goethe zurückgekehrt als ein „ruhiger Mann, in dem von nun an die Antike sich zu verkörpern schien". Deshalb habe das Volk von ihm sich abgewendet wie die neue Schule der Romantiker mit der Richtung der Klassiker nicht einverstanden sein konnte. Man braucht nur an das Verhältnis dieser jungen Schule zu „Wilhelm Meisters Lehrjahren" zu erinnern, um das Verkehrte von Magers Auffassung zu erkennen, der die ganze Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts als eine Abkehr von Goethes antikisierender Richtung hinstellen möchte, statt dem fortwirkenden Einflusse Goethes bei den ihm zeitlich folgenden Lyrikern nachzuforschen. Für die höchst anziehende und bedeutende Frage nach Goethes Verhältnis zu Napoleon ist in Andreas Fischers Studie (vgl. XVI, 167) eine sichere Grundlage gegeben, und in der rasch erfolgten zweiten Auflage seiner Schrift[42]) konnte Fischer höchst wichtige Ergänzungen liefern. Im Text und mehr noch in den Anmerkungen finden wir weitere Ausführungen, vor allem eine Untersuchung, welche Stellung Goethe in „Epimenides Erwachen" zu Napoleon einnehme (S. 145 f.). Fischer führt den Beweis, daß Goethe in dem Festspiel jede feindselige Anspielung auf seinen Heros sorgfältig vermieden habe, der Dämon der Unterdrückung keine Beziehung auf Napoleon verrate. Napoleons Dekret zum Schutze des geistigen Eigentums hat, wie Goethes Brief an den Grafen Portalis vom 25. November 1810 zeigt,

[41]) Neunundzwanzigster Jahresbericht über die I. Staatsrealschule in dem II. Bezirke von Wien 1900 (Verlag der I. Staatsrealschule im II. Bezirke).

[42]) Goethe und Napoleon. Eine Studie. Zweite, erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Weimar und Napoleon. Frauenfeld 1900 (Verlag von J. Huber).

den deutſchen Schriftſteller, der nicht blos mit Himburg ſchlechte Erfahrungen gemacht hatte, mit dankbarer Bewunderung erfüllt (S. 114). Auch ſpäter bei den langwierigen Verhandlungen um Schutz für ſeine „Ausgabe letzter Hand“ mochte Goethe im Stillen ein vergleichendes Urteil fällen über die Kleinlichkeit und Schwerfälligkeit der gegen geiſtige Intereſſen gleichgültigen deutſchen Regierungen und dem weiten Blicke Napoleons. Von Goethes Dankbrief für Verleihung der Ehrenlegion hat Fiſcher jetzt ein Fakſimile beigegeben und auf den Unterſchied dieſes perſönlich warm gehaltenen Schreibens zu dem ſpäteren Schreiben an die bourboniſche Regierung hingewieſen, die auch ihrerſeits nicht, wie der Kaiſer, den weimariſchen Dichter aus der Heereswoge zu unterſcheiden wußte. Aber nicht blos dieſe Aktenſtücke hat Fiſcher den Archiven des Pariſer Miniſteriums entnehmen dürfen, ſondern auch ungleich wichtigeres. Im Januar 1812 war Baron von St. Aignan von Napoleon zum Geſandten an den kleineren ſächſiſchen Höfen ernannt worden und zwar mit dem Sitz in Weimar, als „le centre de réunion d'un grand nombre de littérateurs célèbres, dont les écrits lus dans toute l'Allemagne exercent une grande influence sur l'opinion pupliqne“. St. Aignans Inſtruktion ſchreibt ihm vor, ſich über neuerſcheinende Werke der weimariſchen Schriftſteller und ihre Tendenzen zu unterrichten. Das Verhältnis zwiſchen Goethe und St. Aignan geſtaltete ſich bald freundſchaftlich und in dem von Fiſcher abgedruckten Berichte („Remarques sur la littérature allemande“), den St. Aignan nach der Leipziger Oſtermeſſe 1812 dem Miniſterium zuſandte, mag manches mündliche Urteil Goethes über Friedrich Schlegel und die katholiſierende Romantik nachklingen. Über Goethe ſelbſt berichtet der franzöſiſche Geſandte: „Quant à M. de Goethe, éloigné par goût des affaires politiques, il a craint que son intimité avec le Duc ne l'y mêlât malgré lui, il s'est renfermé dans des travaux purement littéraires et dans la direction du théatre qui l'occupe beaucoup“. Über Karl Auguſts Verbindungen mit den preußiſchen Patrioten, denen Goethe fern bleiben wollte, war St. Aignan vollſtändig unterrichtet, aber wenn er geſtehen muß, daß der weimariſche Herzog Napoleons Strenge verſchuldet habe, ſetzt er doch voll Wohlwollen hinzu, „que

les Duchés de Saxe ont des titres particuliers à la protection de Sa Majesté que la plupart des hommes célèbres qui ont illustré et qui illustrent encore les sciences et les arts en Allemagne ont vécu à Weymar et à Gotha et que ces deux petites villes ont conservé, même encore, une considération et une influence qui est bien au dessus de leur importance sons d'autres rapports". Trotz ſeiner Abneigung gegen die Ideologen wußte Napoleon die deutſche Dichtung doch immer noch höher einzuſchätzen als es nach ihm die einheimiſche Reaktion that. Eigentümlich berührt es aber, wenn Karl Auguſt zur Unterſtützung ſeiner mehr ehrgeizigen als ehrenvollen Bewerbung, Napoleon möge auf Koſten ſeiner thüringiſchen Vettern ſeine Herrſchaft vergrößern, neben Herzog Bernhards kriegeriſchen Verdienſten um Frankreich („cette maison de Weimar qui se glorifie d'avoir jadis fourni des Héros illustres à l'histoire de France") auch anführt, ſein Haus habe ſich einen Platz an Seite der Mediceer verdient, „en employant noblement ses ressources pour embellir les Arts et les Lettres, en favorisant les sciences, en donnant un asyle aux grands hommes de la nation". Von Karl Auguſts deutſcher Geſinnung wird man künftig ſchon etwas beſcheidener reden müſſen, denn dies unwürdige Bitt- und Beraubungsgeſuch iſt vom 28. Juli 1813 datiert. Wohl hatte St. Aignan recht mit der Bemerkung, Fürſten und Völker in Deutſchland verſtünden unter Freiheit etwas ganz Verſchiedenes. Gar bald ſollte ſich dies zur bitteren Enttäuſchung aller Vaterlandsfreunde ſchmerzlich offenbaren. Auffallend aber iſt es, daß in Bezug auf die ruſſiſche Hilfe in den Befreiungskriegen Herzogin Luiſe ſchon im Januar 1813 in faſt wörtlicher Übereinſtimmung mit Goethes ſpäteren Äußerungen gegen Luden warnte, ſie wünſche gewiß nicht ganz Europa zu Napoleons Füßen; „mais je ne souhaite pas davantage de voir les Russes dominer en Allemagne". Die ruſſiſche Schwiegertochter ſcheint bei Karl Auguſt und der Herzogin Luiſe die ruſſiſchen Sympathien eher vermindert als vermehrt zu haben, denn auch vom Herzog ſelbſt berichtet St. Aignan, er ſei den Ruſſen nicht freundlich geſinnt. Während St. Aignans Urteil über Maria Paulownas Gemahl ſehr ungünſtig lautet, er nennt den Erbprinzen „un homme très insigni-

fiant sans esprit, sans application, sans goûts déterminés", läßt er der geiſtigen Regſamkeit und dem Thätigkeitsdrange Karl Auguſts volle Anerkennung widerfahren. Die Charakteriſtik erweckt, man braucht dies nicht erſt zu begründen, wegen unſerer Vorſtellung von Goethes Verhältnis zum Herzog unmittelbare Teilnahme. Alle einlaufenden Berichte leſe und beantworte der Herzog ſelbſt. Dans l'administration de ses Etats il s'attache à des détails qui fatigueroient un simple particulier. Tout passe sous ses yeux ... La lecture l'occupe beaucoup, surtout les ouvrages sur l'art militaire, l'histoire, les voyages. Il aime aussi les arts. Rien ne lui est étranger. Son caractère est sérieux et occupé de choses graves. Sa conversation roule ordinairement sur la littérature et sur les lectures."

In allem zeigt ſich St. Aignan als kluger und ſcharfſichtiger Beobachter, dabei voll Achtung und Wohlwollen für deutſche Geiſtesbildung; man darf ihn zu den Geſinnungsgenoſſen des Deutſch-Franzoſen Reinhard und des Emigranten Charles de Villers zählen, der erſtere ein langjähriger Freund Goethes, der letztere im Kreiſe der Goetheſchen Korreſpondenten vertreten. O. Ulrich wollte in ſeinem Buche über Villers[43]) die Beziehungen des edlen Vermittlers zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Weſen zu Goethe und Frau v. Stael im Zuſammenhange darſtellen, nachdem eben der 18. und 20. Band des Goethejahrbuches neues Briefmaterial dafür beigebracht hatte. Goethe ſelbſt bezeichnete 1810 in einem Brief an Reinhard Villers als „eine wichtige Perſon, durch ſeinen Standpunkt zwiſchen den Franzoſen und Deutſchen" und legt beſonderen Wert darauf, bei ihm Verſtändnis für ſeine Farbenlehre zu finden. Schon 1799 hatte Villers bei einer Anzeige von Goethes „Iphigenie" im Spectateur du Nord — ſie fehlt in Brauns „Goethe im Urteile ſeiner Zeitgenoſſen" — in Iphigenies Verſen ſeine eigene Sehnſucht nach dem Vaterlande ausgedrückt gefunden, ſo daß er ſie unter unfreiwilligen Thränen überſetzte:

---

[43]) Charles de Villers. Sein Leben und ſeine Schriften. Ein Beitrag zur Geſchichte der geiſtigen Beziehungen zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Leipzig 1899 (Dieterich'ſche Verlagsbuchhandlung).

Ah! malheur à celui dont les jours solitaires
Le traînent dans l'exil, loin de parents, de frères!
La lèvre presse en vain la conpe du bonheur,
Le poison de son âme en corrompt la douceur.
Il rêve . . . c'est anx lieux qni virent sa naissance.
Son triste souvenir lni retrace son silence
Et le toit paternel et ses jeunes amis,
Et leurs jeux enfantins qui les ont tout nnis!

Ebenfalls im Spectateur du Nord veröffentlichte Villers eine Übertragung von Goethes „Wanderer" unter dem Titel „L'Artiste et la Villageoise". Bedeutſamer noch ſind die Urteile, die Villers 1806 in ſeinem Eſſai „Érotique comparée" fällte. An Schillers Don Karlos, Wallenſtein und Jungfrau von Orleans, an Goethes Taſſo und „Gott und Bajadere", welche Ballade er Lafontaines „Courtisane amoureuse" entgegenſtellt, ſucht er die „manière essentiellement différente dont les pòètes français et les allemans traitent l'amour" zu erklären. Villers Aufſatz iſt um ſo anziehender, da auch ein anderer Deutſch-Franzoſe, Adalbert von Chamiſſo, in der Vorrede zu ſeiner Verdeutſchung von Berangers Liedern (1838) auf dieſe Verſchiedenheit des Preiſes des faveurs de Glycère und der deutſchen Liebeslyrik aufmerkſam gemacht hat.

Eine Zuſammenkunft zwiſchen Villers und Goethe hat nie ſtattgefunden. Perſönliche und litterariſche Beziehungen Goethes und Schillers zu Vertretern einer andern fremden Nationalität, den Polen, ſind neuerdings in erſchöpfender Weiſe innerhalb einer großen Geſamtüberſicht erörtert worden. Seit Guſtav Karpeles über dies Thema 1890 unter Berückſichtigung polniſcher Urteile über Goethe und ſeine Werke in einem eigenen Buche zuſammenhängenden Bericht erſtattet hat (vgl. VI, 562), haben nicht blos die „Tagebücher" und andere neuerſchloſſenen Quellen unſere Kenntnis von Goethes polniſchem Bekanntenkreis erweitert, ſondern auch Goethes Vorſchlag, durch deutſche Schauſpieltruppen deutſche Sprache und Kultur in den von Preußen erworbenen Teilen Polens zu fördern, iſt durch das Goethejahrbuch 1892 bekannt geworden (vgl. Hochſtiftsberichte VIII, 479). Sorgfältig und kenntnisreich hat Robert F. Arnold auch für Goethe und Schiller wie überall in ſeiner höchſt gehalt-

vollen „Geſchichte der deutſchen Polenlitteratur“ **) die Vorarbeiten zu Rate gezogen, wenn auch innerhalb ſeines weitgezogenen Rahmens Goethes und Schillers Beziehungen zu Polen nicht ſehr bedeutend erſcheinen können. Die Polenbeſuche in Weimar liegen außerhalb des für den erſten Band von Arnold abgegrenzten Zeitraums. In ihm hat Goethe, nachdem er ſchon als Student in Leipzig auf der Meſſe polniſche Händler geſehen haben mochte, ein Eindruck, der 1772 ihn noch die „Gedichte von einem polniſchen Juden“ (Iſaſchar Falkenſohn Behr) neugierig prüfen läßt, zuerſt 1785 in Karlsbad als Vertreter der poluiſchen Nation ſtattliche weltkundige Männer und reizende Frauen, von denen er ein Jahrzehnt ſpäter urteilte, die Grazie ſei ihnen eingeboren, kennen gelernt (S. 86). Kurz vor der zweiten Teilung Polens aber hat Goethe das Gebiet der erlauchten Republik ſelbſt betreten, als er im September 1790 mit ſeinem Herzoge von Breslau aus einen Abſtecher nach Krakau und Wieliczka unternahm. Arnold macht darauf aufmerkſam, daß wir in Joh. Fr. Zöllners „Briefen über Schleſien, Krakau, Wieliczka und die Grafſchaft Glatz“ eine Schilderung der Goetheſchen Reiſe-route aus dem Jahre 1791 haben, die uns Goethes eigenen, nicht ausgeführten Reiſebericht in etwas erſetzen muß, wenn auch die Goetheſche Kunſt des Sehens dem Berliner Freunde Alexander von Humboldts nicht verliehen war. Über die politiſchen Vorgänge iſt bei Goethes bekannter Zurückhaltung nur in der erſten Faſſung der „Mitſchuldigen“ eine ſpäter weggelaſſene Anſpielung zu finden. Wie ferne er der ſpäteren Polenſchwärmerei ſtand, erſehen wir daraus, daß er zur Zeit ihrer Blüte 1831 die Teilung Polens als Pflicht der preußiſchen Könige verteidigte. „Die Polen“, ſagte er zum Kanzler von Müller, „wären doch untergegangen, *mußten* nach ihrer ganz verwirrten Sinnesweiſe untergehen; ſollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Öſter-reich zugriffen?“ (S. 239). Arnold meint, daß gerade Friedrichs des Großen immenſe Kulturarbeit in ſeinen neuen polniſchen Landes-teilen Goethe die Anregung gab, ſeinen Fauſt auf dem Höhepunkte menſchlicher Exiſtenz mit vielen feinen Zügen aus dem Porträt

**) Erſter Band. Von den Anfängen bis 1800. Halle a. S. (Verlag von Max Niemeyer).

des greiſen Monarchen und despotiſchen Aufklärers auszuſtatten“ (S. 230). Von jenem oben erwähnten Aufſatze Goethes aber nimmt auch Arnold wie vor ihm Suphan an, daß er erſt nach der zweiten Teilung Polens entſtanden ſein könne, „ob zu einer Antwort auf eine irgendwoher eingelaufene Anfrage oder zu einer ſpontanen Eingabe oder als Niederſchrift eines augenblicklichen Einfalls“ glaubt Arnold nicht entſcheiden zu können. Dagegen will er „nationale Motive“ Goethes ausgeſchloſſen ſehen, weil Goethe eine höhere Kultur der niederen Klaſſen anſtrebe. Es bleibt indeſſen, wie Suphan mit vollem Rechte betont hat, trotzdem eine deutſch-nationale Arbeit, wenn Goethe den neuen preußiſchen Unterthanen durch Anteilnahme an deutſcher Sprache auch Anteil an einer höheren Kultur verſchaffen will. Und eben bei den Wünſchen nach einer kräftigeren Abwehr des den preußiſchen Oſten bedrohenden Polentums iſt in den letzten Monaten (Schleſiſche Zeitung 1901 Nr. 97) wieder Goethes Vorſchlag hervorgeholt und erwogen worden. Bei Goethe haben bei Abfaſſung ſeines Aufſatzes jedenfalls mitgewirkt die eigenen Eindrücke der polniſchen Wirtſchaft auf ſeiner kurzen Reiſe nach Oberſchleſien und Krakau. Vielleicht hat er auch von dieſen Reiſeeindrücken ebenſo wie früher von ſeiner Schweizer Fahrt Schiller erzählt, als dieſer bei der Vorarbeit für ſeinen „Demetrius“ eine Anſchauung des polniſchen Weſens und Unweſens zu gewinnen ſich bemühte. Schiller konnte ja nicht an einen Beſuch der Jagellonenſtadt Krakau denken, wie Hebbel ihn für ſeinen „Demetrius“ eigens unternahm. Schillers Verkehr mit dem Polenfreunde Joh. Fr. Albrecht, der den Oſten kannte und in einer von Arnold (S. 174) ſcharf verurteilten Schriftſtellerei behandelte, fällt in viel frühere Zeit. Schon in den „Räubern“ hatte Schiller den Namen Koſinski, den neuerdings Sudermann in ſeiner „Schmetterlingsſchlacht“ zu humoriſtiſcher Verwertung wieder den „Räubern“ entlehnte, aus einer Aufſehen erregenden polniſchen Verſchwörung von 1771 entnommen (S. 65). Für den Leo Sapieha, der „wie ein mächtiger Pfeiler das Rieſengewölbe des erſten Aktes“ von Schillers „Demetrius“ trägt, fand und benutzte Schiller das Vorbild in dem Fürſten Kazmierz Sapieha, den Marſchall für Litauen auf dem langen Reichstag und rühmlichen Mitkämpfer Kosciuſzkos (S. 197 f.).

Sapiehas Rolle selbst ist dagegen von Schiller frei erfunden. Die Quellen der Demetriusgeschichte, die Arnold im einzelnen erörtert, wissen nichts von diesem Veto, durch das Schillers Reichstag zerrissen wird. Nach Arnolds Untersuchung lehnte sich Schiller übrigens mit Absicht an die älteren Quellen an, wie Connors Beschreibung des Königreichs Polen von 1700 und die polnische Chronik Lauterbachs von 1727, um ähnlich, wie es beim „Tell" durch Hilfe Tschudis glückte, den einfältig schlichten, altväterischen Ton zu treffen. Und gerade je genauer man Schillers Dichtung mit seinen dürftigen Quellen vergleiche, um so höhere Bewunderung fordert Arnold „angesichts der genialen, vor- und nachher von keinem Dichter, auch von keinem polnischen, erreichten, geschweige denn überbotenen Rekonstruktion einer zeitlich, kulturell und national so ferneliegenden Periode. In den 800 Versen der Krakauer Szene liegt die Geschichte von Jahrhunderten: die Schwäche der königlichen Zentralgewalt trotz äußerlicher Majestät, der selbstsüchtige Ehrgeiz der Magnaten, die Korruption der bettelhaften kleinen Szlachta, aber auch die zuletzt doch fruchtlose großartige Aufopferung einzelner Patrioten: all dies, für das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ebenso wahr wie für den Beginn des siebenzehnten, vereint sich zu einem geschichtlich und dichterisch gleich wertvollen Kolossalgemälde."

Arnold liefert mit dieser Besprechung des Demetrius-Bruchstücks eine Ergänzung zu seinem hübschen Vortrage „Schillers dramatischer Nachlaß"[45]), in dem er den „Menschenfeind" und „Demetrius" absichtlich beiseite ließ. Gerade die Beschränkung auf die unbekannteren, aber wichtigen Pläne, wie Themistokles, Prinzessin von Zelle, Warbeck, das Schiff, Polizei und Kinder des Hauses, ermöglichte es Arnold innerhalb des enger gezogenen Vortragsrahmens diese Entwürfe in anschaulicher Weise zu charakterisieren und von diesen Plänen aus Schillers ganzes dramatisches Schaffen zu beleuchten. Schillers Dramen, deren Betrachtung Karl Weitbrecht bereits vor vier Jahren ein eigenes Buch gewidmet

[45]) Sammlung gemeinnütziger Vorträge; herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 270. Prag 1901 (Kommissionsverlag Fr. Haerpfers Buchhandlung).

hat (vgl. XIII, 330), werden auch in seiner neueren theoretischen Untersuchung über die Bedingungen von Stoff und Handlung, die Wichtigkeit der Charaktere, die Kompositionsgesetze und Sprache des Dramas naturgemäß fortwährend als Beispiele angezogen.[46]) Gleich im ersten Abschnitt, in dem er als das Wesen des dramatischen den Willenskonflikt bezeichnet, exemplifiziert er auf die Einleitungsszene der „Räuber". Wie hier nicht die Thatsache und der Inhalt des Briefes unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen, sondern die Frage, was Franz mit diesem Briefe beabsichtige, und was dann wieder Karl wollen werde, so sei stets im Drama das Wesentliche „nicht eine äußere Begebenheit als solche, vielmehr ein menschliches Wollen, das sich in irgend einer Weise an der Begebenheit entfaltet, sei's als ihre Folge, sei's weiterhin als Veranlassung von neuen Begebenheiten". Dies Wollen müsse aber auf Widerstand stoßen. Der Abfall der ganzen Friedländischen Armada zu den Schweden z. B. gäbe nur den Gegenstand für einen epischen Bericht. Erst durch Oktavios Eingreifen, das Wallensteins Willen durchkreuzt, entstehe ein dramatisches Spiel. Der Stoff allein ist selten an sich dramatisch. Goethe sah in der Tellsage eine Reihe von Begebenheiten und Massenkämpfen, nicht sonderlich geeignet, „die Prozesse des Willens und seiner Konflikte im Werden zu zeigen". Erst der geborene Dramatiker Schiller habe in den schwierigen und widerspenstigen Stoff eine dramatischen Gestalt hineingeschaut (S. 75). „Er bildete eine dramatische Handlung, die nicht auf die Willenskonflikte eines Einzelnen oder Weniger gestellt ist, sondern auf den Willen eines ganzen Volkes; und dieses legt sich wieder in eine Anzahl von typischen Vertretern auseinander, von denen jeder seine besonderen Konflikte hat, die aber alle wieder zu einem großen Gesamtkonflikt hindrängen." Weitbrecht fordert auf zur Vergleichung des „Wilhelm Tell" mit Hauptmanns „Florian Geyer" (vgl. XII, 178), um einen Maßstab für Schillers Umsetzung epischer Massenkämpfe in dramatisches Spiel zu gewinnen. Was Schillers dramatische Kunst in „Verdichtung eines riesig umfangreichen Rohstoffes in eine unglaublich knappe dramatische Handlung"

[46]) Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Ästhetik. Berlin 1900 (Harmonie. Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst).

zu leiſten vermochte, zeige ſein „Wallenſtein". Ausführlich legt Weitbrecht dieſe organiſierende Phantaſiethätigkeit in Ausſcheiden und Neuerfinden an „Maria Stuart" [47]) dar (S. 90—97), während er an „Don Karlos" erläutert, wie weit dem Dichter ein Abweichen von der Geſchichte geſtattet ſei (S. 139). Der hiſtoriſche Karlos-Charakter wäre für das Drama unbrauchbar geweſen. Nur ſoweit der Held durch ſeinen Willen zu intereſſieren vermöge, ſei er ein dramatiſcher Charakter. Karl Hauptmann („Aus meinem Tagebuch") hat die allgemeine Definition gegeben: „Charaktere ſind Kampfgrößen". Aus dieſer Anſchauung heraus tadelt Weitbrecht denn auch den Goetheſchen Egmont, der ohne ſein eigentliches Zuthun in Konflikte gerät, während er Hamlet gegen die Goetheſche Erklärung der Willensſchwäche nachdrücklichſt in Schutz nimmt. Aber nicht blos die energiſche Anſpinnung des Willenskonfliktes, ſondern auch ihre Steigerung obliege dem Dramatiker. Während bei Wildenbruch z. B. der kräftige Einſatz des erſten Aktes ſich bald abſtumpfe, habe ſich Schiller ſchon in ſeinen „Räubern" durch Überbietung der erſten Akte im vierten und fünften als der geborene Dramatiker erwieſen. Nur in der „Jungfrau von Orleans" gewahrten wir ein übles Nachlaſſen, woran die Durchlöcherung des ſtrengen Zuſammenhangs der Willensvorgänge und ihrer Folgen durch Wunder und Zufälle die Schuld trage. Der Abneigung gegen die romantiſche „Jungfrau von Orleans" hatte Weitbrecht ſchon in ſeinem früheren Buche Ausdruck gegeben. Ich vermag ihm hierin ſo wenig beizupflichten, wie bei ſeiner ungerechten Verdammung Sudermanns, wie ſeiner Behauptung (S. 245), im Drama ſei jedes überflüſſige Wort ſchädlich, die Wirkung abſchwächend. In Befolgung dieſes Urteils müßte der poetiſche Schmuck des Dramas ja zuſammenſchrumpfen, wie Leſſing nach ſeiner Theorie die Fabel ihrer breiten Behaglichkeit entkleidete. Ob man auf Sophokles und Euripides, Shakeſpeare, Calderon oder Grillparzer blickt, nirgends iſt eine ſolche Beſchränkung der dramatiſchen Rede anzutreffen. Weitbrecht

[47]) Als zehntes Bändchen ſeiner praktiſchen „Erläuterungen zu Meiſterwerken der deutſchen Litteratur" hat Albert Zipper einen Kommentar zu „Schillers Maria Stuart" veröffentlicht. Leipzig 1900 (Reclams Univerſal-Bibliothek Nr. 4113).

freilich tadelt seinem Standpunkt gemäß auch die Einführung des redseligen alten Kellermeisters bei Terzkys Banket, wie er auch mit der Einführung von Deveroux und Macdonald als einer zu breiten Episode (S. 108) unzufrieden ist.

Aber in der Hauptsache wird Weitbrecht gerade durch die erneute Prüfung der Theorie und Technik des Dramas zu erneuter Bewunderung von Schillers gewaltigen Leistungen geführt, angesichts deren „all das Geschwätz moderner Schein- und Kleingrößen, als ob Schillers dramatische Kunst veraltet sei", zu Boden sinkt. Und in dieser Überzeugung hat er zur Bekämpfung der Märe vom veralteten Schiller fünf seiner Schillerreden und -studien zusammengestellt,[48]) die den Nachweis führen sollen, daß Schiller „weit entfernt veraltet zu sein, geradezu wieder modern wirkt, d. h. verschiedenen wesentlichen Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkommt und richtunggebend für die Zukunft werden kann". Den Vortrag über Schillers „Lyrik an zwei Jahrhundertwenden", die eigentliche pièce de résistance des Sammelbandes, haben wir bereits XVI, 474 kennen gelernt. Die „Maifestrede", wie die beiden Reden „Von der Größe" führen den gesunden Grundgedanken durch, daß die Quelle von Schillers dichterischer Größe im Menschen zu suchen sei. Auch die beiden andern Abhandlungen, „Schiller in der Gegenwart" — „Der junge Schiller und das moderne Drama" wiederholen nur oft Gesagtes. Daß Weitbrecht gegen lebende Dramatiker nicht gerecht ist, macht sich auch hier wie in seinem eben besprochenen Buche bemerkbar. Wenn er aber (S. 48) zugiebt, das deutsche Drama könne auch über Schiller hinausschreiten, vorausgesetzt, daß es genug von ihm gelernt habe, so ist der Versuch, eine solche Weiterentwickelung geschichtlich nachzuweisen, von Martin Berendt mit überraschender Kühnheit und Originalität unternommen worden.[49]) An heftigem Widerspruche wird es Berendt nicht fehlen, und auch ich selbst bin weit davon entfernt, ihm in allem zuzustimmen. Allein wenn mich auch die Verdammungs-

[48]) Schiller und die deutsche Gegenwart. Stuttgart 1901 (Verlag von Adolf Bonz und Co.).

[49]) Schiller—Wagner. Ein Jahrhundert der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas. Berlin 1901 (Verlag von Alexander Duncker).

edikte, die gegen mich losdonnerten, als ich 1893 zuerst für Richard Wagner den ihm gebührenden Platz in der Litteraturgeschichte forderte, nicht im Geringsten zu beirren vermochten, so gewährt es mir doch Genugthuung, den seitdem überraschend schnell sich vollziehenden Fortschritt zu einer gerechteren, zur geschichtlich allein zutreffenden Auffassung von Wagners Stellung in der deutschen Litteraturgeschichte zu beobachten. Freilich mußte angesichts der französischen Betonung des Dichters Wagner, wie sie z. B. von Alfred Ernst (l'œnvre poétique de R. Wagner 1893), H. Lichtenberger (R. Wagner poète et penseur 1898), J. G. Fresson (l'esthétique de R. Wagner 1893) verkündet wurde, es allmählich auch den Litteraturgeschichtschreibern in Deutschland dämmern, daß sie mit der bisher geforderten Aussperrung des größten deutschen Dramatikers aus der deutschen Litteraturgeschichte nicht lange mehr Glück haben dürften. „Der Sonnenaufgang läßt sich nicht verhängen." Und die Hoffnung auf fernere erfolgreiche Abweisung des bloßen Musikers Wagner mußte um so mehr schwinden, als bereits von Seiten der Schule mit Nachdruck die Berücksichtigung des Dichters Wagner in der Litteraturgeschichte gefordert wurde (Rudolf Merklein, „R Wagner und das Gymnasium" 1893; Alex. Wernike, „Gebührt Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur?" 1898 in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht" und „Wagner als Erzieher" 1899). Anderseits muß die geschichtliche Betrachtung Wagners immer wieder auf Lessing und Schiller, Goethe, die Brüder Grimm und romantische Dichter wie Fouqué und Hoffmann zurückführen. Und wäre es nur Schillers oft angeführte Briefstelle vom 29. Dezember 1797 über sein Vertrauen zur Oper, aus der das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte, so müßte sie allein schon veranlassen, dem Verhältnis von Wagners dramatischem Schaffen zu Schillers Dichtung nachzuforschen. Dies hat denn Berendt gethan, indem er die verbindende Linie zwischen den beiden Höhepunkten in der Entwickelung des deutschen Dramas, Schiller und Richard Wagner, gezogen hat.

Obwohl Berendt erwähnt, daß von Wagner 1871 die berechtigte Selbständigkeit des bloßen Wortdramas neben dem musikalischen Drama ausdrücklich betont worden sei, und obwohl er

ſelbſt auf die Zukunft dieſes rezitierenden Dramas Hoffnungen ſetzt, zeigt er ſich ihm in der Vergangenheit nicht ganz gerecht. Überblicke ich die Geſamtheit von Wagners eigenen Äußerungen über Schillers Dramen, ſo lautet das Urteil viel bewundernder, keineswegs ſo bedingt und blos teilweiſe anerkennend wie bei Berendt. Wie es zu des Meiſters Ärger früher unter ſeinen Anhängern Leute gab, die durch ihre Begeiſterung für die Wagneriſche Muſik zu Verkennung der Größe und Verdienſte ſeiner muſikaliſchen Vorgänger verleitet wurden und dadurch den lauernden Feinden der guten Sache erwünſchte Angriffsziele ſchufen, ſo ſcheint mir Berendt auf einem gefährlichen Wege, wenn er in Wagners Werken die Vollendung, in denen Schillers „nur einen erſten kühnen Verſuch“ zur Schaffung des deutſchen Dramas ſehen will (S. 39). Vor ſolchem Mißgriff möchte ich bei aller ſonſt dem Buche zu zollenden Anerkennung doch aufs ernſtlichſte warnen. Zweifellos ſtoßen wir bei Schiller auf Szenen, in denen das pragmatiſch-hiſtoriſche nicht im rein poetiſch-menſchlichen aufgegangen iſt. Z. B. in der Staatsratsſitzung in „Maria Stuart“ wird nur eine außergewöhnlich gute Darſtellung hinwegzutäuſchen vermögen über dieſen peinlichen Stoffreſt. Aber Berendts grundſätzliche Verurteilung des hiſtoriſchen Dramas wird mir durch derartige Schwächen noch nicht annehmbar. Er feiert einerſeits Schiller als den erſten Bahnbrecher und Pfadfinder des neuen dramatiſchen Prinzips (S. 116), deſſen ſiegreiche Vollendung er bei Wagner findet, und führt gleichzeitig die Schwäche von Meyerbeers hiſtoriſchen Opern auf die Theatermache zurück, mit der Schiller den Konflikt zwiſchen dem hiſtoriſchen und idealen Element zu verdecken ſuche (S. 101). Während er bei Betrachtung der zwiſchen Schiller und Wagner auftretenden bedeutendſten Dramatiker auf Grillparzer mit verſtändnisvoller Liebe eingeht, begeht er an Hebbel die Vergewaltigung, ihn dem jungen Deutſchland einzureihen (S. 87). Berendts Urteile über Hebbel fallen infolgedeſſen völlig ungerecht und verkehrt aus. Er ſieht in Hebbels Dramen die Zeichen einer politiſchen Verfallzeit, während ſie thatſächlich ähnlich wie Wagners Werke Zeichen der dem politiſchen Aufſchwunge zuſtrebenden Erneuerung des deutſchen Volksgeiſtes ſind. Berendt macht ſich in ſeinem Buche

überhaupt einer bedenklichen Geſchichtskonſtruktion ſchuldig. Den Zuſammenhang zwiſchen dem entſcheidenden Siege des Wagneriſchen Geſamtkunſtwerks im Jahre 1876 und dem Jahre 1870, „Deutſcher Kunſt und deutſcher Politik", kann nur blinder Haß oder gehäſſige Blindheit leugnen. Aber wie die Schaffung von Wagners Werken in die Vorbereitungsperiode unſerer nationalen Einigung fällt, ſo ſind Schillers „Jungfrau" und „Tell" ſchon Vorboten des Geiſtes, der, von den Staatsleitern freilich nicht geahnt, in der Jugend erwacht war und 1813 zur rettenden That ward. Berendt behauptet dagegen: die politiſche Erniedrigung Deutſchlands im letzten Jahrzehnt von Schillers Leben habe ein wirkliches Drama unmöglich gemacht, während für Schillers Jugenddramen noch in den Thaten Friedrichs des Großen die einem lebendigen Drama nötige Grundlage vorhanden geweſen war (S. 30). Das eine iſt ſo wenig zutreffend wie das andere. Und widerſpricht ſich nicht Berendt ſelbſt, wenn er für Schillers Werke in den achtziger Jahren dieſe Nachwirkung des großen Preußenkönigs entſcheidend hinſtellt, für die dramatiſche Schwäche von Goethes Dramen in den ſiebziger Jahren aber die politiſchen Zuſtände Deutſchlands verantwortlich macht und die Litterarhiſtoriker tadelt, die von einem perſönlichen Mangel Goethes an dramatiſcher Begabung ſprechen (S. 24)? Dieſen perſönlichen Mangel hat doch bereits Schiller in Briefen an den Freund hervorgehoben und Goethe ſelbſt anerkannt. Aber auch Berendt ſelbſt, der uns S. 13 eine begeiſterte Schilderung des ſieghaften Jünglings Wolfgang entwirft, erkennt dieſen perſönlichen Mangel Goethes an, wenn er ſagt, Goethe habe in einer freieren Form, die über die Grenzen des Bühnendramas hinausging, ſeine mächtigen Gefühle ausgeſtrömt. So ſei der „Fauſt" dem Gehalte nach das bedeutendſte deutſche Drama geworden (S. 114), aber „eine dramatiſche Behandlung des dramatiſchen Stoffes war darin von vornherein aufgegeben" (S. 15).

Der Vollendung der deutſchen Poeſie in Goethes Lyrik ſtellt Berendt (S. 28) ſchön und treffend Schiller gegenüber, der ſofort mit der ganzen Glut ſeines Weſens, mit ſeinem innerſten Denken und Fühlen ſich in das aufgeregte politiſche Leben vertiefte und in dem für die Bedürfniſſe der Bühne zugeſchnittenen Drama ſich

bethätigte, während alle anderen Formen der Poesie für ihn nur Nebenwerk und Erholung waren. Während Goethe seine geschichtlichen Helden nur durch die allgemeinen Umrisse der Historie einengte (S. 35), habe Schiller den historischen Stoff in voller Breite entwickelt und durch diese unpoetische Helle des Staatslebens und der bürgerlichen Gesellschaft seien seine Gestalten verhindert, ihre rein menschliche Natur in all ihrer Herrlichkeit und Furchtbarkeit auszuleben. Diesem Tadel Berendts gegenüber will ich nur erinnern, wie begeistert Richard Wagner gerade diese breite Schilderung des historischen Milieus in Schillers „Don Karlos" gepriesen hat. Selbst Shakespeare habe die von Schiller hier beschrittene Sphäre des Erhabenen nicht gekannt. In welcher Sprache der Welt, bei Spaniern, Italienern oder Franzosen, fänden wir Menschen aus den höchsten Lebenssphären in den höchsten und zartesten Affekten mit solch vornehmer, menschlich adeliger Natürlichkeit wie bei Schiller? Beim „Wallenstein" findet freilich auch Richard Wagner, daß Schiller durch die Sprödigkeit des geschichtlichen Stoffes hier es nicht mit Shakespeares historischen Dramen aufnehmen könne. Und gegen den „Wallenstein" hegt denn auch Berendt die meisten Bedenken. Bei seinen Angriffen geht er indessen zum Teil von ganz falschen Voraussetzungen aus. Niemals hat Schiller daran gedacht, Wallenstein zum Träger des Kampfes der freien, genialen Persönlichkeit und lebendiger Fortentwickelung gegen erstarrte Tradition zu machen (S. 49 und 56), und deshalb fiel es ihm auch nicht ein, Oktavio als Heuchler zu brandmarken. Angesichts des bestimmten Wortlauts von Schillers eigenen brieflichen Erklärungen geht es doch nicht an, Schiller eine ganz andere Auffassung aufzuzwingen und ihm dann vorzuwerfen, daß seine Gestaltung ihr nicht entspreche. Richtig dagegen hat Berendt aus Wallensteins Geständnissen V. 3420/54 und 3656/60 herausempfunden, daß in Wallensteins rücksichtsloser Abweisung von Max' und Theklas Herzensbund ein tragischer Zug enthalten ist (S. 51), er mit dieser Wegstoßung des Freundes sich selbst vernichte. Auch die Parallele des Kampfes zwischen Liebe und Ehrenpflicht bei Corneilles Cid und Schillers Max Pikkolomini (S. 46) ist Berendt wohl gelungen, und ansprechend ist auch seine Ausspinnung des Gedankens, daß

wir Egmonts Klärchen uns ebenso handelnd vorstellen könnten wie Beethovens Leonore (Fidelio).

Die Gegenüberstellung Shakespeares und Schillers, die bei Berendt zu Gunsten Shakespeares ausfällt, hat der neueste Herausgeber des „Makbeth“ [50]) bezüglich der Komposition der „Räuber“ und des „Makbeth“ durchgeführt. Während „König Lear“ darunter leide, daß die Katastrophe der Haupthandlung von der Nebenhandlung gleichsam erdrückt würde, zeigten die „Räuber“ gleich dem „Makbeth“ die kraftvolle Herausarbeitung der beiden Höhepunkte, die Doppelschuld von Franz und Karl im ersten und die Katastrophe beider Brüder im letzten Aufzug. Die Gefahr, daß die dazwischen liegenden Akte abflachten, habe aber Schiller trotz der Glanzpunkte des Abends am Donauufer, der Kosinskiepisode, des Wiedersehens Karls und Amalias, der Entdeckung des eingekerkerten alten Moors nicht ganz überwunden. Die Flügelkraft der anfangs so gewaltig dahinstürmenden Handlung erlahme in der Mitte merklich. Die im Zusammentreffen Karls mit Amalia liegende Gelegenheit für eine großartige, die Umkehr bezeichnende Wirkung durch gegenseitiges Erkennen, dieser Einschnitt mit dem Höhepunkte sei von Schiller nicht ausgenützt, wie es von Shakespeare geschah im Ausbruch von Lears Wahnsinn, in Makbeths Enthüllung seines bösen Gewissens beim Auftauchen von Banquos Geist. Wenn Konrad den ästhetisch unklaren Naturalismus der Pförtnerszene und das scheußliche Abschlachten der Familie Makduffs vor unseren Augen tadelt, so hätte man dabei ein anerkennendes Wort für Schillers Umgestaltung, beziehungsweise Weglassung der Auftritte erwartet. Aber in der ganzen umfangreichen Einleitung ist Schillers Makbethbearbeitung so wenig erwähnt, wie in Fr. Theodor Vischers Othello-Vorlesungen der Othello-Bearbeitung Schillers gedacht ist. Dagegen hat Vischer bei der im gleichen Bande [51]) enthaltenen

[50]) Shakespeares Macbeth, übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Hermann Conrad. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger).

[51]) Vorträge von Fr. Theodor Vischer. Für das deutsche Volk herausgegeben von Robert Vischer. Zweite Reihe: Shakespeare-Vorträge. III. Band: Othello. König Lear. Stuttgart 1901 (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger)

Einleitung zu „König Lear“ das Symboliſche im Haideſturm Shakeſpeares und dem Unwetter, das nach Tells Gefangennehmung hereinbricht, mit einander verglichen. Bei beiden Dichtern verſinnbildlicht ſich im Aufruhr der Natur der in der ſittlichen Welt ausgebrochene Zwieſpalt, wie Schiller dies ſeinen Fiſcher Rudi auch unmittelbar ausſprechen läßt.

Das Verhältnis Schillers zu Shakeſpeare wird man, ſo viel auch darüber ſchon geſagt worden iſt, ſtets von neuem mit Nutzen unterſuchen, denn alle Fragen dramatiſcher Technik, die Abhängigkeit des Genies von ſeinem Volke und ſeiner Zeit, alles drängt hier zur Erörterung. Dagegen erſcheint nach Guſtav Reinhards eingehender Unterſuchung (vgl. XVI, 410) eine nochmalige Erörterung von Schillers Einflüſſen auf Theodor Körner, wie Rudolf Nagl ſie bietet[52]), recht überflüſſig. Nagl erinnert bei der „Sühne“ an Schillers wiederholte Behandlung des Motivs der feindlichen Brüder und Fieskos irrtümliche Ermordung der eigenen Gattin, bei Körners „Hedwig“ an Schillers Räubermotiv, bei Eleonore in Körners „Roſamunde“ an die Königin Iſabeau in der „Jungfrau“ und vergleicht die Liebespaare in „Zriny“ und „Wallenſtein“. Etwas komiſch berührt Nagls wiederholte Verſicherung, daß zur Überſchätzung von Körners Dramen ſeitens ſeiner Zeitgenoſſen vor allem Goethes lobende Urteile beigetragen hätten, Urteile, die doch erſt in den ſiebziger Jahren bekannt geworden ſind. Bei Körners „Sühne“ wirft Nagl die Frage auf, ob wir es hier mit einer Schickſalstragödie wie angeblich auch bei der „Braut von Meſſina“ und der „Ahnfrau“ zu thun hätten; die „Braut“ ſtelle ſich nach ſeiner Meinung bei genauerer Prüfung als eine Charaktertragödie heraus mit Beatrice als Heldin des Stückes. Eine Charaktertragödie iſt nun Schillers antikiſierendes Drama von den feindlichen Brüdern gewiß nicht. Die eingehende hiſtoriſche Unterſuchung, die allein über Schillers Anteil und Beförderung an der Schickſalsidee im

---

[52]) Theodor Körner als Dramatiker mit beſonderer Berückſichtigung Schillerſchen Einfluſſes. 35. Jahresbericht des niederöſterreichiſchen Landes-Real- und Obergymnaſiums. Stockerau 1900 (Im Selbſtverlage des Landes-Real- und Obergymnaſiums).

modernen Drama Antwort geben kann,[53]) hat in muſtergiltiger Weiſe Jakob Minor im neunten Bande des Grillparzerjahrbuchs geliefert in ſeiner Studie „Zur Geſchichte der deutſchen Schickſalstragödie und zu Grillparzers Ahnfrau“. Minor weiſt das Anwachſen der fataliſtiſchen Ideen, die ſchon bei Andreas Gryphius auftauchten, im 18. Jahrhundert nach. In Leſſings „Horoskop“ ſei das Motiv der leidenſchaftlichen Nachfrage zu eigenem Unheil aus „König Ödipus“ verwendet, wie es nach Arnold auch in Schillers Plan zu „Narbonne“ („Kinder des Hauſes“) im Mittelpunkte wirkte. Goethe fügt in der letzten Faſſung der „Iphigenie“ noch das fatale Requiſit ein, „jenen alten Dolch, der grimmig ſchon in Tantals Haus gewütet“. Beſondere Bedeutung ſchreibt Minor mit Recht Herders Aufſatz „Das eigene Schickſal“ im dritten Horenſtücke zu, während er Goethes Aufſatz „Shakeſpeare und kein Ende“ von 1814 zu Goethes ſchwächſten Arbeiten verweiſt. Epochemachend dagegen nennt er die dichteriſche Verwendung der Schickſalsidee in den „Xenien“ (Nr. 407). Zwar der „Wallenſtein“ ſei, ſoviel Schiller auch während der Arbeit vom Schickſal ſprach, doch keine Schickſalstragödie, weil in ihm „der Glaube an das Schickſal oder an ſeinen Spruch nur die Meinung der handelnden Perſonen iſt,[54]) die durch den Verlauf der Begebenheiten widerlegt wird“. Auf Grund der Prüfung ſeines umfangreichen Materials kann Minor die Definition aufſtellen, Schickſalsdrama ſei jene Tragödie, „in welcher das Schickſal als eine perſonifizierte Macht, die Ereigniſſe vorausbeſtimmend und thätig bewirkend, gedacht iſt“. Dieſe Ideen hatten, wenn ſie auch erſt zwiſchen 1815 und 25 das deutſche Drama beherrſchten, ſich doch ſchon vor der „Braut von Meſſina“ in der deutſchen Dichtung feſtgeſetzt, wie Arnold in ſeinem Vortrag über Schillers dramatiſchen Nachlaß (ſ. o.) denn auch Schillers

[53]) Jahrbuch der Grillparzer-Geſellſchaft. Redigiert von Karl Glossy. Neunter und zehnter Jahrgang. Wien 1899 und 1900 (Verlag von Karl Konegen).

[54]) Der an Herders Worte anklingende Vers 962: „In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne“ wird übrigens nicht, wie Minor angiebt, von Buttler, ſondern von Illo geſprochen; der gleiche Gedanke kehrt wieder in den „Piccolomini“ V. 1840 und in der „Jungfrau von Orleans“ V. 2821, wie er ſchon in Goethes „Iphigenie“ V. 493/4 ſich vorfindet.

Entwurf zu einem zweiten Teile der „Räuber“ ohne weiteres als Schickſalstragödie in Anſpruch nimmt. Minor macht aufmerkſam, daß einerſeits das erſte Hervortreten der Schickſalsidee zeitlich mit dem Rückgang der Aufklärung zuſammenfalle, derſelben Wurzel, wie die Romantik entſtamme, anderſeits ein Widerſpruch klaffe zwiſchen Schillers Kantianismus, der die Freiheit des Menſchen predige, und dem Dichter, der im „Ring des Polykrates“, in „Hero und Leander“, in „Kaſſandra“ und der „Braut von Meſſina“ alle Herzen unter des furchtbaren Schickſals Gewalt beuge. Aber Schiller verſtehe es eben auch, das große gigantiſche Schickſal fühlbar zu machen, wo die Müllner und Houwald mit blind tückiſchen Zufällen, kleinlichſten und verlegenſten Mitteln Kaſuiſtik und Kriminaliſtik treiben. Selbſt Schillers Auffaſſung des fortwirkenden Fluches in der „Braut“ baut ſich auf dem Stammescharakter auf (S. 62) und unterſcheidet ſich von der Fluchwirkung bei Müllner und Werner. Goethes Anteil an der Entſtehung von Werners „Vierundzwanzigſtem Februar“ wird von Minor unter Heranziehung der ſtofflich verwandten Stücke von Lillo und Moritz eigens erörtert (S. 54).

Die Frage nach der dramatiſchen Verwertung der Schickſalsidee wird auch im zehnten Bande des Grillparzerjahrbuchs geſtreift in Alfred von Bergers Aufſatz „Das Glück bei Grillparzer“, doch ohne vergleichenden Ausblick auf Schillers Gebrauch des Wortes und Begriffes. Dagegen verweiſt Fr. Jodl in der Unterſuchung von „Grillparzers Ideen zur Äſthetik“ wiederholt auf Übereinſtimmungen und Gegenſätze zu Schillers äſthetiſchen Schriften hin. Einen mittelbaren Beitrag zu Grillparzers Verhältnis zu Goethe und Schiller liefert der verdienſtvolle Leiter der „Chronik des Wiener Goethevereins“ Rudolf Payer von Thurn in einer ſehr intereſſanten Studie über die Beziehungen des auf Grillparzer einflußreichſten ſeiner Wiener Freunde, über „Joſef Schreyvogels Beziehungen zu Goethe“. Dieſe Beziehungen, wie ſie während Schreyvogels Aufenthalt in Jena und Weimar ſich geſtalteten, waren keineswegs freundlicher Art. Als entſchiedener Gegner der Romantiker trat Schreyvogel auch ihrem Beſchützer und verehrten Meiſter Goethe polemiſierend gegenüber. Wir erhalten erläuterte

Auszüge aus Schreyvogels verſchiedenen Aufſätzen, die ſich gegen Wilhelm Meiſter und Goethe richten. Aber als thatſächlicher Leiter des Burgtheaters hat Schreyvogel durch ſeine Bemühungen, Goethes Dramen neben denen Schillers in Wien einzubürgern[55]), ſich über ſolche Parteigegenſätze erhoben. Hat doch auch Eduard v. Bauernfeld[56]) die Mahnung Schreyvogels, ſich dem modernen Drama zuzuwenden, dahin kommentiert: „Ein Junger, der wahrhaftig lebendig iſt, lauſcht dem Pulſe der Zeit und giebt ihr, was ſie bedarf: ſo hat Goethe zu ſeiner Zeit gethan und jeder wahre Dichter. Auf Goethes Wegen muß es weiter gehen, oder es geht gar nicht.“ Mit dem „Götz von Berlichingen“ berührte ſich Bauernfeld in ſeinem „Franz von Sickingen“ (1849), deſſen Schweſter in der Schlußviſion den Helden wie Klärchen ihren Egmont auf die Zukunft verweiſt, und in den „Bauern von Weinsberg“ (1863). Motive aus Goethes „Geſchwiſtern“ ließ Bauernfeld in ſeinen „Geſchwiſtern von Nürnberg“ (1824) wieder aufleben und Lenz' „Soldaten“ ſuchte er 1863 zu einem Bühnenſtücke umzugeſtalten. Gerade mit dieſer Arbeit ſchloß er ſich dem von Schreyvogel ſo erfolgreich gegebenen Beiſpiele der Umarbeitung älterer Luſtſpiele an. Von Schreyvogels zweiaktigem Luſtſpiele „Die Witwe“, das Schiller auf die Empfehlung des Weimarer Profeſſors Fr. Schulz hin in das Schlußheft der „Neuen Thalia“ aufgenommen hatte, rühmte Schulz, „Die Witwe“ ſcheine ihm gleich hinter Goethes „Geſchwiſtern“ einen Platz zu verdienen. Die Zeilen von Schulz wie Alxingers Brief an Schiller vom 17. März 1796, mit dem er ſeinen Freund Schreyvogel als Dolmetſcher ſeines Herzens bei Schiller einführt, hat W. Vollmer in ſeiner Ausgabe des Schiller-Cottaſchen Briefwechſels, dieſer Fundgrube für die Schillerlitteratur, abgedruckt. Den Empfang von Alxingers Brief, dem auch ein Beitrag für die „Horen“ beilag, verzeichnet Schillers Kalender

---

[55]) Rudolf Lothar, das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin und Wien 1899 (Verlag von E. A. Seemann und der Geſellſchaft für graphiſche Induſtrie). Dichter und Darſteller herausgegeben von R. Lothar. 2. Band.

[56]) Emil Horner, Bauernfeld. Leipzig, Berlin und Wien 1900 (Verlag von E. A. Seemann und der Geſellſchaft für graphiſche Induſtrie). Dichter und Darſteller herausgegeben von R. Lothar. 5. Band.

*

unterm 21. März. Schreyvogel ſelbſt iſt weder in Ernſt Müllers kommentierter Ausgabe des Kalenders noch als Schillers Beſucher in den „Regeſten" genannt, mit denen Ernſt Müller der Schillerlitteratur eine höchſt erwünſchte und nützliche Gabe beſchert hat. Ich erinnere mich, wie Fr. Zarncke ſchon vor 22 Jahren mir gegenüber die Notwendigkeit ſolcher Regeſten für Goethes Leben und Werke betonte. Ernſt Müller wird im Vereine mit andern uns binnen Kurzem auch dies ſeit langem gewünſchte Buch liefern, nachdem er allein die gleiche Aufgabe für Schiller in ganz vorzüglicher Weiſe gelöſt hat.[57]) Gleichſam das Knochengerüſt einer vollſtändigen Biographie iſt hier ſoweit wie möglich mit Schillers eigenen Worten gegeben mit einer bei ausgeführten Biographien unerreichbaren reinen Sachlichkeit. Erlebniſſe, die Abfaſſung von Dichtungen und Briefe können wir Monat für Monat, oft Tag für Tag raſch feſtſtellen und überblicken. Die Überſichtlichkeit würde noch gewinnen, wenn in der zweiten Spalte die Arbeiten Schillers durch geſperrten oder Fettdruck hervorgehoben würden. In den als Fußnoten gegebenen allgemeinen Litteraturtafeln iſt mit ebenſo umfaſſender Kenntnis wie gutem Takte die unvermeidliche Auswahl getroffen worden. Zum 15. Dezember 1780 möchte ich bemerken, daß nicht die Privatpraxis, ſondern nur ihre Ausübung in Zivilkleidern dem Regimentsmedikus verboten wurde. Heinrich Voß iſt am Weimarer Gymnaſium wohl Profeſſor, aber nicht der Nachfolger des Direktors Böttiger geworden (S. 166). Man braucht Müllers Arbeit nicht erſt Verbreitung zu wünſchen; ſie wird ſich von ſelbſt als ein ebenſo zuverläſſiges wie raſch unentbehrlich werdendes Hilfsmittel bei Lehrern und Leſern einbürgern.

Für das Jahr 1779 verzeichnet Müller die Einfügung deutſcher Litteratur und Sprache in die Prüfungsfächer der Militärakademie. Über dieſen „deutſchen Unterricht an der Karlsſchule" hat Guſtav Hauber in der Fortſetzung ſeiner Mitteilungen aus

---

[57]) Regeſten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Mit einem kurzen Überblick über die gleichzeitige Litteratur. In tabellariſcher Anordnung bearbeitet. Leipzig 1900 (R. Voigtländers Verlag).

den Akten der Militärakademie (vgl. XV, 128) berichtet.[58]) Ein deutſcher Unterricht, wie er den Forderungen der Gegenwart entſprechen würde, konnte natürlich trotz der 1779 erfolgten Anſtellung von Karl Auguſt Göriz als eigenen Lehrers für deutſche Sprache und Litteratur an der herzoglichen Bildungsanſtalt ſo wenig wie ſonſtwo erteilt werden. Aber auf die Ausbildung des deutſchen Stils wurde immerhin beſondere Rückſicht genommen, ſo daß Schiller darin in keiner anderen Schule größere oder nur gleiche Förderung erfahren hätte. Von dem XV, 110 und XVI, 223 beſprochenen, angeblichen Schillerfunde glaubt Hauber, daß wir es in dieſem Aufſatze über den „Einfluß des Weibes auf die Tugend des Mannes" wirklich mit einer Arbeit Schillers zu thun hätten, deren Thema von Abel 1776 in ſeinen philoſophiſchen Vorleſungen geſtellt worden ſei. Daß der deutſche Unterricht bei den Zöglingen der Militärakademie nicht das Schreiben eines reinen Hochdeutſch zur Folge hatte, beweiſen auch die reichlichen Zuſammenſtellungen von Fr. M. E. Kaſch über „Mundartliches in der Sprache des jungen Schillers".[59]) In alphabetiſcher Folge verzeichnet Kaſch im erſten Teile ſeiner Arbeit Schillers mundartlichen Wortgebrauch,[60]) um dann im zweiten die Laute, im dritten die Formen zu beſprechen. In der Hauptſache beſchränkt er ſich auf die in den erſten fünf Bänden der Goedekeſchen Ausgabe enthaltenen Werke; Briefe ſind auch aus der ſpäteren Zeit herangezogen. Ebenſo ſind vergleichsweiſe Dichtungen von Weckherlin, Haug, Schubart, Uhland benutzt. Auf die Unterſcheidung von ſchwäbiſchen mit allgemeinen oberdeutſchen Eigenheiten iſt dabei kein Gewicht gelegt. Mit Schillers Arbeiten bis zum Eintritt in Weimar beſchäftigen ſich auch die „Erläuterungen der Jugendgedichte Schillers"

---

[58]) Sonderabdruck aus dem IX. Bande von Kehrbachs „Mitteilungen der Geſellſchaft für deutſche Bildungs- und Schulgeſchichte". Berlin 1899 (A. Hofmann und Comp.)

[59]) Inaugural-Diſſertation. Greifswald 1900.

[60]) Ein neues Hilfsmittel für die Feſtſtellung des Sprachgebrauchs des jungen Schillers bietet Hermann Fiſcher in ſeinem „Schwäbiſchen Wörterbuch", deſſen erſte Lieferung ſoeben ausgegeben wurde. Tübingen 1901 (Verlag der H. Laupp'ſchen Buchhandlung).

von Fritz Jonas.[61]) Gerade der ſprachliche Ausdruck der Gedichte der erſten und zweiten Periode wird durch Parallelſtellen aus den Dramen und Briefen wie aus Gedichten der Reifezeit in höchſt dankenswerter Weiſe erläutert. Von den 83 Gedichten der „Anthologie" nimmt Jonas 68 für Schiller in Anſpruch, da er davon ausgeht, daß Schiller in ſeiner Selbſtrezenſion der Anthologie nur eigene Gedichte, nicht die ſeiner Mitarbeiter beſprochen habe und alle die gleiche Chiffer wie die kritiſierten Gedichte tragenden Beiträge auch dem gleichen Verfaſſer, alſo Schiller angehörten. Die Erklärungen, auf deren Einzelheiten ich aus Raumrückſichten nicht eingehen kann, bewähren überall die prüfende Sorgfalt und kenntnisreiche Selbſtändigkeit des Herausgebers der langerſehnten kritiſchen Ausgabe der Schillerbriefe. Das „Plaudite!" in der Elegie auf J. Chr. Weckherlin geht zurück auf die bekannte Anekdote über den Lebensausgang des Kaiſers Auguſtus. Für die Kennzeichnung der Lauragedichte (S. 41) wäre in erſter Linie doch auf ihre weitaus beſte Charakteriſtik in Schillers „Jugend- und Wanderjahren" von Kuno Fiſcher (vgl. VII, 415) zu verweiſen geweſen. Auf Kuno Fiſcher und ſeine Schilderung von Schillers Philoſophie in erſter Reihe, dann aber auf ſo vieler Fachmänner ſchwerwiegendes Urteil möchten wir uns denn auch berufen, wenn im Gegenſatze zu ihnen F. Volkmann bei erneuter Betrachtung der Briefe über äſthetiſche Erziehung, welche ja allerdings das Weſentliche von „Schillers Philoſophie"[62]) enthalten, herausfinden will, daß der Wert von Schillers philoſophiſchen Schriften ausſchließlich in der vollendeten Ausdrucksform und dem belebenden Schwunge poetiſcher Begeiſterung liege. Iſt ſchon Kants ganze Transcendentalphiloſophie nach Volkmanns Anſicht voller Irrtümer (S. 23), ſo fördere Schillers Aufſtellung unerreichbarer Ziele erſt recht um keinen Schritt. Ob Volkmanns eigene Darlegung über die erziehenden Eigenſchaften der Philoſophie beſſeres bietet als Schillers Briefe, ſcheint mir weder durch den kritiſchen noch durch den poſitiven Teil ſeiner Schrift erwieſen. Gegenüber Volkmanns Optimismus, mit dem er das Beſtehen roher, kunſt-

[61]) Berlin 1900 (Druck und Verlag von Georg Reimer).

[62]) Berlin 1899 (Verlag von Fritz Rühe).

feindlicher Triebe in den breiteren Massen, vor denen Schiller als Zeitgenosse der französischen Revolution warnte, durch den Fortschritt des 19. Jahrhunderts für überwunden erklärt, sei nur an Zolas Schilderung in ‚L'Assommoir' erinnert, wie Coupeaus Hochzeitsgesellschaft die Kunstschätze des Louvre durchwandert.

Bei Erörterung der „Welt- und Lebensanschauungen im neunzehnten Jahrhundert" gesteht Rudolf Steiner,[63]) daß Schiller in seinen „Briefen über ästhetische Erziehung" ausgesprochen habe, wonach sich am Ende des 18. Jahrhunderts die Richtung des menschlichen Handelns bestimmte (S. 15). Die Romantik habe, indem sie die ganze Welt zu einem Reiche des Künstlerischen machen wollte, nur Schillers Satz aus den ästhetischen Briefen, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spiele, bis zu seinen äußersten Konsequenzen verfolgt (S. 74). Daß die Romantik zugleich eine Gegenströmung zu Fichtes Weltanschauung bilde, scheint mir nicht blos an sich eine sehr anfechtbare Behauptung Steiners (S. 73); er widerspricht ihr auch selbst, indem er zwei Seiten darauf die Romantiker bezeichnet als die Erben des Fichteschen Gedankens von der Einzigkeit des Ich. Um so treffender ist Steiners Beobachtung, daß die Romantiker mit ihrem Wunsche, den Menschen so frei wie möglich erscheinen zu lassen, zwar das Bekenntnis Goethes und Schillers, denen wir den innigen Bund zwischen Dichtung und Weltanschauung verdanken, aufgegriffen hätten. Allein Goethe habe durch Erforschung der Gesetzmäßigkeit der Natur, von deren Notwendigkeit auch die höchsten Kunstwerke Zeugnis ablegten, Schiller durch unabläßiges philosophisches Denken feste unerschütterliche Grundlagen für ihre Anschauungen geschaffen, während die Romantiker mit einem Satze in das Land der ästhetischen Freiheit sprangen. Seine Überzeugung von dem schroffen Gegensatze in Goethes Erfassen der Erscheinungen und Kants Denken hat Steiner bereits in seinem Buche über „Goethes Weltanschauung" (vgl. XIII, 302 f.) verteidigt. Wenn er das erste Kapitel seines neuen Werkes überschreibt, „Das Zeitalter Kants und Goethes", so bekennt er zwar, daß „von

[63]) Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf hundert Jahre geistiger Entwickelung. Band XIV und XIX. Berlin 1900 und 1901. (Verlag Siegfried Cronbach).

Kant und Goethe[64]) eine Weltanſchauungsgeſchichte des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang nehmen muß", allein er wiederholt auch, daß die Kantiſche Auffaſſung der Welt in allen weſentlichen Dingen den Gegenſatz zu der Goetheſchen bilde (S. 35 u. 44). Goethes günſtige Urteile über den Königsberger Philoſophen dürften uns darüber nicht täuſchen. Wohl habe Schiller, der als „durchaus ſelbſtändige Denkerperſönlichkeit ſich ſeinem Anreger Kant gegenüberſtellt" (S. 58), in der „zur Schönheit veredelten Tugendhaftigkeit eine Vermittelung zwiſchen Kants und Goethes Weltanſchauung gefunden" (S. 62). Doch ſei Schiller ſelbſt ſeit dem Studium des „Wilhelm Meiſter" mehr und mehr zu Goethes Vorſtellungsart hinübergezogen worden. Eine ſtreng einheitliche Weltanſchauung ſei Goethe eigen. Weil er den Menſchen nicht als ein Weſen neben den andern Naturgeſchöpfen anſah, ſondern von dem naturgeſchichtlichen Zuſammenhang des Menſchen mit den übrigen Lebeweſen ausging, ſei ihm die Entdeckung des Zwiſchenkieferknochens geradezu Bedürfnis (S. 11) geweſen zu einer Zeit, da die zünftige Forſchung der naturgemäßen Weltanſchauung Herders und Goethes noch durchaus widerſtrebte. Da Goethe glaubte, daß die ewigen Naturgeſetze im menſchlichen Geiſte offenbar würden, waren für ihn die Geſetze des Menſchengeiſtes die objektiven der Naturordnung ſelbſt (S. 37), der Menſch iſt ein Glied innerhalb dieſer Rolle von Notwendigkeiten. Und aus dieſer Weltauffaſſung gehe auch ſein Glaube an die Erkenntnisfähigkeit und innere Wahrheit der Phantaſie hervor (S. 69).

[64]) Goethe und Kant erſcheinen auch, der eine als Wortführer der Dichter, der andere an der Spitze der Philoſophen und Naturforſcher in Walter Bernards dramatiſchem Gedicht „Morgendämmerung" (Berlin 1901 Verlag Aufklärung), einer ſchwülſtigen und gedankenarmen Verherrlichung des großen, d. h. des 19. Jahrhunderts. Schiller iſt nur ſtummer Begleiter Goethes; letzterem ſind die Verſe in den Mund gelegt:

Weltſeele, komm' uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen,
Wird unſrer Kräfte Hochberuf.

Teilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter.
Zu dem, der Alles ſchafft und ſchuf.

Die früher verfochtene seltsame Meinung von einer Übereinstimmung zwischen Goethe und Hegel scheint Steiner selbst jetzt aufgegeben zu haben, wenigstens verhält er sich ablehnend gegen den 1841 in K. L. Michelets „Naturphilosophie" gewagten Versuch, Goethe und Hegel zusammenzukoppeln als Bahnbrecher einer spekulativen Physik der Zukunft und Vereiner der Spekulation mit der Erfahrung. Dagegen betont Steiner den Einfluß Goethes auf Schopenhauer in der Zeit vom Herbste 1813 bis zum Mai 1814 und geht dabei auch näher auf Goethes Farbenlehre ein (S. 126). Das unbeschränkte Selbstbewußtsein, das Schopenhauer selbst dem bewunderten und verehrten Meister gegenüber bethätigte, als dieser auf Schopenhauers Einwürfe gegen einzelne Punkte der Farbenlehre nicht eingehen mochte, hat auch Robert Saitschick als bezeichnend für Schopenhauers Charakter hervorgehoben.[65]) Gegenüber der lebendigen Vielseitigkeit Goethes, dessen Kraft im Leben, nicht im Denken lag, der sich durch keine Grenzen und Systeme einengen ließ, habe Schopenhauer, nach Saitschicks Meinung (S. 191), doppelt das Bedürfnis gefühlt, die Unabhängigkeit seiner mit energischer Bestimmtheit denkenden Natur zu behaupten. Die Laune, welche Schopenhauer abhielt, in Venedig Goethes Empfehlungsbrief an Byron abzugeben (S. 80), mag den Philosophen selbst später gereut haben. Gerade angesichts der Schilderungen von Schopenhauers, Lessings und Wagners Charakteren, die Saitschick nun seiner Seelenschilderung Goethes (vgl. XIV, 379) folgen ließ, lassen wir mit erhöhter Bewunderung das Bild von „Goethes Lebenskunst" an unserem Auge vorüberziehen, wie Wilhelm Bode in streng sachlicher Quellenerschließung es ebenso überzeugend wie anschaulich entworfen hat.[66]) Bode konnte hier zwar nicht den gelungenen Scherz wiederholen, Goethes eigene Äußerungen zu selbständig abgerundeten Reden zusammenzustellen, wie er es für Religion und Politik bereits gethan (vgl. XVI, 443), für Dichtung und andere Künste in Aussicht gestellt hat. Aber er hat aus Briefen, Gesprächen und andern Aufzeichnungen der mit Goethe Verkehrenden wie aus seinen eigenen

[65]) Genie und Charakter. Shakespeare. Lessing. Schopenhauer. Richard Wagner. Berlin 1900 (Ernst Hofmann & Comp.).

[66]) Berlin 1901 (E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung).

Werken mit Geist und Unparteilichkeit die Zeugnisse gesammelt, um Goethes Lebensgewohnheiten[67]), das bescheidene Wohnen im Gartenhaus und die Freude an Landbesitz wie seine Pflege der Geselligkeit anmutig zu schildern. Als Freund von Männern und Frauen, in seiner Ehescheu und dem innigen Verhältnis zu Christiane, wie in Liebes- und Lebenskämpfen, in seiner Sorge für Untergebne und dem treuen festen Verhalten gegen seinen fürstlichen Herrn wird uns Goethe vorgeführt. Er erscheint uns nicht blos als rastlos Schaffender, sondern als „ein Lehrer des Lernens". Tiefe, echte Frömmigkeit, die sich an die Beispiele des Evangeliums, nicht an die Dogmen der Kirchen hält, durchzieht sein ganzes Leben. Bode sind in seiner sonst durchaus zuverlässigen Schilderung ein paar kleine Irrtümer mituntergelaufen: Nicht Schiller, sondern Iffland hat das Einschleichen des vermummten Alba in Egmonts Kerker verschuldet; die S. 33 angezogene Briefstelle an Kirms kann unmöglich dem Jahre 1787 angehören. Allein, die paar Versehen beeinträchtigen in keiner Weise den Wert des ganz vortrefflichen Büchleins, dem man die weiteste Verbreitung wünschen möchte. Es wäre kaum übertrieben, wenn man diese geschickte Gruppierung und Verarbeitung von Zeugnissen als eine Ergänzung zu Hehns „Gedanken über Goethe" bezeichnen wollte. Hehn führt uns wie kein anderer in den Mittelpunkt der Goetheschen Poesie; Bodes Quellensammlung spiegelt die einfachsten wie tieferliegende Züge des Menschen Goethe wieder in einer Klarheit und Sicherheit, wie alle biographische Kunst sie nicht in gleicher Weise zu geben vermag, denn hier belehrt uns Goethe selbst über Goethes Lebensgewohnheiten und Abfindung mit den Forderungen des Tages und der Gesellschaft.

Wie Bode zu seinen Arbeiten durch die Jubiläumsfeier im Jahre 1899 angeregt wurde, so dürfen wir in ihnen in der That

---

[67]) Zu diesen kleinen Zügen aus Goethes Alltagsleben dürfen wir auch die neuerdings aufgetauchte Frage: „War Goethe kurzsichtig?" rechnen, um deren Lösung der Breslauer Ophtamologe Hermann Cohn in mehreren Aufsätzen sich bemüht hat, deren Ergebnis er dann zusammenfaßte in der Abhandlung „Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten". Dresden 1900. (Sonderabdruck aus dem vierten Jahrgang der „Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges".)

würdige und treffliche Bausteine zu dem großen Denkmal erblicken, das Goethe, wie seine Verse selbstbewußt einmal den Gegnern zurufen, sich selbst in seinen Schriften, in seinem Leben gesetzt hat. Dagegen ist Wilhelm Bölsches mit großem Anspruch auftretende Schrift „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert“ [68]) nur als ein verworrenes, oft geradezu lächerliches Phrasengemenge zurückzuweisen. In ihrer gedruckten Form sind Bölsches Orakelsprüche die Verquickung einer am 26. August für die Frankfurter Arbeiterschaft gehaltenen Festrede und einem später zu Berlin im Giordano-Bruno-Bund gesprochenen Vortrage. Daß gerade den Arbeitern, die von Goethe hören wollten, in dieser Weise Steine für Brot gereicht wurden, ist ganz besonders bedauerlich. Man mag von der Art, wie in Schulreden- und Programmen oft Gesagtes über Goethe, seine Gedichte oder Iphigenie mäßig variiert erscheint, wenig erbaut sein; jedenfalls ist solche bescheidene Wiederholung noch besser als die Anmaßung, welche Worte, nichts als Worte vorbringt und solches hohle Geklingel für tiefsinnige allerneuste Weisheit ausgeben möchte. Nachzügler zur Feier von Goethes 150. Geburtstage sind in Schulprogrammen noch mehrere aufgetaucht. So bringt ein Wormser Gymnasialprogramm eine warm empfundene und hübsch gefaßte Rede über „Eigenart und Bedeutung der Dichtung und der Persönlichkeit Goethes“ von Artur Frederking.[69]) In Goethes ganzem, vollen Menschentum, seiner sittlichen Persönlichkeit wurzelten seine Werke. Das innere Leben befähigte ihn die äußere Welt mit großen, klaren Augen zu sehen und mit Weltfreudigkeit zu schildern, zugleich aber die große Lehre der Selbstüberwindung zu geben. Einer halb unbewußten Fantasiethätigkeit entsprach der Reichtum an äußeren Anschauungen und Erfahrungen. Dem Menschen Goethe sucht auch Wetzstein in seiner Schulrede „Über Goethes geistige Bedeutung“ [70]) vor allem gerecht zu werden.

---

[68]) Berlin und Bern 1901 (Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften).

[69]) Jahresbericht des großherzoglichen Gymnasiums und der großherzoglichen Realschule. Worms 1900 (Progr. Nr. 686).

[70]) Programm der großherzoglichen Realschule. Neustrelitz 1900 (Progr. Nr. 716).

Nicht ganz gelingt ihm dies gegenüber den Dichtungen der Altersperiode. Trotz einzelner Schönheiten will er vom zweiten Teile des Fauſt wegen der Nebelhaftigkeit und Symbolik des Ganzen nichts wiſſen und beklagt im weſtöſtlichen Divan das Fehlen ſprudelnder Schöpferkraft der Jugend, ſtatt deren wir nur Gedankenarbeit und geiſtreiche Spekulation erhielten. Mit Unrecht folgert Wetzſtein aus „Reinecke Fuchs“ und „Bürgergeneral“, daß Goethe dem Wirrwarr der franzöſiſchen Umwälzung nur lächelnd zugeſehen habe. Trotz ſolch lächelnd ſatiriſcher Seitenhiebe auf die Leidenſchaftlichkeit der Parteien betrachtete Goethe von Anfang an die Wirren ernſt genug. Das Verhältnis Goethes zur Antike hat O. Netoliczka ſeinen Schülern und Zuhörern in allgemeinen Zügen geſchildert,[71]) mit warmer Empfindung, doch ohne dem Altbekannten irgend einen neuen Zug in ſeiner Betrachtung beizufügen.

Wie alle dieſe eben erwähnten Vorträge, ſo iſt auch E. Röſes Rede „Zu Goethes Gedächtnis“[72]) noch unter die Nachzügler der Feier des 28. Auguſt 1899 einzureihen. Indeſſen hat Röſe mit ſeinem rhetoriſchen Pathos weniger gut als Frederking und Wetzſtein die gleiche Aufgabe zu löſen verſtanden. Wenn Wetzſtein bei richtiger Kenntnis der Goetheſchen Entdeckung, daß die Rückenwirbel ſich im Bau des Schädels fortſetzen, nur mit der Bezeichnung „Metamorphoſe der Knochenform“ einen irreführenden Ausdruck gebraucht, ſo irrt Röſe im Thatſächlichen ſehr ſtark mit der Behauptung, die Wiſſenſchaft ſei über Goethes Pflanzenlehre und Farbenlehre hinausgeſchritten. Während die letztere allerdings auf irriger Vorausſetzung beruht, iſt die erſtere als wiſſenſchaftliche Grundlage der weiteren Entwickelung ihrer Wiſſenſchaft von den Botanikern einſtimmig anerkannt worden. Es genügt, dafür das XI, 417 f. wiedergegebene Zeugnis Ferdinand Cohns anzurufen, für deſſen inniges Lebensverhältnis zu Goethe jetzt auch die von pietätvoller Hand hergeſtellte Biographie des großen Botanikers und gründlichen Goethekenners

[71]) Goethe und die Antike. Feſtrede, gehalten bei der Goethefeier des Honterusgymnaſiums am 22. Dezember 1899. Kronſtadt in Siebenbürgen 1899 (Sonderabdruck aus dem Programm des evangeliſchen Gymnaſiums).

[72]) Bericht des Realgymnaſiums. Stralſund 1900 (Progr. Nr. 162).

ſo manche Belege beibringt.[73]) Von Wetzſtein iſt Schiller nicht blos als der bekanntere, ſondern auch als der in der Kunſt des dramatiſchen Aufbaues und an hinreißender Wirkungskraft Mächtigere dem an Vielſeitigkeit, Schöpferkraft und Sicherheit in Zeichnung des gewöhnlichen Lebens überlegenen Goethe zur Seite geſtellt worden. Von der rühmlichen Teilnahme der Hanauer Gymnaſiaſten an dem Marbacher Schillerverein hat Ph. Braun als Direktor in dem Jahresberichte ſeiner Anſtalt eigens Mitteilung gemacht.[74]) Die bereits im vorangehenden Bande der Hochſtiftsberichte S. 195 erwähnte Schulrede Alfred Bieſes „Goethes Bedeutung für die Gegenwart" iſt nun, um einen zweiten Vortrag aus dem Jubiläumsjahr bereichert, auch in Buchform erſchienen,[75]) während ein neues Programm[76]) zwei weitere Feſtreden Bieſes „Goethes Taſſo ein Dichterbild" und „Goethes Fauſt ein Menſchheitsbild" brachte, in deren letztere er nachdrücklich für die Einheit beider Teile des Fauſts eintritt. Mit der Charakteriſierung von Goethes Naturpoeſie in „Werthers Leiden" und Gedichten wie Ganymed, Erlkönig, Geſang der Geiſter über den Waſſern, der Fiſcher, liefert Bieſe einen neuen, ſchönen Beitrag zu ſeiner Erforſchung der geſchichtlichen Entwickelung des Naturgefühls in alter und neuer Zeit. Den philoſophiſchen Pantheismus Spinozas faßt Bieſe als den Ausgangspunkt von Goethes Naturbeſeelung auf. Er habe ihn aber umgeformt zu einem „dichteriſchen Pantheismus, in dem Geiſt und Welt ſich berühren zu harmoniſchem Klange". Wohl rühre uns die Naturlyrik des Goetheſchen Liedes mit der Macht der Wirklichkeit, aber es ſei nicht beengt durch ihre Schranken. Einzelne, beſonders lehrreiche Beiſpiele von Perſonifikationen werden von Bieſe erläutert, und auch in ihnen gezeigt, wie der Dichter es

[73]) Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung. Zuſammengeſtellt von ſeiner Gattin Pauline Cohn. Mit Beiträgen von Profeſſor F. Roſen. Breslau 1901 (J. U. Kerns Verlag).

[74]) Jahresbericht des Gymnaſiums. Hanau 1899 (Progr. Nr. 416).

[75]) Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Zwei Vorträge gehalten zur Feier des 150. Geburtstages in der Aula des kgl. Gymnaſiums zu Neuwied. Neuwied und Leipzig 1900 (Heuſers Verlag).

[76]) Wiſſenſchaftliche Beilage zum XXIV. Jahresberichte des Kgl. Gymnaſiums zu Neuwied. 1901 (Progr. Nr. 501).

verſtehe, Menſchenherz und Natur auf einen Ton zu ſtimmen, den äußeren Vorgang zum „Symbol eines Innern voll menſchlicher Regungen und Empfindungen“ zu erheben.

Als „Begründer der litterariſchen Einheit Deutſchlands“ wurde Goethe bei der Jubiläumsfeier am Gymnaſium zu Münſterfeld von Jardon geprieſen,[77]) ſowohl wegen ſeiner Jugendwerke, vor allen des „Götz von Berlichingen“, wie wegen des Bundes mit Schiller. Wenn von Jardon die Aufrichtigkeit Iphigeniens als deutſche und chriſtliche Tugend gerühmt wird, ſo wollen wir doch nicht vergeſſen, daß Neoptolemos in Sophokles' heidniſcher Tragödie nicht mindere Wahrheitsliebe bewährt, freilich nicht dem Barbaren, ſondern dem Volksgenoſſen gegenüber. Jardons ganze Rede iſt von warmer Begeiſterung und gutem Verſtändniſſe getragen. Eine beſondere Aufgabe hat ſich Emil Groſſe in ſeiner Jubiläumsgabe geſteckt.[78]) Aus Dichtung und Proſa, Briefſtellen und einzelnen beſonders wichtigen Äußerungen über Goethe will er eine kleine Goethe-Anthologie für Schüler zuſammenſtellen, die den Grund legen ſoll zu einem Leſebuch aus Goethe für ausgedehntere Privatlektüre, wie Münch ein ſolches Gotheleſebuch für die Schule gewünſcht hat (vgl. XVI, S. 495). Ganz übergangen iſt in Groſſes Auswahl das pädagogiſche Element in Goethes Schriften, auf das doch von Adolf Langguth in drei beſonderen Schriften über Goethes Beziehungen zur Pädagogik genügend hingewieſen worden war. Langguths Bücher ſcheinen übrigens auch Hans Hofmann bei Abhaltung ſeiner Feſtrede „Goethe am Rhein“[79]) nicht bekannt geweſen zu ſein, da er ſie ſonſt bei Anführung von vier pädagogiſchen Äußerungen in Werthers Leiden wohl benutzt hätte. Auf Werther und Wetzlar dehnte Hofmann ſein Thema aus, da ja auch die Düſſeldorfer Goetheausſtellung (vgl. XVI, 200) Wetzlar in Goethes rheiniſche Beziehungen mit eingeſchloſſen hatte. Dagegen hat Hofmann bei ſeiner Über-

[77]) Bericht über das Kgl. Gymnaſium zu Münſterfeld. Bonn 1900. (Progr. Nr. 490).

[78]) Zu Goethe. Eine Zuſammenſtellung für den Schulgebrauch. Königsberg i. Pr. 1899 (Beilage zum Progr. Nr. 7 des Kgl. Wilhelmgymnaſiums).

[79]) Feſtſchrift zur Gedenkfeier des hundertjährigen Beſtehens des Kgl. Gymnaſiums zu Wetzlar 1899.

ſicht von Goethes Verweilen an den Ufern des Rheins den Ausflug nach Worms vor den Leipziger Studienjahren und die Beſuche in Mainz mit Klopſtock und bei den weimariſchen Prinzen nicht mitangeführt. Den Nachweis eines bisher unbekannten Aufenthaltes Goethes in Heidelberg verdanken wir der Auffindung ſeiner „Zeichnung des geſprengten Schloßturms in Heidelberg“,[80]) die das Datum des 23. September 1779 trägt. M. v. Waldberg hat die Abbildung der zwei Lichtdrucktafeln von Goethes Skizze und Öſers Umarbeitung der Goetheſchen Skizze mit Nachweiſen und Erläuterungen verſehen. Den Rhein aufwärts geleitet uns Konrad Varrentrapp, der ebenfalls unter Hinweis auf die vorangegangene Feier des 150. Geburtstags „Straßburgs Einwirkung auf Goethes hiſtoriſche Anſchauungen“ erörtert.[81]) Neue Geſichtspunkte bietet Varrentrapps Vortrag ſo wenig wie Franz Ilwofs, von Auszügen begleiteter Ratſchlag, doch Goethes Bericht ſeiner italieniſchen Reiſe bei der Fahrt nach dem ſchönen Süden mitzunehmen.[82])

Durch die Feier des 28. Auguſt 1899 iſt auch der Volksſchullehrer Friedrich Schmidt in Sangerhauſen angeregt worden, Goethes Beziehungen zur dortigen Gegend nachzuprüfen, und für ſein Bemühen iſt ihm die Goetheforſchung zu lebhaftem Dank verpflichtet. Schmidt iſt es nämlich gelungen, Neues und Sicheres über Goethes Vorfahren beizubringen.[83]) Der von Düntzer (vgl. XI, 197) als älteſter Ahnherr angegebene Schmied Joachim Göthe in Sangerhauſen iſt nach dieſer neueren Unterſuchung aus dem Stammbaum zu ſtreichen. Dafür gelang es aber Schmidt die bisher unbekannte Herkunft des Hufſchmieds Hans Chriſtian Göthe in Artern nachzuweiſen. Hans Chriſtian iſt der Sohn des Vorſtehers Hans

[80]) Heidelberg 1900 (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Heidelberger Schloßvereins IV. Bd.).

[81]) Vortrag auf der Generalverſammlung des Geſamtvereins der deutſchen Geſchichts- und Altertumsvereine zu Straßburg. Berlin 1899 (Sonderabdruck aus dem Korreſpondenzblatt des Geſamtvereins).

[82]) In Italien auf Goethes Spuren. Graz 1900 (Im Selbſtverlage des Verfaſſers).

[83]) Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhauſen und Artern und des Dichters Beziehungen zu Artern, Allſtedt, Tilleda und dem Kyffhäuſer. Sangerhauſen 1900 (Druck von A. Schneider).

Göthe zu Berka, wo sein erstes Weib 1652 gestorben ist. Seit 1657 wohnte er in Sangerhausen, wo er noch zweimal (1657 und 1667) heiratete und eine Branntweinbrennerei betrieb. Dieser Hans Göthe ist also des Dichters Urgroßvater; sein Sohn Hans Christian wird um 1633 zu Berka geboren sein, dessen Kirchenbücher leider erst von 1642 an vorhanden sind; aber jedenfalls muß Berka, nicht Artern von jetzt an als ältester nachweisbarer Sitz der Familie angesehen werden. Aus den Akten von Artern vermag Schmidt über Hans Christian eine Reihe von Mitteilungen zu machen. Beachtenswert erscheint auch die Arterner Überlieferung, derzufolge Goethe 1810 — also zur Zeit der Arbeit am ersten Teile von „Dichtung und Wahrheit" — zweimal in Artern gewesen sei, um über seine Vorfahren und Seitenverwandten Erkundigungen einzuziehen, freilich ohne damit Erfolg zu haben. Nicht übel ist auch die Ortsüberlieferung, nach der die Weimarer Hofkutscher dem Arterner Posthalter Steinert auf seine Frage nach Goethe diesen als „unsern Hofnarren" bezeichneten. Würde dies von den siebziger Jahren erzählt, so dürfte man es unbedenklich für wahr annehmen; für 1825/6 ist es weniger wahrscheinlich. Steinert selbst kam, obwohl er sich zum Postillon setzte, nicht zu dem erwünschten Gespräche mit Goethe, der nur bei der Kurtsgehofer Mühle ausstieg und äußerte: „Das wäre eine gute Skizze." In Biedermanns Gesprächsammlung finde ich dies nicht angeführt.

Der Wert der „unschätzbaren Gabe", die v. Biedermann in seiner wohlgeordneten Sammlung uns beschert hat, ist neuerdings an bedeutender Stelle wieder gerühmt worden, in der „Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals".[84]) Es war natürlich, daß der Wiener Goetheverein die Erreichung des Zieles, für das er am 4. Januar 1878 von K. J. Schröer gegründet worden war, die Schaffung eines Goethedenkmals im deutschen Wien, auch litterarisch besonders feierte. Hat der Verein doch seit 1887 in seiner monatlich erscheinenden „Chronik" der Goethelitteratur eine Reihe wertvoller Beiträge geliefert, manche Inedita

[84]) Mitstrebenden und Freunden dargereicht vom Wiener Goethe-Verein Wien 1900. (Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler).

zu Tage gefördert. Die Anerkennung, welche an dieſer Stelle (V, 501 und XI, 290) den erſten acht, von Schröer herausgegebenen Bänden gezollt worden iſt, läßt ſich uneingeſchränkt, ja in geſteigerten Maße auch den Bänden neun bis vierzehn gegenüber wiederholen, die unter der trefflichen Leitung Rudolf Payers von Thurn[85]) erſchienen ſind. Zugleich als Heft der Chronik, und als eigene Veröffentlichung mit ſelbſtändiger Seitenzählung iſt die Feſtgabe zur Denkmalsenthüllung ausgegeben worden mit Abbildungen des Denkmals ſelbſt, ſeines Schöpfers und reicher Faksimilebeilagen, ſowohl Goetheſcher Briefe als der Feſtgrüße von Saar, Heyſe, Frau v. Ebner-Eſchenbach. Um die Kenntnis der Goethehandſchriften hat ſich ja der Wiener Goetheverein durch Veröffentlichung von C. A. H. Burkhardts Unterſuchungen (vgl. XVI, 187), welche die Herſtellung zahlreicher Faksimile bedingten, in ſeiner Chronik beſondere Verdienſte erworben. Daß der Wiener Goetheverein nach Schaffung des äußeren Denkmals nun erſt recht daran arbeiten will, Goethes Geiſt im Herzen des Volkes eine Heimſtätte zu errichten, wird in einem eignen Aufſatze der Feſtſchrift gelobt. Von ihren einzelnen Beiträgen ſtützt ſich der Alexander v. Weilens „Goethe und ſeine Beſuche“ auf Biedermanns Geſprächſammlung; einen öſterreichiſchen Beſucher, den Dichter Ignaz Friedrich Caſtelli, führt uns Ruland in ſeinen Beziehungen zu Goethe vor. Heinrich Buck legt unter Abdruck von Goethes Briefen ſeine Beziehungen zur mecklenburgiſchen Prinzeſſin Friederike, der ſpäteren Königin von Hannover, dar. Minor weiſt überzeugend nach, daß Goethe für das Erſcheinen Helenas am Kaiſerhofe Hamiltons Erzählung „Doktor Fauſt“, deren deutſche Überſetzung 1778 in Reichards Romanbibliothek erſchienen war, benutzt habe.

Wenn die Chronik des Wiener Goethevereins in ununterbrochener Folge erfreuliches Zeugnis von der Teilnahme Deutſch-Öſterreichs an der Goetheforſchung ablegt, ſo tritt dieſer Anteil uns auch deutlich entgegen in S. M. Prems Anmerkungen zu

---

[85]) Im Auftrage des Ausſchuſſes des Wiener Goethe-Vereins redigiert. Wien 1895 bis 1901 (Verlag des Wiener Goethe-Vereins).

seiner Goethebiographie.[88]) Wie das Buch selbst die Arbeit eines österreichischen Gelehrten ist, so sind auch die Programmarbeiten österreichischer Lehranstalten, Aufsätze in österreichischen Zeitschriften stärker als sonst herangezogen. Prems „Goethe" ist schon bei seinem ersten Erscheinen in diesen Übersichten begrüßt worden (vgl. X, 254 f.), und man wird der dritten Auflage gewiß nicht das Lob versagen, daß Prem in Text und Anmerkungen mit großem Fleiße die neuere Forschung berücksichtigt habe. Allein eine „völlig umgearbeitete Biographie", wie das Vorwort behauptet, ist die neue Auflage trotz ihres Zuwachses von 74 Seiten nicht. Auch Prems Selbstlob, daß sein Buch zu allen Perioden Goetheschen Lebens und Schaffens Neues bringe, kann ich keineswegs als begründet anerkennen. Die Bilder sind gegen früher allerdings reich vermehrt, aber von der Art ihrer Herstellung durch den Verleger wird der Verfasser selbst kaum befriedigt sein. Und warum ist das alte, häßliche Bild Christianens wieder aufgenommen? Prems Buch war 1893 eine verdienstliche Leistung. Heute, wo Heinemanns und Witkowskis gleichfalls einbändige Goethebiographien vorliegen, kann Prems Arbeit weder in äußerer Ausstattung noch im Inhalte neben ihnen sich behaupten. Die Angabe S. 327, daß Schiller 1802 seinen „Tell" begann, ist wohl ein Druckfehler, doch ist auch die damit verbundene Angabe, Goethe habe den Stoff mit allen gesammelten Notizen an Schiller abgetreten, nicht dem nachweisbaren Verlauf der Dinge entsprechend. Das unzutreffende Urteil über die „Brautnacht" S. 50 überrascht um so mehr, da Prem doch Stracks Untersuchung anführt, in welcher die diskrete Haltung des Goetheschen Amors mit der weniger züchtigen in verwandten Epithalamien verglichen wird. Ebenso überrascht Prems Ansicht, daß „das Veilchen" ein Variation des „Haidenrösleins" sei (S. 69), denn der Charakter des zärtlich hingebenden Liebhabers und des scheuen, spröden Mädchens, wie er in den beiden Blumen symbolisiert erscheint, ist doch eher entgegengesetzt als ähnlich. Mit der Behauptung, daß der Widerspruch gegen Scherers Satyrosdeutung auf Herder heute ver-

[88]) Goethe. Dritte Auflage. Mit 116 Abbildungen und vier Kunstblättern. Leipzig 1900 (Eduard Wartigs Verlag, Ernst Hoppe).

ſtummt ſei, hat Prem nur inſoweit Recht, als man es heute kaum mehr für nötig hält, dieſem Einfalle zu widerſprechen; mit der Annahme einer allgemeinen Zuſtimmung giebt er ſich aber einem ſtarken Irrtume hin. Daß Friedrich Schlegel bei ſeiner „Lucinde“ an „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ dachte, iſt zweifellos; daß er aber aus Goethes Roman „auch praktiſchen Gewinn“ für ſein gequältes Machwerk ſchöpfte, muß ich Prem beſtreiten; die von ihm behauptete Notwendigkeit, daß Wilhelm Meiſter eigentlich zugrunde gehen müßte (S. 304), ſehe ich ganz und gar nicht ein. Bei Beſprechung der Farbenlehre vermiſſe ich einen Hinweis auf ihren hiſtoriſchen Teil. Das Schlußkapitel über den „Fauſt“ iſt vielleicht der ſchwächſte Teil des Buches; nach Prems Darſtellung (S. 461) muß man glauben, Goethe hätte ſchon für den Druck von 1790 die Kerkerſzene in Verſe umgeſetzt. Wenn Gedichte zur Kennzeichnung der Stimmung des Menſchen in beſtimmten Perioden angeführt werden, ſo empfiehlt es ſich entſchieden, ihre erſte Faſſung zu benützen, nicht eine viel ſpätere Abſchwächung, wie Prem bei Erwähnung von „Willkommen und Abſchied“ in Schilderung der Seſenheimer Tage gethan hat.

Nur als Zeugnis von der Teilnahme italieniſcher Leſer an Goethe iſt Guido Menascis Biographie[87]) anzuführen, da ihr Inhalt für deutſche Leſer nichts beachtenswertes bietet. Soweit „Dichtung und Wahrheit“ reicht, liefert Menasci nur einen geſchickten Auszug — blos bei „Stella“ hält er irrtümlich Stella und Cäcilie für Schweſtern —; für den weiteren Verlauf hält er ſich, obwohl er wiederholt Heinemann anführt,[88]) doch mehr an Lewes. Die Litteraturangaben an der Spitze der zehn Kapitel in den Anmerkungen zeigen, daß der italieniſche Biograph auch ſonſt nicht gerade die beſten Quellen zu Rate gezogen hat. Indeſſen haben wir von Karl Heinemann nach ſeiner großen Goethebiographie (vgl. XV, 294) nun auch das Kunſtſtück einer kurzgefaßten bio-

[87]) Goethe. Pantheon. Vite d'illustri Italiani e Stranieri. Firenze 1899 (G. Barbèra, Editore).

[88]) Heinemanns Biographie gab auch die Anregung zu Carlo Segrè's Eſſai „Goethe e Carlotta di Stein“ im Märzhefte der Nuova Antologia Roma 1900.

graphiſchen Einleitung erhalten, mit welcher er in vorzüglicher Weiſe die ſeit langem erwartete Goetheausgabe des bibliographiſchen Inſtituts eröffnet[89]). An die 64 Seiten der Biographie reiht ſich die beſondere Einleitung zu Goethes Gedichten, deren Lieder, Balladen, Elegieen, Epiſteln, Epigramme, Sonette, Kantaten den erſten Band der ſchön ausgeſtatteten Ausgabe eröffnen. Eine prächtige Nachbildung des Stielerſchen Goetheporträts und zwei Fakſimiles ſchmücken den Band. Den Plan der Ausgabe hat Ernſt Elſter feſtgeſtellt, und wenn auch über die getroffene Anordnung erſt ſpäter ein endgiltiges Urteil ſich fällen läßt, ſo iſt doch heute ſchon der günſtige Eindruck des erſten Bandes hervorzuheben. Der Text iſt ohne Rückgreifen auf ältere Lesarten nach der Ausgabe letzter Hand gegeben. Nur unterdrückte römiſche Elegieen und die 53 Verſe der dritten Epiſtel ſind aus der Weimariſchen Ausgabe in die Anmerkungen aufgenommen. Bei aller Knappheit erteilen dieſe doch geſchickt und überſichtlich Aufſchluß über Ort und Zeit des erſten Druckes, das Quellenverhältnis und geben Litteraturnachweiſe. Für den „Totentanz“ und mehr noch für „Die Braut von Korinth“ hat Stefan Hock in ſeinem höchſt anziehenden und tüchtigen Buche über Vampyrſagen und -Dichtungen[90]) neue Geſichtspunkte aufgeſtellt. Die mittelbare Quelle des „Totentanz“ will Hock in Martin Zeilers „Trauergeſchichten“ von 1625 erkennen (S. 32); für „das vampyriſche Gedicht“ von Korinth, wie Goethe ſelbſt es wiederholt nannte, läßt Hock Phlegons Erzählung nur als ſekundäre Quelle gelten. In dem Aufſatz „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geiſtreiches Wort“ nennt Goethe „Die Braut von Korinth“ unter den Motiven, Legenden, uraltgeſchichtlich Überlieferten, deren Eindruck er Jahrzehntelang in ſich getragen, bis er entſchiedener Darſtellung entgegenreifte. Nun fielen gerade Goethes Knabenjahre

[89]) Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Profeſſor Dr. Karl Heinemann. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Erſter Band bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien 1901 (Bibliographiſches Inſtitut).

[90]) Die Vampyrſage und ihre Verwertung in der deutſchen Litteratur. Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Siebzehntes Heft. Berlin 1900 (Verlag von Alexander Dunker).

in die Zeit, da die Berichte über das Treiben der Vampyre alle Gemüter erfüllten, und in Werthes Übersetzung von Fortis dalmatischer Reise, welcher der junge Goethe den „Klagegesang der edlen Frauen des Asan Aga“ entnahm, las er wieder eine Vampyrbeichte. Diese Eindrücke wahrte er so lange, bis er sie mit Hilfe von Phlegons Erzählung aus dem serbisch-ungarischen Kostüm in das griechische übertragen konnte, das ihm als das allgemein Menschliche galt. Diderots Roman „La Religieuse“ wirkte mit, und der gewaltige Gegensatz zwischen Griechentum und Pfaffenchristentum, zwischen freier Menschlichkeit und engbeschränktem Dogma hebt dieses zeitlich erste „vampyrische Gedicht“ der deutschen Litteratur — nur eine anakreontische Tändelei mit dem Motive war schon 1748 vorangegangen — auch hoch über alle folgenden empor. „Nur die alles läuternde poetische Kraft Goethes war imstande, den abstoßenden Stoff zu höchster Schönheit zu verklären.“ Goethes „Braut von Korinth“ übte unmittelbaren Einfluß, besonders auf Zacharias Werner (S. 84), während Goethe selbst den folgenden vampyrischen Dichtungen deutscher und französischer Autoren gegenüber sich ablehnend verhielt. Selbst im Maskenzuge des „Faust“ verspottet er die Nacht- und Grabdichter, die von ihrer Verbindung mit einem frischerstandenen Vampyre eine neue Dichtung erwarten. Goethes eigene sonstige Verwendung des Wortes Vampyr hat Hock S. 56 zusammengestellt.

Das Heinemanns Gedichtausgabe gebührende Lob für die glückliche Gestaltung der Noten und Anmerkungen läßt sich nicht wiederholen bezüglich der Fußnoten, mit denen Otto Harnack seine lyrische Auswahl aus Goethes Gedichten aus gestattet hat.[91]) Seine Anthologie umfaßt etwa den fünften Teil von Goethes lyrischen Erzeugnissen mit Ausschluß der „Zahmen Xenien“ und ähnlichem, in zeitlicher Reihenfolge nach der Entstehung aneinander gereiht. Folgerichtig wäre es gewesen in solcher chronologischen Ausgabe die Gedichte auch in der ursprünglichen Fassung, nicht in ihrer letzten mitzuteilen. Harnack hat sich nicht dazu

[91]) Goethes ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben. Braunschweig 1901 (Druck und Verlag von Fr. Vieweg und Sohn).

entſchloſſen und ſo die Gelegenheit verſäumt, ſeiner Auswahl eigentümlichen Wert zu ſichern. Die dem Einbande aufgedruckte Silhouette Goethes iſt derart verunglückt, daß ſie unmöglich als Schmuck des Büchleins angeſehen werden kann. Zwei Ausleſen anderer Art aus dem Kreiſe der Goetheſchen Dichtung ſind aus Hermann Levis Nachlaß herausgegeben worden. Der bekannte Münchener Generalmuſikdirektor und erſte Dirigent von Wagners „Parſifal“, von deſſen Perſönlichkeit und Wirken uns Ernſt von Poſſart mit ebenſo intimer Kenntnis wie ſchriftſtelleriſcher Meiſterſchaft erzählt hat,[92]) war mit Goethes Werken in einer Weiſe vertraut, daß er damit ſelbſt die Anerkennung ſeines ſchwer zu befriedigenden Freundes Michael Bernays ſich erwarb. Für einen der Familie Richard Wagners beſtimmten Kalender trug Hermann Levi Sentenzen aus Goethes Proſaſchriften, Briefen, Geſprächen mit dem Kanzler von Müller — gegen den braven Eckermann hegte er ein unbegründetes, aber hartnäckiges Mißtrauen —, aus dem Divan und weniger bekannten Gedichten (Zahme Xenien, An Perſonen, Jahreszeiten, Sprichwörtlich) zuſammen. Als „Gedanken aus Goethes Werken“[93]) iſt dieſe individuelle und deshalb anziehende Auswahl jetzt in einem eigenen, zierlichen Bändchen erſchienen. In ſeiner letzten Lebenszeit beſchäftigte ſich Levi noch damit, aus Goethes Werken „Geſammelte Erzählungen und Märchen“ zuſammenzuſtellen.[94]) Er geſellte damit den beiden Cottaſchen Ausgaben[95]) von Goethes novelliſtiſchen Werken (1870) und erzählenden Schriften (1875) eine dritte Auswahl bei. Levi hat ſeiner Geſchenkausgabe, die durch ein Bild von Hans Thoma zur „Flucht nach Egypten“ beſonderen Schmuck empfängt, den Text der Sofienausgabe zu Grunde gelegt. Aufgenommen hat er drei

[92]) Hermann Levi. Erinnerungen von Ernſt von Poſſart. Mit einem Bildnis nach Franz von Lenbach. München 1901 (C. H. Beckſche Verlags-Buchhandlung).

[93]) München 1901 (Verlagsanſtalt F. Bruckmann A. G.).

[94]) Stuttgart 1900 (J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger).

[95]) Bei der engen geſchichtlichen Verbindung des Cottaſchen Verlages mit unſeren Klaſſikern darf unter den Hilfsmitteln für die Goethe-Schiller-Bibliographie nicht unerwähnt bleiben die neue Ausgabe des Verlagskatologs der J. G. Cottaſchen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart 1900.

Novellen und das „Märchen“ aus den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“, den „neuen Paris“ aus „Dichtung und Wahrheit“, den Fanny Lewald zwar an ſich reizend, aber als Einſchaltung in die Autobiographie ſtörend und im Munde eines zehnjährigen Knaben unmöglich fand. Aus den „Wahlverwandtſchaften“ hob Levi „Die wunderlichen Nachbarskinder“ heraus, aus den „Wanderjahren“ ſieben Novellen nebſt dem Märchen von der „Neuen Meluſine“. Als eine bedauerliche Lücke der Sammlung iſt die Weglaſſung der Jagdnovelle zu bezeichnen, an deren Geſtaltung Goethe Jahrzehntelang gearbeitet und auf die er beſonderen Wert gelegt hat. Sie bildet nun vereint mit dem „Märchen“ der Ausgewanderten den Inhalt des erſten Bändchens der „Novellen-Ausgabe“,[96]) in welcher die Herausgeber der „Inſel“ Werke erneuern wollen, die durch eine gewiſſe Eigentümlichkeit des Inhalts oder der Form nur wirklich kunſtverſtändigen Litteraturfreunden eigentlichen Genuß bereiten, „infolgedeſſen ſie auch ſelbſt zu ihrer Zeit nur eine bedingte Kennerſchaft und Anerkennung genoſſen haben und zum Teil heutigen Tages faſt nicht mehr gekannt ſind.“

Ich glaube, dies alles trifft auch zu bei dem Werke, von dem jetzt eine Ausgabe für Kenner und Liebhaber in muſtergiltiger Weiſe vorliegt. Zu Weihnachten 1900 ward den Mitgliedern der Goethegeſellſchaft in Nachbildung der blauen Originalmappe ein meiſterhaft hergeſtelltes Faksimile der Marienbader Elegie und eines Briefes von Ulrike von Levetzow wie die Heliogravüre des Bildes der Siebzehnjährigen beſchert.[97]) Bernhard Suphan aber hat mit oft erprobter Interpretationskunſt aus Briefen, Geſprächen und Tagebüchern nochmals die Erläuterung der ſchwer zu ergründenden Dichtung feinſinnig in Umriſſen ausgeführt, frühere Lesarten entziffert. Suphan faßt auch das Schlußurteil in der Frage über Goethes Verhältnis zu Ulriken dahin zuſammen, daß Goethe wohl gewünſcht habe, das blühende Mädchen

[96]) Das Märchen und die Novelle von J. W. von Goethe. Berlin und Leipzig 1900 (Im Verlage der ‚Inſel‘ bei Schuſter & Loeffler).

[97]) Schriften der Goethegeſellſchaft. Im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben von Bernhard Suphan und Erich Schmidt. 15. Band herausgegeben von B. Suphan. Weimar 1900 (Verlag der Goethegeſellſchaft).

in ſein Haus zu führen, daß aber „das letzte Wort, die förmliche Werbung, weder von ſeinen Lippen, noch aus ſeiner Feder gekommen iſt.“ So tiefes eignes Weh und Leid wie in der Marienbader Elegie findet Suphan in keinem anderen Goetheſchen Gedichte ausgeſprochen. Aber vielleicht dürfen wir gerade bei dieſer letzten Liebe Goethes die von Heinemann in ſeiner Einleitung zu Goethes lyriſchen Gedichten entwickelte Auffaſſung beſtätigt finden: nicht die erotiſche Erregung ſei bei Goethe das Urſprüngliche geweſen, ſondern in den ſich bei ihm oft wiederholenden Perioden erhöhter dichteriſcher Zeugungskraft und Erregung der Phantaſie ſeien die ihm entgegentretenden weiblichen Geſtalten wie Lotte Buff, die ſchöne Mailänderin, Minna Herzlieb, Marianne, Ulrike, Objekt der Liebe und der Dichtung geworden. Wohl ſei die Liebe in ſeinen Gedichten der Wirklichkeit entnommen, doch die Stärke der Empfindung ſei der Phantaſie des Dichters entſprungen. Gerade bei dem Verhältnis zu Ulrike trifft auch die von Möbius und Heinemann hervorgehobene Beobachtung zu, daß bei Goethe den plötzlich auftretenden Zuſtänden geiſtiger Erregung meiſt eine körperliche Krankheit gefolgt ſei. Möbius und Heinemann ſtützen ſich bei ihrer Beobachtung auf Äußerungen von Goethe ſelbſt, und in der That muß man bei jeder Forſchung über Goethes Leben und und Werke in erſter Linie ſeine Selbſtbekenntniſſe zu Rate ziehen. Eigentliche Kommentare hat er freilich nur in ſeltenen Fällen, wie zur Harzreiſe, den Geheimniſſen, der Ballade vom vertriebenen Grafen, verfaßt. Aber von der gleichnamigen Elegie, die Voß und Wolf den Dank für empfangene Anregungen zu „Hermann und Dorothea“ ausſpricht und den Entſtehungsgeſchichten der einzelnen Werke in „Dichtung und Wahrheit“ bis zu gelegentlichen Bemerkungen in Briefen und Geſprächen hat Goethe eine ungeheure Fülle von Äußerungen über ſeine eigenen Dichtungen uns hinterlaſſen. Den Nutzen einer methodiſchen Sichtung dieſer Selbſtzeugniſſe hat uns vor kurzem Pniower in ſeinem Fauſtbuche (vgl. XVI, 176) gezeigt. Jetzt hat Hans Gerhard Gräf, dem wir ſchon die praktiſche Neuerſchließung von Heinrich Voß' Berichten über Schiller und Goethe verdanken (vgl. XIII, 178), die ebenſo große wie verdienſtliche Mühe übernommen, ſämtliche Äußerungen

Goethes über seine Dichtungen bei jeder einzelnen in zeitlicher Reihenfolge zusammenzustellen. Der erste Teil mit den Selbstzeugnissen über 21 epische Werke liegt bereits vor.[98]) Nur wer selber schon auf der Suche nach einem oder andern dieser Selbstzeugnisse gewesen ist, weiß die Schwierigkeit einer solchen Sammlung und ihren großen Nutzen gebührend zu würdigen. Gräf hat sich indessen nicht mit dem bloßen Abdruck begnügt, sondern auch Erläuterungen und aus den Briefen an Goethe Ergänzungen in Fußnoten beigegeben. Hoffentlich entspricht die Aufnahme des weit angelegten Werkes seinem Verdienste, so daß Gräf und sein Verleger sich veranlaßt fühlen, der Sammlung von Goethes Äußerungen über seine Werke wenigstens auch noch die seiner Urteile über Schiller anzureihen, wenn ihre Ausdehnung auch auf andere führende Geister nicht so bald erfolgen kann. Hermann Türck hat seinen Vortrag über „Die Psychologie des Genies in Goethes Faust“ [99]) mit dem Satze begonnen: „Es ist von höchstem Interesse, zu erfahren, wie eines der größten Genies, die je gelebt haben, Goethe selber, über das Genie gedacht hat.“ Türck wird nichts dagegen einzuwenden haben, wenn wir seinen Satz dahin erweitern: wie Goethe selber über das Genie und die Genies in ihren verschiedensten Bethätigungen, etwa Lord Byron und Napoleon, Michel Angelo und Dante, Luther und Rembrandt gedacht hat. Führen doch manche von Goethes Äußerungen über Byron uns wieder in den Bereich der Faustdichtung selbst hinein. Zu dem oftmals abgehandelten Kapitel der Vergleichung von Goethes „Faust“ und Byrons „Manfred“ (vgl. XV, 265) hat Ludwig Wüllner, der in seinem Doppelberuf als Schauspieler und Sänger zu dem Gesamtwerke Byron-Schumanns in besonders innigen Verhältnisse

[98]) Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Erster Teil: Die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M. 1901 (Litterarische Anstalt Rütten und Löning).

[99]) Er bildet nebst den beiden Abhandlungen: „Vorrede und Kritik“ — „Zwei der größten Menschenfeinde“ den Inhalt von Türcks jüngstem Buche: Eine neue Faust-Erklärung. Berlin 1901 (Verlag von Otto Elsner). — Inzwischen hat Türck in Nr. 146/8 der „Täglichen Rundschau“ seine Faststudien weitergeführt mit dem gehaltvollen Aufsatze „Spinoza und Goethes Faust“.

ſteht, in ſeinem revidierten Textabdrucke der Manfredüberſetzung[100]) einige neue Bemerkungen beigeſteuert. Das alte, ewige, rückſichtsloſe Streben nach Wahrheit, das Türck im Anſchluß an eine Definition Goethes als Zeichen und Bethätigung des Genies erklärt, das Streben nach dem Grunde der Welt, und dadurch ein gewiſſes, allgemeines und zugleich doch Über-Menſchentum, ſei dem Byronſchen Helden mit Fauſt und Hamlet gemeinſam. Hamlet erſcheine dabei individueller, zufälliger, mehr abhängig von äußeren Bedingungen; Fauſt ſei weltumfaſſender, allgemeiner giltig, ewiger; Manfred aber, der moderne Übermenſch an ſich, habe den Vorzug moderner zu ſein als die beiden klaſſiſchen Geſtalten und Werke. Der große und zugleich modernſte Grundgedanke in Lord Byrons Dichtung ſei, daß Manfred Hölle und Himmel von ſich weiſend in alle Ewigkeit allein bleiben will, während Fauſts Unſterbliches nach einem Leben, dem nichts Menſchliches ferne blieb, von Engeln unter Beſiegung der Hölle in den Himmel getragen wird. Ähnlich rühmt auch Karl Bleibtreu im Nachwort zu ſeinem jüngſten Byrondrama[101]), daß der Dichter des „Kain“ und „Don Juan“ weit mehr als Goethe auf allermodernſtem Boden ſtehe. Schon Goethe ſelbſt habe den Dichterlord als den größten Gedankendichter aller Zeiten anerkannt, ein Urteil übrigens, für das ich den Beleg bei Goethe nicht zu finden vermag und wir auch bei der angedeuteten Ausdehnung von Gräfs Sammlung kaum finden dürften. Bleibtreu möchte Goethes Autorität fruchtbar machen für Erneuerung der einſt allgemeinen, heute ſtark zurückgegangenen Byronverehrung; auf Goethes univerſale Weisheit dürften die Deutſchen mit Recht ſchwören, während der Glaube an Goethes univerſale Dichtergröße Irrtum und Götzendienſt ſei.

Wenn ich den Kern von Türcks Erklärung Fauſts als des genialen Menſchen auch für berechtigt halte, ſo muß ich dennoch meinen Widerſpruch gegen einen Hauptpunkt ſeiner Erklärung auch ſeinen erneuten Ausführungen gegenüber aufrecht halten (vgl. XIV,

[100]) Manfred, dramatiſches Gedicht von Lord Byron. Leipzig 1900 (Verlegt bei Hermann Seemann Nachfolger).

[101]) Byrons Geheimnis. Drama in fünf Akten. Zürich und Leipzig 1900 (Th. Schröter Verlag).

382 und XVI, 493). Türck ſpottet, ich irrte bei meinem Widerſpruch ebenſo wie Fauſt ſelber, wenn ich aus Fauſts Erklärung, er werde die ſchleichend große Macht der Sorge nicht anerkennen, folgerte, daß er ihr auch wirklich nicht erliege. Vers 11493 allein würde das freilich nicht beweiſen. Aber der Unterſchied zwiſchen Türcks und meiner Auffaſſung liegt eben darin, daß mir Fauſts Gebahren nach ſeiner Erblindung als Beweis ſeiner andauernden geiſtigen Kraft gilt, während Türck daraus erkennen will, daß jetzt im höchſten Alter ſein Genie ihn verlaſſen habe. Nach Türck iſt Fauſts Pochen auf das helle Licht in ſeinem Innern, V. 11500, Selbſttäuſchung des zum Philiſter gewordenen Greiſes; ich nehme an, der Dichter wolle, daß wir dieſem Worte ſeines Helden Glauben ſchenken. Im übrigen verſchließe ich mich natürlich keineswegs der reichen Belehrung in Türcks Unterſuchungen. Wie er die beiden Begleiterinnen des Elefanten im Maskenzuge, die beiden größten Menſchenfeinde Furcht und Hoffnung, V. 5441/2 mit Fauſts Worten über die Sorge V. 664 f. verbindet und hierin Goethes eigene, geniale Lebensauffaſſung in Bezug auf Sorge, Furcht und Hoffnung nachweiſt, das halte ich für einen bleibenden Gewinn der Fauſtforſchung. Überzeugend iſt auch der wichtige Nachweis geführt, daß die Wette im Himmel und im Studierzimmer ihrem Inhalte nach identiſch, nur im Ausdruck verſchieden, die erſte poſitiv, die letztere negativ gefaßt ſei. Aber ſchon Türcks Auslegung von Vers 1710 „Wie ich beharre bin ich Knecht“ ſcheint mir unmöglich. Mephiſto äußert ſein Mißtrauen, ob Fauſt auch an dem Vertrage feſthalten werde. Darauf kann Fauſt doch nicht antworten: ſobald ich beharre, gehöre ich dir oder einem anderen. Er ſagt vielmehr: hege keine Furcht, denn in welcher Lage (wie) ich von jetzt an auch beharre, ob in meiner bisherigen engen Lebenslage oder dir verſchrieben, frei bin ich, der vom großen Geiſte verſchmähte, der nicht in die Natur einzudringen vermag, ja doch nicht, da verſuch ichs doch lieber mit dir. Türck iſt durch das Wort „beharren“ an dieſe Stelle und im Gedichte „Eins und Alles“ zur Annahme einer Verwandtſchaft beider Stellen verleitet worden, die nicht zutrifft. Darin aber hat er Recht, daß ohne Verzweiflung, Fauſt die Wette

nicht eingehen würde. Nur ist es wirklich ein Bund mit der Hölle, eine Abkehr von der weißen Magie, wie sie bei Anrufung des Erdgeists wirkt, zur schwarzen. Setzt doch auch Türck selbst Mephistos zerstörendes, negatives Wesen der Schaffenskraft des dämonischen entgegen. Wenn Faust die Magie von seinem Pfade zu entfernen wünscht, so entsagt er damit nicht jenem hellsichtigen Naturerkennen, für das er dem Erdgeist in Wald und Höhle dankt, sondern jener aus dem Teufelsbündnis herstammenden magischen Macht, auf die Baucis V. 11123 f. hinweist. Wenn Faust den Wunsch äußert, daß alles durch menschliche Kräfte ohne solche Hilfe erreicht sein möchte, und den Geist, nicht die Handarbeit als das Entscheidende bezeichnet, so sind mir das alles keine Zeichen seines Verfalles. Das Entscheidende aber, was mich bei aller sonst gerne gezollten Anerkennung von Türcks Auffassung trennt, ist seine Behauptung, die Wette werde von Mephisto gewonnen. Diese Annahme widerspricht ebenso Goethes bestimmter Erklärung Boisserée gegenüber („Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt") wie dem ganzen Geiste der Dichtung, die durch solchen Ausgang der Wette geradezu ihre Grundlage verlieren würde. Türck hat sich zudem von Mephisto täuschen lassen. Wohl wirft dieser dem sterbenden Faust vor, der Arme suche den letzten, schlechten, leeren Augenblick festzuhalten; allein diese Behauptung zeugt nur wieder von der öfters erwähnten Unfähigkeit des Teufels, das Verlangen eines edlen Menschengeistes zu verstehen. Faust ist soweit entfernt, den letzten Augenblick seines Erdendaseins festhalten, mit seinem Genusse sich beruhigen zu wollen, daß er ungesättigt von dieser Existenz bereits in der Zukunft lebt. Hat doch Goethe selbst aus dem Verlangen des Menschengeistes nach Thätigkeit das Recht auf eine Fortdauer nach dem Tode gefordert. Und dieser höchste, selbstlose Thätigkeitsdrang läßt Faust vom Vorgefühl des höchsten Augenblicks, d. h. dem Glück unabsehbaren Weiterwirkens sprechen. Die Wette ist nach Sinn und Wortlaut nicht verloren, wie Türck behauptet, sondern gewonnen, wie auch Minor annimmt (II, 197) obwohl er dem Dichter dabei starke Widersprüche, sowohl in Mephistos Monolog unmittelbar nach Abschluß des Vertrages wie in seiner Nachrede an Fausts Leiche zum Vorwurfe macht.

Den Widerſpruch zwiſchen dem erſteren, Mephiſtos Monolog „Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft“ und den Vertragsbedingungen habe auch ich ſtets empfunden; bezüglich des Nekrologs, wie in einigen Nebenfragen vermag ich Minor nicht ſo unbedingt beizuſtimmen. Aber ich habe in meiner eigenen Fauſtvorleſung im letzten Winterſemeſter mit Dank erfahren, welch ausgezeichnetes Hilfsmittel Jakob Minor uns mit den zwei Bänden ſeiner „Entſtehungsgeſchichte und Erklärung des erſten Teils von Goethes Fauſt“ [102]) für das geſchichtliche und äſthetiſche Verſtändnis des Fauſt und des Fauſtdichters beſchert hat. Seine Arbeit bildet mit ihrer ſcharf polemiſchen Abſage gegen die von Wilhelm Scherer ausgehende Fauſtphilologie einen bedeutſamen Abſchnitt in der Geſchichte der Fauſtlitteratur. Minor hat ſein Buch „Den Philologen des XX. Jahrhunderts“ gewidmet, die als Vertreter einer Wiſſenſchaft der Thatſachen wieder gut machen ſollen, was der müßige Sport unfruchtbarer Hypotheſenreiter des XIX verſchuldet hat durch vorſchnelle Analyſe aus zuſammengerafften Zitaten und Parallelen ohne intime Kenntnis der Natur der Dichtung, durch Kleben am Einzelnen, wo nur beim Ausgehen vom Ganzen in die Teile Verſtändnis der dichteriſchen Individualität, der Situation, des dichteriſchen Charakters zu gewinnen ſei. Minor macht ſelbſt von dem Hilfsmittel der Parallelſtellen, die er mit ſicherer Beleſenheit aus dem ganzen Umkreiſe des Goetheſchen Wort- und Gedankenſchatzes heranzieht, ausgedehnten Gebrauch, aber er hütet ſich auf dieſer Grundlage mechaniſch Beweiſe zu konſtruieren. Das Verſtändnis einer dramatiſchen Dichtung, mahnt er (II, 211), ruhe weit mehr auf dem phantaſievollen Erfaſſen der Situation als auf dem logiſchen Verſtändnis der im bildlichen oder eigentlichen Sinne deutbaren Worte, die erſt durch die Situation ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Türcks oben erwähnte irrige Ausnützung von Goethes Gebrauch des Wortes „beharren“ bildet gleich ein lehrreiches Beiſpiel zu Minors Warnung. Dagegen rät Minor ganz aus Goethes eigenem Sinn heraus, wenn er lautes und kunſtmäßiges Leſen als ein leider vernachläſſigtes Hilfsmittel für

[102]) Erſter Band: Der Urfauſt und das Fragment. Zweiter Band: Der erſte Teil. Stuttgart 1901 (J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger).

das richtige Verständnis der Dichtung fordert; das Wort Goethes wie jedes wahren Dichters ist stets wichtig, „weil es ein gesprochen Wort war". Die Gabe, sich mit der Phantasie in die dem Dichter vorschwebende Situation zu versetzen, bezeichnet Minor mit Recht als die oberste Tugend des Philologen. Nur ihr Mangel erklärt ein so völliges Verkennen der Dichtung, wie Scherer in seiner Zergliederung des ersten Faustmonologs, gegen die sich Minor I, 43 f. wendet, dessen sich schuldig machte. Minor dagegen versteht es in ganz ausgezeichneter Weise schon durch die Einteilung seines Stoffes, uns einerseits in das historische Werden der Faustdichtung, wie es in Urfaust, Fragment und der Ausgabe von 1808 vorliegt, einzuführen, andererseits uns zugleich das fertige Werk vor Augen zu stellen. Freilich glaube ich nicht mit Minor, daß Fräulein von Göchhausen ihre Abschrift den losen Blättern des Frankfurter Urmanuskripts entnommen und Goethe gar nichts zurückbehalten habe (I, 242/6), sondern vermute mit Düntzer (I^6, 28), daß Goethe sich für seine wiederholten Vorlesungen ein bequemeres Manuskript der abgerundeten Szenen aus der Urhandschrift hergestellt habe und daß diese Abschrift, nicht die in der italienischen Reise geschilderten mürben, losen Blätter, Frl. von Göchhausens Vorlage bildete. Daß unfertige Partien auf diesen losen Blättern standen, die Frl. von Göchhausen nicht mit kopierte (kopieren durfte), nimmt auch Pniower S. 20 an. Die Entstehungszeit jeder einzelnen Szene bestimmen zu wollen, lehnt Minor mit weiser Erkenntnis der Beschränktheit unserer Hilfsmittel ab; aber den Beginn der ersten Niederschrift verlegt er in Sommer und Herbst 1774, und das in letzter Zeit so heiß umstrittene erste Paralipomenon (vgl. XV, 149) läßt er erst spät, etwa 1799, aufgezeichnet werden. Für die erste Periode der Faustdichtung sei ein schriftlich aufgezeichneter Plan, wie jenes erste Paralipomenon ihn aufweist, so wenig anzunehmen als bei irgend einem andern von Goethes Jugendwerken (I, 247). Dagegen verurteilt Minor die Versuche, auf metrische Beobachtungen und Stilunterschiede hin, deren verschiedenste schon der junge Goethe je nach dem Gegenstand handhabte, mittelst der plumpen Anhäufung von Zitaten und Parallelen, die ihre Gedankenlosigkeit als philologische Methode ausgebe (II, 26), chronologische Bestimmungen treffen zu wollen.

Wenn Minor aber bezüglich des Jambenmonologs in „Wald und Höhle“ behauptet, niemand beſtreite, daß er früheſtens in Italien entſtanden ſei, ſo ſei doch bemerkt, daß ich ſelbſt im achten Bande der „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte“ geſucht habe 1783/4, die Periode von Goethes eifrigſten Spinozaſtudien, als die Entſtehungszeit jener Blankverſe wahrſcheinlich zu machen. Beſonderen Dank verdient Minor dafür, daß er den „ſträflichen Leichtſinn“ zurückweiſt, mit welchem man Mephiſtopheles ſeines teufliſchen Charakters entkleiden, den Vertrag nicht ernſtgemeint nehmen wolle. Das Unding eines Fauſt ohne Teufelsbund ſei Goethe niemals eingefallen; dagegen ſei er auf die Abweichung von der Sage und ſeinem eigenen urſprünglichen Plane, auf die Rettung Fauſts erſt durch Leſſing geführt worden (I, 255). Erſtaunt bin ich, daß Minor bei ſeinem entſchiedenen Eintreten für Mephiſto als wirklichen Teufel doch Dingelſtedts Konzeſſion an die Zenſur, den Erdgeiſt an Stelle Gottvaters zu ſetzen, zuläſſig findet (II, 75). Daß Fauſt ſelbſt den Erdgeiſt für alles verantwortlich macht, iſt nach ſeiner natürlich beſchränkten Kenntnis wie nach der Dämonologie des Fauſtdichters zuläſſig; aber der Zuſchauer darf nicht dieſem Irrtum verfallen, da iſts dann ſchon beſſer, gleich das ganze Vorſpiel im Himmel wegzulaſſen, ſo lange Goethe nicht zenſurfrei geworden iſt. Von dem Dichter im Vorſpiel auf dem Theater ſagt Minor, er ſtehe gleich Goethe ſelbſt auf dem Standpunkte des klaſſiſchen Ideals. Ausgeſprochen iſt das eigentlich nicht. Noch weniger im Texte begründet erſcheint mir Minors Behauptung I, 190, Gretchen ſei durch ihren Fall natürlich für immer von Marthen getrennt. Als Goethe die im „Urfauſt“ begonnene Valentinepiſode zu Ende führte, hat er das ſchändlich kupplériſche Weib ja wieder an Gretchens Seite auftauchen laſſen. Eine Tonne für die kritiſchen Walfiſche hat Minor ausgeworfen, mit der Vermutung, vielleicht ſei nicht das Gretchen aus dem Wirtshaus zur Roſe das Urbild des Fauſtſchen Gretchens, ſondern umgekehrt verdanke das Gretchen in „Dichtung und Wahrheit“ ſeine Phyſiognomie erſt Fauſts Gretchen. Auf feſterem Boden glaube ich Minor entgegenzutreten, wenn ich ſeine Deutung des „eingebornen Engel“ in Vers 2712 mit „einzig“ beſtreite. Es iſt

vielmehr wörtlich innatus, das in dem Kinde ſtill verborgene entzückende, engelhafte Weſen iſt im Laufe ſeiner Entwickelung in der Jungfrau ſichtbar geworden.

Es iſt natürlich nicht ein Nörgeln an Minors prächtiger Leiſtung, der ich wärmſte Anerkennung entgegenbringe, wenn ich bei der Zuſtimmung in allem Weſentlichen in Einzelheiten abweichende Meinungen vertrete. So neigt Minor (II, 168) zu der Annahme, Mephiſto ſei durch das Pentagramma nicht wirklich gefangen, während mir der Geiſterchor das zu beſtätigen ſcheint. Ich glaube im Gegenſatze zu Minor, daß Mephiſto hauptſächlich deshalb ſo ſehr fortdrängt, weil er nicht als Gefangener mit Fauſt über einen Vertrag unterhandeln will. Das Fortwirken der Sagenfaſſung, in welcher der Bund auch niemals gleich bei der erſten Unterredung geſchloſſen wird, wirkt erſt in zweiter Linie zuſammen mit den von Minor angeführten Gründen. Für die Disputationsſzene ſehe auch ich mit Minor den geeignetſten Platz zwiſchen Fauſts und Mephiſtos beiden Szenen im Studierzimmer; aber im Widerſpruch mit Minor ſehe ich in der Erwähnung des Doktorſchmauſes V. 1712 noch einen Nachklang des geplanten und aufgegebenen Disputationsaktus. Die Urbilder der Zecher in Auerbachs Keller will Minor nicht in Leipzig, ſondern in Gießen finden, indem er an Mercks Unwillen über das rohe Treiben der dortigen Studenten und Wielands Erzählung, die Auerbachſzene enthalte Anſpielungen auf gemeinſame Erlebniſſe Goethes und Mercks, erinnert. Wielands Worte über Fauſts Wüten, vor dem Mephiſto ſelber erſchrecke, will Minor, trotzdem auch er hier Fauſt ſo leidenſchaftlich wie ſonſt niemals findet (I, 214), nicht auf unſere jetzige Proſaſzene beziehen; ich halte die Identifizierung für richtig und nehme eher ein Verhören Böttigers an, der „im Gefängniſſe“ verſtand, wo Wieland als Zeitbeſtimmung „vorm Gefängniſſe“ ſagte. Übrigens dürfte für die Szene nicht „ſinkender Tag“, ſondern Morgendämmerung als Goethes Vorausſetzung angenommen werden. Bei dem Hinweiſe auf Einmengung revolutionärer Strömungen in die Fauſtdichtung (I, 130) ſollte ein Hinweis auf Klingers Fauſt nicht fehlen. I, 283 muß es zur Vermeidung von Mißverſtändniſſen „in der erſten Zeit ſeines zweiten römiſchen Aufenthaltes“ heißen,

Digitized by Google

denn vor der ſizilianiſchen Reiſe hat Goethe in Rom nicht an Egmont, Taſſo und Fauſt gearbeitet; Zeile 3 auf S. 327 iſt das Zitat aus der Hempelſchen Ausgabe XXIV, 381, 357 in 457 zu berichtigen. Einer erneuten eingehenden und nicht ergebnisloſen Prüfung unterzog Minor die ſatiriſchen Anſpielungen der Walpurgisnacht. So weiſt er denn die Deutung von V. 3988 auf den Puriſten Campe zurück zu Gunſten der hier näher liegenden Verſpottung der Prüden. Doch genug der Einzelheiten aus einem Werke, das jeder, der ſich näher mit Goethes Fauſt beſchäftigen will, ſelbſt zur Hand nehmen und mit Dank gegen den Verfaſſer benützen wird. Hoffentlich führt Minor auch das nur halb gegebene Verſprechen, ſeine Arbeit in gleicher Weiſe auch für den zweiten Teil fortzuſetzen, ganz durch.

Der Erklärung und Ausbreitung des zweiten Teiles der Fauſtdichtung, von der die langverhüllenden Nebel des Vorurteils immer mehr weichen müſſen, iſt eine ganze Reihe neuerer Arbeiten gewidmet. An erſter Stelle iſt hier mit Ehren Heinrich Düntzer zu nennen, der ſeine 1835 begonnene Arbeit zur „Aufhellung der großartigſten und ſchwierigſten deutſchen Dichtung“ noch nach 65 Jahren unermüdlich durch eine ſtark verändernde Neubearbeitung ſeiner Erläuterungen zum zweiten Teile weiterzufördern ſucht.[103]) An Stelle des früheren polemiſchen Kapitels gegen die neueren Fauſterklärer hat er die jüngſte Auflage mit einer Studie über die „Entſtehung“ des Werkes eingeleitet (S. 1—52, 342—346). Die Grundlage für dieſe Studie lieferte ihm die weimariſche Ausgabe, indem Düntzer ſich zunächſt damit begnügt aus den Vermerken der Tagebücher und den Paralipomenas die äußere Werdegeſchichte möglichſt von Tag zu Tag für die verſchiedenen Akte zu verfolgen. Gerade der 10. Band der „Tagebücher“ lieferte dafür reiches Material, ja ich glaube, daß noch manche von Schmidt, Pniower und Düntzer zur Seite gelaſſene Eintragungen mit der Arbeit am Fauſt in Verbindung ſtehen, ſo z. B. die Vornahme Herodots im April, die Plutarchleſung im November, das „Credo der neuſten Geologen“

[103]) Goethes Fauſt. Zweiter Teil. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. Erläuterungen zu den deutſchen Klaſſikern. Erſte Abteilung Heft XIII, XIV Leipzig 1900 (Ed. Wartigs Verlag Ernſt Hoppe).

vom 7. Dezember 1826. Auch den Eintrag vom 8. März des gleichen Jahres „Weltgeschichtliche Vergleichung des Kampfes zwischen Herrschenwollenden und Nichtdienenwollenden. Römer und Germanen, Türken und Griechen“ wäre mit V. 9450 f. und 9843, vielleicht auch mit V. 7013 f. in geistigen Zusammenhang zu bringen. Die Betrachtungen über Ebbe und Flut mitten zwischen der Arbeit am Faust am 4. März 1825 klingen jedenfalls am Anfang des vierten Aktes nach. Seine Revision des Textes hat Düntzer auch in den Anmerkungen der neuen Auflage fortgesetzt; ich greife nur heraus seine nunmehrige Lesung von V. 5872: „Auf! kommt heran!“ (für Erich Schmidts „Auch kommt er an!“) und V. 7109: „Nur heute nicht in freier Jubelnacht,“ (für Schmidts „Nur nicht zur freien Jubelnacht“). Ganz unmöglich ist Düntzers Erklärung der „bunten Vögel“ (V. 11217); er will unter ihnen die Matrosen der später einlaufenden Schiffe verstanden wissen, wie auch Schröer in drolliger Weise um die Stelle herumgeht. Mephisto verspricht einfach für das Fest Dirnen zu schaffen, wie der Schiffsgesell sie in den Hafenstädten aufsucht. Daß Faust in dem Führer seiner Flotte und Aufseher seiner Bauten Mephistopheles nicht erkennen, nicht einmal ahnen soll, ist eine von Düntzers neu aufgestellten Behauptungen (S. 69); für wahrscheinlich kann ich sie nicht halten, während mir seine Zurückweisung von Dehios bildlichem Quellennachweis für die Schlußszenen beachtenswert erscheint. Nachdrücklich tritt Düntzer für die Einheit der Idee der Dichtung ein; die im Vorspiel im Himmel ausgesprochene Auffassung sei Goethe schon seit dem Oktober 1774 vertraut gewesen. Gerade in einer so wichtigen Frage wie nach dem Gewinn oder Verlust von Mephistos Wette widerspricht sich Düntzer merkwürdiger Weise selbst. S. 67 sagt er: „dem Vertrag gemäß müßte Faust dem Teufel verfallen“ und S. 313 heißt es: „Der Teufel hat die Wette mit Faust, wie mit dem Herrn verloren.“ Ganz seltsam aber mutet einen Düntzers weitere Erklärung an, Mephistopheles habe wohl gewonnen, aber sein in aller Rechtsform geschlossener Vertrag sei nicht blos wegen seines Verstoßes gegen das höhere Gesetz freier geistiger Entwickelung null und nichtig, sondern auch weil der Teufel selbst kein wirkliches Dasein habe, nur der blinde Volksaberglaube solche Verträge träumen konnte.

Düntzer kommt zur Begründung seiner Ansichten wiederholt auf diese blos angenommene Scheinexistenz des Teufels zurück, aber mit solcher romantischen Selbstironie hat, wie auch Minor mit Recht betont, Goethe den Sagenstoff denn doch nicht behandelt und aus ihm heraus darf man wenigstens solche Hauptfragen nicht erklären wollen. So hat denn auch Karl Nohle in den Zwischenbemerkungen zu seiner Inhaltsangabe des zweiten Teiles[104]) sich gegen diese Düntzerische Erklärung gewendet, welche die ganze Ernsthaftigkeit der Wette um Fausts Seele aufhebe. Nohle seinerseits giebt eine andere Erklärung. Insoweit in der Wette von Befriedigung Fausts die Rede war, habe Mephistopheles gewonnen; aber es wurde in ihr auch verlangt, daß der Teufel ihm diese Befriedigung durch sinnlichen Genusses Lüge verschaffe. Was dagegen Faust als höchsten Augenblick genieße, habe ihm keineswegs Mephisto verschafft, es sei keine seiner Früchte, welche Faust die einstens gesuchte Befriedigung verschafft, und so habe Mephisto inhaltlich seine Wette verloren. Auch ich habe wiederholt in diesen Berichten darauf hingewiesen, daß der höchste Augenblick, welcher das Streben des sterbenden Fausts befriedigt, ganz etwas anders bedeute als der schöne Augenblick, von dem Faust in der Wette gesprochen hatte. Mit Nohles Erklärung fühle ich mich demnach in Übereinstimmung. Beherzigenswert erscheint mir auch Nohles Mahnung, das Verständnis der Dichtung, wenigstens für die Schule nicht von der Beziehung auf etwas außer dem Zusammenhang des Dargestellten liegendes abhängig zu machen; fast überall im „Faust" sei das Thatsächliche an sich, auch ohne seine tiefere Bedeutung verständlich und in sich zusammenhängend. Für die Wirkung gerade auf jugendliche Gemüter genüge „die unverwüstliche Anschaulichkeit der Goetheschen Poesie", die Lust des Dichters alles in konkrete, stets wechselnde Handlung aufzulösen. Wie Nohle selbst im Unterrichte der Prima des Falk-Realgymnasiums zu Berlin durch einfache Darstellung des Inhalts nach seinem Zusammenhange und seinen Hauptzügen den zweiten Teil des „Faust" seinen Schülern verständlich gemacht

[104]) Der zweite Teil von Goethes Faust für den deutschen Unterricht im Zusammenhange dargestellt. Berlin 1899 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung Progr. Nr. 98).

hat, so skizziert er dessen Inhalt unter Weglassung der nach seiner Ansicht den Gang der Handlung nicht fördernden Zwischenteile. Am Schlusse des Programms wies Nohle auf seinen Plan einer eigenen Schulausgabe der beiden Teile des Goetheschen Faust hin, die er jener Valentins entgegenstellt, deren Schematismus in übereinstimmender Anordnung der einzelnen Teile er Vergewaltigung des freien Dichterwerkes vorwirft (S. 5). Von dieser Ausgabe Nohles liegt jetzt der erste Teil vor.[105]) Nohle hat auf vermittelnde Inhaltsangaben, wie sie in Valentins Ausgabe die weggelassenen Szenen ersetzen, verzichtet, dafür aber vom Texte selbst bedeutend mehr aufgenommen, auch den größten Teil der Gretchenszenen und Auerbachs Keller. Die elf Seiten der Einleitung geben über den geschichtlichen Faust, das Volksbuch, Marlowes und Lessings Dramatisierungen wie über die Entstehungsgeschichte von Goethes Faust in Kürze recht gut Bescheid. Nicht so glücklich erscheint die Auswahl der erklärungsbedürftigen Stellen in den Anmerkungen. Ein völliger Irrtum läuft dabei (S. 115) mitunter, indem Nohle zwischen der Klage des erwachenden Faust und dem neuen Eintreten Mephistos (V. 1529/30) eine kürzere oder längere Zeit des Verkehrs zwischen beiden annimmt. Die Disputationsszene mag man dazwischen legen, aber an Verkehr ist gar nicht zu denken. Gegenüber der früher beliebten Jagd nach der Idee des Ganzen fordert Nohle für die Schule vor allem das Verständnis des Einzelnen, „sowohl in der Handlung wie in den Charaktern, in seiner individuellen Bestimmtheit und nach seinem konkreten Zusammenhange mit den zunächst liegenden Einzelheiten". Dies entspreche am Besten „der überall auf das Wirkliche gerichteten Natur Goethes".

Im Gegensatze zu Valentin und Nohle finden wir in Adolf Lichtenhelds Schulausgabe des ersten Teils[106]) Goethes Text vollständig mit Ausnahme des „Intermezzo" abgedruckt. Nohles kurze Einleitung dürfte den Bedürfnissen der Schule mehr ent-

[105]) Faust. Eine Tragödie von Goethe. Im Auszuge herausgegeben. Erster Teil. Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. 83. Lieferung. Bielefeld und Leipzig 1900 (Verlag von Velhagen und Klasing).

[106]) Mit Einleitung und Anmerkungen. Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. LI. Band. Wien o. J. (1899. Verlag von Karl Gräser).

ſprechen als die längere (28 Seiten) Lichtenhelds, in welcher Entſtehungsgeſchichte und Inhaltsangabe des Goetheſchen Werkes den meiſten Raum einnehmen. S. VII iſt die Jahreszahl 1793/5 natürlich ein bloßer Druckfehler für 1773/5. Daß der Tübinger Fauſt von 1588 nur eine gereimte Bearbeitung des Volksbuchs, kein Drama geweſen iſt, wird jetzt doch ſo einſtimmig angenommen, daß Lichtenheld, und ebenſo Biſchoff (ſ. unten), nicht den alten Irrtum wieder auftiſchen durften. Die Anmerkungen (20 Seiten) erſcheinen ſachgemäß. Weit mehr Beachtung aber als Lichtenhelds Arbeit verdient Hermann Steudings Schulausgabe beider Teile.[107]) Steuding hatte ſchon in einer programmatiſchen Abhandlung Beiſpiele für ſeine Behandlung Goetheſcher Werke in der Schule gegeben.[108]) Götz, Werthers Leiden, Clavigo, Wanderers Sturmlied, Egmont, Iphigenie, Taſſo, Elegien und Balladen, alſo bereits mehr als der von Münch (vgl. XVI, 495) abgegrenzte Lehrſtoff werden von Steuding erläutert. Sie alle dienen aber gleichſam nur als Vorbereitung für „die Krone unſerer deutſchen Litteratur", den Fauſt, der nach Steudings Anſicht dem Schüler der Prima nicht vorenthalten werden darf. In ſeiner Ausgabe hat Steuding nur den Walpurgisnachtstraum, Teile der klaſſiſchen Walpurgisnacht und der Helenaſzenen im Burghof und Arkadien wie des vierten Aktes weggelaſſen. Nach der Angabe des Programms iſt die Auswahl der in der Schule ſelbſt geleſenen Szenen eine bedeutend engere. Die Art von Steudings Goethebehandlung erſcheint aber ſowohl nach den Proben des Programms wie nach den ungemein geſchickt abgefaßten Einleitungen (50 und 48 Seiten) und Anmerkungen (45 und 53 Seiten) eine ganz vorzügliche. Steuding iſt mit der einſchlägigen Litteratur, deren neueſte Ergebniſſe er verwertet, wohl vertraut und zeigt dabei überall ſelbſtändiges Urteil. So erſcheint mir ſein Hinweis auf die Vertragsbedingung im

---

[107]) Wolfgang von Goethe. Fauſt. Erſter — Zweiter Teil. Für den Schulgebrauch herausgegeben. Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutſchen Unterricht. Leipzig 1899 und 1900 (Verlag von G. Freytag).

[108]) Die Behandlung der deutſchen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnaſiums an den Hauptwerken Goethes erläutert. Jahresbericht des Kgl. Gymnaſiums zu Wurzen 1898 (Progr. Nr. 570).

Straßburger Puppenspiel: „Sollte ich außer Stand sein, dich ganz zu sättigen, dann will ich dir deinen Bundbrief zurückgeben“ höchst beachtenswert. Man hat diese Stelle und ihren möglichen Einfluß auf Goethe bisher jedenfalls nicht genügend berücksichtigt. In Mephisto sieht Steuding nach dem ursprünglichen Plane den Diener des Erdgeistes. Daß er „von Anfang an eine symbolische Figur ist, da sein Auftreten sonst ein arger Anachronismus wäre“, muß ich aber bestreiten. Der Dichter, der die Faustsage behandelt, darf ohne Anachronismus, ja muß seinen Lesern auch den wirklichen Teufel der Volkssage vorführen. Als Probe älterer Faustdichtungen hat Steuding seiner Ausgabe des ersten Teiles Marlowes einleitenden Monolog und aus der Wolfenbütteler Handschrift des Faustbuchs das Kapitel „Wie Faustus die Zauberey erlangt und bekommen hat“ beigegeben. Da diese von Gustav Milchsack entdeckte Fassung dem bekannten Spießischen Faustbuch von 1587 vorhergeht, verdient sie ja auch in der Vorgeschichte von Goethes Dichtung Erwähnung. Unmittelbare Ausbeute für die Erklärung des Goetheschen Werkes bietet weder der Wolfenbütteler Text noch Milchsacks umfangreiche (394 Seiten) Einleitung in ihrem bis jetzt vorliegenden Teile.[109]) Steudings Annahme, daß der Monolog in Wald und Höhle zum Ersatz der Prosaszene entworfen worden sei, vermag ich so wenig zuzustimmen, wie seiner Erklärung, Faust schaudere bei dem Worte ‚Mütter‘ in halb unbewußter Erinnerung an Gretchens Schicksal. Im Homunkulus sieht Steuding sowohl Fausts eigenes Streben auf der nunmehr erreichten Stufe seiner Entwickelung verkörpert wie allgemeiner gefaßt „das Streben der modern-germanischen formlosen Innerlichkeit nach antiker Formenschönheit“.

Recht überflüssig erscheinen die „Erläuterungen zu beiden Teilen von Goethes Faust“ von M. Pospischl.[110]) Der Inhaltsangabe jedes größeren Abschnittes im ersten, jedes Aktes im zweiten Teile folgen Erklärungen der einzelnen Verse, besonders auffallender

---

[109]) Historia D. Johannis Fausti des Zauberers nach der Wolfenbütteler Handschrift nebst dem Nachweis eines Teils ihrer Quellen herausgegeben. Überlieferungen zur Litteratur und Kunst. Zweiter Band. Wolfenbüttel 1892 (Verlag von Julius Zwißler).

[110]) Hamburg 1899 und 1900 (Verlag von Konrad Kloß).

Worte und antiker Namen, auch metrische Erklärungen. Nicht mehr Berechtigung zur Existenz besitzen Erich Bischoffs „Erläuterungen zu Goethes Faust I. Teil.[111]) Es verlohnt sich wirklich nicht, die zahlreichen Irrtümer dieser oberflächlichen Erläuterungen erst eigens zu berichtigen. Dagegen ist es erwähnenswert, daß von der Faustausgabe Gustavs v. Loeper in „Einzelausgaben mit Anmerkungen" von Hempels Klassiker-Bibliothek ein Neudruck erschienen ist.[112])

Als eine Art Neudruck, freilich mit zeitgemäßen Zusätzen, ist auch Frau Elisabeth Mentzels Neubelebung des „Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Johann Faust"[113]) anzusehen. Die Geschichtschreiberin des Frankfurter Theaters hat sich nicht begnügt, in der Festschrift des Hochstifts den Spuren der Puppenspieler und Komödiantentruppen aus Goethes Frankfurter Jahren forschend nachzugehen (vgl. XVI, 217), sondern hat sich auch daran gewagt, das alte Puppenspiel von dem „wunderlichen Leben und erschröcklichen Ende des weiland berühmten Doktor Johannis Fausti, ehemaligen Professoris in Wittenberg mit Hanswurst" möglichst in der Gestalt wiederherzustellen, wie es Goethe als Knabe in der Bude auf dem Liebfrauenberg gesehen haben wird. Texte der Puppenkomödie liegen ja in Karl Engels Sammlung, Nr. 1. 8. 9. 10., wie in Simrocks Rekonstruktionsversuch, in Bielschowskys und Ernst Kraus' Ausgabe vor, während Creizenachs „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust" auch über das Puppenspiel Aufschlüsse gab. Frau Mentzel legte ihrer gelungenen Bearbeitung das Ulmer und Straßburger Spiel zu Grunde unter Berücksichtigung von Frankfurter Theaterzetteln. Sie irrt nur, wenn sie das Vorspiel in der Hölle als „deutschen Zusatz" zu Marlowes Dichtung angibt (S. 7), da Creizenach in seiner Studie „Der älteste Faustprolog" (Krakau 1887) die Quelle dieses Vorspiels in Thomas Dekker's „Friar Rush" nachgewiesen hat. Frau Mentzel selbst aber hat,

---

[111]) Wilhelm Königs Erläuterungen zu den Klassikern. 21. Bändchen. Leipzig 1900 (Verlag von Hermann Beyer).

[112]) Leipzig 1900 (Verlag von Hempels Klassiker-Ausgaben).

[113]) Tragödie in vier Akten und acht Bildern. Nach alten Mustern bearbeitet und mit einem Vor-, Zwischen- und Nachspiel, sowie einer Einleitung versehen. Frankfurt a. M. 1900 (Litterarische Anstalt, Rütten und Löning).

da das Puppenſpiel zur Feier das 28. Auguſt 1899 in Frankfurt aufgeführt werden ſollte, nun noch Zwiſchenſzenen hinzugedichtet, in denen ſie uns Frau Rat mit Cornelia und Wolfgang, den Genius und die Sage (Fauſtiana) als Zuſchauer des Stückes, damit alſo nach dem Vorbild „Hamlets“ den „Fauſt“ ſelbſt als ein Schauſpiel im Schauſpiel vorführt. Die unverfälſchte Frankfurter Mundart, in welcher Wölfche ſeine Knabenweisheit über das ſich abſpielende Stück losläßt, erhöht das friſche Leben dieſer ergötzlichen Zwiſchenſzenen. Wie das Volksbuch und Puppenſpiel vom Dr. Fauſt Goethe den Stoff für ſeine Fauſtdichtung lieferte, ſo hat ihm ein anderes Werk des 16. Jahrhunderts den poetiſch noch ungeſichteten Rohſtoff für ſein erſtes großes Drama geliefert. Die Denkwürdigkeiten des Ritters mit der eiſernen Hand, denn Selbſtbiographie ſollte man ſie ihrer Lückenhaftigkeit und Unvollſtändigkeit wegen nicht nennen, hat F. X. von Wegele auf ihre Zuverläſſigkeit hin geprüft.[114]) Er iſt dabei allerdings zu einem recht ungünſtigen Urteile über Götz von Berlichingen gekommen, deſſen ganzem Thun und Laſſen jeder ſittliche Grundgedanken derart ferne gelegen war, daß er der Ehre, auf den Schwingen des Genius in die Höhe des Außerordentlichen emporgehoben zu werden, durchaus unverdienter Weiſe teilhaftig geworden ſei.

Durch Fauſt und Ritterdrama, „Werke, auf welche die Romantiker aller Länder ſich berufen haben“, gehören nach Karl Federn's Eſſay über „Renaiſſance und Romantik“[115]) Goethes Anfänge ganz der Romantik an, während ſeine Geſamterſcheinung den Höhepunkt der erſt im 18. Jahrhundert eingetretenen deutſchen Renaiſſance bezeichne. Und erſt im 18. Jahrhundert habe die Dichtung die gewaltigſte Geſtalt des helleniſchen Mythus wiederaufleben laſſen, den Titanen Prometheus. Wie Theodor Schäfer bei ſeinem Vergleiche

---

[114]) „Götz von Berlichingen und ſeine Denkwürdigkeiten“ in den „Vorträgen und Abhandlungen“, herausgegeben von R. Graf du Moulin-Eckart. Leipzig 1898 (Verlag von Duncker und Humblot).

[115]) Von Federns „Neun Eſſais“, Berlin 1900 (Verlag von Gebrüder Paetel) greift außer den beiden oben genannten auch noch die Feſtrede zu Carlyles hundertſtem Geburtstag in die Goethelitteratur ein.

von „Äſchylos' Prometheus und Richard Wagners Loge“[116]) des Goetheſchen Prometheus gedenkt, ſo tritt in Federns Studie „Satan und Prometheus“, die Goetheſche Jugenddichtung, beim Überblick der neueren Prometheusdichtungen beſonders hervor. Auf den ſpäteren dramatiſchen Verſuch, vgl. X, 219, und Prometheus Rolle in „Pandorens Wiederkehr“ geht Federn dabei gar nicht ein. An den jugendlich trotzigen Prometheus werden wir übrigens auch im Parzenliede Iphigeniens gemahnt. Mit Recht hebt Adolf Vogeler in ſeiner Vergleichung „Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe“[117]) hervor, daß Iphigeniens Schilderung von den Leiden ihres Ahnherrn Tantalus, deſſen Heldenbruſt von den Übermächtigen mit ehernen Ketten feſtangeſchmiedet ſei, wörtlich auf Prometheus paſſe. Vogeler will mit ſeiner Arbeit einen Beitrag zur Behandlung klaſſiſcher Werke in der Schule liefern; die Iphigenienlitteratur, über deren Umfang er ſelbſt klagt, iſt, durch ſeine 116 Seiten vermehrt, nicht bereichert worden. Wenn er aber ſchon eine Inhaltsangabe von Racines Auliſcher Iphigenie für nötig hielt, hätte er doch erwähnen ſollen, daß Racine auch an eine tauriſche dachte, andere franzöſiſche und deutſche Dichter wirklich eine ſolche ausgeführt haben (vgl. XI, 192).

Den Zuſammenhang einer Goetheſchen Dichtung mit der Überlieferung hat mit erſchreckender Weitſchweifigkeit und Andacht zum Kleinen und Kleinſten Max Herrmann in der Einleitung zu ſeiner kritiſchen Ausgabe des „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilen“[118]) darzulegen unternommen. Herrmann verhält ſich gegenüber den Deutungsverſuchen der einzelnen Geſtalten, an denen Wilmanns, Scherer, Werner ſich erfreuten, ablehnend. Er will ſtatt deſſen die Dichtung als Ganzes auf zwei Vorbilder zurückführen. Die erſte Anregung, oder wie Herrmann ſich ausdrückt

---

[116]) Sonderdruck aus der Feſtſchrift der 45. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner. Bremen 1899 (Guſtav Winter).

[117]) Eine dramaturgiſche Studie. Wiſſenſchaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Andreas-Realgymnaſiums. Hildesheim 1900 (Progr Nr. 352).

[118]) Entſtehungs- und Bühnengeſchichte. Nebſt einer kritiſchen Ausgabe des Spiels und ungedruckten Verſen Goethes ſowie Bildern und Notenbeilagen. Berlin 1900 (Weidmannſche Buchhandlung).

„das Urſymbol der Dichtung, das hinter all den ſpäter ausgeſtalteten Einzelheiten ſich birgt", ſei in einem Guck- oder Raritätenkaſten, wie ſie auf Jahrmärkten gezeigt werden, zu ſuchen. Wie Volkslied und Puppenſpiel, die von der Aufklärung verachteten, von den Stürmern und Drängern zu Ehren gebracht wurden, ſo habe Goethe dem als „drittes Symptom der großen und für unſere ganze Litteratur ſo folgenreichen Wandlung" die Guckkaſtenverklärung beigefügt. Herrmann geht einerſeits den Worten Guck- und Raritätenkaſten im Sprachgebrauche Goethes und ſeines Kreiſes nach, andererſeits der Bezeichnung Raritätenkaſtenlied und ähnlichen in der Litteratur. Erſt als zweite Urzelle neben dem Guckkaſten bezeichnet er die Jahrmarktsſpiele, deren er 32 franzöſiſche, italieniſche, deutſche beſpricht. Daran reiht er die Frage, wo Goethe überall in kleineren Orten Jahrmarktstreiben beobachtet haben könnte, in Ehrenbreitſtein, Wetzlar, Darmſtadt. Das Guckkaſtenmotiv hört Herrmann ſchon im Sommer 1770 noch vor dem Zuſammentreffen mit Herder aus Goethes Straßburger Briefen vorklingen, aber für das Zuſtandekommen unſeres Spieles mußte auch noch die Einwirkung des Hans Sachs hinzukommen. Herrmann weiſt nach, daß Goethe ein Exemplar der Darmſtädter Bibliothek von Sachs' Schriften benutzte und vertieft ſich in metriſche Unterſuchungen über den Bau der Verſe im „Jahrmarktsfeſt" und „Pater Brey" in ihrem Verhältnis zu Hans Sachs' Verſen. Bei der Nachforſchung über die erſte Aufführung des Scherzſpiels in Weimar 1778 iſt es Hermann gelungen, in der Kompoſition der Herzogin Anna Amalie einige bisher unbekannte Goetheſche Strophen zu finden (S. 191), Strophen, deren poetiſchen Wert man freilich kaum niedrig genug einſchätzen kann. Die Unterſuchung von Goethes eigenen Änderungen für das Theater giebt dann Anlaß, den weiteren Bühnenſchickſalen des „Jahrmarktsfeſtes" nachzugehen. Im Verzeichnis dieſer ſpäteren Aufführungen fehlt S. 203, die am 31. März 1886 erfolgte öffentliche Aufführung in Breslau. Wenn das Sprichwort gilt, ſeines Fleißes dürfe ſich jedermann rühmen, ſo hat auch Herrmann Urſache, als Verfaſſer mit Befriedigung auf ſein Buch hinzublicken. Ich muß geſtehen, daß ich als Leſer dieſe Befriedigung durchaus nicht teilen kann. Ich halte

dies Buch als ein Beiſpiel ſchlimmſter Ausartung der Goethe-philologie, der gegenüber der oft gehörte Spott leider nicht ungerechtfertigt iſt. Der Dank für einzelne bemerkenswerte Nachweiſe ſoll gewiß nicht vorenthalten werden, aber dieſe ganze Art der Unterſuchung erſcheint wenigſtens mir als eine Verirrung und ein Mißbrauch philologiſch-hiſtoriſcher Arbeitsweiſe. So wie Herrmann die Entſtehungsgeſchichte ſich vorſtellt, iſt der heiter übermütige Schwank ganz gewiß nicht entſtanden. Das Goethe aus dem Leben wohlvertraute Jahrmarktstreiben, deſſen Verwendung in Poſſen und Singſpielen ihm nicht unbekannt war, gab ihm Anlaß, in loſe gefügten Szenen ſeinen Scherz zu treiben. Die auch von Herrmann nicht angezweifelten Anſpielungen auf Leuchſenring und Wielands Merkur machen es wahrſcheinlich, daß Goethe bei Abfaſſung von „Dichtung und Wahrheit“ ſich über den Charakter des Jahrmarktſpiels doch nicht ſo täuſchte, wie Herrmann annimmt, ſondern auch in den übrigen Verſen litterariſche Anſpielungen, die wir freilich nicht völlig ſicher deuten können, ſtecken. Das ganze Raritäten- und Guckkaſtenmotiv Herrmanns iſt entbehrlich, und die metriſchen Tabellen ſind es bei dieſen raſch hingeworfenen Verſen ebenfalls. Über dieſen kleinen Scherz Goethes, der mit allen Lesarten 30 Seiten umfaßt, ein Buch von 242 Seiten zu ſchreiben, heißt die Gründlichkeit zu weit und über die Grenzen des guten Geſchmacks hinaustreiben. Allein bei allen Bedenken gegen dies Abirren nach der zünftig philologiſchen Seite hin, das unter Minors berechtigtes Tadelsvotum gegen das mechaniſche Zuſammenraffen von Zitaten und Parallelen fällt, liegt in Herrmanns Buch immerhin ernſte Arbeit vor. Was ſoll man aber zu dem Ritt dilettantiſcher Willkür ſagen, den A. Matthes mit ſeinen angeblichen Enthüllungen[119]) in das ältere Jagdgebiet nebelhafter Einfälle unternommen hat? Matthes hat die Urbilder für den Harfner und Mignon entdeckt in Johann Georg Zimmermann und deſſen Tochter Katharina; die letztere iſt das Urbild, Minna Herzlieb und Bettina ſind die Nachbilder Mignons. Mignon ſelbſt iſt die Verkörperung von Goethes Herz, ſie repräſentiert die Zu-

[119]) Mignon. Goethes Herz. Ein Seelenaufſchluß. Schkeuditz-Leipzig 1900 (Verlag von W. Schäfer).

ſtände höchſter Geſpanntheit, ja Überſpanntheit in Goethes Seelenleben, wie der Harſner die Zuſtände tiefſter Abgeſpanntheit. Herzens-, Dichtungs- und Lebensaufſchluß ſoll dieſe bisher nicht geahnte Erklärung der beiden Geſtalten geben. Der glückliche Entdecker bedroht uns mit noch weiteren Enthüllungen aus ſeinen Goetheſtudien; ich muß geſtehen, daß ihre erſte Probe mich gerne auf alles weitere verzichten macht.

Nur einen negativen Beitrag zur Quellenfrage Goetheſcher Dichtungen giebt Heinrich May, indem er bei ſeiner Überſicht der „Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma“ [120]) feſtſtellt, daß Goethe zwar zwiſchen dem 14. und 20. April 1810 das Leben Karl des Großen von Eginhard und Turpins Geſchichte geleſen habe, daß aber die Geſchicke des liebenden Eginhard in den Bruchſtücken ſeines „Trauerſpiels in der Chriſtenheit“ nichts mit der vielverbreiteten Sage von Eginhards und Emmas Liebe gemein haben. Iſt in dieſem 16. Hefte von Munckers trefflich fortſchreitender Sammlung Goethe nur nebenbei erwähnt, ſo hat Rudolf Schlöſſer in dem vorangehenden Bande [121]) die umfaſſenden Studien niedergelegt, zu welchen ihn die Bearbeitung von Goethes Überſetzungen Diderotſcher Werke für die weimariſche Ausgabe (vgl. XVI, 504) Anlaß gegeben hatte. Schlöſſer geht aus von dem Diderotſchen Werke, deſſen merkwürdige Schickſale, Entſtehungszeit (1761) und Charakter er in den drei erſten Kapiteln behandelt. Der erſte, der die Eigenart von Diderots Satire erkannte und beſſer als alle ſpäteren charakteriſierte, iſt nach Schlöſſers Durchſicht der einſchlägigen Litteratur Schiller geweſen. Schiller erkannte als der einzige, „in welch engem Zuſammenhang die breit angelegte Charakterſchilderung des Helden mit der Satire auf die Paliſſot und Genoſſen ſteht, mit der Weltſatire, zu der ſich das

[120]) Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Sechzehntes Heft. Berlin 1900 (Verlag von Alexander Duncker).

[121]) Rameaus Neffe. Studien und Unterſuchungen zur Einführung in Goethes Überſetzung des Diderotſchen Dialogs. Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Fünfzehntes Heft. Berlin 1900 (Verlag von Alexander Duncker).

Ganze ſchließlich immer deutlicher erweitert". Schiller, der ſelber bereits in Mannheim eine Novelle aus „Jacques le Fataliste" überſetzt hatte, war es auch, der Goethe zur Übertragung des „Neveu de Rameau" bewog, als ſein Schwager Wolzogen in Petersburg von Klinger eine Abſchrift der noch unbekannten Dichtung erhalten hatte (vgl. XIV, 366). Goethes mannigfache Beziehungen zu Diderot bis zum Jahre 1804 ſtellt Schlöſſer eigens zuſammen, ehe er Goethes teilweiſe Bearbeitung des Diderotſchen Essai sur la Peinture beſpricht und ſeine Verdeutſchung von „Rameaus Neffen" in Bezug auf Irrtümer, Auslaſſungen, Kunſtmittel der Überſetzung einer genauen Vergleichung mit dem franzöſiſchen Original unterzieht. Beſonderen Dank verdient Schlöſſer für ſeine Unterſuchung der Hilfsmittel, die Goethe für ſeine „Anmerkungen" benutzte, die dann 1823 die bedenkliche Ehre einer ſelbſtändigen franzöſiſchen Ausgabe als „Des hommes célèbres de France du dixhuitieme siècle" erfuhren. Die Ausleihliſten der Weimariſchen Bibliothek ließen Goethes Quellen nicht erkennen; Schlöſſer glückte es aber, die Hauptunterlage von Goethes Kommentar, den er ſelbſt aus den neueren Arbeiten von Iſambert, Tourneux, Monval vervollſtändigt, nachzuweiſen. Merkwürdiger Weiſe war es gerade ein Werk Paliſſots, gegen den vor allen ſich Diderots Satire richtete, deſſen Goethe ſich zur Erläuterung der Satire bediente, die „Mémoires pour servir à l'histoire de notre littérature depuis François I. jusqu'à nos jours". Anziehend iſt es, mit Schlöſſer in Goethes Erläuterungen des Diderotſchen Werkes die Anſpielungen auf die deutſchen litterariſchen Parteien herauszufinden. Gerade Paliſſot erſcheint dabei als ein Geiſtesverwandter Kotzebues. Schlöſſers Zweifel ob Kotzebues ſatiriſches Gegenſtück zu Paliſſots Komödie „Die Philoſophen" je auf die Bretter gekommen ſei, iſt ungerechtfertigt; „der hyperboräiſche Eſel" iſt in Leipzig aufgeführt worden, allerdings nur ein einziges Mal. Mit ſeiner Diderotarbeit hat es Goethe übrigens weder den Romantikern noch ihren Gegnern zu Dank gemacht; die Aufnahme des Buches war eine ſehr ungünſtige, ſo daß Goethe noch in den zwanziger Jahren darüber klagte, als die Beſchäftigung der Franzoſen mit Diderots Dichtung ihm nochmals Anlaß gab zu einigen nachträglichen Aufſätzen zu „Rameaus Neffen"

von deſſen wirklichem, einſt lebendem Urbilde Goethe erſt jetzt Kunde erhielt.

Aus einem ungedruckten Briefe Wilhelm von Humboldts vermag Schlöſſer mitzuteilen, daß Goethe ſchon im Herbſte 1802 von Friedrich Schlegels „Alarkos“ nichts mehr wiſſen wollte. „Verfluchen muß man das Produkt“ meinte er jetzt von demſelben Stücke, für das er noch im Mai im Weimarer Theater ſo kräftig ſein Anſehen eingeſetzt hatte. Seine Aufführung gehörte gleich denen der beiden Voltaireſchen Tragödien, die Schlöſſer mit der Arbeit an „Rameaus Neffen“ in Verbindung bringt (S. 201), zu den Erziehungsmitteln, durch welche Goethe die weimariſchen Schauſpieler vom Naturalismus des bürgerlichen Schauſpiels zu einem höheren Stile heranzubilden ſuchte. In Schillers Prolog zu Goethes Mahometverdeutſchung iſt ja jenes Streben mit der Schiller eignen Größe charakteriſiert. Merkwürdiger Weiſe hat Robert Prölß in ſeiner Darſtellung der Entwickelung des deutſchen Theaterweſens[122]), in deren neuntem Abſchnitt er die ideale Richtung des Weimarer Hoftheaters der Schröderſchen Natürlichkeitsrichtung entgegenſtellt, dieſe erziehliche Abſicht der Goetheſchen Bühnenrichtung nicht betont. Von Schiller und dem Schickſal ſeiner Dramen auf der Mannheimer Bühne (S. 239), dem Einfluß des Götz von Berlichingen auf die Einführung des hiſtoriſchen Koſtüms (S. 219) und von den Dramen der beiden auf andern Bühnen hat Prölß natürlich an verſchiedenen Stellen ſeiner Überſicht kurz gehandelt. Prölß will mit ſeinem nützlichen Buche durch eine „Neudarſtellung des geſchichtlichen Entwickelungsgangs der deutſchen Schauſpielkunſt“ Eduard Devrients unzuverläſſige und einſeitige Darſtellung auf Grundlage der neueren ausgedehnten Forſchungen erſetzen. Und gerade beim Vergleiche von Prölß' und Devrients Beurteilung der Goetheſchen Theaterleitung zeigt ſich wieder der erfreuliche Fortſchritt, den wir in den letzten Jahrzehnten in der Erkenntnis von Goethes Wirken auf den verſchiedenſten Gebieten gemacht haben. Wandelt einen bei der Durchſicht der maſſenhaften Einzelarbeiten, die ſich auf Goethe

[122]) Kurzgefaßte Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebniſſen der heutigen Forſchung. Leipzig 1900 (Verlag von F. A. Berger).

und Schiller beziehen, manchmal Zweifel und Beklemmung an — und ich muß fürchten, der Leſer dieſes allzulangen Berichtes teilt nur zu ſehr die Gefühle des Berichterſtatters — ſo gewahrt man doch zu freudigem Troſte, wie all dieſe Kleinarbeit doch wirklich dazu beiträgt, daß immer freier und ſtolzer auf breiteſter, unerſchütterlicher Grundlage das ragende Denkmal Goethe-Schillers leuchtend und mahnend ſich emporhebt.

IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, Verleger, beziehungsweise Hochschule, Bibliothek, Redaktion, Verein u. s. w.

Erscheinungsjahr, wo nicht anders bemerkt, ist das Berichtsjahr.

Litteratur.

*Lessing, Laokoon, 1766. Geschenk des Herrn Joh. Friedrich Hoff.
*Speier, Grillparzers ein treuer Diener seines Herrn. S.-A.
*Frankfurter Hausblätter N. F. 1881/2. Geschenk des Herrn Franz Rittweger hier.
*Payer v. Thurn, Joseph Schreyvogels Beziehungen zu Goethe. S.-A.
*Mathes, A. Mignon, Goethes Herz, ein Seelenaufschluß. Schkeuditz.
*Banner, Dr. M. Das französische Theater der Gegenwart. Leipzig 1898.
*Ausstellung deutscher Buchillustration der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.
*Pallmann, Dr. Denkschrift zur Gutenbergfeier. Frankfurt a. M. 1900.
*Pöllnitz, Baron v. Das galante Sachsen. Neue Auflage mit einigen Zusätzen. Offenbach a. M. 1730. Geschenk aus dem Nachlasse des Herrn Alfred von Neufville.
*Arendal, J. v. Über die Kosenamen auf -eles. S.-A.
*Müller, E. Regesten zu Fr. Schillers Leben und Werken.
*Prem, S. M. Goethe. 3. Aufl.
*Goethes Briefe an Reinhardt, Privatdruck von A. M. Cohn.
*Besprechung von Goethes Clavigo a. d. J. 1774. Geschenk des Herrn Wilhelm Stauffer.
*Rogge, Marinepfarrer, Dr. Chr. Goethe und die Predigt.
*Leipziger illustr. Zeitung 2987. Preisgekrönte Entwürfe des Straßburger Goethedenkmals.
*The English Faustbook of 1592. S.-A.
*von Drach, Prof. Dr. Die Korrespondenz des Landgrafen Ludwig VIII. mit dem Baron Häckel.
*Brachvogel, E. Lessings Laokoon. Abschnitt I—XV, dem Gedankengange nach dargestellt.

*Greiner, H. Ansprache des Direktors zu Goethes 150. Geburtstage.
*Schmittger, Doris. Die Familie Goethe in Schleswig.
*Berdrow, Otto. Nikolaus Lenau und die Familie Reinbeck.
*Klinger, S. Über die Tragödien Casimir Delavignes.
*Jenny, E. Goethes altdeutsche Lektüre.
*Degenhard, F. Beiträge zur Charakteristik des Stils in Z. Werners Dramen.
*Klopstock, F. G. Ode an den Züricher See zur Erinnerung an die Lustfahrt auf die Au (30. Juli 1750).
*Frederking, A. Eigenart und Bedeutung der Dichtung und der Persönlichkeit Goethes.
*Schaedel, Dr. Otto. Goetherede.
*Kasch, F. Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller.
*Küchling, H. Studien zur Sprache des jungen Grillparzers mit bes. Berücksichtigung der Ahnfrau.
*Schiff, J. Goethes naturwissenschaftliche Forschungen und ihre Bedeutung für den naturwissenschaftlichen Unterricht.
*Liliencron, D. v. Einleitung in die Propyläen.
*Mathias, Dr. Der Politiker Herder nach der ursprünglichen Fassung seiner Humanitätsbriefe.
*Rahlwes, F. Goethes sprachliche Entwickelung.
*Zeiner, E. Th. Körner als Dramatiker, mit besonderer Berücksichtigung des Schillerschen Einflusses.
*Zelak, D. Tieck und Shakespeare, ein Beitrag zur Geschichte der Shakespearemanie in Deutschland.
*Vogeler, Ad. Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe.
*Tauber, G. Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe.
*Waldmüller, R. Th. Carlyles Gattin.
* — — Die Grabstätte von Schillers Vater.
*Lepanto. Goethes Faust. II. Teil.
*Schultheis, Fr. Schillers Spaziergang ins Italienische übertragen.
*Elster, Prof. Dr. E. Ungedruckte Briefe von H. Heine.
*v. Gleichen-Rußwurm. Zum Jubiläum des Liedes von der Glocke.
*v. Ruß. Ulrike v. Levetzow.
* — — Seine letzte Liebe (U. v. Levetzow).
*Widmann, B. Zum Jubiläum des Liedes von der Glocke.
*Berger, A. v. Schiller und die Moderne.
*Janus. Goethe und die Hurrahpatrioten.

Geschichte.

†Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. 1900.
*Bericht über die 6. Versammlung deutscher Historiker zu Halle a. S. 1900.
†Neuburger Kollektaneen-Blatt. 1899.

*Schwemer, Dr. R. Papſttum und Kaiſertum. Stuttgart 1899.
*Liermann, Dr. O. Politiſche und ſoziale Vorbildung durch das klaſſiſche Altertum. S.-A.
* — Henricus Petreus Herdesianus. Frankfurt a. M. Prog. 1900.

Naturwiſſenſchaften.

†Mitteilungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Bern. 1899.
†Mitteilungen des Vereins Luxemburger Naturfreunde 1900.
†Smithsonian Institution, Proceedings. Vol. XXII.
†Bericht der Senckenbergiſchen Naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt a. M. 1900.

Programme etc. von Hochſchulen, Schulen, Vereinen etc.

†Univerſitäten: Freiburg i. B. Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1901.
— — — „ „ Verzeichnis der Behörden ꝛc. W.-S. 1900/01.
† — Göttingen. Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1900, W.-S. 1900/01.
† — — Perſonalbeſtand S.-S. 1900, W.-S. 1900/01.
† — — Akademiſche Feſtrede. 1899.
† — — Leo, Fr., de Horatio et Archilocho.
† — — Chronik für 1899/1900.
† — Heidelberg. Vorleſungsanzeige S.-S. 1901.
† — — Akademiſche Rede. 1901.
† — Jena: Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1901.
† — — Perſonalverzeichnis.
* — Innsbruck. Perſonalverzeichnis.
* — — Inauguration des Rektors. 1900.
† — Leipzig. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1901.
† — — Perſonalverzeichnis S.-S. 1900, W.-S. 1900/01.
† — — Rektoratswechſel, Rede zum
† — — Urteile über Preisarbeiten. 1900/01.
† — — Verzeichnis der Doktoren 1899/00.
* — Prag. Deutſche Univerſität. Vorleſungsordnung S.-S. 1901.
† — Tübingen. Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1901.
† Hochſchule Hannover. Perſonalverzeichnis W.-S. 1900/01.
†Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. 1899/00.
*Bericht über die gewerbliche Fortbildungsſchule zu Frankfurt a. M. 1900.
*Feſtſchrift zur Feier des 25jährigen Beſtehens des Frankfurter Bezirksvereins deutſcher Ingenieure. 1900.
†Jahresbericht der Deutſchen Seewarte. 1899.
*Report of the U. S. Naval Observatory. 1900.
*Bericht des Inſtituts für Gemeinwohl. 1899/00.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1900.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Wilhelm von Adelebsen, Senatspräsident, hier.
2. Heinrich Becker, Oberlehrer, hier.
3. Carl Bendit, Kaufmann, hier.
4. Wilhelm Bernhardt, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
5. Georg Caesar, Lehrer, hier.
6. Richard Ederheimer, Kaufmann, hier.
7. Christian Eisenhuth, Lehrer, hier.
8. Heinrich Engert, Ingenieur, hier.
9. Erich Foerster, Pfarrer, hier.
10. Gustav Franke, Regierungsrat, hier.
11. Wilhelm Goebel, Kaufmann, hier.
12. Frau Louise Goldschmidt, Offenbach a. M.
13. Otto Groß, Dr. med., Arzt, hier.
14. Fritz Großmann, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
15. Hermann Haas, Privatier, hier.
16. Frl. Jenny Heimann, Lehrerin, hier.
17. Frl. Luise Heinrich, Lehrerin, hier.
18. Carl Kaufmann, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 20.—.)
19. Frl. Marie Läger, Instituts-Vorsteherin, hier.
20. Heinrich Landsberg, Direktor des Heddernheimer Kupferwerks, hier
21. Hans Merian-Genast, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
22. Max Neuhaus, Rechtsanwalt, hier.

23. Hermann Niedermayer, Bankier, hier. (Mk. 10.—.)
24. Guſtav Eduard Oehler, Buchhändler, hier.
25. Carl Hermann Oehler, Muſiker, hier.
26 Henri Pâris, Sprachlehrer, hier.
27. Theodor Poppe, Dr. phil., hier.
28. Eduard Poſen, Dr. phil., Fabrikant, hier. (Mk. 10.—.)
29. Frl. A. von Puttkamer, Schulvorſteherin, hier.
30. Frl. Sidonie von Puttkamer, Lehrerin, hier.
31. Auguſt Ratzel, Hilfslehrer, hier.
32. Paul Rehländer, Dr. phil., Chemiker, Griesheim a. M.
33. Friedrich Roemmich, Kaufmann, hier.
34. Franz Ruff, Civil-Ingenieur, hier.
35. Karl Schäfer, Architekt, hier.
36. Heinrich Schmidt, Oberlehrer, hier.
37. Frl. Conſtance Tolfrey, Mallehrerin, hier.
38 Frau Johanna Wagner, Wwe., hier.
39 Frl. Hedwig Weis, hier.
40. Julius Werner, Pfarrer, hier.
41. Frau Emilie Wetzlar, hier.
42. Wilhelm Woell, Dr. jur., Magiſtrats-Aſſeſſor, hier.
43. Sel. Wohlfarth, Kaufmann, hier.

B. Geſtorben:

1. Frau Anna Barthel, hier.
2. Adolf K. Buchheim, Profeſſor Dr., London.
3. Georg Buff, Königl. Inſpektor, München.
4. Leopold Dann, Kaufmann, hier.
5. Friedrich Küſthardt, Profeſſor, Bildhauer, Hildesheim.
6. Tycho Mommſen, Dr. phil., Profeſſor, Gymnaſialdirektor a. D., hier.
7. Friedrich Max Müller, Dr. phil., Profeſſor, Oxford.
8. Alfred von Neufville, Kommerzienrat, hier.
9. Adolf Neukirch, Dr. jur., Juſtizrat, Rechtsanwalt, hier.
10. Joſef Oppenheimer, Kaufmann, hier.
11. John Leonhard Raab, Akademie-Profeſſor, München.
12. Joh. Heinrich Roth, Fuhrwerksbeſitzer, hier.

13. Adolf Rommel, Kaufmann, London.
14. Frau Emil Roſenthal, Privatiere, hier.
15. Heinrich Siesmayer, Gartendirektor, hier.
16. Theodor Stern, Bankier, hier.
17. Veit Valentin, Dr. phil. Prof., Oberlehrer, hier.
18. Heinrich Weber, Lehrer, hier.
19. Frau Hermine Willemer-Naumann, hier.

34 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1901 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. A. Krämer, Oberlehrer, hier.

In der Sitzung vom 9. Januar 1901 sprach Herr Oberlehrer Dr. Fried über das Thema:

„Wo schlug Cäsar den Arioviſt."

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

„Wo schlug Cäsar den Arioviſt?" von Dr. Fried.

Wenn man die Lage des Schlachtfeldes, auf dem Cäsar den Arioviſtus besiegt hat, bestimmen will, so sind zunächst zwei Stellen zu berücksichtigen, nämlich einmal die Angabe, daß die Römer von Besançon am Doubs aus sieben Tage marschierten, bis sie ihr großes Lager aufschlugen (Caes. b. G. I, 41, 4—5: Eorum satisfactione accepta et itinere exquisito, per Diviciacum, quod ex aliis ei maximam fidem habebat, ut amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret, de quarta vigilia, ut dixerat, profectus est. Septimo die, cum iter non intermitteret, ab exploratoribus certior factus est, Ariovisti

*

copias a nostris milibus passuum XXIV abesse) — unmittelbar beim Großen Lager aber war die Schlacht — und ſodann: lib. I, 53,1: Ita proelium restitutum est, atque omnes hostes terga verterunt neque prius fugere destiterunt, quam ad Rhenum flumen milia passuum ex eo loco circiter quinque, pervenerunt, wonach das Schlachtfeld in unmittelbarer Nähe des Rheines zu ſuchen wäre. Dieſe beiden Angaben wären alſo auf die ganze Strecke zu verteilen. Der nächſte Weg von Beſançon nach dem Rheine würde nach Baſel führen und betrüge in der Luftlinie 121 Kilometer. In Wirklichkeit aber erhöht ſich dieſe Zahl noch um 17 Kilometer, auch wenn wir die kürzeſte Verbindung annähmen, die dem Doubs entlang über Roche, Rouland le Grand und Clerval, nördlich an der Montagne du Lomont vorbei nach Montbeliard und ſodann über Delle und Pfirt nach dem Rheinknie führt. Von Montbeliard aus käme auch die Route über Grandvillers und Hirſingen in Betracht. Für ein Heer in Feindesland war aber dieſe kürzeſte Straße nicht ohne Bedenken, denn das Juragebirge tritt bis hart an den Doubs heran und bietet ſo für plötzliche Überraſchungen günſtige Gelegenheiten. Dieſe Gefahren vermied denn auch Cäſar dadurch, daß er ſeine Truppen durch loca aperta, durch freiliegendes Terrain, wenigſtens im Verhältnis zu der oben erwähnten kürzeſten Linie freiliegend, führte. Dieſe Straße bedeutete aber einen Umweg ‚circuitus‘. Da ein Ausbiegen nach Süden ausgeſchloſſen iſt, denn hier lagern ſich die Höhen des Jura vor, ſo wäre zunächſt die Straße ins Auge zu faſſen, die über Marchaux, Avilley und Rougemont nach Villerſexel an den Ognon führt und dann über Grange, St. Ferjeux und Arcey die vorhererwähnte Linie bei Montbeliard wieder trifft. Der Umweg wäre allerdings, falls Diviciacus dieſe Richtung empfohlen hätte, nicht groß geweſen; er hätte nämlich nur 10 km betragen, da der Doubs beſonders zwiſchen Clerval und Isle ſ. l. Doubs zahlloſe Windungen macht, denen ſich die Landſtraße zum Teil wenigſtens anpaßt. Es iſt nun wiederholt noch eine andere Marſchrichtung für möglich gehalten worden; dieſe mehr nach Norden ausbiegende kann aber doch nicht recht für wahrſcheinlich gelten, da ſie ins Lingonergebiet geführt haben würde, während uns lib. I,

38,1 doch Beſançon von Arioviſtus direkt bedroht und die ganze Darſtellung zunächſt das Sequanergebiet als den Kampfespreis erſcheinen läßt (lib. I, 38,1: Cum tridui viam processisset, nuntiatum est ei, Ariovistum cum suis omnibus copiis ad occupandum Vesontionem, quod est oppidum maximum Sequanorum contendere, triduique viam a suis finibus profecisse, Wenn aber der Suebenherzog drei Tagemärſche von ſeinem Gebiet — in den Augen der Römer bildete natürlich der Rhein die Grenze nach Germanien — entfernt war, ſo konnte er ſich unmöglich im Lingonergebiet befinden.[1])

Wir müſſen vor allem die erſte Zahlenangabe, wonach die Römer ſieben Tage marſchieren und dabei ‚milium amplius quinquaginta circuitu' vorrücken, unterſuchen. Die Zahl ‚quinquaginta', die von Skaliger in quadraginta, von von Göler in nonaginta verändert worden war, dürfte als feſtſtehend angeſehen werden, da ſie in ſämtlichen Handſchriften verbürgt iſt. Anders iſt es mit der Frage, was unter circuitus zu verſtehen ſei. Da ſind denn drei verſchiedene Vorſchläge gemacht worden. Die einen verſtehen unter circuitu nicht den wirklich zurückgelegten Weg, ſondern nur die Differenz zwiſchen der Länge des nächſten Weges und derjenigen des Weges, den Cäſar geht. Wir haben aber ſchon oben darauf hingewieſen, daß der wahrſcheinlichſte Umweg über Villerſexel nur ein Mehr von 10 km ergiebt, und daß ein weiter nach Norden ausbiegender Weg kaum in Betracht kommen kann. Mit Recht weiſt übrigens Stolle[2]) darauf hin, daß es doch höchſt wunderbar von dem Schriftſteller wäre, wenn er uns nur die Differenz zweier Wege angäbe, ohne uns eine poſitive Angabe über die Länge der einen Straße wenigſtens hinzuzufügen. Das wäre doch höchſt ungeſchickt. Das Wahrſcheinlichere iſt doch, daß er uns in ‚quinquaginta milia' die Länge der Straße, die er gegangen iſt, und die einen ‚circuitus', d. h. einen Umweg darſtellte, hat angeben wollen, wobei noch zu berückſichtigen iſt, daß Cäſar den

[1]) Die Frage, „Wo ſchlug Cäſar den Arioviſt", iſt zuletzt in der vortrefflichen Abhandlung von Dr. Franz Stolle, Straßburg, Verlag von Ed. Heitz, behandelt worden. Vgl. S. 21.

[2]) Vgl. Stolle S. 4.

anderen Weg vielleicht gar nie gekannt hat, also auch aus sich selbst nicht die Differenz angeben konnte. Allerdings muß man ja zugeben, daß Cäsar in Besançon schon darüber belehrt worden sein konnte, um wie viel der eine Weg weiter sei als der andere, zumal es sich ja sicherlich um sehr begangene und bekannte Straßen handelte. Es waren zudem viele Kaufleute anwesend lib. I, 39,1, die mit leichter Mühe Auskunft geben konnten, abgesehen davon, daß die Sequaner von ihrem eigenen Lande genauen Bescheid zu geben wußten.

Die dritte Version, die Stolle ebenfalls verwirft, ist die, daß Cäsar zwar den nächsten Weg benutzt habe, auf demselben aber einen Umweg gemacht habe, das heißt für eine kurze Strecke von ihm abgegangen und wieder auf ihn zurückgekehrt sei. Auch diese Annahme läßt sich verfechten, denn die Römer konnten die Straße etwa bei Baume les Dames, wo der Fluß mit zahlreicheren Windungen einsetzt, verlassen und über Mesandans und Cubrial nach Villersexel ausbiegen und sich dann wieder Belfort oder Montbeliard zuwenden. Weiter westlich von Montbeliard-Arcey hat ja niemand das Schlachtfeld gesucht. Nur ist schwer zu erkennen, warum Cäsar dann nicht schon gleich von Besançon aus eine nördlichere Richtung eingeschlagen und die drohenden Gefahren so vermieden habe, denn das Juragebirge tritt schon unterhalb von der Sequanerhauptstadt hart an den Fluß heran. Wenn also Cäsar gegen diese Route Bedenken hatte, so mußten ihm dieselben eigentlich schon früher und nicht erst auf dem Marsche kommen. Man kann hier Stolle S. 5 und 6 wohl beipflichten, wenn er annimmt, die Besorgnis Cäsars sei in erster Linie durch die angustiae, und nicht durch die silvae erregt worden, wie Napoleon III. meint, denn die loca aperta bedeuten doch nicht waldloses, sondern freiliegendes Gelände, das man nicht durch angustiae zu passieren braucht. Der Ausdruck ‚magnitudo silvarum' (I, 39,6: Qui se ex his minus timidos existimari volebant, non se hostem vereri, sed angustias itineris et magnitudinem silvarum, quae intercederent inter ipsos atque Ariovistum, aut rem frumentariam, ut satis commode supportari posset, timere dicebant) deutet übrigens auf weitausgedehnte Waldlandschaften hin, die wir uns nicht als auf die Ufer des

Doubs beſchränkt vorſtellen müſſen. Übrigens empfiehlt es ſich, heute die Wälder möglichſt aus der Kritik ausſcheiden zu laſſen, da wir jetzt unmöglich feſtſtellen können, welche Teile der Franche Comté damals bewaldet waren und welche nicht.[3]) Der orographiſche Bau des Landes aber iſt bis auf Veränderungen, die wir als minutiöſe bezeichnen können, derſelbe geblieben.

Ehe wir dazu übergehen, die mutmaßliche Länge des Weges bezw. der einzelnen Tagemärſche feſtzuſtellen und die Vorſchläge, die Stolle hierzu macht, zu prüfen, dürfte es von Intereſſe ſein, der Interpretation von I, 41,4 einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da ſie auf die Vorbereitungen zum Marſche Bezug nimmt (Eorum satisfactione accepta et itinere exquisito per Diviciacum, quod ex aliis ei maximam fidem habebat, ut milium amplius quinquaginta circuitu locis apertis exercitum duceret, de quarta vigilia, ut dixerat, profectus est). Stolle faßt dieſe Worte ſo, daß ‚per Diviciacum‘ nicht zu exquisito gehöre, und daß ut von profectus est abhängig und alſo als finale aufzufaſſen ſei. Dann wäre der Sinn: Cäſar ließ den Weg erfragen und brach auf, damit er durch Diviciacus das Heer . . . führe. Doberenz, Stronk, Oberbreyer und Gelbe hatten exquisito zu ‚per Diviciacum‘ geſetzt und ein konſekutives ut angenommen, ſodaß die Überſetzung den Sinn ergeben würde: Cäſar ließ durch Diviciacus den Weg erfragen, ſodaß er das Heer . . . . führen konnte und brach auf. Letztere Auffaſſung verwirft Stolle, aber ſeinen Argumenten braucht man nicht ohne weiteres beizupflichten. S. 6 unten ſagt er da: „Denn ſollte Cäſar, den Galliern ſonſt nie recht trauend, vertrauensſelig genug geweſen ſein, einem Gallier (Diviciacus) das Aufklären des Weges zu überlaſſen?“ S. 8 aber äußert er ſich: „. . Diviciacus . . . . . der dem Cäſar zu Dank verpflichtet war und im helvetiſchen Kriege ausreichende Beweiſe ſeiner römerfreundlichen Geſinnung gegeben hatte, bot die größtmögliche Sicherheit dafür, daß er das römiſche Heer nicht abſichtlich auf den Umweg führe, um es in eine Falle zu locken. Daher ſchenkt Cäſar, wie unter den Legionaren den Zehnern, ſo unter andern ihm das größte

[3]) Cäſars Angaben bezüglich der Bewaldung des Landes entſprechen übrigens den heutigen Verhältniſſen durchaus.

Vertrauen und ſo führt er durch ihn, d. h. auf deſſen Rat und unter deſſen Führung ſein Heer gegen Arioviſt getroſt auf dem Umwege.“ Erſt alſo ſoll es als ein Fehler erſcheinen, wenn Cäſar dem Diviciacus das Aufklären überläßt, die Führung des Vortrabes aber ſoll er ihm „getroſt“ anvertrauen können. Man ſollte meinen, wenn wirklich Cäſar dem Diviciacus nicht recht getraut hätte, dann wäre letzteres der bei weitem größere Fehler geweſen. Wir wiſſen aber aus I, 19, 2 (His omnibus rebus unum repugnabat, quod Diviciaci fratris summum in populum Romanum studium, summam in re voluntatem, egregiam fidem, iustitiam, temperantiam cognoverat), daß Diviciacus bei Cäſar, ſchon ehe er gegen Arioviſtus zu Felde zog, das höchſte Vertrauen genoß, daß alſo Cäſar ſicherlich kein Bedenken trug, ſich beim Feſtſtellen der Marſchroute ſeiner Hilfe zu bedienen, zumal wenn er ihm, wie Stolle doch vorſchlägt, nachher das Kommando über die Spitzen des Heeres überließ.[4]) Wir wiſſen aber auch, daß dies nicht das einzige Mal war, daß Cäſar die Hilfe des Diviciacus beanſpruchte Vgl. II, 5 und 10 gegen die Bellovaker.[5]) Es iſt übrigens nicht recht erſichtlich, warum Stolle ſich ſo ſehr ſträubt anzunehmen,

---

[4]) Demnach hätte Diviciacus die dem Heere vorauseilenden Reiterdetachements, die dem Heere vorangingen, um als exploratores thätig zu ſein, befehligt. Über die Thätigkeit der exploratores vgl. v. Göler, die Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharſalus S. 107/8: exploratores waren nicht einzelne ausgeſandte Individuen, ſondern Truppenteile, nämlich Patrouillen ſowie größere und kleinere Detachements, zu einer Recognoszierung verwendet, und wurden abwechſelnd aus dem Heere hierzu kommandiert. Die Rekognoszierung bedingt zugleich eine Bewegung, einen Marſch .... Dsgl. Rüſtow, Heerweſen und Kriegführung Cäſars S. 97: Die zweite Aufgabe der Vorhut iſt es nun, das Terrain zu rekognoszieren (loci naturam perspicere, iter cognoscere) und Nachrichten vom Feinde einzuziehen. B. G. I, 15. 21. IV, 21. VIII, 27. B. C. I, 66. Afric. III. Zu dieſem Zwecke bildete die Vorhut einen Vortrupp und mehrere Seitentrupps von Reiterei, die ſogenannten Ausſpäher (exploratores), indem ſie einzelne Geſchwader (turmae) teils auf der Marſchſtraße, teils ſeitwärts nach verſchiedenen Richtungen hinausſendet. Dieſe gingen oft weit voraus, wie ſich ſchon daraus ergiebt, daß ſie dem Cäſar Meldung von Arioviſt erſtatten, als dieſer noch acht Stunden von ihm entfernt war. B. G. I, 41. I, 21. II, 5, 17. B. C. III, 38. B. G. VIII, 7. I, 41. B. C. III, 78.

[5]) Hier begleitete er ſogar ein ſelbſtändiges Kommando.

Diviciacus habe den Weg durch Erfragen genau festgestellt, denn wenn er nachher doch die Avantgarde befehligen soll, so muß er sich doch gewiß vorher eingehend über Einzelheiten, wie Ausdehnung der Wälder, Entfernungen, Steigungen, Fahrbarkeit der Wege erkundigt haben, wozu er als ein der Landessprache Kundiger und als erfahrener Truppenführer gewiß der geeignete Mann war. Als Nachbar der Sequaner hatte er auch wohl einige Kenntnisse von deren Land, teils von kriegerischen Unternehmungen her, teils durch den Verkehr, der sich zwischen benachbarten Völkerschaften von selbst ausbildet. Sicherlich aber hatte er Kunde von der uralten Handelsstraße, die sich von Massilia nach der burgundischen Pforte und nach dem Rheine, stellenweise vermutlich in mancherlei Verzweigungen hinzog. Sie war schon von den Phöniziern, dann aber auch von den Griechen und Karthagern benutzt worden. Wir dürfen auch annehmen, daß sie sich in gutem Zustande befand, denn die Rhone, Europas reißendster Strom, bewahrt ihren Charakter als Alpenfluß fast bis zur Mündung und bereitet selbst noch heute der Schiffahrt, soweit sie nicht auf Dampferverkehr beruht, die größten Schwierigkeiten. Damals aber ging sicherlich der ganze Frachtverkehr auf dem Landwege vor sich, und demgemäß wird auch die Straße im Laufe der Zeit eine ihrer Bedeutung entsprechende Pflege gefunden haben.[6]) Wenn also Stolle S. 7, 4 fragt: „Dürfte Cäsar in den wenigen Tagen (I, 39, 1) seines Aufenthaltes in Besançon

[6]) Vgl. Stolle S. 20 und Anm. 1: Wie aus I, 39, 6 hervorgeht, lagert Ariovist auf einer Straße, die in gerader Richtung durch Engen und Wälder hindurchgeht. Diese Engen und Wälder werden von den meisten Forschern, wie Schöpflin, Golbery, v. Göler, Napoleon III., Schlumberger, Veith, Stoffel, Winkler, Colomb ꝛc. mit Recht in dem Doubsthal wiedererkannt, das an vielen Stellen eng und durch das von Besançon bis Montbeliard beide Ufer des Doubs einschließende Bergland beschränkt ist. In der römischen Kaiserzeit und wohl auch früher lief die Straße von Besançon bis an den Rhein, rund 150 km lang, über Epomantodurum, Mandeure und Larga bei Largitzen und mündete in Colonia Rauraca, später Augusta Rauracorum genannt, jetzt Basel-Augst. Der Punkt des Rheines bei Basel-Augst schien den Römern so wichtig zu sein, daß sie schon im Jahre 43 v. Chr. eine Kolonie, Colonia Rauraca, hinführten, wohl deshalb, weil hier ein alter Übergang über den Rhein war. Die Strecke Besançon-Mandeure, 72 km lang, ging dem Doubs entlang. Was liegt wohl näher als die Annahme, daß Ariovist auf der Straße Besançon-Augst stand?

überhaupt noch Zeit gefunden haben, den Weg bis zum Standort des Arioviſt, ſei es durch Diviciacus, ſei es durch ſeine exploratores aufklären zu laſſen?" ſo könnte man dies recht gut bejahen, da es ſich um eine daſelbſt jedermann bekannte Straße handelt, nur bedurfte es vor der Hand gar nicht der Thätigkeit der exploratores, da man von den Sequanern ſelbſt und den anweſenden Kaufleuten (I, 39, 1) genug Details erfahren konnte. Die Thätigkeit der exploratores kam erſt auf dem Marſche ſelbſt zur Geltung, wo es gilt, den herannahenden Feind zu erſpähen oder zu erkunden. Einſtweilen handelte es ſich nur darum, die Marſchroute feſtzuſtellen — iter exquirere, und das konnten die Römer in Beſançon recht wohl, wenn ihnen auch nur wenige Tage zu Gebote ſtanden. Auch dies bezweifelt ja Stolle geſtützt auf I, 39, 1: Dum paucos dies ad Vesontionem rei frumentariae commatusque causa moratus .... Aber man darf den Ausdruck ‚paucos dies' nicht etwa mit zwei oder drei Tagen Aufenthalt interpretieren wollen, denn in einer ſolch kurzen Friſt kann man nicht ein ganzes Heer auf 16 Tage verproviantieren. Vg. Stolle S. 34: „Auf dem Marſche trägt der Legionar Proviant nicht mehr für drei Tage, ſondern cibaria decem et septem, ut solent, dierum (script. hist. aug. XVIII, 47, ebenſo Ammian. XVII, 9 § 2 und mehrere Stellen aus Cäſar), d. h. für ein trinum nundinum oder zwei römiſche Wochen." Um dieſe Vorräte herbeizuſchaffen, mußte man die Hilfe der Leuker, der Lingonen und Sequaner beanſpruchen (Vgl. I, 40, 11: frumentum Sequanos, Leucos, Lingones subministrare), wahrſcheinlich doch auch die der Äduer. Galt es doch für 36,000 Legionsſoldaten, mindeſtens 6000 Reiter, ohne die Leichtbewaffneten, die man auf 14,000 Mann (2/5 der Legionsſoldaten) angeben kann, und ohne den Troß, die Lebensmittel u. ſ. w. zu beſchaffen. Dieſe Beſchäftigung beanſpruchte wenigſtens 1—2 Wochen,[7]) eine

[7]) Die Leuker, Hauptſtadt Toul, und die Lingonen, Hauptſtadt Langres, ſollen außer den Sequanern Getreide ſchicken. Es kommen da Entfernungen von über 280 km in Betracht, ſodaß alſo auch bei größter Beſchleunigung nicht an eine Erledigung in ein paar Tagen gedacht werden kann. Übrigens iſt auch die Zahl der Leichtbewaffneten mit 2/5 im Verhältnis zu den Legionsſoldaten ſehr knapp angegeben; ſehr oft nämlich kam ſie dem Beſtande der

Frist, die Cäsar kurzweg mit paucos dies bezeichnete. Diese Zeit aber genügte auch für die ausgedehntesten Rekognoszierungen und Erkundigungen. Und hierbei hat Diviciacus gewiß eine wichtige Rolle gespielt. Wenn Stolle aber Wert darauf legt, den Häduerfürsten auf dem Marsche selbst in hervorragender Thätigkeit zu sehen, so kann man ihm nur beipflichten. Die schwierige Aufgabe nach allen Seiten hin zu sichern, rechtzeitig Fühlung mit dem Feinde zu nehmen, mit einem Worte Auge und Schleier des Heeres zu sein, war zu allen Zeiten eine der vornehmsten Aufgaben der Reiterei.[8]) Seit Marius aber war die auch vorher schon etwas stiefmütterlich behandelte römische Kavallerie bis auf einige Abteilungen, wie z. B. die Cohors praetoria des Feldherrn, gänzlich eingegangen. Zunächst rekrutierten dann die berittenen Kontingente aus den italischen Bundesgenossen, in Cäsars Heer bestand aber die Hauptmasse der Schwadronen aus gallischen, hispanischen und germanischen, wohl auch aus numidischen Hilfstruppen. Die Bedeutung dieser Waffe war in dem fremden Lande und dem erschwerten Aufklärungsdienste natürlich sehr gewachsen und dementsprechend auch die Zahl. 1000 Pferde rechnete man durchschnittlich auf die Legion. Die Befehlshaber dieser Regimenter waren durchaus nicht immer Römer, sondern oftmals selbstgewählte Stammesangehörige. Nun lag es

---

letzteren gleich, sodaß wir anstatt 12,000 deren 36,000 annehmen müßten, oder wenn v. Göler recht hat, doch wenigstens 30,000. Dieser nimmt nämlich für die Zeit Cäsars nur eine Effektivstärke von etwa 5000 Mann für die Legion an. Siehe v. Göler, Erläuterungen über das römische Kriegswesen S. 43: „Über die Stärke der Legionen zu Cäsars Zeit sind keine genauen Angaben vorhanden; doch können wir, wie Lange nachweist, sie, ohne viel zu fehlen, auf 5000 Mann anschlagen. Es enthielt nämlich jede Legion in 10 Cohorten zu je 480 Mann formiert 4800 gewöhnliche Legionarsoldaten und etwa 300 Antesignanen." Vegetius klagt I, 8 darüber, daß genauere Zahlenangaben fehlen mit den Worten: Sed illi (scl. die früheren Schriftsteller) res gestas et eventus tantum scripsere bellorum, ista, quae nunc quaerimus, tamquam nota linquentes.

[8]) Vgl. Rüstow a. a. o. S. 96 97. Die Vorhut wird in der Regel aus der gesamten Reiterei oder doch einem großen Teile derselben gebildet .... die Reiterei nicht in die Vorhut zu nehmen, dazu entschloß sich Cäsar, wie es scheint, selbst dann nur ungern, wenn er von ihrer Unzuverlässigkeit hinreichende Proben hatte.

für Cäſar ſehr nahe, den Diviciacus, der ſich ſchon während des Helvetierkrieges (I, 16, 5: convocatis eorum principibus, quorum magnam copiam in castris habebat, in his Diviciaco et Lisco . . .) bei ihm im Lager befunden und vermutlich wichtige Dienſte geleiſtet hatte, mit der Führung der Vorhut zu betrauen, da dieſe wahrſcheinlich vorwiegend aus galliſchen Reitern beſtanden haben wird. Wenn wir alle dieſe Umſtände erwägen, ſo kommen wir zu dem Ergebnis, daß es den Verhältniſſen entſpräche, ſowohl wenn wir dem Sinne nach ‚per Diviciacum‘ mit itinere exquisito, als auch wenn wir es mit ut duceret verbänden, denn die eine Thätigkeit ſchließt die andere nicht aus. Im Gegenteil, die letztere Verbindung ſchließt die erſtere eigentlich ein.

Nachdem Cäſar mit den unvermeidlichen Vorbereitungen zu Ende gekommen war, begab er ſich auf den Marſch, und zwar vermied er, nach Norden ausweichend, die Engen und Wälder der am Doubs entlang führenden Straße, wie ſchon oben angeführt worden war. Am ſiebenten Tage erhielt er ſodann die Kunde (I, 41, 5), der Feind ſei nur noch 36 km von ihm entfernt. Wie kam es aber, daß Cäſar ſo plötzlich von Beſançon aufbrach? Vielleicht hatte er hier ſchon Kunde davon erhalten, daß es den Germanen an gewiſſen Tagen vor dem Neumond[9]) nicht erlaubt war zu fechten, und hierauf ſeinen Plan gebaut. Dieſen konnte er aber nur durchführen, wenn er ſelbſt angriffsweiſe vorging und nicht etwa den Germanen die Initiative überließ, die dann wohl eine Zeit zum Schlagen gewählt hätten, wo ſie nicht mit halbem Herzen in den Kampf zu gehen brauchten. Nur aus dieſem Geſichtspunkte läßt ſich eigentlich Cäſars kühnes Vorgehen gegenüber einem Gegner

[9]) Ob bei den Germanen ein allgemeines Verbot beſtand, vor dem Neumond nicht zu kämpfen, iſt allerdings weder bekannt, noch aus dieſer Stelle zwingend zu folgern. Wohl wäre es möglich, daß ſich bei ihnen gleiche religiöſe Vorſchriften an die Mondphaſen knüpften, wie bei den Lacedämoniern, die vor Vollmond nicht ausrücken durften. Doch darf man auf Herodots Erzählung von dem Verhalten der Spartaner zur Zeit der Schlacht bei Marathon nicht allzuviel Wert legen. Die religiöſen Rückſichten waren damals vielleicht nur Vorwand, und Mißgunſt die eigentliche Urſache. Auch der Eilmarſch der Spartaner nach Athen, wonach die ſchwerbewaffneten Mannſchaften in drei Tagen eine Strecke von 249 km zurücklegten, iſt eine Unmöglichkeit.

begreifen, dem ein ſo ſchreckenerregender Ruf vorausging, zumal wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Römer ſchon 140 km von der Grenze der provincia entfernt waren. Die Beweggründe, die Cäſar I, 40, 13 für ſeinen plötzlichen Aufbruch angiebt, nämlich er werde jetzt trotz der Furcht der Soldaten, die unter Thränen ihr Schickſal beklagen (39, 4) und ſogar mit Gehorſamsverweigerung drohen (39, 7), ſogleich aufbrechen (40,13), obwohl er ganz gut länger warten könne, klingt in dem Munde eines ſo vorſichtigen und ſcharfblickenden Feldherrn, der eben noch (40, 4) auf ſeine diligentia als auf die Baſis für das Vertrauen ſeiner Soldaten hingewieſen hatte, recht merkwürdig. Thatſächlich hatte er wohl andere Gründe, die ihn dazu drängten, die durch den Aberglauben der Barbaren gebotene günſtige Gelegenheit möglichſt bald auszunutzen. Über dieſe läßt er uns denn auch gar nicht im Unklaren. Die Treverer hatten ihm die Kunde (37, 3) gebracht: ‚pagos centum Sueborum ad ripas Rheni consedisse, qui Rhenum transire conarentur'. Es drängte ſich nun Cäſar die Beſorgnis auf, dieſe könnten ſich dem unternehmungsluſtigen Arioviſtus (37, 4: Quibus rebus Caesar vehementer commotus maturandum sibi existimavit, ne, si nova manus Sueborum cum veteribus copiis Ariovisti se coniunxisset, minus facile resisti posset), der ſein Augenmerk bereits auf Beſançon, den feſteſten Stützpunkt im Sequanerlande, geworfen hatte (I, 38, 1), anſchließen. Von da war der Weg in die Provinz nicht mehr weit. Cäſar glaubte alſo mit der Gefahr einer Invaſion rechnen zu müſſen. Dieſen Bedenken hatte er ſchon 33, 4 Raum gegeben,[10]) durch die Nachricht aber von dem Aufbruch der Sueben, die in wenigen Wochen den Arioviſtus erreichen konnten, war die Frage für ihn akut geworden. Seine Abſichten mußten alſo dahin gehen, den Arioviſt zu ſchlagen, ehe die Verſtärkungen herangekommen wären, denn eine Niederlage des erſteren mußte die übrigen Germanen für lange Zeit abſchrecken.

[10]) B. G. I, 38, 4 . . . neque sibi homines feros ac barbaros temperaturos existimabat, quin, cum omnem Galliam occupavissent, ut ante Cimbri Teutonique fecissent, in provinciam exirent atque inde in Italiam contenderent, praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret; quibus rebus quam maturrime occurrendum putabat.

Wenn man nun einwenden würde, Cäſar erwähne doch den ihm ſo ſehr nützlichen Aberglauben ſeiner Gegner erſt 50, 4: ‚Cum ex captivis quaereret Caesar, quam ob rem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam, quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familiae eorum sortibus et vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset necne; eas ita dicere: non esse fas Germanos superare, si ante novam lunam proelis contendissent‘, ſo muß man darauf hinweiſen, daß Cäſar eben erſt hier die Beſtätigung des früher Gehörten aus dem Munde der gefangenen Germanen erhält. Ganz ehrlich iſt er übrigens auch bei der Schilderung der nun beginnenden Schlacht nicht. Den Umſtand, dem er eigentlich den Sieg doch in erſter Linie verdankt, nämlich der abergläubiſchen Furcht ſeiner Gegner, ſcheidet er bei der Schilderung der Schlacht ſelbſt ganz aus. In dem 51. Kapitel kann man ſich nur ſchwer dem Eindrucke entziehen, daß Cäſar etwas verbergen will. Er erzählt uns da, wie er in der bei ihm gern angewendeten Aufſtellung in drei Treffen[11]) ſich dem Lager der Feinde nähert. Nun hätte man meinen ſollen, die Germanen hätten ſich in ihrem Lager gehalten und dort verteidigt, denn der Wille der Götter hatte ihnen ja verboten, jetzt eine Entſcheidungsſchlacht herbeizuführen. Aber zu unſerer Verwunderung verlaſſen ſie ihr Lager, wie Cäſar ſagt „necessario“, ohne aber anzugeben, worin der Zwang beſtanden habe (Tum demum necessario Germani suas copias castris eduxerunt generatimque constituerant). Das Merkwürdigſte kommt aber dann in den Worten: omnemque aciem suam raedis et carris circum dederunt, ne qua spes in fuga relinqueretur. Die Germanen alſo, die eben ihr Lager necessario verlaſſen und ſich bereits zum Kampfe aufgeſtellt haben, ſchlagen ein neues auf,[12])

[11]) Die Aufſtellung in drei Treffen ſehen wir z. B. in der Helvetierſchlacht bei Bibrakte, bei Pharſalus (hier eigentlich vier), zweimal gegen Arioviſt, bei Ilerda gegen die Pompejaner ꝛc.

[12]) Man hat verſucht, die Vorgänge ſo darzuſtellen, als ob die Germanen ſich während des Heranrückens der Römer aufgeſtellt hätten. Dem widerſpricht aber der Wortlaut, der mit großer Beſtimmtheit angiebt: „ipse usque ad castra processit. Tum demum Germani eduxerunt suas copias castris“ = Cäſar rückte bis zum Lager vor. Da erſt führten die Germanen ihre

und Cäsar läßt ihnen dazu Zeit; er greift sie weder während des Aufmarsches an, noch während sie mit dem Errichten der zweiten Wagenburg beschäftigt sind. Aber auch diesen zweiten Stützpunkt verlassen die Mannen des Arioviſt wieder und, als sie heraus zum Gefecht zogen (ad proelium proficiscentes), da flehen die Weiber sie an, sie doch nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen. Diese Schilderung ist so unklar und so unwahrscheinlich, daß man ruhig sagen darf, der Schriftsteller will hier entweder etwas verbergen oder er schmückt die Schlacht dichterisch aus, wobei ihm, dem Neffen des Marius, die Schlacht bei Vercellae und die Erstürmung der Wagenburg, die von den Frauen verteidigt wurde, vor Augen geschwebt haben mag. Man bedenke nur, die Germanen verlassen ihr Lager, vor dem die Kohorten Cäsars nur auf das Signal zum Angriff wartend völlig gefechtsbereit stehen, stellen sich in Schlachtordnung auf, bauen sich dann wiederum ein und treten dann zum zweitenmale zum Kampfe an, während die Römer ruhig mitzuschauen und ganz vergessend, daß sie eigentlich angreifen wollten,

---

Truppen aus dem Lager. — Mit kluger Berechnung hatte Cäsar seine Legionen die Tage vorher in Schlachtordnung herausgeführt, war aber dann jedesmal, ohne anzugreifen, wieder zurückgekehrt (48, 3: ex eo die continuos quinque Caesar pro castris suas copias produxit et aciem instructam habuit . . . 50, 1: proximo die Caesar e castris utrisque copias suas eduxit, hostibus pugnandi potestatem fecit). Die Sueben mußten also auch an diesem Tage nur an eine bloße Demonstration denken und hatten keine Veranlassung, sich beim Ausrücken des römischen Heeres mehr bedroht zu fühlen als die ganze vorausgegangene Woche. Der Ausdruck necessario bleibt mithin ohne Erklärung. Auch ist nicht recht ersichtlich, warum die Germanen ein zweites Lager aufgeschlagen haben. Cäsar giebt an: ‚ne qua spes in fuga relinqueretur'. Das ist aber ganz unverständlich, denn gerade dieses Lager konnte einen höchst wichtigen Stützpunkt abgeben, wenn es zur Flucht kam, konnte also nur die Flucht erleichtern, denn ein Teil konnte fliehen, während der andere die Wagenburg verteidigte. Als die Deroute aber nachher wirklich ausbrach (53, 1), da ist dieses Lagers nirgends Erwähnung gethan, weder als eines Hemmnisses, noch als des Gegenteils. Cäsar hat die Schwäche dieser Angabe wohl gefühlt, denn er giebt nachher noch einen weiteren Grund an mit „eo mulieres imposuerunt". Waren diese denn in dem ersteren Lager nicht gut genug geborgen? Und mußten die Germanen denn nicht Bedenken haben, ihre Frauen und Kinder angesichts des gefechtsbereiten Gegners in ein neues Lager zu führen?

drei Momente verpaſſen, wie ſie günſtiger für den Angriff gar nicht gedacht werden konnten. Dies würde an die Großmut mittelalterlicher Ritterfehden, aber nicht an Cäſars Art der Kriegführung erinnern. Das Naheliegendſte iſt doch wohl, daß Cäſar die im Banne religiöſer Bedenken befindlichen Gegner einfach überraſchend angefallen und in einen Kampf verwickelt hat, bei dem alle taktiſchen und moraliſchen Vorteile auf ſeiner Seite waren.

Die geſchlagenen Germanen fliehen nun in völliger Auflöſung nach dem Rheine, und zwar erſtreckt ſich die Flucht über eine Strecke von 75 km = 50 römiſche Meilen. Die Zahl V oder quinque, die die Cäſarhandſchriften der Klaſſe α und β bieten, bringt die Erklärer in große Verlegenheit, denn dann müßte das Schlachtfeld in die unmittelbare Nähe des Rheines verlegt werden, was der I, 41, 4—5 angegebenen Zahl 50 gegenüber die größten Schwierigkeiten verurſacht.[13]) Es ſind deshalb auch nur zwei Erklärer, die circuitu quinquaginta milium mit quinque verbunden haben, nämlich Strobel, der das Schlachfeld direkt bei Mühlhauſen, und Rhenanus, der es nach Volkensberg verlegt. Schon v. Göler aber hat die Unmöglichkeit eingeſehen, beide Zahlen mit einander in Einklang zu bringen und deshalb für die erſtere 90 römiſche Meilen = 145 km in Vorſchlag gebracht, wobei er aber des Guten etwas zu viel gethan haben dürfte. Er ſubſtituiert übrigens den Ill für den Rhein.[14]) Alle anderen haben, auf Oroſius und Plutarch

[13]) Vgl. Stolle a. a. O. S. 10: „Wie der Rock des Rieſen den kleinen Gernegroß, ſo umſchlottern die Worte: „nec prius — pervenerunt“ die Zahl „V“.

[14]) Siehe v. Göler, Cäſars galliſcher Krieg von 58—53 S. 54: Durch dieſe Maßregel wurde das Gefecht nicht nur wieder hergeſtellt, ſondern alle Feinde ergriffen ſogar die Flucht und ließen nicht eher von ihr ab, als bis ſie zum Rheinſtrom gelangten, von dem der Kampfplatz ungefähr 2½ Stunden entfernt war. Die jetzige Ill bildete nämlich damals einen Rheinarm, und der Übergangspunkt der flüchtenden Germanen war unzweifelhaft bei Mühlhauſen gelegen. Vgl. Tulla S. 11: Der Rhein teilte ſich in den älteren Zeiten oberhalb dem Kaiſerſtuhlgebirge in drei Teile. Der eine ging links in dem jetzigen Gebiete der Ill, der andere längs dem Kaiſerſtuhlgebirge auf der linken Seite und der dritte rechts des Kaiſerſtuhles längs dem Fuße desſelben zwiſchen den Vorgebirgen von Riegel und Hecklingen durch. Man wird den erſteren den galliſchen Rhein, den zweiten den großen Rhein ohne Beinamen und den dritten den deutſchen Rhein nennen können ..... vgl. auch v. Göler a. a. O. S. 44 und 45 und 54 Anm. 2

fußend, die Zahl 50 adoptiert,[15]) und zwar nehmen Napoleon I., Colomb, Stolle, Clüver, Rüſtow und Köchly, ſowie Schöpflin und Golbery 75 km an in gerader Richtung nach dem Rheine, Napoleon III. aber, ſowie Stoffel, Winkler, von Schlumberger und von Veith dieſelbe Entfernung, aber in ſchräger Richtung. Dieſe ſchräge Richtung bekämpft Wiegand S. 8 mit den Worten: „Das Natürlichſte wäre doch, daß ſie ſo raſch wie möglich auf dem kürzeſten Wege nach dem Rheine geeilt wären, um dem Schwerte der Römer zu entrinnen.“ Aus der Schilderung Cäſars wenigſtens in I, 53, 1—3 kann man nicht entnehmen, daß dies das Natürlichſte und Verſtändigſte war, denn gerade der Rhein wird das Verderben der Flüchtlinge; nur wenige verſtanden zu ſchwimmen oder waren ſo glücklich, rechtzeitig Kähne zu finden, um überzuſetzen (Ibi perpauci aut viribus confisi tranare contenderunt aut lintribus inventis sibi salutem reppererunt). Auf die Zahlangabe perpauci ſoll man ſich nicht verſteifen; ſie enthält ſicherlich eine maßloſe Übertreibung, ſelbſt wenn wir von vornherein die perpauci in ebenſoviele milia verändern und annähmen, daß eben von den 120,000 Mann des Arioviſt nur wenige Tauſende übrig geblieben wären. Daß ein ſo großes Heer in wenigen Stunden faſt ganz aufgerieben wird (reliquos omnes equitatu nostri consecuti interfecerunt), iſt in der Geſchichte ohne Beiſpiel. Dazu kommt noch, daß uns Cäſar ſelbſt von der körperlichen Rüſtigkeit und Ausdauer der alten Deutſchen ein vorzügliches Bild entwirft, daß er erſt noch wenige Kapitel vorher I, 48, 5 von der großen Behendigkeit ihrer Mannſchaften erzählt und zugleich erwähnt, daß 6000 von ihnen beritten waren, ſodaß wir nicht anzunehmen brauchen, ſie ſeien bis auf wenige ſo leicht überholt worden. Was wir aus der Stelle entnehmen können, iſt, daß der Rhein die Flucht thatſächlich geſtaut hat (ibi . . . salutem reppererunt, reliquos nostri interfecerunt), an das große Gemetzel aber ſoll man beſonders dann nicht glauben, wenn man in 53, 1 quinquaginta lieſt, was ja die meiſten annehmen, denn wenn die römiſche Reiterei an der Schlacht ſelbſt teilgenommen und dann den Gegner noch 75 km weit verfolgt hat und zwar unter fortwährendem Kampfe, dann war

[15]) Vgl. dazu Stolle S. 11.

ſie ſicherlich ſelbſt aufs äußerſte erſchöpft und nicht mehr imſtande viel zu ſchaden. Eine Verfolgung über eine ſolche Entfernung, d. h. eine nachdrückliche Verfolgung, wie ſie doch hier angegeben iſt, ſoll man übrigens immer mißtrauiſch aufnehmen. Umgekehrt ſind gewaltige Marſchleiſtungen des Beſiegten unmittelbar nach der Niederlage eine häufig beobachtete Thatſache, ſo die Eilmärſche der Franzoſen nach der Schlacht bei Leipzig, der Öſterreicher nach Torgau, der Preußen nach Kollin. Im Kriege 1870/71 gelingt es den Franzoſen oft, unſere Truppen ganz außer Fühlung mit ihnen zu bringen, ſo nach der Schlacht bei Wörth. Auch Vinoys Marſch nach der Schlacht bei Sedan wäre hier zu erwähnen. Die Verfolgung nach der Schlacht bei Waterloo, eine der berühmteſten der ganzen Geſchichte, kam nach 5 km in Genappe bereits zum Stehen. Die erſchöpften Füſiliere unter Major von Keller und die ihnen beigegebenen Ulanen mußten hier ſchon eine Pauſe machen, dann ging es noch weiter bis Quatre Bras (4½ km). Die ausdauerndſten Leute ſetzten nachher dem Feinde weitere 4½ km bis nach Frasnes les Goſſelies nach. Das ergiebt von dem Straßenkreuz bei La Maiſon du Roi, wo Gneiſenau die Fünfzehner traf, 14 km, wobei nur einmal gekämpft worden iſt. Dazu kommen 17 km, die das Regiment im Laufe des Tages marſchiert war. Bei Planchenoit hatte es allerhöchſtens zwei Stunden gekämpft. Vielleicht dürften wir dieſen Kampf als Equivalent für die Schlacht an der Wagenburg anſehen. Dann hätten die Preußen im ganzen am 18. Juni 1815 33 km zurückgelegt, allerdings bei ſchlechtem Wetter und nach vorausgehenden großen Anſtrengungen am 16. und 17. Juni. Dann brachen auch die letzten vor Erſchöpfung zuſammen. Die Römer aber wollen den Arioviſt über 75 km weit verfolgt haben und dann noch imſtande geweſen ſein, auf den Feind nachdrücklich einzuhauen und die ganze Maſſe der Flüchtlinge an der Rettung zu verhindern. Wenn man alſo an der Zahl quinquaginta feſthält, muß die Darſtellung in I, 53, 1—3 ganz ungeheuerliche Übertreibungen enthalten. Berückſichtigen muß man dabei noch, daß ſich die Verfolgung über die Nacht ausgedehnt haben müßte, wenigſtens nach Cäſars Darſtellnng. Er ſelbſt ſtellt am Morgen des neunzehnten Tages nach ſeinem Abmarſche von Beſançon ſein Heer,

deſſen Stärke ohne Troß mindeſtens 54,000, höchſtens 78,000 Mann betrug, in Schlachtordnung auf und rückt gegen das feindliche Lager vor. Darauf verlaſſen die Germanen ihr Lager und treten in der Stärke von etwa 120,000 Streitern nach Stämmen geordnet an, verſchanzen aber dann abermals ihre Poſition und entwickeln ſich dann zum Kampfe. Da war es reichlich drei Uhr geworden, wenn nicht mehr. In der Schlacht bei Cannä wurde es, wie Polybius erzählt, Mittag, bis die Heere mit der Aufſtellung zu Ende waren. Hier war allerdings der Aufmarſch zeitraubender wegen des Überganges über den Aufidus, dafür waren aber in unſerem Falle die Heere erheblich zahlreicher und die ſchließliche Aufſtellung ſelbſt eine merkwürdig umſtändliche, ſodaß die oben angegebene Zeit wirklich viel Wahrſcheinliches haben dürfte, denn das Aufſchlagen eines Lagers iſt nicht unter drei bis fünf Stunden zu bewerkſtelligen, wie Rüſtow ausführt.[16]) Für das primitivere germaniſche Lager dürfen wir allerdings nur die Hälfte der Zeit etwa beanſpruchen,

[16]) Vgl. Rüſtow a. a. O. S. 90 ff.: Wir ſetzen voraus, das normale Profil ergebe den Graben von 9 Fuß Breite und 7 Fuß Tiefe. Ein Teil der Kohorten mußte während der Schanzarbeit unter dem Gewehr bleiben, kann alſo für jene nicht in Anrechnung gebracht werden. . . . . Ein tüchtiger Feldarbeiter, welcher nur eine Stunde zu arbeiten braucht und dann abgelöſt wird, kann bei der hier angenommenen Grabentiefe und Wallbreite in dieſer Stunde 40 bis 50 rheiniſche Kubikfuß Boden ausſchachten, welche 50 bis 60 römiſchen gleichkommen, und dieſe Leiſtung iſt ſelbſt noch kein Maximum. Zu tüchtigen Erdarbeitern machte vielfache Übung alle Legionare. Die Ablöſung konnte ſtattfinden. Da nun das Grabenprofil 42 Quadratfuß enthält und auf jeden Grabenarbeiter 4 Fuß Länge kommen, ſo hatte er oder es hatten vielmehr drei Mann, welche mit Ablöſung arbeiten, je 168 römiſche Kubikfuß auszuheben. Dies war das Werk von 3—4 Stunden; wenn demnach die Truppe um 12 Uhr mittags ins Lager rückte, ſo konnte dasſelbe um 4 Uhr, ſpäteſtens 5 Uhr nachmittags, ohne übermäßige Anſtrengung der Mannſchaft genügend befeſtigt ſein. — Ebenda S. 107: Die Zelte ſchlug man in der Regel wohl erſt nach Vollendung der Verſchanzung auf . . . . Sobald die Lagerverſchanzung vollendet iſt, wird das Gros der Reiterei gleichfalls in das Lager zurückgezogen, muß aber, wenn man nicht mehr genügend mit Futter verſehen iſt, ſogleich wieder zum Fouragieren ausrücken. Eine Anzahl von Schwadronen bleibt indeſſen auch jetzt in angemeſſener Entfernung vom Lager aufgeſtellt, um den Feind und die Gegend zu beobachten (equites in statione) und ſendet ihre Rekognoszierungspatrouillen (exploratores) nach allen Richtungen aus.

wobei wir allerdings der Größe ihres Heeres und ihres ganz ungeheuren Troſſes mit Frauen und Kindern keine Rechnung tragen. Alſo drei Uhr nachmittags muß es reichlich geworden ſein, bis die Schlacht beginnt, die, nach Cäſars Darſtellung, hin und her ſchwankte, alſo mindeſtens doch zwei Stunden gewährt haben muß, ſodaß es alſo fünf Uhr geworden ſein dürfte, bis die Flucht allgemein war. Bei der großen perſönlichen Tapferkeit, die die Römer ihren germaniſchen Gegnern unentwegt nachrühmen, iſt dieſe Dauer nicht zu hoch gegriffen. Die nun einſetzende Verfolgung muß ſich in die Nacht erſtreckt und vielleicht bis zum anderen Morgen gedauert haben. Dann aber hatten die Fliehenden den Schutz der Nacht für ſich, die ſie zu ihrem Vorteil ausgenutzt haben dürften. Sie haben dann wohl nicht den Fehler gemacht, lediglich auf der Landſtraße zu bleiben, wo ſie den Verfolgern immer von neuem in die Hände fallen mußten, ſondern haben ſich, wie es Irreguläre in dieſem Falle mit Vorliebe thun, möglichſt ſchnell nach den verſchiedenſten Richtungen zerſtreut. Nur reguläre Truppen haben zunächſt ein Intereſſe daran, daß die Verbände nicht zerſchlagen werden; ihre Offiziere ſuchen deshalb dieſelben ſo lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Die Verfolgung nach der Schlacht bei Waterloo war ja für die Franzoſen nicht etwa durch große Verluſte ſo ſchmerzlich, zum Gefecht kam es ja eigentlich nur in Genappe, ſondern durch die Auflöſung aller taktiſchen Verbände, ohne die eine reguläre Armee faſt wertlos iſt. Stolle hat an dieſer Darſtellung Cäſars nichts auszuſetzen; er hält die Verfolgung über 75 km und die Vernichtung der Suebenſcharen und ihrer Bundesgenoſſen wohl für möglich und findet in der Schlacht bei Omdurman vom 5. September 1898 Ähnlichkeiten mit der Niederlage des Arioviſtus, denn die engliſche Reiterei ſei 48 Stunden im Sattel geweſen und habe den Feind über eine Strecke von 48 km verfolgt. Ich glaube aber nicht, daß dieſer Vergleich beſtehen kann. Die engliſche Reiterei, die übrigens vorzüglich beritten iſt — wir dürfen aus den Vorgängen von Südafrika, wo nur die „geſalzenen" Pferde der Buren der Pferdekrankheit widerſtehen können, auf die Qualität der engliſchen Pferde keine ungünſtigen Schlüſſe ziehen — war bis zum 5. September an keiner Aktion beteiligt geweſen. So

langſam war Kitchener vorgerückt und ſo vorſichtig, daß ſeine Kameraden über den Maulwurf (er war von Haus aus Pionieroffizier) ſpotteten. Wenn es irgendwie anging, benutzte er den Waſſerweg für die Transporte. An der Schlacht ſelbſt hatten die engliſchen Reiter übrigens keinen Anteil genommen. Richtig iſt allerdings, daß die Pferde während der Nacht ſchon unter dem Sattel waren, wenigſtens teilweiſe, und daß die Infanterie gefechtsbereit daſtand, weil man während der Dunkelheit einen Angriff beſorgte, den die Derwiſche aber unerwarteter Weiſe und ſehr zu ihrem Verderben unterließen. Die römiſchen Schwadronen aber hatten faſt jeden Tag im Gefecht geſtanden (I, 48, 4: Ariovistus his omnibus diebus exercitum castris continuit, equestri proelio cotidie contendit) und an der Schlacht ſelbſt einen entſcheidenden Anteil genommen, wie wir nach I, 52 f. vermuten dürfen: „Id cum animadvertisset Publius Crassus adulescens, qui equitatui praeerat, quod expeditior erat quam ii, qui inter aciem versabantur, tertiam aciem laborantibus nostris subsidio misit.“ Wenn alſo ſchon ein Unterſchied beſtand in der Verfaſſung der Reiterei, als ſie die Verfolgung begann, ſo gilt dies auch für die Verfolgung ſelbſt, inſofern als die Engländer nur 48 km zurücklegen und eigentlich nur den Khalifen und ſein Gefolge jagten, während die Römer eine Strecke von 75 km zurücklegten und dabei fortwährend eine ungeheuere Menſchenmenge vor ſich hatten, die ſie wohl andauernd im Atem hielt. Entweder iſt alſo die Zahlenangabe 50 Meilen bei Cäſar nicht richtig, oder die Darſtellung enthält ſchwere Übertreibungen. Letzteres iſt das Wahrſcheinlichere, denn auch die Erzählung der Kapitel 51 und 52 mußte angefochten werden. Die Zahl 50 aber hat in Oroſius und Plutarch, die beide Cäſars Kommentarien eingeſehen haben und unabhängig von einander die gleiche Angabe machen, eine ſo ſtarke Stütze, daß wir nicht einfach darüber hinwegſehen können.

Alle diejenigen nun, die eine gerade Fluchtlinie von 50 km nach dem Rheinſtrome annehmen, haben geglaubt, das Schlachtfeld an der burgundiſchen Pforte ſuchen zu müſſen. Es handelt ſich da im weſentlichen um das Gebiet, wo am 15.—17. Januar 1871 die deutſchen Truppen unter Werder die ruhmreichen Kämpfe gegen

die franzöſiſche Oſtarmee unter Bourbaki beſtanden haben. Schon Napoleon III. hatte ſich für dieſe Gegend entſchieden, ihm folgte von Veith. Das Gelände ſüdlich von Montbeliard, alſo die Gegend von Dampierre faſſen Clüver und Schöpflin ins Auge. Colomb und Golbery ſind für Arcey. Dies war der weſtlichſte Punkt, bis zu dem ſich unſere Belagerungsdetachements unter Oberſt von Bredow vorſchoben. Für den, der die Liſainelinie decken will, iſt dieſer Punkt ſo wichtig, daß die Franzoſen hier den Schlüſſel zu unſerer Stellung ſuchen zu müſſen glaubten. In der Zeit vom 10. — 13. Januar fanden denn auch Scharmützel zwiſchen den Tetendiviſionen des 15. und 24. franzöſiſchen Korps und den Deutſchen ſtatt, die die von den Franzoſen für ſtark befeſtigt gehaltene Stellung endlich aufgaben, als ſie ſich von drei Korps angegriffen ſahen. Hier in dieſer teilweiſe hügeligen Landſchaft will auch Stolle die Wahlſtatt erkennen, von wo aus eine Straße in leichtem Bogen von 75 km Weglänge nach Beſançon führt. Diejenigen nun, denen eine Strecke von 75 km für ſieben Tage Marſchierens zu wenig dünkte, haben ſich mehr der deutſchen Grenze genähert, wie von Schlumberger, der Lachapelle-ſous-Rougemont, etwa in der Mitte der Route Belfort-Mühlhauſen, hart an deutſchem Gebiete, vorſchlägt. Bereits im Elſaß liegt Sennheim a. d. Thür, 7 km öſtlich von Thann am Vogeſenrand, wofür ſich von Göler und Napoleon III. entſchieden haben, während Stoffel, Winkler und Rüſtow-Köchly ſich den Kampfplatz noch weiter nördlich dachten, nämlich der erſtere bei Oſtheim bezw. Gemar, am Ufer der Fecht, zwiſchen Kolmar und Schlettſtadt, Winkler zwiſchen Schlettſtadt und Bahr, bei dem Dorfe Epfig, in der Breite von Lahr, und der letztere ſogar in der Gegend der oberen Saar. Am weiteſten nach Oſten kommen natürlich diejenigen, die die Schlacht in einer Entfernung von nur fünf Meilen = $7^1/_2$ km vom Rheine ſuchen wie Strobel, der Mühlhauſen annimmt, und Rhenanus, der für Volkensberg eintritt, während ſich von Göler aus der Verlegenheit hilft, indem er an Stelle des Rheines den Ill einſetzt.

Stolle hat recht wohl empfunden, daß es nun darauf ankomme, nachzuweiſen, daß die Römer denn auch wirklich in gewöhnlichen Verhältniſſen, alſo wenn es nur „einen gewöhnlichen Tage-

marſch, ein iustum iter“ zu machen galt, blos 12 km im Durchſchnitt zurückgelegt haben. Dieſe Zahl klingt für uns auffällig klein, da unſere Truppen den gewöhnlichen Reiſemarſch auf 20 bis 25 km auszudehnen pflegen. Zudem berichtet uns Vegez, daß die römiſchen Soldaten geübt worden ſeien, 30 km täglich in reichlich $6^2/_3$ Stunden zurückzulegen I, 9: „Militari ergo gradu XX milia passuum horis quinque dumtaxat aestivis conficienda sunt.“ Schon Rüſtow, der dieſe Fragen am eingehendſten behandelt, meint aber, man ſolle nicht an der Wegſtrecke, ſondern an der Zeitangabe feſthalten, und das für ein iustum iter halten, was die Truppen, von denen er annimmt, daß ſie ſchon um 11 oder ſpäteſtens um 12 Uhr Halt machen, um das Lager abzuſtecken, in der Zeit von 7 Stunden zurücklegen. Stolle zitiert nun demgegenüber eine Anzahl von Stellen,[17]) aus denen hervorgeht, daß ein iustum iter nur gleich höchſtens fünf Stunden zu ſetzen ſei. Bringt man dabei in Anſchlag, daß die Truppen morgens immer erſt ein Lager abzubrechen hatten, daß größere Truppenmaſſen, wenn ſie nur eine Straße gebrauchen, viel ſchwerer in Bewegung zu ſetzen ſind, daß bei einer Kolonne von mehreren Stunden Länge, die das Gepäck nicht hinter ſich führt, Stockungen unvermeidlich ſind, daß falſche Meldungen ſehr leicht großen Aufenthalt hervorrufen, ſo läßt ſich begreifen, daß man auf geringere Marſchleiſtungen kommen mußte, als wie bei uns, wo beſſere und zahlreichere Straßen und Karten den Vormarſch außerordentlich erleichtern. In unſerem Falle kam noch hinzu, daß den Soldaten ihr Raſttag (gewöhnlich der vierte) entzogen worden war, was die Marſchleiſtungen herabgedrückt haben mag. Das, was die römiſchen Truppen aber am meiſten niederhielt, das war das Lager aufſchlagen. Erſtens mußte das ganze Heer von einem Punkt zu einem Punkte gebracht werden, was die größten Umſtändlichkeiten hervorrufen mußte, dann aber begann eine etwa vierſtündige Schanzarbeit, bei der Zweidrittel des

[17]) Dieſe Stellen ſind in erſter Linie Caes. b. c. I, 23 und III, 76, deren Prüfung thatſächlich Stolles Annahmen gerechtfertigt erſcheinen laſſen. Nicht in gleicher Weiſe beweiskräftig iſt ‚iustum iter reliquo die sine interpellatione confecit‘ aus Frontin. strategem. II, 13 § 7. Auch Cic. ad Att. V, 2, B. Afric. C. I und Hirt. B. G. VIII, 39 gehören hierher.

Fußvolkes unter dem Gewehr blieb, die Reiterei aber die Umgegend durchſtreifen mußte und nicht eher abſatteln durfte, als bis die Lagerarbeiten beendet waren. Dieſe Mühſeligkeiten erhöhten die vollbrachte Marſchleiſtung als Arbeitsmaß auf das Doppelte, ſo daß das, was der Römer täglich marſchierte, nämlich 12—15 km, etwa unſeren Leiſtungen im Kräfteverbrauch gleichkommt. Natürlich handelt es ſich hierbei nicht um außerordentliche Märſche.[18]) Die oben zitierte Angabe des Vegetius ſteht dieſen Ausführungen auch nicht im Wege, denn die Truppen, die zu Hauſe den Übungsmarſch pflegten, hatten beſſere Straßen, brauchten kein Lager aufzuſchlagen, marſchierten in kleinen Verbänden und hatten bei weitem geringeres Gepäck, vor allem nur Mundvorrat für drei und nicht für ſechzehn Tage. Sie übernachteten in Manſionen = Quartierhäuſern. Alle dieſe Erwägungen laſſen die Annahme geringerer Marſchleiſtungen in Feindesland höchſt wahrſcheinlich erſcheinen. Aus dem Ausdrucke ‚cum iter non intermitteret' auf Eilmärſche zu ſchließen, iſt falſch; es heißt vielmehr nur, daß der gewöhnliche Raſttag, d. i. der vierte Wochentag, nicht eingehalten wurde. Die falſche Interpretation dieſer Stelle aber iſt es vor allem, die ſo hochangeſehene Fachmänner wie Stoffel und Rüſtow auf die Annahme von Märſchen von 27—30 km gebracht hat.

[18]) Gewaltmärſche erreichen natürlich ganz andere Zahlen. So marſchiert Craſſus, um Cicero zu Hilfe zu kommen, von Mitternacht bis 9 Uhr morgens 36 km (B. G. V, 46 und 47). II, 12 wird die Strecke von der Axona bis Noviodunum, etwa 45 km, zurückgelegt. Die bedeutendſte Leiſtung iſt aber B. G. VII, 40 angegeben, wo die Römer von Gergovia gegen Litavicus hin- und zurückziehen und dabei etwa 75 km bewältigen. Um Vergleiche aus unſerer Zeit demgegenüber zu ſtellen, ſei hier auf den Marſch hingewieſen, den die Tete des II. (pommerſchen) Korps am 18. Januar 1871 bis Gray (50 km) ausführte, und auf die gewaltigen Leiſtungen des IX. (ſchleswig-holſteiniſchen und großh. heſſiſchen) Korps, das am 16. Dezember 1870 von Blois aufbrach und 24 Stunden ſpäter in Orleans einrückte (82 km).

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1901 auf ihren Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Auguſt Ratzel, wiſſenſchaftlicher Hilfslehrer, hier.

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. A. Krämer, Oberlehrer, hier.

In dieſer Sektion ſprachen am

30. Januar 1901 Herr Oberlehrer Dr. Max Banner über:

„Neuphilologiſche Gloſſen zu den neueſten ſprachlichen Lehrplänen."

26. März Herr kgl. Reallehrer Dr. Ludwig Fränkel (Aſchaffenburg) über:

„Italieniſches Geiſtesleben im achtzehnten Jahrhundert und ſein Hiſtoriker"

und erſtattete darauf einen

„Bericht über die augenblickliche Bewegung im neuſprachlichen Unterrichte Bayerns."

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

„Italieniſches Geiſtesleben im achtzehnten Jahrhundert und ſein Hiſtoriker" vom königl. Reallehrer Dr. Ludwig Fränkel (Aſchaffenburg).

Faſt jeder Fachmann ſtudiert, betrachtet, lehrt Litteraturgeſchichte auf ſeine Weiſe, zumal wo es ſich um Neubruch oder erſten Anbau unbeackerten Bodens handelt, und doch ſtreben faſt alle Pfadtreter einem und demſelben Ziele zu. Mit wieviel mehr Recht nimmt der Forſcher eigenen Standpunkt und freie Methode für ſich in Anſpruch, der auf ſolch ſelbſtbepflügtem Feld uns Führer und Verkündiger der Merkwürdigkeiten ſein will! Wir haben es beim heutigen Gange mit einer That dieſer Art zu thun, und im voraus ſchon ſtehe man nicht an, dem Verfaſſer aus der Selbſtändigkeit, mit der er für ein bisher brachés Stück Land gleichſam

der eigentliche Entdecker und getreue Schilderer ward, ein günstiges Omen zu vindizieren. Es will ja schon etwas heißen, heute noch im Bezirke der Litteraturen Neueuropas eine breite Trift zum erstenmale allseitig zu durchspüren, das um so mehr, wenn diese Trift ein ganzes Jahrhundert ist, das unserer Kultur schier nachbarlich angrenzt. Freilich verbreitert sich der Abstand des heutigen Jungitalien von der Zivilisation des achtzehnten Jahrhunderts seit Dezennien zusehends weit mehr, als etwa der zwischen dermaliger und sogenannter klassischer deutscher Bildung, sodaß die geistigen Fäden des Königreichs Viktor Emanuelscher Gründung nach den Verhältnissen hin, die die Aufklärungsperiode nebst ihrer Vorgängerin erfüllen, dünn fast bis zum Abreißen aussehen. Trotzdem berührt es wundersam, daß bis dato sogar keiner der kompendiarischen Darsteller des italienischen Schrifttums sich an diesen langen Zeitabschnitt intimer herangewagt hat, da man ein bloßes Übersehen denn doch nicht voraussetzen kann. Allerdings liegt die Sache bei den drei Gelehrten, die der kühne Bearbeiter des verschmähten Themas, Markus Landau,[1]) an der Spitze als Nichtvorgänger namhaft macht, verschieden: Ad. Bartoli hätte wohl wirklich, wäre er nicht drüber gestorben, in der Fortsetzung seiner gründlichen „Storia della letteratura italiana" das achtzehnte Jahrhundert analog ins Auge gefaßt, Ad. Gaspary („Geschichte der italienischen Litteratur", 2 Bde. 1885—88) dagegen, über die Litteratur im engern Sinne hinausgehend, würde, falls bis zu Landaus Anfangstermin gelangt, fürder kaum volle Ernte gehalten haben, „Körting" endlich, der ebenfalls „der Wissenschaft entrissen" sei — wer ist das? Heinrich Körting, der frühverblichene Verfasser der „Geschichte des französischen Romans im siebzehnten Jahrhundert", hat die italienische Litteratur nie schriftstellerisch behandelt, während dessen älterer Bruder Gustav dies zwar that, aber nur für die eigentliche Renaissance, im übrigen noch heute fruchtbar wirkt. Am ehesten wäre von Hermann Hettners bekannter „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" — die

[1]) Geschichte der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Marcus Landau. Berlin. Verlag von Emil Felber. 1899. X und 709 Seiten. Gr. 8°. Mk. 12.

ja vielmehr eine der anderthalb Jahrhunderte nach dem dreißigjährigen Kriege geworden iſt — eine Gloſſierung der italieniſchen Litteratur in Landaus Intentionen zu erwarten geweſen. Sein Werk nämlich bietet für die engliſche, franzöſiſche, deutſche (dies ſeine nicht einwandfreie, wohl äußern Entſtehungsurſachen zuzuſchreibende Reihenfolge) Litteratur beſagten Zeitraums ziemlich genau dasſelbe, was ſich für die italieniſche Landau als Aufgabe vorſetzte, und letzterem ſcheint Hettner mit Fug in jener Dreiteilung die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts darzuſtellen zu meinen. Die Gründe liegen offen zu Tage. Die großen Züge, auf die es Hettner ankam, die er als die Brennpunkte im Bildungsleben der drei führenden Kulturvölker während ihrer Gedankenblüte aufzeigen wollte, fehlen bei den italieniſchen Denkern und Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts faſt ganz, und deren Wirkſamkeit entfaltet ſich ſelten in blühendem Garten, oft in dürrer Öde und troſtloſer Iſoliertheit. Wo giebt es auf der Apenninenhalbinſel eine gleichzeitige Reihe von Pendants zu der erſtaunlichen Vielſeitigkeit philoſophiſcher Köpfe und originaler Poeten, wie ſie Hettner von Milton bis Burns vorüberziehen ließ, oder zu den impoſanten Figuren der Voltaire-Rouſſeau-Epoche oder gar zu den drei hochklaſſiſchen Duumviraten, in denen bei Hettner die deutſche Muſe zwiſchen 1700 und 1800 gipfelt? Landau weiß genau, auf Grund peinlichſter Sorgfalt, unbefangenen Urteils, daß in ſeinem diesmaligen Reviere der poetiſche Genius, auch die Kraft originaler Ideen keine Feſte feiert. Um ſo anerkennenswerter ſein Beginnen, dem auch in Italien — wo es wenigſtens zweitklaſſige Darſtellungen des achtzehnten Jahrhunderts giebt — vielbedauerten Mangel abzuhelfen.

Markus Landau that das im Vollbewußtſein der Schwierigkeit, aber auch im gerechten Vertrauen auf das Pfund, mit dem er wuchern kann. Er machte ſich kein Hehl aus dem Fehlen guter Monographien über einzelne bedeutende Schriftſteller, ſowie vollſtändiger kritiſcher Ausgaben, aber er ſah darin, gewiß mit unter dem Eindrucke der langſamen Fortſchritte beider Hilfsmittel-Gattungen, kein Hindernis ſeines ſcharf umriſſenen Vorhabens. Beſcheiden legt er der Zukunft nahe, ihn zu übertreffen durch neue Zuſammenfaſſung des nachherigen Wiſſensumfangs, der mit Forſchungsergeb-

niſſen im einzelnen ſein Gemälde berichtige, ergänze, ausmale. Sein Zweck geht nicht auf Details und Lücken unſerer Kenntnis, und biographiſche oder bibliographiſche Daten nachzuſchlagen will er nicht herhalten. Sein Werk „ſoll vorzüglich darſtellen, wie der Geiſt jener Zeit und der Volkscharakter in ihrer gegenſeitigen Wirkung in der Litteratur zum Ausdruck kamen. Aber auch die Phyſiognomien der einzelnen Schriftſteller ſollen klar hervortreten, ihre Werke und ihre Schickſale je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger ausführlich, jedoch ohne pedantiſche Miniaturmalerei geſchildert werden". Wem die Unmenge kleiner Beiträge, die Landau ſeit drei Dezennien zum vergleichenden Verſtändniſſe der neuitalieniſchen Litteratur geliefert hat, auch nur teilweiſe zu Geſicht kamen,[2]) oder wer ſeine quellentreuen Bücher über die üppigſte Novelliſtik Europas, diejenige der italieniſchen Renaiſſance und Nachrenaiſſance, ſamt den Publikationen über die Beziehungen des Wiener Hofes im Rokoko und deſſen Vorperiode zum damaligen Staats- und Geiſtesleben — Vor- und Probearbeiten zum jetzigen ausgreifenden Zeit- und Kulturgemälde — nur öfters angeblättert bez. befragt hat, der ſchätzt ihn als einen Baumeiſter, der gleichſam nur handliche Ziegel und haltbaren Mörtel verwendet. So folgen wir ihm auch diesmal getroſt, und die Maſſe des Neuen, die da auf uns eindringt, allein beweiſt ſchon, daß er auf jeden Fall die Wiſſenſchaft ſachlich ungemein bereichert hat. Man kennt ſeine außerordentliche Beſchlagenheit in früherer und neuerer italieniſcher Litteratur. Die Kritik hat ſich über jene von Landau früher gelieferten Leiſtungen ebenſo günſtig geäußert wie bis jetzt über dieſe „Geſchichte der italieniſchen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert". Muſtern wir die der letzteren zu teil gewordenen deutſchen Referate[3]) auf ihre

[2]) Leider bleibt außerordentlich viel davon, auch an poſitiven Fakten reiche Artikel, im Feuilleton von Tagesblättern, beſonders der „National-Zeitung" und der „Frankfurter Zeitung", manches auch in der „Wiener Zeitung" und der „Neuen Freien Preſſe", verſteckt und geht dermaleinſt verloren, wofern er es nicht mit den leichter erlangbaren Aufſätzen der „Gegenwart", der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" u. ſ. w. unter einen Hut ſammelt. Auch zur vergleichenden Geſchichte der romaniſchen Litteraturen iſt viel drunter.

[3]) Von ausländiſchen hätten für dieſen Vortrag zwei benutzt werden können: das von Concari, in Giornale storico d. letterat. ital. XXXV 113—126,

Sorgfalt, ſo ſind hervorzuheben die von: Emil Sulger-Gebing i. d. „Ztſchr. f. vergl. Litteraturg.“ N. F. VIII, Heft VI, S. 517—522, Wolfgang v. Wurzbach im „Archiv f. d. Stud. d. neuer. Spr. u. Litt.“ CIV, 1. u. 2. Heft, S. 226—230, [W. Cloe]tta i. „Litterar. Centralbl.“ 51. Jhrg. (1900) Nr. 37, Sp. 1532 f., Wilh. Porte i. d. „Frankf. Ztg.“ 2. Febr. 1900 (Nr. 32) 1. Morgenbl., A. L. Jellinek i. „D. Nation“ (herausg. v. Barth) XVII 1900 Nr. 46 S. 653 f., K. Voßler im „Litteraturbl. f. german. u. roman. Philologie“ XXI Nr. 11 Sp. 380—383, endlich Rud. Beer i. d. „Beilage z. Allg. Ztg.“ 1899 (26. u. 27. Okt.) Nr. 245 und 246. Mit Ausnahme des letztgenannten, der breitere Auslaſſungen an die Beſprechung des Landauſchen Bandes anlehnt, referieren dieſe Rezenſenten vielmehr, als daß ſie rezenſieren; das Material zur Kontrolle liegt ihnen eben nicht ſo bei der Hand, um in beliebter Manier Irrtümer aufzudecken, oder, ſtolz auf aufgeſtocherte Bagatellen, mit ihrem eigenen minutiöſen Spezialiſtentum zu paradieren. So beſchränken ſie ſich denn meiſt auf eine ſtramme Wiedergabe der Dispoſition nebſt der der Haupterſcheinungen, erklären ſich zu wirklicher Zenſur für unzuſtändig, abgeſehen von kleinen, bisweilen kleinlichen formalen Anſtänden. Iſt alles litterarhiſtoriſche Wiſſen, ſogar bei der Umſicht und Beleſenheit, die M. Landau in dieſem neueſten umfänglichſten ſeiner Werke wiederum offenbart, auch Stückwerk, ja in höherem Grade als in den ſogenannten exakten Disziplinen, wo ohne feſtgeſchloſſene Beweiskette kein Schritt möglich iſt, ſo giebt es doch auch hier eine an Unwiderlegbarkeit ſtreifende Sicherheit, und dieſe eignet Landaus litterarhiſtoriſchem Forſchen vermöge ſeiner gleichſam mathematiſch arbeitenden Methode. Wie ſein biographiſches und ſein quellenſammelndes Buch über Boccaccio ihn in der mittelalterlichen Litteratur Italiens vorzüglich zu Hauſe zeigten, dabei über

dem Bearbeiter des achtzehnten Jahrhunderts für das große Sammelwerk der „Storia letteraria d'Italia“ (worin eben ſeine Darſtellung noch unvollendet iſt), und von Doutrepont im „Bulletin du Musée Belge“ V. 2 (1901). Letzteres war aber nicht aufzutreiben; die natürlich ſehr ſachverſtändige Kritik Concaris aber ſchien als die eines Italieners, unmittelbaren „Konkurrenten“, außerdem wegen ihrer meiſt Einzeldaten und Einzelauffaſſungen berührenden Belege hier außer Anſatz bleiben zu ſollen. Andere auswärtige Beſprechungen waren bis zum 26. März (ſ. o.) nicht erhältlich.

ein reichliches Vergleichsmaterial, wie es bei der Betrachtung mittelalterlicher Stoffe unumgänglich ist, souverän verfügend, so trat er mit seinen viel zu wenig gewürdigten „Beiträgen zur Geschichte der italienischen Novelle“ stattlich gerüstet vor über einem Vierteljahrhundert daher, und zwar bekundet er da schon nicht nur für die betreffenden Litteraten des achtzehnten Jahrhunderts, die beiden Gozzi, Argelati, Casti, gute Kenntnis, sondern vorher S. 9—12, neben den durchgängigen bibliographischen Fußnoten, eine solche der Studienmittel, die fast sämtlich ins 18. Jahrhundert zurückweisen. Und so scheints beinahe, als ob diese peinliche Vertrautheit mit den Vorleuten Landau zum Historiker desjenigen Säkulums des italienischen Schrifttums machte, wo die Gelehrsamkeit an Ausdehnung und relativer Bedeutung nicht hinter den belles lettres zurückblieb. Das ist im achtzehnten dermaßen der Fall, daß Landaus Darstellung sich in zwei fast gleiche Hälften spaltet, die auch äußerlich, trotz mancher ineinander schlingenden Übergriffe, selbständig als Rubrik „die Wissenschaft“ und Rubrik „die Dichtung“ auftreten. Wie breite Rücksicht auf das, was die Gelehrtenwelt italienischer Zunge mit der Feder geschaffen hat, eine Eigentümlichkeit Landaus ist, so sehen wir in seiner übersichtlichen, klaren Disposition einen Hauptbeweis unbedingter Herrschaft über den weitschichtigen Stoff und beste Aufforderung für den Leser, in ihn einzudringen.

Allerdings müssen wir uns auch ganz seiner Hand anvertrauen, denn der auswärts so zitaten- und quellenfreudige Mann deckt diesmal dauernd den Brunnen zu, aus dem seine Belehrung fließt: Anmerkungen, Nachweise, Berufung auf Autoritäten fehlen, und nur selten, wo er einem alten Monographen etwas besonderes am Zeuge zu flicken hat, oder wo seine Angabe strikt einer neuesten Mitteilung beistimmt bezw. widerspricht, hört man einfach den Namen desjenigen, den er rektifiziert. Diese Art darf sich eben nur ein anerkannter Berichterstatter, wie eben Landau, erlauben, insbesondere wenn er den Gebildeten, dem Litteraturfreunde sein Buch zugänglich halten will. Daß in erster Linie die Wissenschaft, und da nicht etwa bloß Italiens Litteraturgeschichte, sondern das romanistische Gesamtgebiet von den reifen Früchten seines Fleißes zehrt, ist

natürlich. Die Fachleute beſorgen nicht, auf dem geſtrüppreichen Pfade, den uns Landau vorangeht, zu ſtraucheln. Sonſt zwar, wenn ein Wegweiſer vom Gepräge des Landauſchen Werkes, d. h. ohne die Stütze von Belegen, einem der Leitung Bedürftigen unter die Arme greift, muß dieſer die Garantien prüfen, die ſicheren Gang gewährleiſten. Solche Vorſicht macht des Verfaſſers feſtgegründeter Ruf überflüſſig. Seine litterarhiſtoriſche Vergangenheit iſt äußerlich wie innerlich reich,[4]) und in Erforſchung und Behandlung der italieniſchen Litteratur darf man ihn eine oberſte Inſtanz nennen. Seit der ſtattlichen (159 S.) Diſſertation über „die Quellen des Decamerone", die 1869 dem Kaufmanne und litterarhiſtoriſchen Autodidakten den Doktorhut eintrug und 1883 völlig erneuert diejenigen Forſcher und Liebhaber der Renaiſſancelitteratur anſprach, welche inzwiſchen ſeine oben ſchon genannten „Beiträge zur Geſchichte der italieniſchen Novelle" (1875), das Buch über Giovanni Boccaccio (1877), das über „die italieniſche Litteratur am öſterreichiſchen Hofe" (1879) ſchätzen gelernt hatten, entpuppte ſich der jeder gelehrten Gemeinſchaft oder, ſei es akademiſchen, ſei es journaliſtiſchen „Clique" fernſtehende Privatgelehrte immer mehr als ein außerordentlich gründlicher, feiner Kenner des Schrifttums der von ihm wiederholt bereiſten Apenninenhalbinſel. Hat Landau bei ſeinen Studien auch früher die mittleren, neuerdings die jüngeren und jüngſten Perioden der italieniſchen Litteratur bevorzugt, ſo verlor er doch nie den Blick auf die Geſamtentwickelung, und gerade eine Durchgangsepoche wie das 18. Jahrhundert veranlaßt ja unabläſſig zur Rück- und Vorſchau. Landaus Wiſſen und Bedeutung vermochten nun zwar nicht gebührende Geltung in den Kreiſen der Männer zu erringen, die berufsmäßig ſich mit den ſogenannten neueren Litteraturen beſchäftigen; zumal unter den zwei letzten

[4]) Markus Landau, geboren am 27. November 1837 zu Brody, lebt ſeit 1869 in Wien und zwar ſeit 1878 ausſchließlich litterarhiſtoriſchen, daneben ſolchen geſchichtlichen Studien, die mit ſeinen erſteren ſtofflichen Konnex haben. Zu ſeiner Biographie vgl. Meyers Konverſationslexikon s. v. ſowie Gubernatis' Dictionnaire des écrivains du jour s. v., auch Bornmüllers „Biographiſches Schriftſteller-Lexikon der Gegenwart" (1882) S. 409 f.; Bibliographie der ſelbſtändigen Schriften M. Landaus in allen Jahrgängen von Kürſchners Litteratur-Kalender, im neueſten Jahrgang 23 (1901), Sp. 799.

Generationen der Jünger der „modernen Philologie“ dürften ſein Name und Wirken wenigen Ohren bekannt klingen. Urſache iſt Landaus bedauerliche Zurückhaltung von den allermeiſten Fach-Journalen dieſes Reviers[5]) und ſein Drang, als Publiziſt möglichſt bei weiteren Schichten der litteraturfreundlichen Gebildeten Intereſſe für die Geſtalten zu erwecken, die ihm als Träger maßgeblicher oder ſonſtwie anziehender ſchriftſtelleriſcher Erzeugniſſe oder feſſelnder Ideen erſcheinen. Erſt mit der „Geſchichte der italieniſchen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert“ iſt der gewiſſenhafte Mann zu einer umfaſſenderen und zuſammenfaſſenderen Darſtellung zurückgekehrt, und da er hier alle ſeine ehemals anmutenden Eigenſchaften wieder bethätigt, braucht er trotz des Verzichts auf den Kontrollapparat rück-, aber auch ablenkender Fußnoten das Tribunal der Wiſſenſchaft nicht zu ſcheuen.

In welchem Sinne und Grade nun die ſachliche Kritik an Landaus „Geſchichte der italieniſchen Litteratur“ herangetreten iſt, das vor unſerem Auge vorbeiziehen zu laſſen, dünkt überaus lehrreich, weil dadurch, zumal ſämtliche Referenten den realen Gehalt und die faktiſche Hebung unſeres Wiſſens hervorheben, auch die Kenntnis des ſo hochwichtigen Zeitraums ſelbſt, der Landaus Vorwurf bildet, erklecklich gewinnt. Folgen wir in thunlichſter Kürze, wenn ſchon nicht oberflächlich, den bedeutſamſten Äußerungen der oben aufgezählten Rezenſenten. In der Wiedergabe von deren Auszügen, Voten u. ſ. w. bedienen wir uns abſichtlich der dabei angewandten prägnanten oder eigenartigen Wendungen, ohne uns durchgängig damit decken oder jene verantworten zu wollen.

Da iſt zunächſt der Patriſtiker und Hiſpanolog Dr. Rudolf Beer, Bibliothekar der k. k. Hofbibliothek in Wien, mit dem doppelteiligen Aufſatze in Nr. 245 und 246 der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ von 1899. Er findet den Anſatzpunkt Landaus in deſſen erfolgreichen Studien über die Habsburger des achtzehnten Jahrhunderts und ihre ſüdlichen Beziehungen. Schon Landaus gediegenes

[5]) Ausgenommen hauptſächlich die „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte“, mit deren Verleger (demſelben wie von Landaus Werk) und deren Herausgeber Landaus Verbindung gerade bis zum Eingehen dieſes von ihm all die Jahre gediegen bedienten Organs, 1900, anhielt.

Werkchen über die italieniſche Litteratur am Wiener Hofe beklagte, daß neben den Medici und Eſte als Mäcene der italieniſchen Litteratur die Habsburger zu Unrecht verſchwiegen zu werden pflegen. Übrigens haben nicht nur Sterne zweiter und dritter Größe am damaligen litterariſchen Himmel italiſcher Sonne, Stampiglia, Pariati, Zeno, Pasquini, ſondern auch das leuchtendſte Geſtirn der ganzen Periode, Metaſtaſio, eben in Wien geglänzt. Das öſterreichiſche Regime hat in den ihm überantworteten Landſchaften während des achtzehnten Jahrhunderts den Volkswohlſtand geſteigert, die Feſſeln der Geiſter vielfach gelöſt, den Unterricht verbeſſert, Univerſitäten, gelehrte Akademien, Sternwarten, Bibliotheken, gemeinnützige Geſellſchaften gefördert, womit auch Preſſe und Buchhandel auflebten. Auf dieſem Boden, der allerdings infolge des damaligen Zuſchnitts des Wiener Hofweſens viel weniger deutſchen Samen empfing, als man vielleicht erwarten ſollte, gedieh die Poeſie farben- und formenreich, und zwar auffälligerweiſe beſonders ihre Krone, die Dramatik, als Luſtſpiel, heroiſche Tragödie und Muſikdrama. Ein Eindringen in die litterariſche Fülle ſo merkwürdig beſchaffener Zeitalter, die einer offen erſichtlichen nationalen Wurzel entbehren, ſetzt vorherige Prüfung der politiſchen, wirtſchaftlichen, geſellſchaftlichen Verhältniſſe voraus; eine ſolche nahm der ſtets kulturhiſtoriſch geſtimmte Landau vor und eingangs liefert er einen geſchickten Überblick jener. Abgeklärt und objektiv giebt ſich Landaus einheitliche fortlaufende Geſchichte des litterariſchen Schaffens, das Logiſche und Pragmatiſche in erſter Linie erſtrebend. Sie vermeidet glänzende Farben, etwa um Goldonis, des ‚pittore della natura' (Voltaire), Volkstypen plaſtiſch hervortreten oder uns gelegentlich im Gefolge Metaſtaſios die prächtigen Wiener Bühnen jener Zeit[6]) beſuchen zu laſſen. Aus ähnlichem Motiv entſpringt ſeine Auswahl des Stoffes. Wie der Vater der

[6]) Beer gedenkt hierfür der überaus inſtruktiven Geſchichte der „Theater Wiens", die ich mit genauem Titel und dem Namen des Verfaſſers A. von Weilen in den „Berichten des Fr. D. H." N. F. XVI S. 2 Anm. anzuführen hatte (eine liebenswürdige Zuſchrift Weilens berichtigt meine dortige Annahme „wohl auf Geſchmack und Anſprüche eines weiteren Publikums berechnet" in „erſte quellenmäßige Durchforſchung"); übrigens beweiſen viele gelegentliche Hinweiſe Landaus (ſiehe z. B. ebd. S. 7) ſeine Bekanntſchaft damit.

italieniſchen Litteraturgeſchichte, Girolamo Tiraboſchi, in der groß-angelegten Storia della letteratura italiana das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Schaffen mit einbezieht, eine Geſchichte der italieniſchen Kultur von den älteſten Zeiten bis zum achtzehnten Jahrhundert giebt, ſo hatte ſchon vor längerem Antonio Lombardis „Storia della letteratura Italiana nel secolo XVIII“ die wiſſenſchaftliche Produktion eingehend berückſichtigt, ſo mit einem Abſchnitte über den Unterricht eröffnet. Bei Landau nun nimmt das wiſſenſchaftliche Forſchen einen breiteren Raum ein als in jeder anderen Geſchichte einer romaniſchen Litteratur, beiſpielsweiſe Muratori der Hiſtoriker faſt ebenſoviel als der größte Dichter der Periode, Metaſtaſio. Freilich nimmt dies ſcheinbare Mißverhältnis bei einem Einblicke in die Keime des intellektuellen Risorgimento, das Italiens Geiſteskultur im achtzehnten Jahrhundert beherrſchte, nicht im mindeſten wunder. Landau rückt, mit andern von der vielverfochtenen Grenze um die Mitte des Säkulums abweichend, die Anfänge dieſer Wiedergeburt — um das abgebrauchte und hier mißverſtändliche ‚Renaissance‘ (rinascimento) zu vermeiden — in die Anfangsjahrzehnte und zwar — wir gebrauchen im Folgenden wörtlich Beers klares Reſümé — „nicht bloß im Hinblick auf die zuſehends wachſende Entfaltung dichteriſchen Schaffens, ſondern auch in ſorgfältiger Rückſicht auf die immer weitere Kreiſe ziehende wiſſenſchaftliche Bethätigung. Die führenden Geiſter, deren ein wieder erwachendes Volk bedarf, mangelten nicht, und Landau hat auch keine Schwierigkeit geſcheut, ihren Spuren auf den vielverzweigten, oft recht ſteinigen Wegen zu folgen. Philoſophen, Theologen, Naturforſcher, Geſchichtſchreiber, Nationalökonomen, Juriſten, Äſthetiker haben in jener Zeit Steine zum Neubau Italiens herbeigeſchafft, und unſer Autor giebt, allerdings weniger die Geſamtbewegung als die einzelnen Träger derſelben ins Auge faſſend, ein überaus detailliertes Bild jener fruchtbaren Arbeit; auch Größen zweiten und dritten Ranges, ſolche, die vor dem deutſchen Publikum wohl zum erſtenmal erſcheinen, gelangen zum Wort. Landau weiß jedoch, durch die Fülle ungeblendet, die Spreu vom Weizen zu ſcheiden, und ſo ſehen wir unter den erſten, deren die italieniſche Nation ſich in jenem Zeitraum rühmen durfte, beſonders zwei Individualitäten ſcharf zur Geltung

kommen: Giovanbattiſta Vico und Ludovico Antonio Muratori. Beide haben in ihren Ideen und Darlegungen Wahrheiten vorweggenommen, die ihre Epigonen erſt nach Menſchenaltern beſchäftigten." [7]) Wie nun vor unſern Augen bei Landau in Vico, „dieſer durchaus nationale Denker" — ſo Karl Werners Monographie [8]), die ihn als Brennpunkt mit Descartes, Locke, Kant betreffs ihrer Landsleute vergleicht — eine Perſönlichkeit origineller Geſchichtsauffaſſung und namentlich auch der erſte Soziologe erwächſt, ſo in Muratoris Figur ein gewaltiger Polyhiſtor, der „neben Alfieri auf ſein Volk die größte geiſtige Wirkung ausgeübt hat und zum Teil noch ausübt", erſtaunlich vielſeitig, raſtlos und ein Cäſar im Nebeneinander geiſtiger Thätigkeiten, ſeinem Volke einer der größten, ſeinem Jahrhundert der größte Geſchichtsſchreiber war, dazu ein Litteratur-Kenner und -Forſcher und unverächtlicher Volkswirt. Italien ſchuldet

[7]) Hier nun zum zweiten Male Muratori als eine Säule neuitalieniſchen Geiſteslebens und internationaler Geſchichtsforſchung erwähnend, gedenke ich wehmütig des entſchiedenen Nachdrucks, den mein Lehrer Wilhelm Maurenbrecher, der ausgezeichnete viel zu früh (1892) geſchiedene Hiſtoriker, in ſeinem gehaltvollen Spezialkolleg „Einleitung in das Studium der neueren Geſchichte" auf Muratoris Poſition in den erſten Stadien moderner Geſchichtsforſchung zu legen pflegte. Da dieſe Vorleſung Maurenbrechers wohl bis dato ungedruckt iſt, ſo ſei es verſtattet, vergleichshalber und um die Bedeutung Muratoris auch nach der philologiſch-litterarhiſtoriſchen Seite aus dem Munde eines gewiegten Hiſtorikers zu illuſtrieren, die einſchlägigen Wendungen nach der Niederſchrift im Hörſaale (1886/87) mitzuteilen: „Der eigentliche gelehrte Repräſentant dieſer Periode iſt Ludovico Antonio Muratori (1672—1750), Archivar und Bibliothekar in Oberitalien, der Patriarch der damaligen hiſtoriſchen Forſchung, auch mit Gelehrten anderer Nationen (Leibniz u. a.) in engem Verkehr; zahlreiche Sammlungen, bibliothekariſch-bibliographiſche Publikationen. Er gründete einen gelehrten Verein (societas in Mailand) zur Erforſchung der italiſchen Landesgeſchichte, beſonders mit Argelati und Saſſi. 1723 erſchien der 1. Band der 25 Bände (eigentlich 29 Teile) der „Rerum Italicarum scriptores", 1751 der letzte. Von den vielen Sammlungen dieſer Art in Europa iſt dieſe die einzige regelrecht zu Ende geführte; im großen und ganzen iſt es eine gute und brauchbare Bearbeitung, die kritiſche Geſtaltung des Textes in durchgehendem Sinne richtig durchgeführt, im ganzen ſo ein Meiſterwerk ſeiner Art. So iſt Muratori nicht bloß als Sammler, ſondern auch als kritiſcher Bearbeiter und Forſcher von größter Bedeutung."

[8]) Deren von Beer fortgelaſſener Titel iſt: „G. B. Vico als Philoſoph und gelehrter Forſcher" (1879, 2. Aufl. 1881): bei Landau S. 24.

*

dieſem imponierendſten Mitgliede der damaligen heimiſchen Gelehrtenrepublik — einer ſolchen widmete Muratori Plan und eifrige Agitation — noch das biographiſche Denkmal. Landaus reliefartige Wiederſpiegelung der Vielſeitigkeit hat deſſen Hauptlinien ſcharf gezogen, letzteres zumal für den wirkſamen Nationalökonomen, wie er in draſtiſchen Einzelheiten, ſo dem Kampfe gegen die Tortur, aber auch in ſtetiger Rückſicht auf den pragmatiſchen Geſichtspunkt in unſerm Horizonte Fuß faßt. Neben ſolchen Koryphäen war der alte Conte Giovanni Maria Mazzuchelli nicht zu vergeſſen, deſſen in richtiger Benediktinerarbeit in Angriff genommenes bio- und bibliographiſches Rieſenwerk „Gli scrittori d'Italia" mit den ſechs Foliobänden von A und B (1753—63) ſtecken blieb, bis heute ein Torſo und ohne Seitenſtück. Gegenüber dem Mangel an Vorarbeiten über die italieniſche Wiſſenſchaft ſtand Landau bei der Poeſie vor einer Überfülle an Material direkter wie indirekter Art. Im Vordergrunde des dichteriſchen Schaffens, das ſeine verſchiedenen Formen in der zweiten Hälfte der ganzen Epoche ausprägt, wenn ſchon mit Vorzug der dramatiſchen (und zwar neben Luſt-, Schau- und Trauerſpiel, des Muſikdramas), ſtehen mit Recht Goldoni, Alfieri, Metaſtaſio. Um die dichteriſche Individualität zu erfaſſen, müſſen hier Anlagen und Einflüſſe gleichermaßen in Anſchlag gebracht werden: Goldoni las, ſah, ſchrieb, erlebte von früh an Komödie, Alfieri, der weitgewanderte, lernte als Mann heimiſche Litteratur und Sprache neu, Metaſtaſios Thun verlief unter dem Banne ſeiner Hofſtellung und anderer äußerer Verhältniſſe, obwohl er in über fünfzigjährigem Wiener Aufenthalte knapp 50 deutſche Ausdrücke ſich angeeignet hat.

Der nächſte Kritiker Landaus iſt wieder ein Wiener: Wolfgang von Wurzbach, d. h. Alfred Wurzbach Ritter v. Tannenberg jun., ein jugendlicher Litteraturfreund, der außer mancherlei Aufſätzen, vornehmlich zum engliſch-Eliſabethaniſchen und ſpaniſchen Drama, ein Buch über Lope de Vega (1899) und eins über G. A. Bürger (1901) veröffentlicht hat. Dieſelbe Arbeitsweiſe, die uns in den meiſten dieſer ſeiner eigenen Arbeiten begegnet, nämlich die ganz vorwiegende Rückſicht auf den reinen Faktenbeſtand,[9]) ſcheint Wurz-

[9]) Dies haben neuerlich für die Bürger-Biographie zwei Fachleute, Frz. Muncker und Adolf Hauffen, in längeren Beſprechungen dargethan.

bach auch bei Landau vorauszuſetzen; wenigſtens verfolgt ſein Referat (Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Litter., Bd. 104) eigentlich nur die wechſelnden Geſtalten und Richtungen in Landaus Werk, das ihm aber eben viel zu ſehr als Kompendium gilt. Dieſe an ſich ſchiefe Annahme zeigt uns aber gerade den auffälligen Reichtum der Zuſammenfaſſung Landaus an friſchen Funden — „Rettungen" ohne üblen Nebenſinn — bisher vernachläſſigter oder verkannter Litteraten. Er bemerkt in dieſer Hinſicht: „Mit ſeltener Liebe, ja mit Selbſtverleugnung, hat er ſich in ſehr voluminöſe Werke vertieft, deren Titel einer großen Zahl von ‚Gelehrten' noch heute einen paniſchen Schrecken — den Schrecken des Unbekannten, einzujagen pflegt, um den Leſer in ſchonender, feinfühlender Weiſe daraus mitzuteilen, was er für würdig hielt, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. So wie er aus den einzelnen Werken halb und ganz verſchollener Größen nur die wichtigſten Grundgedanken und beachtenswerte Einzelheiten wiedergiebt, ſo befleißigt er ſich auch in den Lebensſkizzen der Gelehrten und Dichter möglichſter Kürze." Einen ſogenannten raiſonnierenden Katalog der betreffenden Schriftſteller ſamt ihrer Werke in dem Handbuche Landaus zu ſehen verböte aber ſchon dieſe feinkundige Auswahl der bedeutſamen Namen und Erſcheinungen; es hieße das vielmehr ſeinen Rang arg hinabdrücken. Jedoch bietet uns die weſentlich darauf zielende Revue, die bei Wurzbach Landaus Kapitel paſſieren, Anlaß, eine Reihe ſachlicher Beobachtungen über den Verlauf der einſchneidendſten (man möchte ſagen, müßte man nicht befürchten, mißverſtanden zu werden, revolutionärſten) Litteraturperiode aus dem Aufgange Neuitaliens anzuſtellen, die ſonſt bei Seite bleiben dürften. Da windet man ſich z. B. durch Scharen minderwertiger Autoren aus Philoſophie, Geſchichte und Kameraliſtik hindurch, ehe der heutige Standpunkt einen anerkennen kann — übrigens ein keineswegs einwandfreier Maßſtab, da er hiſtoriſch zu wenig objektiv und auch materiell trügeriſch iſt. Die Philoſophen waren meiſtens Jeſuiten oder deren Geſinnungsgenoſſen, die Kirche war höchſte Autorität, die Bibel untrügliche Geſchichtsquelle; Freigeiſter, als Philoſophen unter franzöſiſchem Einfluſſe, waren ſelten zu zählen, darunter Köpfe wie der philoſophiſch-hiſtoriſche Juriſt

Gravina, Metaſtaſios Beſchützer, ſowie Mario Pagano, als politiſcher Märtyrer gefeiert, und der durch halb Europa verfolgte Hiſtoriker Giannone. Für politiſche Aufklärung focht Muratori, der vielgenannte, kühn Volksbildung predigte in eigenen populären Schriften Verri, Beccarias Buch „Dei delitti e delle pene“ [10]) bekämpfte die Todesſtrafe energiſch vom Gedanken des Menſchlichkeitsapoſtels wie des Strafrechtlers. Der Mehrzahl dieſer Männer ſolide hiſtoriſche und linguiſtiſche Kenntniſſe abſprechen, wie Wurzbach, im vermeintlichen Anſchluſſe an Landau ſcheints, thut, iſt ebenſo unrichtig, wie die Lächerlichkeiten, die er ſich aus Vicos geſchichtlich-philologiſchen Einzelausſagen abſtrahiert, als Gradmeſſer für die Geſamtanſchauung dieſes vielbeleſenen Grüblers. Auch erklomm die unſerm Intereſſe nächſtliegende gelehrte Disziplin, die Litteraturgeſchichte, eine weſentlich höhere Stufe, als Wurzbachs Lob ihres Fleißes nebſt dem bedenklichen Epitheton des ‚Breittretens‘ im „unklaren Drange nach wiſſenſchaftlicher Vollſtändigkeit“ vermuten läßt. Unter den aus Landau excerpierten Namen Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, Gimma, Zeno, Tiraboſchi, Algarotti, Signorelli, befinden ſich etliche, deren Träger geradezu Meiſter der Litteraturgeſchichtſchreibung alten Stils und vielfach bis heute unentbehrliche Inſtanzen geblieben ſind, wie Landau, ihr Erbe und Vervollkommner, am intenſivſten ermeſſen mag. Daß manche damaligen Litterarhiſtoriker — übrigens keiner der eben genannten Hauptvertreter — franzöſiſch ſchrieben, iſt ebenſowenig als „Animoſität“ wider die Mutterſprache auszulegen wie ihre öftere Höhertaxierung der franzöſiſchen Litteratur; denn der dazumal noch angebetete Klaſſizismus des siècle de Louis XIV. überragte doch

[10]) Von dieſem berühmten Buche des Marcheſe Ceſare Boneſano de Beccaria — dem herrlichen Manne ſucht Landau an vielen Stellen (ſ. Regiſter) gerecht zu werden; mit dem gleichzeitigen Turiner Profeſſor der Phyſik Giov. Batt. Beccaria, der Wertvolles über atmoſphäriſche Elektrizität produzierte (Landau S. 57), nicht zu verwechſeln — gilt Leſſings Zweizeiler bezüglich Klopſtocks, indem es viel genannt, aber wenig angeſchaut oder geleſen wird. Überdies gewann es auf einen maßgeblichen Dichter Jungitaliens, Aleſſandro Manzoni, deſſen Mutter Beccarias Tochter war, merklichen Einfluß (vgl. L. Fränkels Ausgabe von Ed. v. Bülows Verdeutſchung der „Promessi sposi“ [Cottaſche Bibliothek der Weltlitteratur] I S. 6).

thatſächlich, nicht etwa bloß im Wahne irgend einſeitiger Zeitgenoſſen, die italieniſche Belletriſtik, und das Idiom von Paris beherrſchte nie unangefochtener als um den Ausgang des roi soleil die Wiſſenſchaft, ſoweit ſie irgend auf Teilnahme der Gebildeten rechnete. Auffälliger und bis dato weniger beachtet iſt das Intereſſe italieniſcher Litteraturfreunde für die engliſche Dichtkunſt, wenn auch die Urteile über Shakeſpeare, die Landau aufdeckt, ſelbſt wo ſie von maßgeblichen Lippen kommen, oft höchſt abſurd lauten; hierneben ſtelle man Baretti, den Halbengländer gewordenen Weltfahrer, der von ſeinen eigentlichen Landsleuten nur Gozzi und Metaſtaſio ſchätzte, während Wurzbach, das letztere aushebend, ihn fälſchlich als Typus eines italieniſchen Litterarhiſtorikers verwendet.[11]) Das italieniſche Theater im achtzehnten Jahrhundert in erſter Linie beanſprucht kosmopolitiſche Aufmerkſamkeit und Würdigung. Das Ringen klaſſiziſtiſcher, nach franzöſiſchem Vorbilde die Tragödie blockierender und ſtreng ariſtoteliſch die „Einheiten“ und die „Reinigung“ feſthaltender Richtung, mit der populären, die ſich ins Luſtſpiel flüchtet und die altvertrauten Puppen der commedia dell' arte weiter nährt, legten ſchließlich neue Regungen auf. Auf dem ernſten Felde die Sucht, ſich von den franzöſiſchen „Regeln“ zu emanzipieren und auf Maffei, Panſuto und andere Volksgenoſſen zurückzugreifen, bis Alfieri politiſche Tendenz in die Tragödie einführte und ſo im Vaterlande mehr Ruhm als Patriot denn als Poet einſtrich, der er, obzwar ſeine vielen unſelbſtändigen Nebenbuhler und Nachahmer weit hinter ſich laſſend, außer in „Saul“ nur ſelten in wirklichem Sinne blieb. Das Luſtſpiel ſtieg von den teils ältere Art fortpflanzenden, teils leichte Lokalpoſſen ſchaffenden Fagiuli, Gigli, Nelli in Toskana und den Neapolitanern Amenta und Liveri bis zu Goldoni, ſeinem gefährlichen Rivalen Chiari

[11]) Es ſei erlaubt, hier auf den einſchlägigen Extrakt eines anonymen Feuilletons der „Frankfurter Zeitung“ vom 30. Sept. 1895, 1. Morgenblatt („Litterariſche Beziehungen zwiſchen Italien und Spanien“) in L. Fränkels Repertorium über romaniſche, insbeſondere italieniſche Wechſelbeziehungen zur engliſchen Litteratur im „Krit. Jahresbericht über die Fortſchritte der romaniſchen Philologie“ Bd. IV (auch als Sonderſchrift, Erlangen 1900) 525, 153 betreffs Barettis zu verweiſen.

und dem aus Eifersucht auf sie das Märchendrama poussierenden Gozzi, der schon den Verfall bezeichnet. Das Musikdrama, am typischsten und glänzendsten durch Metastasio repräsentiert, söhnt beide genannte Richtungen, die antikisierende und die populär-nationale, aus, raubt aber dem Texte immer mehr den Vorrang vor der Begleitmusik, bis er zu deren Folie sinkt: dies, so stellt Landau fest, zeigen zuerst entschieden Calsabigis Libretti zu Glucks „Orpheus und Eurydice" und „Alceste". Lyrik und Epik stehen unter ungünstigen Sternen, lange allein unter denen der „Arcadia", deren Verirrungen Landau weidlich bespöttelt; allenfalls Filicaja, Rolli, Savioli, Bondi ziehen modernen Geschmack einigermaßen an. Satiriker dagegen, die tieferer Achtsamkeit wert sind, brachten die mannigfach unleidlichen sozialen Zustände hervor:[12]) Forteguerris ‚Ricciardetto', Parinis „Giorno", d'Elci, endlich Casti,[13]) der unerbittliche Verfasser der politisch herben ‚Animali parlanti', gehören hierher. Ausschließliche Prosadichter spielen in dem begrenzten Gebiete keine Rolle, wie auch kein namhafter Romancier auftritt; höchstens bethätigen sich Dramatiker oder Lyriker nebenbei in ungebundener Rede. Prototyp eines damaligen Journalisten ist Gasparo Gozzi, des Dramatikers Carlo Bruder, in gleichem Maße durch seinen zentralistischen Posten in der Publizistik, auf dem er einmal drei Zeitschriften redigierte, wie durch die Unwirtschaft im

[12]) Man vergleiche den, wohl allerseits unbeachtet gelassenen Artikel „die italienische Satire bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts" von Dr. Paul Schönfeld in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" 1888 Nr. 22, S. 128—131. Schönfeld (1851—91, viel zu früh durch Selbstmord geendet; vgl. über ihn Frz. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Professoren des 19. Jahrhunderts" 4. Aufl. IV,10) hatte nicht blos selbst italienische Sprache, Litteratur und Kunst sorgfältig studiert und über drei Jahre lang von Italien aus gediegene Essays, die jetzt leider verschollen sind, in die gelesensten deutschen Journale geliefert, sondern, als er sich, erfolglos, auf den Fuß des freien Schriftstellers zu stellen versuchte, einen Band scharfer „Satiren und Epigramme" (Kaiserslautern 1886) herausgegeben.

[13]) Über diesen überaus merkwürdigen Menschen und Litteraten (1721—1803) hat der 1899 verstorbene bekannte Anglist Eugen Kölbing auf sein Ansuchen wiederholt Notizen, besonders vergleichender Art, die ich gelegentlich gesammelt hatte, von mir erhalten; ich weiß weder zu welchem Zwecke, noch was damit nun geschehen ist.

Digitized by Google

Hauſe, dieſe im „kleinen ein Abbild des zerrütteten Zuſtandes der damaligen Litteratur Italiens“.

Ein dritter Stadtgenoſſe M. Landaus, der deſſen Werke Durchſicht und empfehlende Anzeige widmete, iſt der Wiener Bibliograph Arthur L. Jellinek, in No. 46 der Berliner Wochenſchrift „Die Nation“ von 1900. Er bemängelt, ſeinem Berufe gemäß, die Abweſenheit des bibliographiſchen Apparats ſowie der ſonſtigen Stützen und Rückweiſe, erkennt aber, daß dort das lebens- und büchergeſchichtliche Moment mit Abſicht in den Schatten tritt und Landau keine Geſchichte der Bücher, ſondern eine der Ideen anſtrebt. Jellinek findet Alfieri im Mittelpunkte ſtehen: liebevoll und ausführlich habe ihn Landau behandelt, ohne eine ſeiner Schwächen zu bemänteln. Er wiegt die Behauptung, Landau beſitze glänzende Diktion, lebendige, ſchillernde Darſtellung, künſtleriſch oder künſtlich abgerundete Poträtzeichnung nicht, durch das Lob auf, er habe „dafür von den alten italieniſchen Novelliſten erzählen gelernt: ſtillwandelnd zu berichten, vom Leben und Wirken der Dichter das eine und das andere mitzuteilen, nirgends trocken und nirgends leidenſchaftlich, erfüllt von jener klaren Anmut, jener leiſe durchſchimmernden Heiterkeit der Bandello, Fiorentino oder Sacchetti“. Dieſer Stilanalyſe, der Jellinek das Prägen glücklicher Bezeichnungen wie des „melancholiſchen Horaz“ für Ippolito Pindemonte anſtatt des bisherigen „italieniſchen Tibull“ zur Seite ſetzt, geben wir, ohne ſie nach ihrem poſitiven wie ihrem negativen Tone zu unterſchreiben, Platz, weil ſie uns an eine intereſſante Notiz Landaus im Vorwort ſeiner „Beiträge zur Geſchichte der italieniſchen Novelle“ S. 5 f. erinnert: „Wieviel haben nicht moderne Dichter aus dieſen [mittelalterlichen italieniſchen] Novellen entlehnt. Von den Diis minorum gentium zu ſchweigen, will ich nur erwähnen, daß Shakeſpeares „Othello“, „Romeo und Julia“, „Maß für Maß“, „Viel Lärm um Nichts“, „Was ihr wollt“, „Kaufmann von Venedig“, „Ende gut alles gut“, „Cymbeline“ und „Die luſtigen Weiber von Windſor“ ganz oder teilweiſe auf Novellen Boccaccios und ſeiner Nachfolger beruhen, während Chaucers Canterbury tales, die Erzählungen Ludwigs XI. und der Königin von Navarra außerhalb Italiens die Novelle italieniſchen Genres würdig repräſentieren.“

Es ist dieser Gesichtspunkt, der der vergleichenden Methode, derjenige, den Landau immer behufs durch- und gegenseitiger Beleuchtung verfolgt, seine Kritiker aber selten aufgriffen. Derjenige von ihnen, der auf dem passendsten Forum dafür, in der unlängst entschlafenen „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte„ (N. F. XIII, S. 517—522), das Wort ergriff, der Münchner Privatdozent Dr. Emil Sulger-Gebing, übersah diesen Punkt gänzlich, obwohl er das Landausche Opus peinlich unter die Lupe nahm und eine fünfseitige Inhaltsübersicht kondensierte, die die gewaltige Stofffülle der italienischen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert und der letzteren mehrfach zu entwirrende Entwickelung, ebenso aber Landaus völlige Gewalt darüber vergegenwärtigt. Er findet nun aber gerade in der Art, wie Laudau den fast überreichen Stoff bezwungen und zurechtgelegt habe, einen Haken: „Die großen Gruppen, die durchgehenden gemeinsamen Züge der litterarischen Entwickelung treten nicht genügend heraus, da durch die Schilderung nach Fächern Zusammengehöriges getrennt wird.“ Ja, fragen wir, besitzt denn dieses auseinanderstrebende Schrifttum des Apenninenlandes im achtzehnten Jahrhundert solche feste, straffe, durchlaufende Fäden, oder entbehrt es nicht vielmehr gerade der äußern wie der innern Zentren und Zentralen, sodaß Verwandtes sich eben am deutlichsten an den Formgebieten und poetischen Gattungen aufreihen läßt? Diese Anordnung ermöglicht allein, wie auch Sulger-Gebing hervorgehoben, instruktiven Einblick in die Entwickelung der einzelnen Gattungen. Es liegt auch in der Zerschlissenheit der Zeit- und sozialen Verhältnisse bedingt, daß die Wirksamkeit eines Metastasio als Dramatiker und als Lyriker, diejenige Bertòlas als Geschichtsphilosoph, als Litterarhistoriker, als Lyriker, endlich das Auftreten Muratoris als Historiker, als Nationalökonom, als Litterarhistoriker, als Gründer einer „Gelehrtenrepublik“ nicht richtig einheitlich ist, also, was Sulger-Gebing fordert, auch nicht hintereinander abgethan werden kann, indem impulsive Naturen wie der letztgenannte eben überall da, wo ihr Arm von nöten war, fest anpackten oder geschmeidige, gelenkige, wie der Höfling und Weltmann Metastasio, auch einmal auf einem Nachbarrevier freibeuterten, wohin das Fehlen überragender Figuren zu einem Streifzuge einlud. Übrigens

wird doch auch in Geſamtdarſtellungen anderer Litteraturen keineswegs durchgängig jeder vielſeitige Litterat in einem Zuge erledigt, und wir beſitzen in Heinrich Kurz' bekannter „Geſchichte der deutſchen Litteratur" ſogar eine weitverbreitete Nachſchlage-Encyklopädie, die, auch in Perioden, wo nicht wie bei Landaus Thema durcheinanderwirbelnde Erzeugniſſe zu ſachlicher, nicht zu individueller Einteilung drängen, das Prinzip Landaus im Extrem durchführt. Ein fernerer, überaus ſachkundiger Rezenſent, der Heidelberger Privatdozent Dr. Karl Voßler, im „Litteraturblatt für germaniſche und romaniſche Philologie" XXI, Nr. 11, beanſtandet dieſen Hauptgrundſatz der Landauſchen Gruppierung nicht ſo, eher „die mangelhafte Ergründung des tieferen Kauſalzuſammenhanges zwiſchen den einzelnen Erſcheinungen". Dieſe ſieht Voßler im Fehlen des Blicks fürs Weſentliche, das den Unterſchied des achtzehnten Jahrhunderts in Theorie und Praxis des litterariſchen Betriebs vom ſechzehnten und ſiebzehnten ausmacht und uns aufklärt. Nach Voßler wirkte die ganze Poetik und Äſthetik, wie ſie die Renaiſſance im ſechzehnten Jahrhunderte begründet und ausgebaut hatte, im achtzehnten vorläufig noch unvermindert nach, ſo zwar, daß die Reaktion gegen das üppigſte Gewächs, die „Extravaganzen und Stilorgien der Mariniſten" (Landau), wohl den Geſchmack, aber nicht die Theorie beſſerte, und eines Muratori Anſchauungen der Poetik ſich ebenſo ſtramm noch auf demſelben Boden bewegen wie eines Gravina und beſonders eines Becelli ſcheinbar überkühne Theorien gar nicht in neuer Art, ſondern gar ähnlich wie Giraldi Cintio im ſechzehnten Jahrhunderte und viele Nachfolger, aber mit lauterem Schlachtrufe wider die Antike polemiſieren. Anderſeits möchte auch Voßler nicht Metaſtaſio um 30 Seiten Goldoni und Alfieri nachhinken ſehen, ſetzt das aber Landaus „eigentümlicher Einteilung, die an und für ſich ſchon eine Negierung des genetiſchen Kauſalzuſammenhanges bedeutet", aufs Konto. Der Stil gefällt ihm weder im ganzen noch im einzelnen, ſei es in der ganzen Faſſung, ſei es im Wortgepräge der Urteile; die Menge intereſſanter Nachrichten, beſonders über die Wiſſenſchaft, dünkt ihn ſtaunenswert, das gehobene Material reich und wichtig, das Ganze künftig eine unentbehrliche Grundlage.

So ziemlich denſelben Geleiſen folgt das höchſt günſtige

Gesamtlob, das ‚—tta' (d. i. der Jenenser Universitätsprofessor Wilhelm Cloetta, selbst ein Halbitaliener aus Görz) seinem Referate, „Litter. Centralblatt" 1900 Nr. 37, Sp. 1532 f. vorausschickt, wobei er Landaus Buch auch als „unterhaltend" und „niemals weitschweifig" bezeichnet. Die Raumbenutzung indessen und das Stoffmaß behagen ihm nicht, weil die Wissenschaft zu viel einnehme, insbesondere die Behandlung der Nationalökonomie stellenweise wie Selbstzweck erscheine, auch Hauptpersonen, z. B. Goldoni, einer nach dem andern, auch im Vergleiche zu den rein gelehrten Rubriken, zu rasch abgethan würden, „ohne daß man ein wirklich anschauliches Bild der Entwickelung erhielte". Das erwähnte Hinübergreifen vieler Schriftsteller auf ein anderes Litteraturgebiet als ihre stärkste Hingabe in Anspruch nahm, veranlaßt mancherlei Inkonsequenzen, ja, wie Cloetta nachweisen will, zahlreiche Verstöße Landaus gegen seine eigene Einteilung: Beccarias Schrift über den Stil wird mit im juristisch-volkswirtschaftlichen Kapitel, Gravinas Trauerspiele in dem über Litteraturgeschichte und Poetik, Martellis Satiren und die Visionen Varanos, dessen Hauptwerk, bei Komödie und Tragödie abgethan, ebenda Carlo Gozzis komisch-satirisches Epos La Marfisa bizzarra erörtert, wie auch die epischen und Prosa-Produktionen Chiaris, Alfieris Liebeslyrik, Satiren, Epigramme, Verris „Römische Nächte" und Roman „Das Leben Herostrats", umgekehrt die Dramatik Montis unter „Lyrik, Epik, Didaktik und Satire". Wir wiederholen diese Anstände Cloettas hier nicht Landaus wegen, sondern um noch einmal zu zeigen, wie das italienische Schrifttum des vorvorigen Jahrhunderts eine ganze Anzahl mehrseitig auslangender Autoren besitzt, deren Gesamtbild eben durch superscharfe Trennung ihrer Rubriken zu arg verzettelt würde. Den Erfordernissen, die Sulger-Gebing und Cloetta befriedigt wünschen, zugleich zu entsprechen, vermochte Landaus Darstellung um so weniger, als es angesichts des breiten Stroms der Einzelheiten für einen längeren Zeitabschnitt stets weit mehr darauf ankommt, innerlich Zusammengehöriges zu vereinigen als Dinge, die halb zufällig aus derselben Feder flossen, äußerlich gewaltsam aneinander zu schweißen. Ein derart paragraphenmäßiges Abhandeln jeder Litteratengestalt würde eine Einsicht in die Entfaltung der einzelnen Gattungen nicht weniger

verhindern als in den Fortgang oder Rückschritt der Ideen; und beides zu veranschaulichen lag in M. Landaus ernstestem Vorhaben. Wer sich in den Gang der italienischen Litteratur während dieser Ära des Übergangs und der Neubildung an Landaus Hand vertieft hat, den durchdringt gewiß Dankbarkeit für Anleitung und Genuß, wie er beide für unsere Wissensmehrung und unser Verständnis gewährt; gerade sein Streben, zwischen den Eindrücken pragmatischen und individualistischen Schlags zu vermitteln, kommt den Bedürfnissen des Nichtspezialisten entgegen, erhellt Zeiten und Charaktere gleichermaßen. Sein sehr fein nachfühlender Kritiker Dr. Wilhelm Porte in Frankfurt a. M., ein oft erprobter Kenner und Registrator neuerer italienischer Litteraturnovitäten spiegelt — „Frankfurter Zeitung" Nr. 32 vom 2. Februar 1900, 1. Morgenbl. — die empfangenen Eindrücke offen wieder im zweiten Abschnitte seines Feuilletons „Zwei italienische Litteraturgeschichten". [14]) Was Einzel-

[14]) Der betreffende Passus, mit dessen Hauptsätzen wir völlig übereinstimmen, sei hier abgedruckt, da er ein ziemlich rundes Totalurteil fällt: „Der Riesenfleiß des gründlichen gelehrten Arbeiters, der scharfe Blick des Psychologen, das Gestaltungsvermögen des Künstlers haben an diesem interessanten, ja fesselnden Werke gleichmäßig ihr Teil .... Die Gliederung und Anordnung des Stoffs ist äußerst einfach und klar: zwei große Abteilungen: Wissenschaft — Dichtung; jede dieser Abteilungen wieder nach den besonderen Gattungen in eine Anzahl Unterabteilungen geschieden und in diesen dann die Vertreter und Pfleger des besonderen Zweiges einzeln in chronologischer Reihe vorgenommen. Findet noch eine Sonderung in Epochen statt, so geschieht dies innerhalb der nach der Gattung vorgenommenen Einteilung, sodaß das gegenständlich Gleichartige doch in ununterbrochener Folge vorgeführt wird. In der Betrachtung der einzelnen Autoren sind Lebensgang, Besprechung der Werke, Charakterisierung ineinander verflochten, eines aus dem andern erklärt, eines das andere aufhellend und erklärend; und das Schlußergebnis immer: ein abgerundetes, sich dem Leser einprägendes Bildnis der ganzen geistigen Persönlichkeit samt der Erkenntnis dessen, was sie gewollt und gekonnt. Bei einigen besonders vielseitigen Leuten war es allerdings nicht zu vermeiden, daß von ihnen an mehreren verschiedenen Stellen gehandelt wird; doch hat das nichts Verwirrendes, nichts Störendes, indem die späteren Stellen zu der schon feststehenden Charakteristik nur noch einige gleichsam accessorische Züge hinzufügen. Im größeren Zusammenhange zwischen den einzelnen Zeitaltern, wie unter deren Angehörigen, ist das verwickelte Spiel von Wirkung und Gegenwirkung überall in einer Weise zur Anschauung gebracht, daß der Leser, ohne das Verfahren als auf-

heiten anlangt, ſo unternimmt es Porte mit Glück, einesteils Parallelen der damaligen Litteraturerſcheinungen und litterariſch ausgeſprochenen Meinungen mit ſolchen des neunzehnten Jahrhunderts, andernteils die einſchneidenden Merkmale der wirklich bleibenden, der dauernd intereſſanten Schöpfungen jener Tage herauszuholen. Bei Vico begegnen wir mannigfach verwandten Anſichten über ältere römiſche Geſchichte, wie ſie B. G. Niebuhr und Th. Mommſen im neunzehnten Jahrhundert vertreten ſollten, und Fr. A. Wolf hat als der Zerſtörer der Einheitlichkeit von Homers Gedichten in ihm einen Vorläufer zu erblicken. Während auf dieſe Vorahnungen künftiger gelehrter Theoreme Landau ſelbſt ſchon hinwies, erinnert Porte für Giacomo Stellini (De ortu et progressu morum, 1740) an Fr. Nietzſches „Genealogie der Moral", hebt, mit Landau S. 47, bei Gravina die Herleitung des Staats vom Geſellſchaftsvertrage vor Rouſſeaus Geburt hervor, bemerkt, wie Muratori gleich Schopenhauer die Philoſophieprofeſſoren angreift, die der akademiſchen Karriere wegen ihnen ſelbſt nicht einleuchtende Lehren vortragen. So betont Porte, wie Maffei gegen das Duell ſchreibt, Beccaria das Strafrecht und (1780) das Maßſyſtem in der dann von Frankreich aus durchgedrungenen Weiſe reformiert, ferner wie Natale, Lombroſo vorangehend, eine angeborene Anlage zum Verbrechen ſupponiert; Ortes prägte 1774 mit dem Titel ſeines Grundbuchs die „Economia nazionale", ſtellte das Prinzip des Achtſtundentags auf, ſtreifte ſchon das „eherne Lohngeſetz" und ſchlug Vorbeugungsmittel gegen Übervölkerung lange vor Malthus vor, Antonio Genoveſi aber möchte Grund und Boden nach ausgleichender Gerechtigkeit verteilt ſehen, wie es neuerdings der amerikaniſche Ideal-Sozialiſt Henry George lehrt. Gimmas († 1735) im wörtlichſten Sinne vorſintflutliche Litteraturſtudien und des oben vorgeſtellten G. Baretti Eintreten für Shakeſpeare gegen Voltaire kontraſtiert er als

---

dringlich zu empfinden, völligen Einblick in das komplizierte Treiben bekommt. Und wo man auch im Verlauf der Darſtellung einmal anhalten mag, um ſich Rechenſchaft vom zurückgelegten Wege zu geben, wird man überall finden, daß er gerade und ſicher und erfreulich auf das bis jetzt erreichte Ziel losgegangen iſt; man wird ſich mit Vergnügen dem Führer weiterhin anvertrauen und am Schluß bedauern, ſeiner Führung nicht weiter folgen zu dürfen."

Gegenpole der litterarhiſtoriſch-äſthetiſchen Maxime, die ſo ſcharfe Wandlungen durchmachten. Sodann macht Porte im Anſchluſſe an Landau einen Spaziergang durch Italiens Dichtung während des achtzehnten Jahrhunderts, wo „uns der Weg aus ödem, langweiligem Flachland zu erquickenden, reizenden Höhen, von denen es zu den höchſten Spitzen nicht mehr allzuweit iſt“, führt. Als ſolche Gipfel ſtreicht er in den Dezennien mühſamen Aufſtiegs an: Maffei, von ſeiner hochbedeutſamen „Merope“ (1713) an, Goldoni, der ſeines Heimatlands Molière ward, Carlo Gozzi, Martelli, Alfieri, Zeno, Metaſtaſio; neben dieſen Männern der weltbedeutenden Bretter die Satiriker bezw. Pamphletiſten Caſti, Parini, Monti. Man iſt erfreut, in demſelben Jahrhunderte, das Porte eingangs als „keine ſehr glänzende, in ihrer erſten Hälfte ſogar eher ſteril zu nennende Epoche“ charakteriſiert, doch auf eine ganze Anzahl von wirklichen Höhepunkten zu ſtoßen. So bietet es nicht blos quantitativ, ſondern auch in der Qualität vieler Leiſtungen erheblichen Reichtum. Es iſt M. Landaus unbeſtreitbares Verdienſt, dieſen ſtoffübervollen, ideenbeladenen und als Säkulum des Umſchwungs zum Zeitalter des Dampfes überaus bedeutſamen Abſchnitt in der Entwickelung der italieniſchen Nation, Sprache, Litteratur und Ziviliſation möglichſt allſeitig erfaßt und materiell ganz zur darſtellenden Reproduktion gebracht zu haben. Wo nun dieſe Spanne Welt-, Volks- und Bildungsgeſchichte mit der Evolution aus ausländiſchem politiſchen und fremdem geiſtigen Joche anhebt und bis in die Wirren und Wirkungen der franzöſiſchen Revolution hineinreicht — genau in den Zufallsrahmen zwiſchen zwei Hunderter Jahresziffern preßt Landau ſeine Darlegungen natürlich nicht — fallen nicht nur auf alle Ereigniſſe, die das nationale Schickſal der Apenninenhalbinſel berühren, Streiflichter.[15]) Es entrollt ſich ein buntes Gemälde der geſamten Kultur Italiens, die mit der Linie

[15]) Schon 1875 hat Landau für ſeine mehrfach angezogenen Studien zur italieniſchen Novelliſtik einen bezüglichen Programmpunkt vorgeſehen (S. 4): „Und doch bietet die Geſchichte des Entſtehens und der Ausbildung der Novelle keinen unintereſſanten Teil der Litteratur-, ja der Sittengeſchichte,“ wobei freilich die Sujets der mittelalterlichen kurzen Proſaerzählungen, insbeſondere die der italieniſchen und ihrer Kategorie, vor allem in Betracht kommen.

Gottſched—Leſſing—Goethe (bis zum alten, der 1831 „Fauſt II.“ einſiegelt) chronologiſch und ideell parallel läuft. Und ſo verſetzt uns der tiefgründige impoſante Band Markus Landaus in Verbindung mit ſeinen Rezenſenten (die wir hier nur ſo weit beachteten und heranzogen, als ſie uns Landaus Wiedergabe der Zuſtände und Begebenheiten umſchreiben, modifizieren oder erweitern, ohne die faktiſche Kritik durch Duplik und Parteinahme zu erſchweren) in die Lage, das volle italieniſche Geiſtesleben im achtzehnten Jahrhunderte begleitend zu überſchauen.

2.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtſchaft (V).

In dieſer Abteilung ſprach am

11. Januar 1900 Herr M. A. Loeb über:
„Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage.“

28. Januar Herr Dr. Heinrich Becker über:
„Nahrungsmittelinduſtrie auf der Pariſer Weltausſtellung.“

1. März Herr Dr. Moritz Bonn über:
„Der Kampf um die Getreidezölle in England.“

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Die Nahrungsmittel-Induſtrie auf der Pariſer Weltausſtellung.
Von Dr. H. Becker.

Volkswirtſchaftlich genommen iſt das Eſſen und Trinken zweifellos von der allergrößten Wichtigkeit.

Wenn ich es nun unternehme, einiges zu berichten über die Nahrungsmittel auf der Pariſer Weltausſtellung, ſo geſchieht dies auf Grund der Erfahrungen, welche ich mir als Mitglied

des Komites der Sammelausstellung der deutschen Nahrungsmittel-Industrie und als Preisrichter erworben habe.

Ich muß aber gleich vorausschicken, daß ich erst nach Schluß der Ausstellung die Aufforderung erhielt, diesen Vortrag zu halten, und daß es mir infolgedessen nicht mehr möglich war, nach so manchen Unterlagen zu forschen, die ich jetzt gerne für diesen Vortrag benutzt hätte.

So viel mir aber erinnerlich, ist es mit der Statistik über den Nahrungsmittelverkehr in den Mitteilungen des Auslandes im großen und ganzen recht schwach bestellt gewesen, noch schwächer als es mit der gleichen deutschen Statistik bestellt ist, und ich wäre auch nicht in der Lage gewesen, die darin gemachten unvollkommenen Angaben nachzuprüfen, ich beschränke mich daher in dieser Hinsicht auf das Notwendigste.

Einige interessante Mitteilungen über unsere deutschen Verhältnisse entnehme ich dem von Lichtenfelt verfaßten Vorworte zum offiziellen deutschen Katalog.

Von vornherein muß man sich darüber klar sein, daß langwährende Ausstellungen von Nahrungsmitteln mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft sind und zwar wegen der leichten Verderblichkeit und wegen der Schwierigkeit des Versandtes, der doch so bewirkt werden muß, daß auch die äußere Aufmachung der Speise in Bezug auf ihre Appetitlichkeit nichts verliert.

Sehr viele sehen daher mit einer gewissen Berechtigung die Nahrungsmittel-Abteilungen von großen Ausstellungen als nichts denn als notwendige Übel an. Man hilft sich praktischer Weise dadurch, daß man für die leichtverderblichen Waren Sonderwettbewerbe veranstaltet und für die Dauerausstellungen bedient man sich der haltbaren Waren, der Konserven und Attrappen.

So waren denn auch in Paris auf dem Champs de Mars fast alle Dauerausstellungen sämtlicher ausstellenden Nationen untergebracht; nur eine kleine russische Abteilung befand sich auf der Esplanade des Invalides. Diese Nahrungsmittel-Abteilungen waren an die landwirtschaftlichen Ausstellungen angegliedert.

Für frische Milch, Butter und Käse wurden dagegen drei, für Charkuteriewaren wurde ein Sonderbewerb im Park von

Vinzennes veranſtaltet, was, nebenbei geſagt, infolge der mangelhaften Organiſation und Anordnung der franzöſiſchen Ausſtellungsbehörde zu gar mancher Unannehmlichkeit geführt hat.

Wenn trotzdem die meiſten der betreffenden Abteilungen gute Erfolge erzielt haben, ſo liegt dies in erſter Linie wohl daran, daß alle Nationen — vielleicht mit Ausnahme Frankreichs, welches mehrfach mit Ausſtellern vertreten war, die unbedingt nicht hätten zugelaſſen werden ſollen — ſchon vor der Zulaſſung der einzelnen Ausſteller eine ſcharfe Auswahl treffen mußten, denn der Platz wurde ihnen nur ſpärlich zugemeſſen.

Infolgedeſſen treten in Bezug auf die Art der Ausſtellung bei den verſchiedenen Nationen auch verſchiedene Richtungen zu Tage.

Die franzöſiſche Nahrungsmittelabteilung hatte, wie dies auch bei allen anderen franzöſiſchen Abteilungen geſchah, faſt durchweg den retroſpektiven Charakter durchgeführt.

Da war die Firma Menier mit einer von hoch aufſtrebenden Fluten getragenen Nachbildung des Schiffes vertreten, das ſeiner Zeit die erſten Cacaobohnen nach Frankreich gebracht hat. In den unteren Teilen wurde die Chocoladefabrikation von Anfang bis zu Ende im Betrieb gezeigt. Der Aufbau hat über 200 000 Frcs. gekoſtet.

Die verſchiedenen Weinbaugebiete zeigten die Entwickelung ihrer Reben- und Weinkultur von den älteſten Zeiten ab.

Die Ausſtellung der Gironde fiel beſonders auf. Dieſelbe beſtand in einem viereckigen Aufbau, in deſſen Mitte das ganze Weinbaugebiet typographiſch dargeſtellt war. Auf der Brüſtung lagen die Original-Ausſtattungen, unter welchen die hervorragendſten Bordeauxweine in den Handel kommen. In den vier Ecken waren Panoramen von Bordeaux mit ſeinem Hafen und von drei hervorragenden Lagen, im Vordergrunde der Rebbau und die Kellergerätſchaften vorgeführt.

Die Champagnerfirmen hatten ſich zu einer prächtigen Sammelausſtellung vereinigt. In den Kellerräumen des betreffenden Aufbaues wurde die Pflege des Weines und ſeine ganze Verarbeitung bis zum fertigen Schaumwein gezeigt und zwar ſtets nach alter und neuer Art. So wurde auch das Degorgieren, das Entfernen

des gegen den Stopfen gerüttelten Hefeſatzes, ſowohl nach alter Methode wie auch nach dem neueſten Gefrierſyſtem gezeigt.

In dem oberen Aufbau wurde man zwiſchen kleinen Nachbildungen von Weinbergen, mit dem Rebbau in den verſchiedenſten Jahreszeiten, nach einem reizenden, im Louis XV. Stil gehaltenen Erfriſchungsraum geführt, in welchem alle hervorragenden Sektmarken, jeden Tag eine andere, ausgeſchenkt wurden. Auf dieſe Weiſe konnte man im längeren Verlauf der Tage ſeine Kenntniſſe auf dieſem Gebiete allmählich, aber ſicher, ganz weſentlich bereichern.

Wer wüßte nicht die hervorragende geſchmackliche Begabung der Franzoſen zu ſchätzen? Wer ſollte nicht die vorzüglichen Leiſtungen der franzöſiſchen Likörfabrikation, der Käſe- und Teigwarenfabrikation, der Brot- und Feinbäckerei kennen? Sie alle zu beſchreiben würde aber gewiß zu weit führen. Ich will nur noch ein Verfahren anführen, das in dieſem Kreiſe von beſonderem Intereſſe iſt: das Mahl- und Backverfahren von Schweitzer. Dasſelbe bezweckt die Herſtellung von Brot direkt aus dem Korn, ohne größere Abſonderung von Kleie, indem Schweitzer von der Annahme ausgeht, daß die heutige Müllerei dem Mehl zu viel Nährſtoff entziehe.

Dieſe Meinung wird noch von gar vielen geteilt. Anderſeits geht man jedoch von der Anſicht aus, daß man bei Nahrungsmitteln in erſter Linie den Anforderungen des Geſchmacks entſprechen müſſe und dieſe haben ſeit Jahrhunderten ſchon die Müllerei zu einer immer vollkommeneren Auflöſung des Getreides, zu einer möglichſt vollkommenen Ausſcheidung der Kleie getrieben. Schweitzer macht mit ſeiner Einrichtung einen Sprung um viele Jahrhunderte zurück, und wenn er trotz äußerſt geſchickter Reklame in Frankreich nicht vorwärts kommt, ſo liegt dies eben in dem Geſchmack ſeines Gebäckes, denn der Franzoſe verlangt ein möglichſt kleienfreies, weißes Brot.

Der Hinweis, daß mit der Kleie ein nicht unbeträchtlicher Teil der Nährſtoffe verloren gehe, iſt dadurch hinfällig, daß ja die Kleie auch wieder verwendet wird zum Zwecke der Verfütterung. Wird aber ein ganz beſonders nahrhaftes Mehl verlangt, ſo bietet heute die Chemie Stoffe, welche geeignet ſind auch dieſen Wunſch zu erfüllen, in reicher Menge.

*

Der Franzoſe wollte bisher allerdings von ſolchen künſtlichen Nährſtoffen weniger wiſſen. Er ſtellte ſich ein eiweißreiches Brot dadurch her, daß er dem Mehle einen Teil der Stärke entzog und dadurch das Verhältnis von Stärke zu Eiweiß zu Gunſten des letzteren nach Bedarf oder Belieben veränderte. Dies wurde z. B. durch das ausgeſtellte Glutolbrot gezeigt.

Die Abneigung der Franzoſen gegen künſtliche Nährſtoffe, Surrogate, ja ſogar gegen Konſerven hat ſich auch auf anderen Gebieten der Nahrungsmittel-Induſtrie bemerkbar gemacht, ſo zum Beiſpiel iſt im Vaterlande Mège-Mouriès, des Schöpfers der Margarine, die Margarinefabrikation ſelbſt noch lange nicht derart eingeführt wie in anderen Ländern.

Der Grund dieſer Erſcheinung mag wohl darin liegen, daß der Franzoſe die Bedürfniſſe des Gaumens weit höher ſchätzt und darum auch höher ſubventioniert, als dies in anderen Ländern namentlich in Deutſchland üblich iſt, und daß er auf eine natürliche und verfeinerte Koſt den höchſten Wert legt, während er anderſeits für eine rationelle Volksernährung nur wenig Intereſſe zu haben ſcheint.

Wenden wir uns den anderen Ländern zu, ſo ſehen wir, daß dieſelben zum großen Teil den ihnen zuerkannten Platz unter einige wenige Firmen, die leiſtungsfähigſten ihrer Art, verteilt haben. Nur hier und da begegnen wir dem Charakter einer Sammelausſtellung, welcher von der deutſchen Nahrungsmittelinduſtrie abſolut durchgeführt worden war.

Von den ausgeſtellten Gegenſtänden läßt ſich ſagen, daß man faſt überall gewiſſen Waren wieder begegnete. In allen Ländern werden Konſerven fabriziert, nur wechſelt ihre Art etwas. So iſt es ſelbſtverſtändlich, daß von den Völkern, welche eine ausgedehnte Küſte und Seefiſcherei beſitzen, mehr Fiſchkonſerven gebracht werden. Dies gilt namentlich von Dänemark, Schweden und Norwegen und von Amerika. Länder mit ausgedehnter Viehzucht, wie beſonders Dänemark, Amerika u. a., haben ein beſonderes Gewicht auf ihre Fleiſchkonſerven gelegt. Andere wieder hatten mehr Obſtkonſerven gebracht. Von Öſterreich war eine retroſpektive Ausſtellung der Zuckerbereitung bewirkt worden.

Digitized by Google

Der Hauptwettbewerb fand in den ersten Exportartikeln statt: den Cerealien, dem Mehl, Mehlprodukten, wie den Teigwaren u. dergl.

Hier standen sich in erster Linie Rußland, Ungarn, Amerika und Rumänien gegenüber. Die französische Müllerei war stark vertreten, besonders mit Tappiocca. Österreichs Müllerei hatte sich erstaunlicher Weise nicht beteiligt. Auch die deutschen Mühlen hatten der Ausstellung kein Interesse entgegengebracht, weil ihnen infolge der Zollverhältnisse eine Beteiligung am Exporthandel unmöglich ist. Dagegen haben die deutschen Schälmühlen recht gute Erfolge erzielt. Dieselben verfügen über ein vorzügliches Rohmaterial und ihre Lage in Königsberg, Hamburg und Lübeck erleichtert die Verfrachtung des Fabrikates nach dem Auslande. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ganz besondere Anstrengungen gemacht, um den Mais als Volksnahrungsmittel einzuführen. Dazu war eine besondere Küche erbaut, und ich muß gestehen, daß die dargereichten Speisen mir vorzüglich gemundet haben.

Daß in Bezug auf Teigwaren Frankreich und Italien sich eines besonderen Rufes erfreuen, ist allgemein bekannt. Ich war daher doppelt erfreut zu sehen, wie vorzüglich die ausgestellten deutschen Nudeln und Maccaroni von Haller in Friedrichsdorf allgemein beurteilt wurden. Auch in Bezug auf Cakes- und sonstige Backwaren leistet unsere Industrie vorzügliches.

So wie hier die deutsche Industrie den deutschen Markt vom Ausland unabhängig gemacht hat, so hat sie dies auch auf anderen Gebieten mit bestem Erfolge zu Wege gebracht.

Am deutlichsten tritt dies bei der Weichkäsebereitung zu Tage; ist doch jetzt der ehemals so bedeutende Import ausländischer Weichkäse fast vollständig zurückgedrängt durch die deutschen Fabrikate.

Deutsche Wurst-, Fleisch-, Fisch-, Gemüse- und Obstkonserven können den Wettbewerb der überhaupt für sie in Frage kommenden Konkurrenten getrost bestehen.

Es zeigt sich hier im Vergleich zu früher ein wesentlicher Fortschritt der deutschen Nahrungsmittel-Industrie, eine Verfeinerung des Geschmackes und ein Genügen selbst hohen Anforderungen an

die Haltung des Lebens. Dies findet auch seinen Ausdruck in den interessanten Mitteilungen, welche Lichtenfelt über seine Ermittelungen in Bezug auf die Ernährung unseres Volkes macht.

Nach Lichtenfelt ist der Gesamtwert der im Deutschen Reiche verbrauchten Lebensmittel auf ungefähr 9,6 Milliarden Mark im Jahr zu schätzen.

Entsprechend der Einnahme wechselt vor allen Dingen derjenige Teil der Ausgabe, welcher dem Fleisch gewidmet ist, und dieser zeigt am deutlichsten nicht nur den Wohlstand im allgemeinen, sondern auch im besonderen. So z. B. verbraucht die Klasse der Bevölkerung mit den geringsten Einnahmen durchschnittlich täglich für 4,7 Pfg. Fleisch, die nächst höherstehende für 13,5 Pfg., d. h. der Verbrauch wächst an um 187,2 Prozent.

Es ist nun für den Wohlstand und die auf ihm begründeten erhöhten Ansprüche der Bevölkerung, eine bezeichnende Eigentümlichkeit, daß der Verbrauch an Brotkorn fällt, während der an Fleisch steigt; so z. B. betrug der Fleischverbrauch pro Kopf und Jahr: 1860 17,37 kg, jetzt 39,9 kg, während der Verbrauch an Brotgetreide pro Kopf im Jahre 1884 187 kg betrug und 1889/90 bis auf 162,35 kg zurückging.

Mit dem höheren Fleischverbrauch parallel geht jedoch auch ein solcher an alkoholischen Getränken; so z. B. betrug derselbe pro Kopf und Jahr an Bier:

in Bayern	243,5 l
„ Württemberg . .	194,8 „
„ Baden	154,8 „
„ Elsaß-Lothringen	76,0 „
„ Norddeutschland	103,5 „

Dies entspricht innerhalb der letzten 10 Jahre einem Anwachsen des Verbrauches

in Bayern	um 10,5 %.
„ Württemberg . .	„ 10,1 „
„ Baden	„ 66,2 „
„ Elsaß-Lothringen	„ 37,4 „
„ Norddeutschland	„ 33,7 „

Demgegenüber ist eine erfreuliche Abnahme der Verbrauchs-

menge von konzentrierten Getränken festzustellen. Der Branntweinverbrauch betrug z. B. 1889/90 auf den Kopf der Bevölkerung 4,7 l, 1892/93 4,5 l und 1896/97 nur 4,3 l.

Nach der Statistik im Jahre 1898/99 hat die Ausfuhr an Kirschwasser, Zwetschenwasser, Cognac und Likören die Einfuhr solcher Produkte um das Dreifache übertroffen. Deutschland besitzt bekanntlich auch einen lebhaften Exporthandel mit feinem Sprit, doch hatte die inzwischen gebildete Zentral-Spiritus-Verwertungs-Genossenschaft von einer Beteiligung an der Ausstellung abgesehen.

Interessant wird es sein zu erfahren, daß die deutschen Liköre und gebrannten Wässer sich in Paris großer Anerkennung zu erfreuen hatten, daß dagegen die Vertreter der französischen Cognac-Industrie in der Jury alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um der so erfolgreichen deutschen Cognac-Industrie ein Bein zu stellen. Sie behaupteten, Cognac sei nur das aus Charentewein in Cognac hergestellte Destillat. Nun ist aber das Wort Cognac schon längst ein Gattungsbegriff für die Produkte der Weindestillation geworden, und zum Überfluß ergiebt die Statistik über Produktion und Export von französischem Cognac, daß derselbe überhaupt im Durchschnitt nur noch sehr wenig Weindestillat enthalten kann. Es ist daher zweifellos jener Einwand zu Unrecht erhoben worden.

Auch die deutschen, namentlich von Frankfurter Firmen ausgestellten Obst- und Beerenweine fanden große Anerkennung, und daß das deutsche Bier obenan stand, brauche ich kaum erst zu erwähnen. Allerdings hat die Pariser Ausstellung auch gezeigt, daß man jetzt fast in allen Ländern (besonders auch in Japan) gute Biere zu brauen versteht. Überall hat man sich eben die deutschen Erfahrungen wissenschaftlicher und praktischer Art zu nutze gemacht und es sind deutsche Männer und deutscher Fleiß und Ausdauer gewesen, die in jenen Ländern die für sie neue Industrie geschaffen und gehoben haben.

Drei Zweige unserer deutschen Nahrungsmittel-Industrie möchte ich nun noch kurz erwähnen, die ein ganz besonders erfreuliches Bild liefern.

Die Erzeugnisse der deutschen Cacaowaren-Industrie haben nicht allein im Inlande mehr und mehr an Ansehen gewonnen

und den fremdländiſchen Erzeugniſſen den Rang abgelaufen, ſondern ſie haben auch auf dem Weltmarkte Fuß gefaßt. Die Einfuhr an Cacaowaren iſt ſeit 1880 zwar um das doppelte geſtiegen, dagegen iſt die Ausfuhr um das 25fache des Standes von 1880 gewachſen. Dadurch wird zugleich ein Bild von der Güte dieſer deutſchen Fabrikate geboten.

Des weiteren habe ich, als eine ſpezifiſche deutſche Induſtrie, welche in verhältnismäßig kurzer Zeit einen gewaltigen Aufſchwung genommen und auf dem Weltmarkt feſten Fuß gefaßt hat, die Fabrikation von Kaffeegewürzen, Malzkaffee u. dgl. zu erwähnen.

Schließlich habe ich noch einen Induſtriezweig anzuführen, den wir gleichfalls ganz deutſch nennen dürfen, denn er verdankt ſein Entſtehen ausſchließlich deutſchem Wiſſen und Können. Ich meine die Herſtellung von Kraftnahrungsmitteln, von diätetiſchen Präparaten auf chemiſchem Wege, gleichſam zum Zweck der ſynthetiſchen Ernährung.

Es iſt auf dieſem Gebiete in Deutſchland eine große Induſtrie entſtanden, welche reines Eiweiß und deſſen Verbindungen für ſich oder in geeignet erſcheinenden Miſchungen herſtellt. Sie bedient ſich dabei als Grundlage des Fleiſcheiweißes, des Milcheiweißes (Verwertung der Magermilch) oder des Pflanzeneiweißes und ſucht denſelben durch geeignete Behandlung eine leicht reſorbierbare Beſchaffenheit zu verleihen.

Zum Schluſſe will ich die Eindrücke kurz zuſammenfaſſen, welche ich von den hauptſächlichſten Nationen in Bezug auf die Nahrungsmittel-Induſtrie gewonnen habe.

In Amerika beherrſcht der Großfabrikant durch die Maſſenfabrikation und Ringbildung, ſowohl im Norden wie im Süden, den Markt in Fleiſch, Schmalz, Öl, Getreide, Mehl u. dgl. und er zwingt auch den kleinen Nahrungsmittelfabrikanten ihm dienlich zu ſein.

Bei den Ruſſen bekommt man den Eindruck, daß wohl einige große Häuſer beſtehen, welche für den feineren Komfort ſorgen, den die dortigen, verhältnismäßig kleinen oberen Kreiſe beanſpruchen. In Mehl und Getreide giebt ſich dagegen der Welthandel kund. Schon allein die Firma Weinſtein in Odeſſa hat ihre Filialen und

Digitized by Google

Niederlagen über die ganze Welt verbreitet und auf einem Globus zur Darstellung gebracht.

Ungarn und Rumänen setzen eine erstaunliche Kraft und Energie ein und alle irgendwie gut tauglichen Neuerungen finden die lebhafteste Unterstützung ihrer Regierungen, um Handel und Industrie zu fördern und dadurch den allgemeinen Wohlstand zu heben.

Bei den Engländern spielt hier nur das Großkapital seine Rolle, die Italiener, Spanier und Portugiesen leben im allgemeinen von der Hand zum Mund.

Die Franzosen legen den größten Wert auf die Würze des Lebens. In ihren Likören, in ihrer Brot- und Feinbäckerei, in ihrer Konditorei und Chokoladen-Industrie wie auch in der Herstellung mancher Konserven beweisen sie viel Geschick und Gefühl (wie sie dies ja auch in Bezug auf Parfümerien thun). Sie besitzen auf diesen Gebieten der Nahrungsmittel-Industrie geradezu ein angeborenes Talent.

Der Deutsche sucht im engen Zusammengehen von Wissenschaft und Praxis seine Produkte den verschiedenen Anforderungen des Marktes, Großhandels und Exportes, dem Geschmack und den Wünschen seiner verschiedensten Abnehmer anzupassen. Er hält aber die Eigentümlichkeiten seiner Spezialfabrikate fest und sucht dabei mit eiserner Energie seine Fabrikationsverfahren zu verbessern, sie immer mehr den hygienischen Forderungen entsprechend zu gestalten.

Die wissenschaftliche Kontrole scheut er nicht, ja er wünscht sie zur Feststellung seiner Lauterkeit und zur Erzielung seiner Fortschritte. Nicht zum mindesten aber hat auch unsere soziale Gesetzgebung und die Mitarbeit des Reichsgesundheitsamtes zur Hebung der Nahrungsmittelfabrikation beigetragen.

* * *

Aus der vorigen Berichtsperiode reihen sich die nachfolgenden Vorträge inhaltlich hier am besten an.

Die industrielle Entwickelung auf der Pariser Weltausstellung.
Von J. H. Epstein.

Wenn wir die Pariser Weltausstellung des Jahres 1900 in ihrem Gesamtbilde als Kunstwerk zu erfassen suchen, so müssen wir

zugeben, daß ſie dem Schickſale der meiſten Kunſtwerke nicht entgangen iſt, dem nämlich, in ihrer Vollendung beträchtlich zurückzubleiben hinter den erſten großen Entwürfen und Erwartungen ihrer Schöpfer. Die Aufgabe war, von den Leiſtungen der menſchlichen Betriebſamkeit auf den verſchiedenſten Gebieten das Beſte in der Weiſe vor Augen zu führen, daß ſich daraus der Stand der Kultur der verſchiedenen Nationen an der Wende zweier Jahrhunderte erſehen laſſe. Dieſen Gedanken in ſeiner Reinheit durchzuführen, mußte ſchon durch die ganze Organiſation unmöglich gemacht werden. Indem den Ausſtellern beträchtliche Opfer auferlegt wurden, mußte die Auswahl der auszuſtellenden Stücke ihnen überlaſſen bleiben, mußte ihnen weitgehende Freiheit gelaſſen werden, mit den gellenden Trompetenſtößen der Reklame die Harmonie der Geſamtwirkung zu ſtören; ſodann waren es die finanziellen Rückſichten, welche zu Konzeſſionen nach den verſchiedenſten Richtungen hin nötigten. Die Schwierigkeiten, mit denen bis jetzt alle Ausſtellungen, namentlich in ihrem induſtriellen Teile, zu kämpfen hatten und die oftmals beſprochen wurden, konnten auch hier nicht ausbleiben und ſo ergaben ſich denn viele bedauerliche Lücken und quantitative Mißverhältniſſe zwiſchen dem Vorgeführten und der Wichtigkeit des von ihm vertretenen Faches. Eine eingehende Unterſuchung darüber, in welchem Grade die Ausſtellung dem Ideale einer ſolchen nicht entſprochen hat, wäre zwar eine ſehr mühſame und ſchwierige Arbeit, welche vorausſichtlich niemals unternommen werden wird, aber ſie würde neben allen den Beſchreibungen und Katalogen erſt ein wahres Bild von dem Kulturzuſtande unſerer ſchnellwechſelnden Zeit für künftige Geſchlechter feſtlegen.

Dieſe organiſchen Mängel aber konnten nicht dem zum Bewußtſein kommen, der zum erſtenmale, etwa von der Place de la Concorde her, ſich dem Eingange der Ausſtellung näherte und dem ſich das Rundbild dieſes Zaubergebietes eröffnete, der, durch das prunkvolle Rieſenportal eingetreten, ſich in einer zierlichen Parkanlage befand, unter deren Bäumen ihn eine Reihe plaſtiſcher Meiſterwerke, lauter Perlen der höchſten modernen Kunſt, begrüßten, dem eine kurze Strecke weiter von der neuen Alexander-

brücke aus ſich ein Bild darbot, deſſen einzigartiger Größe und Schönheit keine Feder und keinerlei Darſtellung auch nur annähernd gerecht zu werden vermöchte. Solcher Momente kann das Leben nur wenige bieten, und wir möchten deren auch nicht zu viele erleben. Alle, die dieſen Eindruck genoſſen haben, werden mir darin beiſtimmen, daß er wohl geeignet war, ein weihevolles Hochgefühl zu erregen, etwa dem gleich, wenn wir zum erſtenmale am Rande des Meeres ſtehen, oder zuerſt den Rauch des Veſuv aufſteigen ſehen, oder die Grabkapelle der Medici betreten. Mochte auch dieſer Eindruck bei wiederholtem Begegnen ſtark abgeſchwächt werden durch den Charakter des Flüchtigen, Dekorationshaften, Zuſammengewürfelten, welcher vielen Einzelpartien des Bildes nicht abzuſprechen war, Eines mußte doch bleiben und ſeine Wirkung ſtets aufs neue bethätigen, die Empfindung nämlich, daß der Zeitgeiſt beim Abſchluſſe des Jahrhunderts alle ſeine hervorragendſten Diener berufen hatte, hier an dieſer Stelle Proben und Beweiſe ihres beſten Könnens ihm zur Rundſchau vorzuführen. Hier kämpften Individuen, wie Korporationen und ganze Nationen um die höchſten Ehrungen, und jeder Einzelne von den Millionen, welche die Schauſtellung herbeigelockt hatte, fühlte ſich als einen Teil dieſes Zeitgeiſtes und berufen, je nach ſeinen Intereſſen und Verſtändniſſen ſeinen Preisrichterſpruch abzugeben.

Wir ſehen aber hier ab von jeder Klaſſifizierung des in ſo ungeheurer Fülle gebotenen, von jeder Beſprechung von Einzelheiten, welche leicht die Form einer banalen Häufung von Adjektiven annehmen könnte, von jedem Verſuche eines Vergleiches zwiſchen den Leiſtungen der verſchiedenen Nationen; eine ſolche Aufgabe könnte ſich unmöglich in engen Rahmen faſſen laſſen. Was wir zu unterſcheiden verſuchen wollen, ſind die hauptſächlichen charakteriſtiſchen Punkte, welche bei dieſer Ausſtellung im Vergleiche mit den früheren Weltausſtellungen, abgeſehen von ihrem Umfange und der Großartigkeit ihrer Anlage, zu Tage traten. Dieſe Unterſcheidung ſoll uns einen Ausblick gewähren auf einige der großen Strömungen, welche unſer wirtſchaftliches Leben bewegen. Von ſolchen Charakteriſtiken ſcheinen mir vornehmlich die drei folgenden genannt werden zu müſſen:

Erſtens, die immer mächtige in den Vordergrund nicht nur der materiellen, ſondern auch der geiſtigen Intereſſen ſich drängende Nutzbarmachung der Naturkräfte;

Zweitens, das Hervortreten neuer und umwälzender Geſchmacksrichtungen auf allen rein künſtleriſchen und dekorativen Gebieten;

Drittens, die Anerkennung der ſozialen Beſtrebungen als einer Zeitfrage von ernſteſter Bedeutung, welche ſich auch äußerlich kundgab in der Errichtung des faſt ausſchließlich dieſen Beſtrebungen gewidmeten Palais de l'Economie Politique.

Als die beiden nächſtſtehenden Hauptzüge möchte ich nennen die militäriſchen Schauſtellungen und die Belege für die Entwickelung des Kolonialweſens; auch ſie deuten auf mächtige Zeichen der Zeit, aber ich ſcheide ſie aus, da ſie mit meinem Thema nur in mittelbarem Zuſammenhange ſtehen und mir jenen drei Hauptzügen gegenüber von untergeordneter Bedeutung erſcheinen. Denn in dieſen letzteren erkenne ich die wahre Signatur unſerer Zeit, die Züge, durch welche der Geiſt der Geſchichte uns deren Charakter zu erkennen giebt. Und deshalb können ſie auch nicht nur zufällig einander nebengeordnet ſein, ſondern es muß zwiſchen ihnen der Zuſammenhang beſtehen, deſſen Erkenntnis uns die Kernfrage enthüllen dürfte, deren Beantwortung den verſchiedenen Richtungen und Intereſſen gemäß den großen Kampf der Gegenwart bildet.

Wir kennen dieſen Kampf als den „Klaſſenkampf“. Wir befinden uns inmitten einer Revolution von ſo tiefgreifender Bedeutung, daß alle früheren großen Revolutionen der neueren Geſchichte, in denen die Kämpfenden nach Verſchiedenheiten des Glaubens, der Geburt, der politiſchen Machtſtellung geſchieden waren, wie Vorbereitungen zu der die Gegenwart erfüllenden betrachtet werden müſſen. In dem heutigen Klaſſenkampfe, deſſen Anfänge ſich um ein Jahrhundert zurück verfolgen laſſen und deſſen Entſcheidung die hauptſächliche Aufgabe des jetzt begonnenen Jahrhunderts zu bilden ſcheint, der alſo durch ſeine lange Dauer ſchon ſeinen Ernſt und ſeine Hartnäckigkeit andeutet, ſind es die wirtſchaftlichen Lebensintereſſen, welche einander gegenüber ſtehen. Als ein neuer Prätendent um die Herrſchaft der Welt iſt die Arbeiterklaſſe erſtanden und verlangt von den Gütern dieſer Welt für ſich nicht weniger denn

alles, verlangt in ſchwieliger Fauſt das Szepter zu führen in den Gebieten der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Politik, der Geſetzgebung, des geſellſchaftlichen Lebens. Eine glänzende Reihe von vorzüglichen Kräften, faſt ausnahmslos nicht der Klaſſe ſelbſt angehörig, hat ſich ihr zur Verfügung geſtellt zur Verfechtung ihrer Anſprüche; eine Theorie von beſtechender Dialektik zur Begründung dieſer Anſprüche ſetzte die Welt in Aufregung; ein modernes Pfaffentum von litterariſchen Tugendbolden verdreht die Augen über die Verderbtheit der gegneriſchen Intereſſenträger, trübt das Urteil der Unbefangenen, ſogar der aufrichtigen wiſſenſchaftlichen Forſcher, denen zumeiſt der klare Einblick in das wirtſchaftliche Leben abgeht und die glauben, allen aufſtoßenden Zweifeln gegenüber für die Schwachen und Unterdrückten Partei ergreifen zu müſſen, macht ſelbſt in gar vielen Fällen die Gegner an der eigenen Sache irre und ſchwächt deren moraliſche Widerſtandskraft. Das große Argument dieſer Partei klingt äußerſt einfach; es lautet: „Alles was von Menſchen geſchaffen wird, iſt Produkt der Arbeit; die Arbeiter ſind wir, folglich haben wir alles gemacht und alles gehört uns.“ Das nennt man dann: „Die wirtſchaftliche Gerechtigkeit“.

Wo nun dürfte ſich zur Beurteilung dieſes Anſpruches ein gleich geeigneter Platz finden, wie hier, wo die Produkte menſchlicher Arbeit in zahlloſer Auswahl und in der höchſten erreichten Vollendung vorgeführt ſind? Sollten ſich hier nicht klarere Geſichtspunkte ergeben, als bei Betrachtung der einzelnen Fabrikanlage, als in der ſtillen Werkſtätte des Kleinarbeiters, als in den Höhlen, in denen die Hausarbeit ihre Opfer in langem Hinſiechen aufzehrt? Denn hier auch bietet unſerer Betrachtung Belege ihrer Wirkſamkeit diejenige Macht, welche von der Arbeiterpartei als die Trägerin des Übels, als das Hindernis des Eintretens der Gerechtigkeit, als die Räuberin des gemeingeſchaffenen Eigentums bezeichnet wird — das Kapital. Auch dieſem, das wahrlich breit und unverſchämt genug einhertritt und deſſen Vertreter jene Angriffe ziemlich paſſiv über ſich ergehen zu laſſen pflegen, im Gefühle ihrer Machtſtellung und des glücklichen Beſitzes — auch ihm gegenüber dürften ſich von hier aus Ausblicke eröffnen über ſeine Rolle und Wirkſamkeit in den wirtſchaftlichen Prozeſſen, die weder aus den Bänden der

theoretiſchen Wiſſenſchaft, noch aus den Artikeln der Börſenzeitungen zu gewinnen ſind.

Wir treten ein in die Rieſenhallen und endloſen Gallerien der induſtriellen Abteilungen, und wir ſehen uns von unzähligen Wundern umgeben, von denen auch die reichſte Bildung und Faſſungskraft nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl zu verſtehen und zu würdigen vermag, von tauſend Triumphen emſig forſchender und grübelnder Betriebſamkeit, genialer Erfindungskraft, künſtleriſcher Eingebung, praktiſchen Scharfſinns. Und immer ſind wir dabei des großen Kampfes eingedenk, der unſere Zeit erfüllt und immer tönt uns in den Ohren der Feldruf, die vermeintliche Quinteſſenz der Frage, wodurch die elementaren Gewalten bezeichnet werden ſollen: Arbeit und Kapital — Kapital und Arbeit! Wie? Das wäre alles?! Das wären die beiden einzigen Kräfte, durch welche dieſe Wunderwelt erſtanden iſt? Das wären die elementaren Gewalten, die als die Trägerinnen einer Kultur zu gelten hätten, welche im ſtande iſt, ſolches zu leiſten? Das Kapital, d. h. der Grund und Boden, die Rohſtoffe, die Geldſäcke, die Dampfmaſchinen, und was man ſich alles ſonſt unter dieſem Begriffe vorſtellen mag — und die Millionen der Lohnarbeiter, in ihrer großen Mehrzahl dumpf, kenntnis- und intereſſelos? Muß uns hier nicht die Erleuchtung kommen: *nicht* die tote Materie, *nicht* die rohe Kraft — *der Gedanke allein iſt es, welcher bewegt und belebt, welcher erfindet und verbindet, welcher als die ſchöpferiſche Urkraft betrachtet werden muß.* — Ja, ſo wird der ſofortige Einwand lauten, die geiſtige Arbeit iſt eben auch Arbeit, iſt ein Teil der allgemein menſchlich-geſellſchaftlichen Arbeit, welche die Hervorbringerin aller Güter iſt. Giebt man das wirklich zu? Selbſt Karl Marx thut dies ja, indem er die Gehirnarbeit in ſeine famoſe Arbeitsgallerte mit hineinkocht und alle Rätſel für gelöſt erklärt, ſobald es nur möglich ſein werde, das Maß des geſellſchaftlich notwendigen Durchſchnittquantums von Gehirn- und anderer Arbeit unter allgemeiner Zuſtimmung feſtzuſtellen. Marx' Apoſtel Engels, in ſeinem Hauptwerke, dem ſog. Anti-Düring, weiß von geiſtiger Arbeit überhaupt nichts; er ſpricht nur von einer potenzierten, einer zuſammengeſetzten Arbeit. In der ſozialiſtiſchen Geſellſchaft

beſtreitet nach ihm die Geſellſchaft die Koſten der Ausbildung des gelernten Arbeiters, „ihr gehören daher auch die Früchte, die erzeugten größeren Werte der zuſammengeſetzten Arbeit. Der Arbeiter hat keinen Mehranſpruch. Woraus nebenbei noch die Nutzanwendung folgt, daß es mit dem beliebten Anſpruch des Arbeiters auf den „vollen Arbeitsertrag" doch auch manchmal ſeinen Haken hat." — Dieſen Haken gerade zu biegen verſucht Engels nicht. Aber iſt denn das nicht unſinnige Verblendung, ſelbſt unter der Vorausſetzung einer ſozialiſtiſchen Geſellſchaft? Dieſe läßt ſich ihre Liebigs und Ediſons erziehen, ſo viele ſie ihrer bedarf, und die Herren Liebig und Ediſon haben dann keinen „Mehranſpruch" jedem Karrenſchieber gegenüber, ſondern laſſen ſich mit einer edlen Poſe auf das Prokruſtesbett der ſozialen Gleichheit ſtrecken. Von dem generellen Unterſchiede zwiſchen der geiſtigen und der gewöhnlichen Arbeit — ich ſage nicht „körperlichen Arbeit", weil ohne etwelche geiſtige Bethätigung eine menſchliche Arbeit überhaupt kaum denkbar iſt — von dieſem Unterſchiede alſo wiſſen dieſe Herren nichts und wollen nichts davon wiſſen. Ich unterlaſſe es, hier des näheren den litterariſchen Nachweis zu führen; derſelbe würde die m. E. äußerſt merkwürdige Thatſache ergeben, daß in der ganzen volkswirtſchaftlichen und ſozialiſtiſchen Litteratur die geiſtige Arbeit entweder ganz ignoriert, oder als quantité negligeable behandelt, oder gar, wie z. B. von Rodbertus, vermittelſt einer paradoxen Beweisführung, auf die wir jetzt nicht eingehen können, bewußt beiſeite geſchoben wird. Nur einer, der vielverkannte Proudhon, ſpricht es deutlich aus, ohne aber aus dem Satze die notwendigen weiteren Folgerungen zu ziehen: „C'est l'idée qui fait le producteur" (es iſt die Idee, die den Produzenten macht) und ferner: „Mieux nous concevons, plus nous sommes capables de produire" (je beſſer wir begreifen, deſto fähiger ſind wir zu produzieren).[1]) Der Unterſchied zwiſchen geiſtiger und körperlicher Arbeit (um bei dieſem, wenn auch nicht ganz zutreffenden Ausdrucke zu bleiben) iſt ein hinlänglich verſtändlicher und bedarf keiner weiteren Darlegung; ich möchte denſelben nur noch derart näher bezeichnen,

[1]) Qu'est ce que la Proprietè? Nouvelle Edit. Paris 1873. S. 105.

daß die geiſtige Arbeit im Zuſtande völliger körperlicher Ruhe ausgeübt werden kann, daß die körperliche oder mechaniſche Thätigkeit aber das Merkmal trägt, daß ihre Umſetzung in Maſchinenarbeit denkbar iſt. Werden die Hauptfolgerungen zugeſtanden, ſo werden auch die vielfachen Arten und Grade der gemiſchten Arbeiten ſich leicht einordnen laſſen.

Ein jeder von Menſchen hergeſtellte Gegenſtand beſteht notwendig aus den zwei Faktoren: Rohſtoff und mechaniſche Arbeit; die Vereinigung dieſer beiden zu einem Menſchenwerke geſchah durch den denkenden, wollenden, die beiden Faktoren beherrſchenden Geiſt. Die Produktion in allen ihren Phaſen, von dem Gedankenflug des Erfinders bis zu der Aufmerkſamkeit, die der Lohnarbeiter auf ſeine Einzelverrichtung zu verwenden hat, als eine geiſtige Funktion zu erkennen, erſcheint mir als die allein ſachgemäße, als die allein der menſchlichen Arbeit die ihr zuſtehende Würde einräumende Auffaſſung. Man ſieht, daß ich hierbei „mechaniſche Arbeit“ und „Lohnarbeit“ durchaus nicht als ſich deckende Begriffe behandele. Wenn ich nun ſtatt des andern Faktors „Rohſtoff“ das Wort „Kapital“ ſetze, ſo kann gewiß auch hierbei von keiner Identität der Begriffe die Rede ſein, aber wir haben das Element bezeichnet, deſſen Funktion es iſt, der „Arbeit“ die zu ihrer Bethätigung notwendigen Mittel zu liefern. Wir ſehen das große Schlagwort „Kapital und Arbeit“ in ſeiner richtigen Beleuchtung, und wir verſtehen, wie beide gleichwenig berechtigt ſind, ſich als die eigentlichen Träger der Produktion aufzuſpielen. Sie beide an ſich ſind träge, tote Maſſen, haben ſich im Laufe der Jahrtauſende langſam herangebildet, ihre Verwendbarkeit ſelbſt iſt nur eine Frucht des Geiſtes. Dieſer, indem er frei und ſelbſtthätig ſich ſeiner Kraft bewußt ward, in immer kühnerer Gedankenarbeit ſeine Fortſchritte vorbereitete, ſtreute ſeine Reichtümer aus, unbekümmert um die Balgereien der wirtſchaftlichen Intereſſen. Und nur wenige von ſeinen großen Vertretern haben von dieſen Reichtümern etwas eingeheimſt.

Dies ſcheint mir die Sprache, die jene Wunder der Ausſtellung vor allem zu uns redeten, dies die Wahrheit, die die Fortſchritte des verfloſſenen Jahrhunderts uns nahe geführt haben;

und die Sprache ist ja deutlich genug, und auch die Wahrheit ist zu einem Gemeinplatze geworden, denn in allen Zeitschilderungen, allen Festreden hören wir ein langes und breites über die Errungenschaften und Triumphe des menschlichen Geistes. Daß aber diese fundamentale Wahrheit in den großen wirtschaftlichen Kämpfen unserer Zeit nicht zur Geltendmachung gelangt, selbst nicht seitens derjenigen, in deren Händen dieselbe ein bedeutsames Kampfmittel wäre, ist doch eine auffallende Thatsache. Sie bildet einen Beleg dafür, welchen Einfluß auf unsere kulturelle Entwickelung die wissenschaftlichen Theoreme, oder vielleicht sagen wir besser die Aufsteller und Verfechter dieser Theoreme, rund gefaßt die Herren Universitätsprofessoren gewonnen haben. Der menschliche Geist als Objekt der Forschung hat nun einmal seinen Weg in die wirtschaftlichen Lehrbücher nicht gefunden.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts behaupteten die Physiokraten, die eigentlichen Begründer einer Wissenschaft der Volkswirtschaft, die Arbeit füge den Produkten des Bodens überhaupt keinen Wert zu. Da sie es einmal behaupteten, so gelang es ihnen auch, irgend einen Beweis dafür zu konstruieren; in dem Beweise steckt sogar ein Körnchen Wahrheit, das die heutigen Bodenreformer ans Licht zu ziehen verstanden haben. Dann kam Adam Smith und hinter ihm die ganze englische sogenannte klassische Schule, die bekanntlich jeden Wert als aus Bodenrente und Arbeit zusammengesetzt darstellten, wobei ausdrücklich jede geistige Arbeit als unproduktiv erklärt wurde. An der erforderlichen Dialektik fehlte es natürlich auch hier nicht, und was die reale Anschauung betrifft, so sah man da den Autoren nicht zu genau auf die Finger; das englische Publikum jubelte der neuen Lehre zu, die den agrikolen Interessen gegenüber die Freiheit der industriellen Arbeit und des Handels proklamierte, und da damals alles, was aus England kam, gut sein mußte, wurde diese Schule tonangebend für die ganze Kulturwelt. Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts brachten die Entwickelung der Sozialdemokratie und ihre Theorie des ödesten Materialismus. Hier mußte natürlich, da es galt, den Arbeitermassen das Schwergewicht im wirtschaftlichen Leben zuzuweisen, deren Mitwirkung

bei der Produktion als die allein wertbildende dargeſtellt werden. Auch hier wurde wieder die Dialektik zu Hilfe gerufen, und zwar diesmal eine abſonderlich krauſe und dem allgemeinen Verſtändniſſe hoch entrückte. Die gegebenen realen Darſtellungen waren von großer Wahrheit und erſchreckender Aktualität; ſie bezogen ſich auf die, die wirtſchaftliche Entwickelung begleitenden ſozialen Zuſtände und wirkten ſo als ſchlagende Beweiſe für die Richtigkeit der neuen Verkündigung. Aber mit der Kernfrage der Sache hatten ſie dennoch nichts zu thun. Mit allen gegen den Induſtrialismus und den Kapitalismus geſchleuderten Anklagen und ſelbſt mit deren Begründung war noch nicht die Frage beantwortet, ob die verlangte Überweiſung aller Produktionsmittel in die Hände der Arbeiterſchaft, oder, wie man es ausdrückte, an die Geſellſchaft, die natürliche, d. h. die der menſchlichen Natur entſprechende Form der wirtſchaftlichen Ordnung ſei. Indem man die materielle Arbeit zur Schöpferin alles Reichtums ſtempelte und ihre Vertreter zur Verteidigung ihrer Rechte ins Feld rief, ſtellte man dieſer materiellen Arbeit nicht die geiſtige gegenüber, ſondern man ignorierte dieſe einfach, was um ſo leichter war, als es überhaupt bis jetzt niemanden eingefallen war, ihr in den wirtſchaftlichen Prozeſſen irgend eine Rolle zuzuweiſen. Als der Gegner, gegen den es galt vorzurücken, wurde das Kapital bezeichnet, und als Vertreter des Kapitals in einer den Thatſachen geradezu hohnſprechenden Verkennung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe, das Unternehmertum, das man mit den Urhebern der geiſtigen Arbeit in einen Topf warf. Wie der hölzerne Bajazzo nur durch ein Motiv in Bewegung geſetzt wird, nämlich die ſeine Gliedmaßen verbindende Schnur, ſo hatte auch der Unternehmer, der Arbeitgeber, nur ein Motiv ſeines Verhaltens, nämlich die Profitwut. Dieſe Wut äußert ſich in der Schaffung des Mehrwertes, welche eine an ſich ſehr leichte Operation iſt, ſobald man es nur einmal kann. Dies alles war in ſeinen Grundzügen ſo äußerſt einfach und wurde dabei in einer ſo gelehrten und furchtbar dreibändigen Weiſe vorgetragen, daß es ſich auch für das ſtumpfſte Verſtändnis populariſieren ließ und daß die ſcharfſinnigſten Profeſſoren darauf hineinfielen, zumeiſt in der Weiſe, daß ſie die Sache teilweiſe zu widerlegen verſuchten, was

aber ſchwierig war, da ſie alle Prämiſſen auf Treu und Glauben hinnahmen und zugaben, und im übrigen eine Verſtändigung anzubahnen bemüht waren, wobei ſie ſich naturgemäß auf die Seite der vermeintlich durch den Kapitalismus ausgebeuteten Arbeitermaſſen ſtellen mußten. Daß dabei ein heilloſes Durcheinander der Theorien, Beſtrebungen und Vorſchläge entſtand, war unausbleiblich, und heute noch iſt die ſoziale Wiſſenſchaft unter allen andern diejenige, welche jeder feſten Grundlage entbehrt, welche auch nicht einen einzigen allgemein anerkannten und unbeſtrittenen Satz aufzuweiſen hat.

Es kann hier nicht meine Aufgabe ſein, und ich fühle mich wahrlich nicht dazu berufen, dieſe Wirren zu löſen und mit wirtſchaftlichen Theorien aufzuwarten. Ich berühre dieſe Punkte hier, weil ich glaube, daß in dieſem Kreiſe die Empfindung ein Echo finden wird, die ſich mir beim Durchwandern der Pariſer Ausſtellung aufdrängte. Alle dieſe unzählbaren Herrlichkeiten hat der menſchliche Geiſt geſchaffen, und der Vertreter dieſes ſchaffenden Geiſtes iſt das Bürgertum, das in ſeiner Bethätigung ſeinen Stolz, ſeine Würde, ſeine Daſeinsberechtigung findet. Indem gerade die wiſſenſchaftlichen Vertreter der bürgerlichen Intereſſen, die engliſchen Volkswirtſchaftler, dieſe ſeine Rolle und damit den ganzen Charakter der Produktion verkannten, haben ſie die eigentlichen Träger der Produktion den Angriffen einer neuen Lehre gegenüber wehrlos gelaſſen. Ich gebrauche hier die Ausdrücke „Bürgertum, Bürgerſtand“ mangels einer beſſeren Bezeichnung und verſtehe darunter die Träger der geiſtigen Arbeit bei den Prozeſſen der wirtſchaftlichen Produktion; die Aufgabe dieſer Arbeit iſt die Herſtellung der Verbindung zwiſchen Kapital und mechaniſcher Arbeit. Sie zerfällt in vielerlei Funktionen, die wir hier weder aufzählen noch von irgend einem Standpunkte aus kritiſieren können; ſie ſchließt naturgemäß das Unternehmertum in ſich, welches aber ſcharf zu trennen iſt von den Vertretern des Kapitals, da ſeine Intereſſen in den meiſten Beziehungen denen des letzteren entgegengeſetzt ſind. Daß die Klaſſe der Kapitaliſten *als ſolche* in keiner Weiſe mit dem ſo verſtandenen Bürgertum zuſammenfällt, iſt augenſcheinlich; daß aber von den Theoretikern dies alles durcheinandergeworfen

Digitized by Google

wurde, darf uns nicht weiter Wunder nehmen. Das Bürgertum in dieſem Sinne würde alſo etwa umfaſſen: die Vertreter der Wiſſenſchaft, inſoferne ſich dieſelbe mit der Erforſchung und Anwendung der Naturkräfte beſchäftigt, den Handelſtand, die Fabrikanten und techniſchen Leiter, vielleicht auch die bildenden Künſtler, die praktiſchen Landwirte. Wie wir hierneben andere den bürgerlichen zugeordnete Berufe, wie den Lehrſtand, das Beamtentum, klaſſifizieren, iſt unweſentlich, auch eine Beſprechung der in bedeutſamen Punkten beſonderen Stellung des Bank- und Finanzweſens muß hier füglich unterbleiben.

Wir beanſpruchen alſo für den Bürgerſtand die wirtſchaftliche Rolle, der Träger der jede Produktion bedingenden geiſtigen Arbeit zu ſein. Indem in unbegreiflicher Verkehrtheit die produktive Kraft dieſer Leiſtung überhaupt negiert wurde und der Bürgerſtand durch dieſe Negation ſich irre machen und einſchüchtern ließ, wurde er zum Sündenbock für alle Parteien, und wir ſehen ihn heute noch den ſinnloſeſten Angriffen von oben wie von unten her ausgeſetzt, ohne daß er ſelbſt heute noch das rechte Wort zu ſeiner Verteidigung gefunden hat. Aber hier in dieſer Ausſtellung, da ſollte es zu finden ſein. Hier ſchaut auf das, was wir geleiſtet haben, und wenn in der Welt nicht alles iſt, wie es ſein ſollte, glaubt ihr es beſſern zu können, indem ihr unſere Kraft lahm legt — wenn euch das überhaupt jemals gelingen ſollte? Da man vor dem deutſchen Worte „Bürger" doch noch einige Scheu empfand, ſo überſetzte man es ins Franzöſiſche und ſtellte nun den Bourgeois als den Popanz hin, deſſen Seele nur von einem Beweggrunde geleitet wird, der Profitwut. Und auch ſonſt hören wir es ja oft als Axiom ausgeſprochen, daß der einzige und gerechtfertigte, weil notwendige Grund alles wirtſchaftlichen Verhaltens die Selbſtſucht ſei. Setzen wir, um auch für die Prüfung dieſer Behauptung einiges Material zu finden, unſeren Rundgang durch die Ausſtellung fort.

Da treffen wir denn, vornehmlich in den franzöſiſchen Abteilungen, auf die hochintereſſanten Veranſtaltungen der Expositions rétrospectives, der rückblickenden Schauſtellungen; deren Zweck war die Vorführung der Entwickelung einzelner Thätigkeitszweige, teils künſtleriſcher, teils induſtrieller, teils humanitärer und ſozialer

Natur, und zwar teilweiſe von frühen Anfängen im Mittelalter an, vornehmlich aber während des letztverfloſſenen Jahrhunderts. Aus dieſen vielfachen zeitlichen Reihen heraus wäre es nun wohl nicht ſchwierig geweſen, eine Sonderſammlung zu bilden, welche in ihren Hauptzügen den Stand der Kultur zu irgend einem gewiſſen Zeitpunkte, etwa zu Anfang des Jahrhunderts, vor Augen geführt hätte. Auch zu jenem Zeitpunkte blickte man, wie wir wiſſen, mit berechtigtem Stolze von den Leiſtungen der Gegenwart auf die vergangenen Epochen zurück; was aber zeigten uns jene Ausſtellungen verglichen mit dem, was wir heute zu bieten vermögen! Ich will hier nicht nochmals auf die induſtriellen Fortſchritte eingehen, aber man betrachte den Abſtand des Standard of life der breiten Schichten der Bevölkerung, die damaligen ſanitären Einrichtungen in Haus und Gemeinde, die Hoſpitäler, die Armſeligkeit der Fürſorge in jeder Beziehung. Und dieſer Abſtand — trotz der Profitwut der ſog. herrſchenden Klaſſen! Es ſcheint dies doch darauf hinzudeuten, daß der Arbeit im höheren Sinne, der eigentlichen ſchöpferiſchen Kraft in allen den Bemühungen, deren Geſamtheit wir als Kultur bezeichnen, daß dieſer Kraft denn doch noch andere Antriebe zu Grunde liegen müſſen, als nur die Gewinnſucht. Dieſe Antriebe wird ein jeder kennen, der ſelbſt produktiv thätig iſt, der ſeine geiſtige Kraft in den Dienſt eines ſchaffenden Berufes geſtellt hat. Da erkennen wir vor allen Dingen die Freude an der Arbeit ſelbſt, welche wir uns leicht erklären können als den Trieb zur Geltendmachung der eingeſetzten Perſönlichkeit, als die eingeborene Luſt am Kampfe mit eigenen Schwächen und äußeren Schwierigkeiten, als das Verlangen nach dem Bewußtſein, etwas beigetragen zu haben zu den großen Werken des Fortſchritts. Dieſer von materieller Gewinnſucht freien Arbeitsfreudigkeit muß eine wirtſchaftliche und kulturelle Bedeutung zugeſprochen werden, die ſie zu einer Triebkraft erſten Ranges erhebt. Gipfelt doch der Goetheſche Fauſt in dem Ausſpruche, den Höhepunkt des Lebens bilde das Vorgefühl des Glückes, welches die erfolgreiche Bekämpfung der Naturgewalten zu kulturellen Zwecken gewährt. — Man frage ſich doch, ob und wie es möglich ſei, daß die Gewinnſucht je einen Fortſchritt auf wiſſenſchaftlichem oder techniſchem Gebiete bewirken könne; dies

kann nur das Eingehen auf die Sache selbst und unbeirrt von irgend welchen andern Rücksichten. Die Wege des sachlichen und die des materiellen Erfolges sind sehr verschieden und treffen sich nur selten und zufällig, wie die tägliche Erfahrung uns belehren kann. Dies gilt auch da, wo die Verbesserungen des Produktes, des Fabrikats, als die unmittelbaren Folgen der verschärften Konkurrenz erscheinen, denn auch die schärfste Konkurrenz vermag keine Erfindung, keine Neuschöpfung zu bewirken. Freilich kann die Erfindung als Waffe im Konkurrenzkampfe benutzt werden, aber mindestens ebenso häufig wird das gerade Gegenteil, nämlich die Verschlechterung des Fabrikats, als solche Waffe angewendet. Auch das ist geistige Arbeit, wenn auch von der schlimmsten Sorte; wenn aber die positiven Wirkungen der geistigen Arbeit überhaupt einfach aus den wirtschaftlichen Kausalverbindungen eliminiert und ihre materiellen Erfolge dem Verdienstkonto der Arbeiterklassen gutgeschrieben werden sollen, so erscheint es doch nicht logisch, diesen negativen Effekt dem Unternehmertum anzukreiden.

Wie dem auch sei, es steht fest, daß ein innerstes Bedürfnis jeden einzelnen gesunden Menschen, sobald nur die notwendigsten materiellen Bedürfnisse befriedigt sind, zur Entfaltung und Ausbildung seiner Kräfte antreibt und zwar um gar keiner anderen Zwecke willen; dieser Trieb bethätigt sich von den höchsten Leistungen bis herab zum Dilettantismus in Kunst und Handwerk. Er setzt um so wirksamer ein, je geringer die Sorge um das tägliche Brot ist, sein Walten bildet den Maßstab für die Kulturhöhe einer Gesellschaft; er hat die Freiheit zur Voraussetzung. Er liefert den lebendigsten Gegenbeweis gegenüber den kalten Abstraktionen der sog. materiellen Geschichtsauffassung. Er vor allem ist als der Veranstalter des hohen Festes zu betrachten, das die Menschheit in dieser Ausstellung feiert.

Als weitere solche immaterielle Triebkräfte der geistigen Arbeit erkennen wir das ethische und das künstlerische Bedürfnis. Beiden ist in der Ausstellung reichlicher Rechnung getragen — nicht nur absolut, sondern auch verhältnismäßig — als bei irgend einer früheren derartigen Veranstaltung. Den ethischen Bestrebungen immerhin unserm Empfinden nach nicht ganz in dem Maße, wie sie es ihrem

wirklichen Auftreten im öffentlichen Leben der Gegenwart gemäß verdient hätten. Als dieſem Felde angehörig iſt zu betrachten vor allem der ſchon erwähnte Palais de l'Economie Politique; ſodann waren davon reichlich durchſetzt viele Einzelausſtellungen, weniger der Staaten als der Korporationen, auch in dem leider nur von Wenigen beſuchten Parc de Vincennes war vieles Intereſſante zu finden. Ich kann auf die ſozialen Beſtrebungen hier nur ganz im allgemeinen hinweiſen, wobei wir aus dem engen Rahmen des Gegebenen hinaus in das öffentliche Leben der Gegenwart, zurück auf die Perioden der Anfänge und des langſamen Werdens blicken. Freilich, ein gar trauriges Gegenbild finden wir ja innerhalb desſelben Rahmens: die militäriſchen Schauſtellungen, die in verletzender Nacktheit ſich hier breitmachen, die viele Blätter einnehmen in dem glänzenden Bilderbuche der Kultur unſerer Zeit; „wir gehören auch dazu!“ ſcheinen ſie behaupten zu wollen. Und faſt wenden wir uns geringſchätzig ab, wenn in einzelnen Abteilungen der rieſigen Räume uns das Rote Kreuz entgegenleuchtet, wie Heuchelei erſcheinen uns ſeine Veranſtaltungen, deren Armſeligkeit uns alle Kriegsberichte — an denen es ja zu keiner Zeit fehlt — enthüllen.

Das mächtige Anſchwellen der ethiſchen und ſozialen Geſinnungen und Beſtrebungen, wie wir es während des letzten Drittels des verfloſſenen Jahrhunderts erlebt haben, das wirkungsvolle Eingreifen der legislativen Thätigkeit, das Auftreten ganz neuartiger Organiſationen der Fürſorge, kurz, die nicht wegzuleugnende Thatſache der wachſenden Durchſetzung unſeres privaten und öffentlichen Lebens durch die Prinzipien, die man als altruiſtiſche zu bezeichnen pflegt, alles dieſes wurde von den Bannerträgern der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung ſehr einfach erklärt als das Ergebnis der Furcht der ſog. Bourgeoiſie vor den Sozialdemokraten. Wir glauben der Erſcheinung eine zutreffendere Deutung geben zu können. Sie beſteht einfach in der nicht zu verkennenden Hebung der ſchöpferiſchen Geſamtenergie der Kulturmenſchheit, welche wie nie zuvor auf dieſer Ausſtellung tauſendfache Beweiſe ihres Beſtehens gegeben hat; wir erkennen ſie nach den zu Eingang meiner Darlegung gegebenen drei hauptſächlichen Richtungen hin, nämlich erſtens und am ſinnfälligſten in den Fortſchritten auf rein induſtriellem Gebiete, und ſodann in dem

mit mehr oder weniger Sicherheit hervortretenden Erſcheinen neuer Methoden und Formen in den Leiſtungen der Kunſtinduſtrie; als dritte Blüte im Ehrenkranze unſerer Gegenwart und als demſelben Stamme wie jene erſten beiden entſproſſen müſſen ſich uns die ethiſchen Beſtrebungen erweiſen. Sie alle ſind Kinder des Geiſtes, der mit ſeinen größeren Zielen wächſt, der die ihm von Wiſſenſchaft und Leben geſtellten Aufgaben freudig entgegennimmt und im Kampfe gegen elementare Schwierigkeiten die hohe Luſt der eigenen Bethätigung empfindet. Dieſer Kampf iſt ein in eminentem Sinne ſozialer, d. h. er beruht, wenn auch die Einzelbeſtrebungen ſeine Atome bilden, in unſerer Zeit mehr als in irgend einer früheren Periode auf den wechſelwirkenden Einflüſſen des Geſamtgeiſtes. Dieſes muß uns deutlich werden, wenn wir ſuchen, unbeirrt von Äußerungen der Sonderintereſſen, von möglichſt hohem, allgemein menſchlichem Standpunkte aus die Sprache zu verſtehen, die die Gruppierungen der tauſendfältigen Gegenſtände der Ausſtellung zu uns reden. Werfen wir auch in dieſem Sinne noch einige Blicke auf dieſelben.

Von jeher, und beſonders während des letzten Jahrhunderts, hat ſich, wie wir alle wiſſen, die Menſchheit darin gefallen, ihre eigene Leiſtungsfähigkeit anzuſtaunen. It is wonderful how we do it, ſagt der Engländer, but we do. Gegen dieſe Art Selbſtverherrlichung iſt ſogar eine gewiſſe Reaktion eingetreten. Es ſetzt uns faſt nichts mehr in Erſtaunen. Einer jeden erſten Verblüffung über neue Wunder folgen phantaſtiſche Erwartungen und ungemeſſene neue Anforderungen. Die Röntgen-Strahlen ſollen unſere Krankheiten kurieren, und die drahtloſe Telegraphie uns mit den Marsbewohnern in Verbindung ſetzen. Aber ganz nüchterne Erſcheinungen, die wir hier beobachten, dürften für die Geſchicke der Völker, für den Gang der Geſchichte während des beginnenden Jahrhunderts von höherer Wichtigkeit ſein, als die raffinierteſten techniſchen Konſtruktionen. Hierher rechne ich vor allem die zunehmende Spezialiſierung in den einzelnen induſtriellen Fächern. Die Zeit liegt weit hinter uns, in welcher Fichte in ſeinem „Geſchloſſenen Handelsſtaat“ die Herſtellung aller Arten Bedarfsartikel innerhalb eines ſcharf abgegrenzten Wirtſchaftsgebietes verlangen durfte oder in welcher die

Engländer sich die Aufgabe stellten, der Fabrikstaat, „the workshop“, für die ganze Kulturwelt zu werden. Mit dem Auftreten der Vereinigten Staaten und Deutschlands auf dem Weltmarkt wurden solche Vorstellungen auf immer zerstört. Wohl sehen wir hier einzelne Fächer, in denen fast alle Nationen vorzügliches leisten, aber es ist ein bedeutsames Zeichen, daß in den Massenartikeln der Industrie die nationalen Charakteristiken verschwinden, da sie sich als für den Weltmarkt berechnet darstellen. Hier sehen wir natürlich ab von den eigentümlichen Produkten außenstehender Staaten, wie etwa der Portugiesen oder Rumänen, deren Ausstellungen mir überhaupt den Eindruck machten, als seien sie hauptsächlich darauf berechnet, für die kapitalkräftigen Klassen eine captatio benevolentiae zu bilden und die Verhandlungen über weitere Anleihen zu erleichtern. — Im Gegenteile finden wir, daß Anklänge an Nationaltrachten nicht auf die Herkunft, sondern den Bestimmungsort der Fabrikate hinweisen; die deutsche Textilindustrie studiert den Geschmack der Schönen in Catalonien wie der im Fulderlande. In der deutschen Abteilung machen wir die erfreuliche Wahrnehmung, daß in den beiden modernsten Großindustrien, der chemischen und der elektrischen, die Spezialisierungen sehr weitgehende sind; man hat sich hier also darauf eingerichtet, vermöge der Arbeitsteilung die Leistungen auf eine Stufe zu bringen, welche den Anspruch auf Versorgung des Weltbedarfes rechtfertigen kann. Die gleiche Erscheinung finden wir in der Amerikanischen Maschinen- und Werkzeug-Industrie. Liegt nun aber nicht in dem wachsenden Angewiesensein aller Nationen auf die speziellen Leistungen der einzelnen unter ihnen ein sehr bedeutendes ethisches Moment? Diese Einflüsse müssen wichtiger erscheinen, als alle Bemühungen der Friedensvereine.

Mit der erhöhten qualitativen Leistungsfähigkeit hängt die quantitative enge zusammen. Wenn wir aus den Statistiken die ungeheure Zunahme des Bedarfes aller Industrien an Rohstoffen ersehen, so liegt die Frage nahe, wie es sich denn, den in stetig wachsenden Verhältnissen erzeugten Gütermengen gegenüber, mit der angeblich mangelnden Kaufkraft der breiten Volksschichten verhält. Denn alle diese Güter werden doch untergebracht und

konſumiert; die vorkommenden Stauungen und Stockungen ſind ja geringfügig gegenüber den enormen ſich alltäglich vollziehenden Waren-Vertilgungen durch den Konſum. Ich habe hier nicht über ſoziales Elend zu ſprechen und will deſſen Beſtehen gewiß weder wegleugnen noch beſchönigen; was ich betone, iſt die ſtets wachſende Konſumfähigkeit aller Volksklaſſen bis zu den unterſten herab, und zwar findet dieſe Zunahme nicht, wie behauptet wird, in geringerem, ſondern in höherem Grade bei den unteren als bei den höheren Klaſſen ſtatt. Es werden da gewöhnlich die Einkommen verglichen, was aber von dieſem Geſichtspunkte aus falſch iſt; nur die Menge der wirklich verzehrten Produkte kann die Koſten des Einzeldaſeins, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, für die produzierende Geſellſchaft bewerten. Die Welt iſt alſo unſtreitig viel reicher geworden, und ihr Reichtum durchdringt alle Kulturvölker und alle Volksſchichten, und übt bei allen ſeinen befreienden und erziehenden Einfluß aus. Es iſt auch ganz klar, daß ohne dieſen Einfluß die heutige Arbeiterbewegung ihre glänzenden und rühmlichen Erfolge nicht hätte erreichen können; man betrachte nur unter dieſer Vorausſetzung einmal die Geſchichte der Genoſſenſchaften und der Strikes. Sie beweiſen nicht, wie die Hetzer und Theoretiker behaupten, die die Arbeiterſchaft nicht bei ihrer Arbeit, ſondern nur auf der Bierbank kennen — ſie beweiſen nicht eine Verelendung der Maſſen, ſondern die Thatſache, daß die erhöhte und veredelte Energie, die ſich in unſerem produktiven Wirken kundgiebt, daß die hierdurch erzeugte Erhöhung unſeres Selbſtbewußtſeins, die Erweiterung unſerer materiellen und geiſtigen Bedürfniſſe notwendiger Weiſe auch die Arbeiterkreiſe ergriffen haben. Aber dies nur in dem Grade, als ihre intellektuellen Fähigkeiten dies zuließen, und alſo nur ihre oberen Schichten berührend, welche dadurch zu unſchätzbaren Mitarbeitern an den großen kulturellen Aufgaben werden mußten. Und ſie könnten dies in noch weit größerem Maße ſein, wenn ihnen nicht der Zuſammenhang ihrer Intereſſen mit denen der Urheber der geiſtigen Arbeit, an der ſie ſelbſt ja ſo weſentlichen Anteil haben, entſtellt und verſchleiert würde.

Meines Erachtens giebt es *einen* richtigen Ausgangspunkt für die Beurteilung menſchlichen Strebens und Wirkens, es handle

ſich nun um Individuen, oder um Klaſſen und Stände, oder um das Geſamtleben ganzer Zeitalter. Es kommt nicht darauf an, was ſie gedacht oder gewollt, ſondern auf das, was ſie gethan haben; nicht was ihre Motive, ſondern was ihre Werke waren. Wir dürfen unſerer Gegenwart das Zeugnis ausſtellen, daß ſie größeres vollendet hat und eifrig mit bedeutenderen Aufgaben beſchäftigt iſt, als vielleicht irgend eine vergangene Geſchichtsperiode, und die vorjährige Pariſer Ausſtellung hat hierfür die glänzendſten Beweiſe geliefert. Man ſchimpfe über Klaſſengeiſt, über Profitwut; man deute auf die krankhaften Auswüchſe des Anarchismus, des Antiſemitismus, des Chauvinismus: auch in dem Reiche der Gedanken giebt es einen notwendigen Kreislauf der Zerſetzung und der Neubelebung.

Wie nun dieſes erhöhte Leben auch neue Anforderungen an die äußere Form ſtellte, wie gewiſſe techniſche Entwickelungen eine dekorative Ausgeſtaltung gebieteriſch forderten, und wie dieſen Bedürfniſſen begegnet wurde durch gleichzeitige revolutionäre Beſtrebungen auf den Gebieten der bildenden Künſte, dies iſt ein Zuſammentreffen, wie wir ſolchen in der Kulturgeſchichte in vielen wichtigen Epochen begegnen; wir ſehen in ihnen den Beweis eines inneren gemeinmenſchlichen Zuſammenhanges, ohne deſſen Annahme uns vielleicht die meiſten geſchichtlichen Vorgänge unerklärlich bleiben würden. Ich fühle mich nicht befugt, auf dieſe neue und ſchöne Phaſe der induſtriellen Entwickelung näher einzugehen; unter den Induſtrien, die hierbei in Frage kommen, nenne ich nur die der elektriſchen Beleuchtung, wohl die modernſte und populärſte unter allen, die Textil- und die Möbelinduſtrie; ſodann die Keramik, die uns ſchon in das Gebiet der höheren Kunſt hinüberleitet. Nicht übergehen dürfen wir auch die Leiſtungen der Juwelierkunſt, die vornehmlich in der franzöſiſchen Abteilung ganz eigenartige Gebilde von bis jetzt ungeahnter zauberhafter Schönheit darbot. Dagegen erſcheint auf dem Gebiete der Architektur die geſtellte Aufgabe ihrer Löſung noch ziemlich fern zu ſein; in den modernen Bedürfniſſen entſprechenden Eiſenkonſtruktionen iſt wohl durch mächtige Spannungen und ſchöne Verteilung der Maſſen das Geſetz der Schwere für das Auge überwunden, aber in

äſthetiſcher Hinſicht haben ſie mit den der Pflanzenwelt entnommenen gleichſam ſchwankenden Linien des ſogenannten Jugendſtils die verſöhnende Anpaſſung noch nicht gefunden.

Die Unzulänglichkeit der gebotenen zerſtreuten Gedanken und Empfindungen möge ihre Entſchuldigung darin finden, daß ſie ein Bild darſtellt der Unzulänglichkeit des Geſehenen und Geprüften, die allen Beſuchern der Ausſtellung zum Bewußtſein kommen mußte gegenüber der unüberſehbaren Fülle des Beachtenswerten. Vielleicht findet ſich auch, daß Bewunderung des Gebotenen und Dankbarkeit für das Erlebte meine Darſtellung etwas optimiſtiſch gefärbt haben; auch dieſes möge ſeine Verzeihung finden, da es doch wohl erfreulicher iſt und dabei ſicher der Wahrheit näher ſteht, als die Äußerungen des uns in den ſozialen und wirtſchaftlichen Fragen ſo häufig entgegentretenden verbitterten Peſſimismus. Unſere Zeit darf meines Erachtens ſtolz und hoffnungsreich hinblicken auf das, was ihr geboten wurde und was ſich für ſie ergab auf der Pariſer Ausſtellung des vorigen Jahres, dem Wiegenfeſte des zwanzigſten Jahrhunderts.

* * *

Der gewerblich-techniſche Unterricht auf der Weltausſtellung zu Paris 1900. Von Direktor H. Back.

Wer über das Schulweſen auf der letzten Pariſer Ausſtellung zu berichten hat, ſieht ſich in mehr als einer Hinſicht vor eine ſchwierige Aufgabe geſtellt. Nur Wenige werden in der Lage geweſen ſein, ſo viel Zeit auf den Beſuch der Ausſtellung zu verwenden, wie zum gründlichen Studium nötig geweſen wäre. Wem nicht geraume Zeit für dieſen Zweck zur Verfügung ſtand, der wird — abgeſehen von Mitteilungen über Einzelheiten — kaum mehr als die bei Beſichtigung verſchiedener Ausſtellungs-Abteilungen gewonnenen *Eindrücke* wiedergeben können. Dies iſt, infolge des geradezu rieſigen Umfangs, den die Pariſer Ausſtellung angenommen hatte, und infolge der Vielgeſtaltigkeit ihres Inhalts, ſogar der Fall, wenn es ſich darum handelt, nur über ein *beſchränktes* Gebiet des Unterrichts- und Erziehungsweſens auf der letztjährigen Welt-

ausstellung zu berichten, wie es heute Abend meine Aufgabe sein soll. —

Die Umstände, die ein eingehendes Studium des gewerblich-technischen Unterrichtswesen erschwerten oder fast unmöglich machten, waren nicht nur in der räumlichen Ausdehnung der Ausstellung zu suchen, sondern sie ergaben sich zum Teil aus der zum Vergleichen der Leistungen wenig übersichtlichen Anordnung, zum Teil daraus, daß gleichartige Ausstellungs-Objekte in sehr großen Entfernungen von einander untergebracht waren. Zu eingehenderem Vergleichen und richtigem Abwägen der Schulleistungen der in Paris vertretenen Länder und demgemäß zu einem Rückschluß auf den gegenwärtigen Stand ihres Fachschulwesens konnte man dort namentlich deshalb nicht gelangen, weil die von den verschiedenen Staaten zur Ausstellung gebrachten Gegenstände in vielen Fällen auch hinsichtlich der Quantität gar nicht der Bedeutung des in Frage kommenden Bildungs- und Erziehungswesens der betreffenden Länder entsprachen.

So hatte, um mit unserem Vaterlande zu beginnen, Deutschland in der 6. Abteilung der Ausstellungsgruppe Erziehung und Unterricht „gewerbliches und kaufmännisches Fachschulwesen" überhaupt nicht ausgestellt.[1]) Österreich und Ungarn dagegen waren nach Art und Beschaffenheit der von ihnen ausgestellten Schülerarbeiten vorzüglich vertreten; sie hatten aber nur die Arbeiten von einigen an sich hervorragenden Anstalten einzelner Schulkategorien zur Ausstellung gebracht. Kleinere Länder wieder, wie Norwegen und Schweden, hatten relativ viele und recht gute Schülerarbeiten geliefert. Auch Spanien und Portugal fehlten nicht mit den Leistungen ihrer allerdings noch im Anfange der Entwickelung stehenden technischen Lehranstalten. Italien war durch Schülerarbeiten zahlreicher gewerblicher und kunstgewerblicher Schulen vertreten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ein umfassendes und recht entwickeltes, den eigenartigen Verhältnissen jener transatlantischen Länder angepaßtes gewerblich-technisches Schulwesen aufzuweisen haben, zeigten nur Proben von Schülerarbeiten und Unterrichts-

[1]) Deutschland machte sich in Gruppe I nur in der fünften Abteilung durch einige Landwirtschaftsschulen bemerkbar.

methoden. Den ausgedehnteſten Raum beanſpruchte für den in Rede ſtehenden Unterricht wie für die meiſten übrigen Abteilungen der Ausſtellung Frankreich.

Es erhellt aus dieſen wenigen Andeutungen, daß der Ausſtellungsbeſucher nach ſeinen Wahrnehmungen kaum mit Sicherheit auf den Stand der betreffenden Unterrichtsverhältniſſe in den einzelnen in Betracht kommenden Ländern ſchließen konnte. Das iſt — um es gleich zu ſagen — ein weſentlicher Nachteil der alles Erdenkbare dem Beſchauer vorführenden Weltausſtellungen, daß ſie dem Beſucher vielerlei des Anregenden, Intereſſanten, Belehrenden, ja Überraſchenden bieten, daß ſie dagegen viel auf den einzelnen Gebieten nicht bringen können. Durch dieſe Verhältniſſe iſt ein tiefer gehendes, vergleichendes Studium auf Ausſtellungen dieſer Art faſt zur Unmöglichkeit gemacht.

Im Mittelpunkt des Intereſſes auf gewerblich-techniſchem Schulgebiet ſtand ohne Frage Frankreich. Schon die Menge und Vielgeſtaltigkeit der betreffenden Ausſtellungsgegenſtände, zum Teil auch die Größe und Art der letzteren mußten in die Augen fallen.

Während das allgemeine Schulweſen Frankreichs im Induſtriegebäude auf dem Champs de Mars untergebracht war, befanden ſich die Arbeiten aus den franzöſiſchen gewerblichen und techniſchen Lehranſtalten in einem durch eine überdachte Brücke mit dem Induſtriegebäude verbundenen Annexbau. Die Schülerarbeiten ſpeziell der Pariſer Fachſchulen hatten im Pavillon der Stadt Paris Platz gefunden.

Die Schulausſtellung im Annexbau zeichnete ſich durch eine überſichtliche Anordnung aus. Das Gebäude von rechteckiger Grundform beſtand aus Erdgeſchoß und einer breiten Gallerie als Obergeſchoß, es war durch Oberlicht und ſeitlich hoch angebrachte Fenſter erhellt. Eingänge befanden ſich an beiden Endſeiten und an einer Langſeite. Unter der das Gebäude umziehenden Gallerie waren Kojen eingerichtet, welche je nach Größe die Ausſtellungsobjekte einer oder mehrerer Schulen aufnahmen. Der Mittelraum war als Podium erhöht und durch einen Gang von der Kojenreihe getrennt. Auf dieſem erhöhten Mittelteil befanden ſich Schülerarbeiten be-

ſonders aus ſolchen Anſtalten, die für eine dekorative Ausſtattung größere Aufwendungen machen konnten oder Ausſtellungsgegenſtände größeren Umfangs vorzuführen hatten.

In dieſem Gebäude waren Schülerarbeiten ſowohl von gewerblichen und kunſtgewerblichen als auch von Fachſchulen für beſtimmte Berufe ausgeſtellt, und zwar vorwiegend aus Schulen für Jünglinge, doch fehlten auch Schulen nicht, die für die kunſtgewerbliche und kaufmänniſche Ausbildung von Mädchen beſtimmt waren. Vorwiegend handelte es ſich um Gegenſtände, die in Werkſtätten, Ateliers, Laboratorien, Zeichenklaſſen von Jünglingen oder in Arbeits- und Zeichenkurſen von Mädchenhand angefertigt waren. Gegenüber ſolchen praktiſchen Arbeiten traten die ausgelegten ſchriftlichen Arbeiten zurück.

Werkſtättenarbeiten von etwa 300 Lehranſtalten Frankreichs füllten das Gebäude.

An den Wänden, auf Brettern befeſtigt, ſah man die Anfangsleiſtungen aus den Werkſtätten für Holz- und Metallbearbeitung in der Reihenfolge ihrer Herſtellung. Es waren dies die Ergebniſſe elementarer Übungen, die zum Zweck haben, den Schüler in der Handhabung der Arbeitsgeräte: Säge, Hobel, Meiſel, Feile u. ſ. w. gewandt zu machen und ihn ſo auf die in den folgenden Werkſtattkurſen auszuführenden Arbeiten in geeigneter Weiſe vorzubereiten. Obgleich bei dieſen Erſtlingsarbeiten im allgemeinen eine ſyſtematiſche Folge eingehalten war, ließen dieſelben doch keine völlige Übereinſtimmung in der Stufenfolge erkennen. Dieſer Umſtand läßt auf eine Freiheit in der Handhabung des Unterrichts innerhalb gewiſſer Grenzen ſchließen, die im Intereſſe desſelben nur als erfreulich bezeichnet werden kann. Die anſcheinend vorhandene Möglichkeit, den Werkſtättenunterricht den induſtriellen Verhältniſſen einer Stadt, den dadurch bedingten beſonderen Aufgaben einer Schule, der Auffaſſungsfähigkeit der Schüler u. ſ. w. anzupaſſen, gewährt dem Wirken des Anſtaltsleiters und der Einſicht des Werkſtättenvorſtandes einen wünſchenswerten Spielraum, der bei richtiger Benutzung eine Förderung des Unterrichts zur Folge haben wird. Genauigkeit und Sauberkeit in der Ausführung waren allem Anſchein nach die Hauptforderungen, welche man an die Herſtellung dieſer

grundlegenden Arbeiten ſtellte und ſie ſchienen in den meiſten Fällen erfüllt zu ſein.

Neben den elementaren Übungen ſah man als Aufgaben der folgenden Werkſtättenkurſe und als Ergebniſſe des weiteren Unterrichts Gegenſtände, bei deren Ausführung die durch die Anfangsübungen erlangten Fertigkeiten Anwendung gefunden hatten. Hier zeigte ſich (wie es ſchien) das Beſtreben, möglichſt hohe Ziele zu erreichen. Unter den Arbeiten der Metallarbeiter fand man nicht nur Werkzeuge verſchiedener Art, ſondern vollſtändige Maſchinen für Dampf und elektriſchen Betrieb, bei den Arbeiten der Schreiner Schraukmöbel verſchiedener Art, Thüren, Fenſter in Gebrauchsgröße und in kleinerem Maßſtabe. Eine Schule — auf deren Organiſation ich ſpäter noch zurückkommen werde — hatte von ihren Schülern eine große, auf reich verzierten Säulen ruhende, mit einer mächtigen Kuppel abgeſchloſſene Dekoration aus Holz für ihren Ausſtellungsraum anfertigen laſſen, von deren Umfang und Ausſtattung man ſich annähernd einen Begriff wird machen können, wenn man erfährt, daß der Wert dieſer dekorativen Ausſtattung auf 12 000 Frcs. abgeſchätzt war. Manche Schulen hatten auch Arbeiten aus anderen Berufen, z. B. aus dem des Kupferſchmieds, Inſtallateurs, Klempners und Tapezierers vorgeführt, die als wohlgelungene und zum Teil als geſchmackvolle Leiſtungen bezeichnet werden konnten. Die Modellierarbeiten in Thon und Gips dagegen, welche man in dieſem Gebäude vorfand, ließen wider Erwarten zum Teil einen guten Geſchmack vermiſſen, ſie waren in den Formen nicht immer gut gewählt und teilweiſe auch nicht ſchön ausgeführt. Die Zeichnungen entſprachen — abgeſehen von denjenigen einiger Fachſchulen (für Feinmechaniker und Uhrmacher) — den Anforderungen, die man in deutſchen und öſterreichiſchen gewerblich-techniſchen Lehranſtalten an die graphiſchen Darſtellungen von Fachgegenſtänden ſtellt, bei weitem nicht. Auch das Freihandzeichnen blieb oftmals recht weit hinter den erreichbaren Zielen zurück. — Eine wirkliche Freude aber waren für den Beſchauer wieder die Leiſtungen einiger Fachſchulen für junge Mädchen und der Webeſchulen, deren bezügliche Arbeiten in dem Annexbau ebenfalls ausgeſtellt waren. In den Schülerarbeiten dieſer

Anſtalten trat naturgemäß beſonders die Pflege eines guten künſtleriſchen Geſchmacks, die Übung im kunſtgewerblichen Zeichnen und Komponieren in den Vordergrund. Die Entwürfe für weibliche Handarbeiten und die ausgeführten Arbeiten dieſer Art zeichneten ſich ebenſoſehr durch Zierlichkeit, ſorgfältige Darſtellung und Originalität aus, wie die fein durchdachten und abgeſtimmten Entwürfe für Seidenſtoffe, Phantaſiegewebe und die zahlreichen verſchiedenartigen Modelle von Bekleidungsgegenſtänden und Koſtümen für Damen und Kinder.

Die gewerblichen Lehranſtalten, von denen ſeither die Rede war, führen zum großen Teil die Bezeichnung Ecole pratique d'Industrie; mit denſelben iſt vielfach auch eine Handelsabteilung verbunden, welche Erweiterung alsdann auch in einer entſprechenden Abänderung des Namens in Ecole de Commerce et d'Industrie zum Ausdruck kommt. Eine hervorragende Anſtalt letzterer Art ſcheint die Schule zu Saint-Etienne, der Hauptſtadt des Departements Loire, einer Zentrale der Eiſeninduſtrie, zu ſein, die auf der Ausſtellung durch vortreffliche Schülerarbeiten vertreten war. Ich will kurz auf die Organiſation dieſer Anſtalt, ſoweit der gewerblich-techniſche Unterricht hierbei in Frage kommt, eingehen.

Die Schule zu Saint-Etienne wurde im Jahre 1882 von der Stadtverwaltung als Schule mit Werkſtätten errichtet, wie derartige Anſtalten ſpäter auf Grund eines Geſetzes vom Jahre 1893 in Frankreich in größerer Zahl ins Leben gerufen wurden. Intereſſant iſt es zu erfahren, daß für die Notwendigkeit der Errichtung ſolcher Schulen, in welchen gewerbliche Arbeiter eine zeitgemäße Berufsausbildung erhalten ſollen, ungefähr die gleichen Geſichtspunkte wie in anderen Ländern maßgebend waren. Man war zu der Anſicht gelangt, daß die beſtehenden Schulen, denen bisher die Aufgabe zufiel Ingenieure, Zeichner, Ateliers-Vorſtände und Perſonen in ähnlichen Stellungen zu bilden, der Induſtrie nicht genügten und daß es namentlich darauf ankomme, tüchtige Arbeiter und Werkmeiſter heranzubilden. Andrerſeits ſtellte ſich heraus, daß dem angehenden Gewerbtreibenden faſt keine Gelegenheit mehr geboten, ſein Fach gründlich und in der Vielſeitigkeit bei einem Meiſter zu erlernen, wie es für ihn und die Leiſtungs-

fähigkeit der Gewerbe nötig und daß die seitherige einseitige Abrichtung für gewisse Berufsaufgaben völlig unzureichend sei. Auch eine gewisse Handgeschicklichkeit allein könne dem Arbeiter nicht mehr genügen. Gute allgemeine und Fachkenntnisse, Fertigkeit im Zeichnen und Verständnis technischer Zeichnungen seien unbedingte Erfordernisse für jeden gewerblichen Arbeiter, der Tüchtiges leisten solle. Da aber diese Kenntnisse und Fertigkeiten in der Werkstatt nicht erlangt werden können, entstand die Forderung, entsprechende Schulen zu errichten.

Während man sich in Deutschland im allgemeinen damit begnügt hat, für gewerbliche Arbeiter Schulen einzurichten, welche von ihnen *neben* der Berufsausübung besucht werden können, und in welchen sie sich die erwähnten Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen können, ging man in Frankreich schon zeitig weiter zur Errichtung von Schulanstalten, in denen der Arbeiter *praktische und theoretische* Unterweisungen erhalten kann.

Die Ecole pratique d'Industrie zu St. Etienne ist eine solche. Sie hat den Zweck, für die verschiedenen Industrien der Stadt und deren Umgebung in allen Zweigen ihres Berufes gut unterrichtete Arbeiter heranzubilden, aus denen später tüchtige Meister hervorgehen können. Die Schule nimmt Knaben auf, welche mindestens 13 Jahre alt sein und die Volksschule absolviert haben müssen. Die Knaben werden in vierjährigem Kursus unterwiesen im Schmieden, Metalldrehen, Montieren, in der Waffenfabrikation, in der Schreinerei, Weberei, im Modellieren und Holzschnitzen. Die Schule hat kein Internat. Schüler von auswärts werden bei Bürgern untergebracht.

Die Anstalt verfügt über zwei stattliche Gebäude mit ihren Zwecken angepaßten Schulsälen, Laboratorien und Werkstätten-Einrichtungen, letztere mit Maschinenbetrieb von 35 Pferdekräften. Die Anschaffungskosten für Werkzeuge und Maschinen haben nicht weniger als 150 000 Frcs. betragen. Es sind 8 Schmiedefeuer vorhanden und in der mechanischen Werkstatt 46 Schraubstöcke. Es ist eine besondere Werkstatt für Waffenerzeugung und industrielle Technik eingerichtet, sowie eine Schreinerwerkstatt mit 20 Hobelbänken und 8 Drehbänken, darunter 2 mit Maschinenbetrieb und

allen erforderlichen Werkzeugmaſchinen. Ausgedehnte Räume für Weberei und Färberei enthalten alle für den modernen Betrieb erforderlichen Webſtühle und Vorrichtungen zum Bleichen und Färben.

Das erſte Lehrjahr dient zur allgemeinen Vorbereitung der Schüler auf ihren Beruf und zugleich zur Ergänzung des Elementarunterrichts. Die Schüler arbeiten in beſtimmter Aufeinanderfolge in den verſchiedenen Werkſtätten, um — wie bereits erwähnt — in der Handhabung der Werkzeuge für Holz- und Eiſenbearbeitung geübt zu werden. Während dieſer Zeit werden die Fähigkeiten der jungen Leute erprobt, und auf Grund der hierbei von den Lehrern gemachten Wahruehmungen und der von den Schülern bekundeten Neigung werden letztere vom zweiten Jahre an zur Ausbildung in einem beſonderen Berufe einer der Werkſtätten überwieſen. — Hand in Hand mit den praktiſchen Unterweiſungen geht ein allgemeiner Unterricht. Letzterer iſt der gleiche für alle Schüler einer Abteilung. Er nimmt alſo keine Rückſicht auf den beſonderen Beruf des Schülers. Der Unterricht umfaßt im zweiten Jahre die Fächer Franzöſiſch, Geſchichte und Geographie, Mathematik und Naturwiſſenſchaften mit zuſammen 12 Stunden wöchentlich, im dritten Jahre kommt Buchführung und im vierten Jahre etwas Gewerbeökonomie hinzu. In allen Unterrichtsabteilungen wird fleißig ſkizziert und gezeichnet. Während Mechaniker und Schreiner mehr Zeit auf das techniſche Zeichnen zu verwenden haben, müſſen die Holzſchnitzer und die Schüler der Webeſchule ſich mehr mit dem freihändigen Zeichnen und Komponieren befaſſen.

Die tägliche Arbeitszeit in den Werkſtätten beträgt im Durchſchnitt im Vorbereitungsjahr 2 Stunden, im zweiten Jahr $3^1/_2$ Stunden, im dritten Jahre 4 Stunden und im letzten Jahre 5 Stunden täglich. In den letzten beiden Monaten vor ihrem Austritt aus der Schule haben die Schüler täglich 7 Stunden in den Werkſtätten zu arbeiten. Dies geſchieht, um ihnen den Zeitunterſchied zwiſchen der Arbeitsbeſchäftigung in der Schule und dem in der Werkſtatt des Meiſters nicht allzugroß erſcheinen zu laſſen.

Die Schüler müſſen von Anfang an die Arbeiten in der Werkſtatt nach ihren ſelbſtgefertigten Skizzen und Zeichnungen aus-

*

führen. Man läßt ihnen hierbei zunächſt alle erforderliche Zeit, damit ſie die Arbeiten genau ausführen können. Allmählich erſt verlangt man, daß ſie ſchneller arbeiten ſollen. Die Aufgaben in den Werkſtätten wechſeln häufig, damit die Schüler möglichſt vielſeitig angelernt und befähigt werden, den ſpäteren Anforderungen in der Meiſterwerkſtatt zu entſprechen.

In der zweiten Hälfte des 4. Lehrjahres werden Arbeiten von allen Schülern einer Werkſtatt gemeinſam angefertigt, z. B. von den Maſchinenbauern eine Maſchine, von den Schreinern Schränke, Thüren, Fenſter u. a. Dieſe Arbeitsleiſtungen bilden das Ergebnis der verſchiedenen vorausgegangenen Übungen. Gemeinſames Schaffen zeigt den Schülern, daß es nötig iſt, genau zu arbeiten, wenn alles paſſen und klappen ſoll, wenn beiſpielsweiſe die Maſchine betriebsfähig ſein ſoll.

Arbeiten der erwähnten Art als Endergebniſſe des Werkſtätten-Unterrichts fand man in großer Zahl und in vielfachem Wechſel im Erdgeſchoß des an das Induſtriegebäude angeſchloſſenen Ausſtellungsbaues. — Im oberen Teile dieſes Annexgebäudes, auf der breiten, durch Oberlicht erhellten Gallerie dagegen ſah man die Arbeiten aus den von den Chambres Syndicales unterhaltenen Lehranſtalten. Dieſe Syndikate dürften ihrem Weſen und Wirken nach unſeren Innungen entſprechen, es ſind fachgenoſſenſchaftliche Verbindungen von Unternehmern und Arbeitern zum Zweck der Vertretung und Förderung ihrer Intereſſen. Manche dieſer Syndikate haben Schulen errichtet, ſo das der Edelſteinarbeiter, Inſtallateure, Bauunternehmer u. v. a. Die Ausſtellung dieſer Schulen war reich an anerkennenswerten Leiſtungen. Bemerkenswert waren die mit großer Sorgfalt ausgeführten Modelle für das Holzgerippe von Dächern und Türmen. Unter dieſen hatten auch ſchwierigere und recht verwickelte Aufgaben befriedigende Löſungen gefunden. Schön waren die Schmuckſachen der Edelſteinarbeiter unter Benutzung unechten Materials. Stuhlpolſterungen der Tapezierer waren durch Freilegung eines Teils der Überzüge und unter teilweiſer Weglaſſung des Füllmaterials in der Weiſe vorgeführt, daß man einen Blick in die beim fertigen Möbel verdeckte Arbeit des Polſterers werfen konnte.

Für die Ausführung dieſer und ähnlicher Arbeiten ſtehen in den Syndikatsſchulen nach den mir zugegangenen Lehrplänen nur einige wenige Stunden an Wochentagen zu Gebote. In einer ſolchen Schule findet der Unterricht, an dem Lehrlinge der Syndikatsmitglieder unentgeltlich teilnehmen können, an drei Abenden wöchentlich von $8^1/_2$ — 10 Uhr ſtatt. Der Unterricht hat den Zweck „die Lehre zu vervollſtändigen", er wird ausſchließlich von Mitgliedern der betreffenden Syndikatskammer erteilt. Die ausgeſtellten Arbeiten der meiſten Syndikatsſchulen machten einen überaus günſtigen Eindruck.

Das Vorhandenſein dieſer Fachſchulen in Frankreich zeigt, daß auch dort die Lehrlingsausbildung in den gewerblichen Berufen eine Ergänzung und Nachhilfe hinſichtlich der fachlich-praktiſchen Seite notwendig erſcheinen läßt. Wäre die gewerbliche Berufslehre in Frankreich ſo, wie ſie ſein ſollte, d. h. gründlich und vielſeitig (von einer ſyſtematiſchen beruflichen Ausbildung in der Werkſtatt des Meiſters gar nicht zu reden, denn dieſe wird wohl nur ganz ausnahmsweiſe bei dem kleineren Handwerker zu finden ſein), dann wäre eine Ergänzung durch praktiſchen Schulunterricht, noch dazu am ſpäten Abend, unnötig. Da nun mit den thatſächlich vorhandenen Verhältniſſen gerechnet werden muß, ſo wird man nicht umhin können, die gewerbliche Berufslehre überall dort, wo ſie unzulänglich iſt, durch praktiſche Unterweiſungen in den Schulen zu ergänzen oder ſie durch einen ſyſtematiſch betriebenen praktiſchen und theoretiſchen Unterricht in beſonders eingerichteten Lehranſtalten zu erſetzen.

In dieſer Richtung ſcheint in Frankreich außerordentlich viel zu geſchehen. Vor allem iſt es die Hauptſtadt, die den Städten in der Provinz durch Errichtung von gewerblichen Zeichen- und Werkſtättenſchulen mit nachahmungswertem Beiſpiel vorangeht.

Die Schülerarbeiten dieſer Lehrinſtitute waren im Pavillon der Stadt Paris ausgeſtellt.

Zunächſt ſind die gewerblichen Zeichenſchulen Bernard-Paliſſy und Germain-Pilon zu nennen. In der nach dem berühmten Glasmaler und Kunſttöpfer Paliſſy benannten Schule wird namentlich im Zeichnen und Modellieren für Keramiker unter-

richtet, während in der Schule Germain-Pilon Dekorationsmaler, Deſſinateure, Holz- und Steinbildhauer in den für ihren Beruf erforderlichen Fertigkeiten im Zeichnen, Malen und Modellieren, ſowie in den ſonſtigen dahin gehörigen Arbeiten ausgebildet werden. Beide Schulen haben einen dreijährigen Lehrgang für Abend- und Tagesſchüler. In die Tagesabteilungen werden Knaben vom 14. Jahre an aufgenommen und auf das von ihnen gewählte Fach in der dekorativen Kunſt vorbereitet. Nach vollendeter dreijähriger Lehre finden die Schüler dieſer Anſtalt meiſt gut bezahlte Beſchäftigung bei Prinzipalen ihres Faches.

Eine große Anzahl von Zeichnungen, Malereien und ähnlichen Arbeiten der Schüler dieſer Anſtalten zeigten, wie dieſe ihre unterrichtliche Aufgabe auffaſſen. Auf der Unter- und Mittelſtufe des Zeichnens läßt man den Schülern bei ihren zeichneriſchen Darſtellungen möglichſte Freiheit, man hält ſich nicht an gewiſſe ſyſtematiſche Regeln und ſcheint weniger Gewicht auf ſorgfältige und ſaubere Zeichnung als auf künſtleriſchen Schwung zu legen. Erſt bei den vorgeſchritteneren Schülern hält man auf Korrektheit der Darſtellung neben guter maleriſcher Behandlung der Zeichnung.

Alle Schülerarbeiten dieſer beiden Pariſer Zeichenſchulen waren durchdrungen von dem Geiſte eines feinen künſtleriſchen Geſchmacks, wie er ſich in allen Erzeugniſſen des franzöſiſchen, ſpeziell des Pariſer Kunſtgewerbes in ſo hervorragendem Maße zu erkennen giebt. Es iſt ja wohl nicht immer das Verdienſt dieſer Schulen allein, wenn ihre Schüler ſo ſchöne Leiſtungen hervorbringen. Die vorteilhaften Einwirkungen, welche der Beſuch der dortigen, jedem leicht zugänglichen öffentlichen Bibliotheken, Muſeen und Kunſtſammlungen, die dekorative Ausſtattung der Schauläden, der Schmuck der hervorragenden Gebäude, die kunſtvollen Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen auf die Bewohner der franzöſiſchen Hauptſtadt ausüben, ſie kommen zum Teil unbewußt in den Arbeiten der nach echt künſtleriſcher Bethätigung ſtrebenden Jugend zum Vorſchein. Man findet daher nicht ſelten unter den Schülerarbeiten der Pariſer Zeichenſchulen originelle Gedanken in künſtleriſch eigenartiger und ſchöner Form zum Ausdruck gebracht. Wirklich künſtleriſch wertvolle Arbeiten befanden ſich unter den Entwürfen und Kompoſitionen

für maleriſche Innendekorationen, für Möbel, Gefäßdekorationen, für Porzellanmalerei u. ſ. w., die viele Mappen und mehrere Schränke füllten. Die Zeichnungen und Malereien nach der Natur, Blumen, Tiere und Perſonen waren mit flottem, ſicherem und kräftigem Pinſelſtrich maleriſch wirkſam dargeſtellt.

Eine beſonders eingehende und vielſeitig berufliche Ausbildung gewähren die Pariſer Fachſchulen (Ecoles municipales professionelles) dem Jungen aus dem Volke. Es beſtehen 7 Schulen dieſer Art, die von der Stadt Paris mit reichlichen Geldmitteln und mit allen den Anforderungen unſerer Zeit entſprechenden Einrichtungen ausgeſtattet ſind. Zu den hervorragendſten und umfaſſendſten Anſtalten dieſer Art zählen die Ecole Boulle für die Möbelinduſtrie, die Ecole Estienne für die Ausbildung in allen Künſten und Gewerben, welche bei Herſtellung von Büchern in Frage kommen, und die Ecole Didèrot für die Metallinduſtrie.

Der Zweck dieſer Schulen iſt, wohlbefähigte Arbeiter zu bilden, welche die Traditionen des Geſchmacks und die Überlegenheit der Pariſer Induſtrie in ihren künſtleriſchen Erzeugniſſen aufrecht erhalten ſollen.

Die Einrichtungen dieſer Schulen zu ſkizzieren, dürfte angezeigt erſcheinen, weil nur ſo ihre Leiſtungen und ihre Bedeutung zu verſtehen ſind.

Der Unterricht in jeder der genannten Schulen zerfällt in einen praktiſchen und theoretiſchen bezw. künſtleriſchen Teil. Jede Anſtalt verfügt demnach über eine ganze Reihe vorzüglich eingerichteter Werkſtätten. Wie viele der letzteren in jeder Schule erforderlich ſind, ergiebt ſich aus der Anzahl ihrer techniſchen Abteilungen. Die Ecole Boulle umfaßt beiſpielsweiſe folgende praktiſchen Fächer: Kunſtſchreinerei, Tapezieren, Holzſchnitzen, Stuhlmachen, Holz- und Metalldrehen, ferner Modellieren, Formen, Bronzeguß, Ciſelieren und Gravieren, ſoweit dieſe Künſte Anwendung auf Möbelſchmuck finden. Der Klaſſenunterricht beginnt mit der Wiederholung und Ergänzung des Volksſchulunterrichts. Dazu kommt Unterricht in der Geometrie, Technologie, gewerblichen Ökonomie, Kunſtgeſchichte, im Ornamententwerfen, Aquarellieren, im techniſchen Zeichnen und Konſtruieren von Fachgegenſtänden. Der Unterricht

umfaßt alle Zweige techniſcher und künſtleriſcher Fertigkeit, des Wiſſens und Könnens, die ein tüchtiger Arbeiter ſich aneignen muß, um zweckmäßige und künſtleriſche Leiſtungen in Erfindung und Ausführung ſeiner Berufsarbeiten hervorzubringen.

Daß der Unterricht in dieſer Anſtalt ein zweckmäßiger und zielbewußter ſein muß, bewieſen die zur Ausſtellung gebrachten Schülerarbeiten. Sie waren nach jeder Richtung ganz vortrefflich. Die Zeichnungen jeglicher Art, Skizzen und Entwürfe von Schränken, Tiſchchen, Stühlen, Sophas, Zimmer-Einrichtungen, Dekorations-Gegenſtänden, wie Leuchter, Vaſen, Glasfenſter ꝛc. waren überaus ſauber, korrekt und geſchmackvoll, leicht und flott dargeſtellt. Die Modellierarbeiten und Holzſchnitzereien waren von hervorragend ſchönem Geſchmack. Dieſen Arbeiten reihten ſich die Werkſtätten-Erzeugniſſe in vortrefflicher Ausführung an. Da gab es Schränke verſchiedener Art, Schreibtiſche mit reichlicher Verwendung von Bronzebeſchlägen, Stühle, Sophas u. ſ. w. Bei letzteren war die Polſterung wieder teilweiſe unvollendet gelaſſen, um den Nachweis korrekter Arbeit führen zu können.

Auf die unterrichtliche Wirkſamkeit dieſer Schule in Rückſicht auf Geſchmackbildung und die geradezu muſterhafte Ausführung aller in Betracht kommenden Details ſind die Vorbilder im Louvre und anderen Kunſtſammlungen erſichtlich von weſentlichem Einfluß geweſen. Die Schule bleibt ihren an die Spitze ihres Programms geſtellten Grundſätzen treu: Sie pflegt die Überlieferung eines künſtleriſchen Geſchmacks und trägt mit dazu bei, den Vorrang der Pariſer Möbelinduſtrie aufrecht zu erhalten.

In jedem Jahre werden 102 Knaben in dieſe Fachſchule aufgenommen. Sie müſſen mindeſtens das 13. Lebensjahr zurückgelegt haben und dürfen nicht über 16 Jahre alt ſein. Der Andrang zur Schule iſt ſo ſtark, daß man unter den vielen Aufnahmebewerbern die befähigſten auswählen kann.

Die zweite der genannten Pariſer Fachſchulen, die Ecole Estienne, auch Ecole du livre genannt, geht in ihrer Einrichtung weit über den Rahmen einer Buchdruckerfachſchule hinaus. In dieſer Anſtalt haben alle Künſte und Wiſſenſchaften, welche bei der Herſtellung der Bücher im weiteſten Sinne in Frage kommen, eine

vorzügliche Pflegeſtätte gefunden: Buchdruck, Schriftgießerei, Stereotypie, Galvanoplaſtik, Lithographie, Farbendruck, Kupferſtich, Holzſchnitt, Photographie nebſt den vielen durch letztere zuſtande gekommenen Druckverfahren wie Photogravure, Phototypie u. ſ. w. Doch nicht genug damit. Auch das Buchbinden und jede mit dieſer Arbeit im Zuſammenhang ſtehende Thätigkeit wie Broſchieren, Kartonnieren, Herſtellung von Marmor- und Goldſchnitt, Verzierung des Buchdeckels durch Ledertreibarbeit, Vergoldung, Metallbeſchläge u. ſ. w. wird gelehrt. — Der theoretiſche Unterricht erſtreckt ſich auf Geſchichte, Geographie, Franzöſiſch, Rechnen, Geometrie, Buchführung, Technologie, Ornamentzeichnen und Kalligraphie.

Eine große Anzahl wahrhaft kunſtvoller Schülerarbeiten aus den verſchiedenen graphiſchen Fächern zierte die Wände der Ausſtellungsabteilung der Ecole Estienne. Daneben waren gravierte Kupferplatten, Kliſchees, ziſelierte Buchbeſchläge, Bucheinbände mit reichem künſtleriſchen Schmuck und zeichneriſche Entwürfe zu ſolchen Gegenſtänden in vielfacher Geſtaltung ausgelegt. Alle Arbeiten zeugten von bedeutendem künſtleriſchen Geſchick. Die Schule zählt jedenfalls zu den umfaſſendſten und leiſtungsfähigſten Anſtalten ihrer Art. Die jährlichen Unterhaltungskoſten für dies Inſtitut ſind von 50 000 frcs. im Jahre 1880 auf 234 500 frcs. im Jahre 1898 geſtiegen. Die Schule wird von 225 Zöglingen beſucht. Auch zu dieſer Anſtalt iſt der Andrang von Aufnahme ſuchenden jungen Leuten wie bei der Ecole Boulle in jedem Jahre ein ganz gewaltiger.

Der Kurſus in der Ecole Boulle und in der Ecole Estienne iſt ein vierjähriger. Im erſten Jahre haben die Schüler monatweiſe in vorgeſchriebener Reihenfolge in den verſchiedenen Werkſtätten zu arbeiten und erſt, nachdem man die Schüler infolge der hierbei gemachten Beobachtungen für einen beſtimmten Beruf ausgewählt hat, werden ſie der betreffenden Werkſtatt zur Ausbildung überwieſen.

Von dieſer Gepflogenheit weicht die Ecole Diderot, die älteſte der Pariſer Fachſchulen, ab. In dieſer Anſtalt, die für Metallarbeiter beſtimmt iſt, hat jeder Schüler bei ſeinem Eintritt den Beruf zu wählen, in welchem er ausgebildet zu werden wünſcht:

Schmied, Metalldreher, Präziſionsmechaniker, Elektrotechniker, Metallgießer, Kupferſchmied, Modellſchreiner, Schloſſer oder Inſtallateur. Die Lehrzeit währt nur drei Jahre. Bevorzugt werden bei der Aufnahme Schüler, die gute Kenntniſſe in Geometrie und Arithmetik aufweiſen.

Eine große Reihe exakter Arbeiten aus den verſchiedenen Werkſtätten dieſer Schule legten Zeugnis davon ab, mit welcher Überlegung und Sorgfalt gearbeitet wird. Neben den Kunſtſchloſſer- und Modellſchreinerarbeiten waren es namentlich Gegenſtände der Präziſionsmechanik: Fernrohre, Waagen und Teilmaſchinen, Arbeiten, die ſich durch große Genauigkeit auszeichneten.

Es ſind jetzt noch die Pariſer Fachſchulen für Mädchen zu erwähnen. Unter dieſen ragt ganz beſonders die Ecole municipale supérieure Sophie Germain hervor. Viele Malereien auf Porzellan, Seide, Entwürfe zu Stoffdekorationen, herrliche, im höchſten Grade geſchmackvolle Koſtüme für Damen und Kinder, Blumen-Dekorationen füllten eine Reihe Glasſchränke. Das Schönſte und Formvollendetſte, was ich je in Schulen erwähnter Art für Mädchen an Seidenſtickereien, Koſtümen, Hüten, Blumen-Arrangements geſehen habe, fand ich unter den Schülerinnenarbeiten der Pariſer Fachſchulen für Mädchen. In den Leiſtungen dieſer Anſtalten zeigte ſich der Pariſer Chic in ſeiner höchſten Vollendung und von ſeiner ſchönſten Seite. Erhöht wurde die vorzügliche Wirkung dieſer Schülerinnenarbeiten noch durch Verwendung eines ausgezeichneten Arbeitsmaterials.

Die Pariſer Fachſchulen ſind alle auf einer breiten Grundlage errichtet, ſie ſind, ihren Zwecken und den vorhandenen Unterrichtsbedürfniſſen angepaßt, unter Aufwendung erheblicher Geldmittel eingerichtet und im Laufe der letzten Jahre zeitgemäß ausgebaut worden. Man hat eine unnötige Spezialiſierung der Fachſchulen vermieden, indem man nicht für einzelne Berufe Lehrwerkſtätten und Klaſſen einrichtete, ſondern Werkſtätten für mehrere Induſtrien in Zuſammenhang brachte, welche in Bezug auf die Ausbildung der jugendlichen Arbeitskräfte ähnliche Forderungen ſtellen. Das erſcheint mir in mehrfacher Hinſicht von weſentlicher Bedeutung. Zunächſt hat man durch eine paſſende Vereinigung der Ausbildungs-

ſtätten verwandter Induſtrien zu einem Lehrinſtitut einer Zerſplitterung der Kräfte und Mittel vorgebeugt. Dann aber giebt man durch das nahe Beiſammenſein von Werkſtätten zuſammengehöriger Gewerbe dem angehenden Handwerker Gelegenheit, ſich auch über die Bildungsſtätten der Schweſter-Induſtrien zu unterrichten, ja noch mehr, man giebt den Knaben, die ſich für die Erlernung eines beſtimmten Berufes entſchloſſen haben, Gelegenheit, eine Zeitlang in mehreren Werkſtätten verwandter Gewerbe zu arbeiten. Auf dieſe Weiſe iſt einem Jungen, falls der urſprünglich erwählte Beruf nicht ſeiner Eigenart entſprechen ſollte, die Möglichkeit gegeben, ohne Umſtände einen ähnlichen Beruf zu erlernen, für welchen er beſſer beanlagt iſt oder für den er mehr Neigung zeigt. Der Unterricht in Werkſtätten und Klaſſen iſt gründlich; er bietet Gelegenheit zur Aneignung aller Kenntniſſe theoretiſcher und techniſcher Art und aller Fertigkeiten, welche für das berufliche Fortkommen des jungen Mannes von Bedeutung ſind. — Ganz beſonders erleichtern die Fachſchulen nach Pariſer Art den Übergang aus der Schule in die volle Praxis eines gewerblichen Berufes, indem für den Knaben nicht plötzlich der Schulunterricht abgebrochen wird und eine körperliche Beſchäftigung an ſeine Stelle tritt, die in vielen Fällen nicht der Körperkraft des Jungen entſpricht. In der Fachſchule nimmt die dem Unterrichte gewidmete Zeit von Jahr zu Jahr ab, während die Beſchäftigung in der Werkſtatt dem Zeitumfange nach wächſt.

Die franzöſiſchen Kunſtgewerbeſchulen hatten kollektiv ausgeſtellt. Die betreffenden Schülerarbeiten waren im Induſtriegebäude auf dem Champs de Mars untergebracht. Da gab es eine große Zahl vorzüglicher Freihandzeichnungen aller Art: Gebrauchsgegenſtände verſchiedener Art, Blumen, Tiere ꝛc. Beſonders die Blumenmalereien waren von einer ſelten zu beobachtenden Flottheit und Genauigkeit. Manche Arbeiten erweckten den Anſchein, als ob ſie gar nicht gezeichnet, ſondern direkt mit dem Pinſel zu Papier gebracht ſeien. Weitere Zeichnungen und Malereien zeigten die Verwendung der Zeichen- und Naturſtudien bei geſchmackvollen Entwürfen von Möbeln, Kunſtſchmiedearbeiten, Plakaten, Diplomen u. ſ. w. Daneben befanden ſich in den Schulwerkſtätten und Ateliers

ausgeführte Gegenstände der Kunstschreinerei und Kunstschlosserei. Die Formen der kunstgewerblichen Zeichnungen und Arbeiten waren fein und elegant, wie die farbige und plastische Dekoration der Möbel. Die Entwürfe zu den Kunstschmiedearbeiten und diese selbst fielen dagegen nicht so vorteilhaft ins Auge. Die hierbei verwendeten Formen waren zum Teil veraltet, nur einzelne Zeichnungen von Gittern und eine mit bronziertem geschmiedeten Ornament versehene Thür ließ einen frischen Zug erkennen. An die Arbeiten aus den Zeichen- und Malklassen reihten sich die aus den Modellierklassen an: ornamentale Entwürfe, keramische Objekte, Holzschnitzereien u. s. w. Feine Beobachtung der Natur, volles Verständnis und genaue Kenntnis aller in Betracht kommenden Einzelformen sprachen aus den mannigfachen Schülerarbeiten der verschiedenen kunstgewerblichen Bildungsanstalten.

Der gewerblich-technische Unterricht hat auch in den Kolonien Frankreichs Eingang gefunden, teils durch den Staat, teils durch Gesellschaften, die sich die Verbreitung technischen Wissens und Könnens angelegen sein lassen. Werkstättenarbeiten in Holz und Eisen nach Art der in französischen Handwerkerschulen hergestellten waren aus Algier zur Ausstellung gebracht.

Nach allem, was man vom französischen gewerblich-technischen Unterrichtswesen und von dem kunstgewerblichen Unterricht auf der letztjährigen Ausstellung sah, gewann man den Eindruck, daß es auf ihr würdig, seinem Umfang und seiner Bedeutung entsprechend vertreten sei.

Nicht das Gleiche kann man von dem nördlichen Nachbar Frankreichs sagen. Von dem belgischen gewerblichen und kunstgewerblichen Schulwesen, das allgemein als gut und blühend bezeichnet wird, war auf der Ausstellung außer einigen Schulprogrammen und Statistiken nichts zu bemerken.

Aus Luxemburg hatte die Kunstgewerbeschule der Hauptstadt die Ausstellung mit ihren Schülerarbeiten beschickt. Es waren darunter viele Werkstättenarbeiten nebst den zugehörigen Fachzeichnungen. Ornamentale Gipse waren in großer Zahl vorhanden und teilweise gut. Auch die Holzschnitzereien waren schön, dagegen fehlte es den dekorativen Malereien an Farbe und Geschmack. Im

Digitized by Google

Allgemeinen gingen die Arbeiten dieſer Anſtalten nicht über einen guten Anfang hinaus. Da dieſe Schule wohl die bedeutendſte ihrer Art im Großherzogtum ſein dürfte, ſo läßt ſich nach dem, was ihre Ausſtellung bot, vielleicht nicht mit Unrecht annehmen, daß das gewerbliche Schulweſen dieſes Landes noch keine hohe Stufe erreicht hat.

Hervorragend und unter Aufwendung ganz erheblicher Mittel waren gewerbliche Lehranſtalten Öſterreichs und der Schweiz zur Ausſtellung gebracht. Vielfältig und von ſchönem Geſchmack waren die Schreinerarbeiten, welche die Lehranſtalten des Technologiſchen Muſeums in Wien geliefert hatten. Paneele, Decken, Möbel zeugten von einer vorzüglichen Schulung der an ihrer Herſtellung beteiligten jugendlichen Kräfte, und ſie ließen den ſchönen Geſchmack erkennen, den man bei Arbeiten des Wiener Kunſtgewerbes wahrzunehmen gewohnt iſt. — Von ganz beſonderer Schönheit waren keramiſche und getriebene Metallgefäße der Prager Kunſtgewerbeſchule und ein reich geſchnitzter, polychromierter Altar mit geſtickter Decke. Alle dieſe Gegenſtände waren zum Schmuck einer Hauskapelle zuſammengeſtellt. Von den Schülern der Prager Schule war ebenfalls eine in den Formen des modernen Stils, in gewichſtem Eichenholz reich geſchnitzte Bibliothek ausgeſtellt. Auch die Salzburger Gewerbeſchule hatte Zimmereinrichtungen mit geſchnitzter Täfelung, kaſſetierter Holzdecke, Kachelofen, Möbeln und kleineren Dekorationsgegenſtänden geliefert.

Auf Grund dieſer wenigen, an ſich prächtigen Arbeiten würde man ſicher keinen Rückſchluß auf den Stand des gewerblichen Unterrichtsweſens in Öſterreich ziehen, kein Urteil über ſeine Leiſtungen im allgemeinen gewinnen können. Einzelne vorzügliche Arbeiten werden ſich in jedem Lande in dieſen Schulen erzielen laſſen. Doch der gute Geſchmack, der ſich in den Formen der öſterreichiſchen Schülerarbeiten bekundete, iſt ſicher eine Eigenart des öſterreichiſchen Kunſtgewerbes und eine Folge der vielfachen Beſtrebungen zu ſeiner Förderung.

Überraſchend waren die Fortſchritte in der kunſtgewerblichen Abteilung Ungarns. Bedeutſame Fortſchritte und anerkennenswerte Leiſtungen hatte auch das auf der Ausſtellung vertretene

gewerbliche und kunſtgewerbliche Schulweſen dieſes Landes aufzuweiſen. Das Beſtreben Ungarns, es auf wirtſchaftlichem, gewerblichem und künſtleriſchem Gebiete den hervorragenden Kulturſtaaten gleich zu thun, ſcheint der Beweggrund für eine kräftige pekuniäre Förderung des gewerblichen Bildungs- und Erziehungsweſens dieſes Landes zu ſein. Hervorragend vertreten waren auf der Ausſtellung einige techniſche Lehranſtalten durch Werkſtättenarbeiten der verſchiedenen mehrfach erwähnten Holz- und Metallbearbeitungsfächer. Die Budapeſter Kunſtgewerbeſchule hatte eine Kollektivausſtellung ihrer Arbeiten mit denjenigen ähnlicher Schulanſtalten des Landes veranſtaltet, Möbel und andere Gegenſtände, Bronzen, Borduren u. ſ. w. zur Ausſtellung eines Salons und Speiſezimmers in eigenartigen Formen, die anſcheinend den ungariſchen Nationalcharakter im Kunſtgewerbe zum Ausdruck bringen ſollten, waren mit viel Fleiß und Sorgfalt ausgeführt.

Unter dem Einfluſſe techniſcher und kunſtgewerblicher Schulen Öſterreichs ſtehen augenſcheinlich die betreffenden Anſtalten Rumäniens. Die mit Werkſtätten nach Art der öſterreichiſchen Handwerkerſchulen verſehenen Gewerbeſchulen Jaſſys und Bukareſts hatten Schlöſſer, Maſchinengetriebe, Metallarbeiten für Baudekorationen, wie Turmſpitzen, Dachfenſter ꝛc., Hausgerät aus Kupfer ausgeſtellt, die nicht nur an ſich einen guten Eindruck machten, ſondern auch offenbar die Zweckmäßigkeit der Anfertigung ſolcher Arbeiten in Schulwerkſtätten erkennen ließen.

Von den Kunſtgewerbeſchulen der Schweiz hatte die Genfer Schule eine nach Umfang und Inhalt gleich großartige Ausſtellung von Schülerarbeiten veranſtaltet. Keramiſche Erzeugniſſe in ſchönen Kunſtformen, ornamentale und figürliche Studien in Marmor und Holz, Ziſelierarbeiten, Xylographien, Zeichnungen u. ſ. w. u. ſ. w. boten ein vortreffliches Bild von der Leiſtungsfähigkeit dieſer Anſtalt. Der Glanzpunkt dieſer Sonderausſtellung war eine Speiſezimmer-Einrichtung, an deren Herſtellung ſämtliche Schüler der oberen Fachklaſſen beteiligt geweſen waren. Durch ein Preisausſchreiben unter den Zöglingen der Genfer Kunſtgewerbeſchule für den beſten Entwurf zu einem Speiſezimmer war der Plan für ein ſolches gewonnen. Nach dieſem waren ſämtliche Werkſtatt- und Atelier-

Arbeiten durch Schüler ausgeführt worden. Das Ganze repräsentierte ein Prunkzimmer, dessen Verkaufswert von der Ausstellerin auf 70 000 frcs. bemessen wurde. Reich geschnitzte, durch Malereien und Holzbrandarbeit verzierte Täfelung verkleidete die Wände. Farbige Gläser zierten das Fenster und den Oberteil einer kunstvollen Kaminumrahmung, Möbel in vornehmer und reicher Ausstattung, Lüster und Leuchter aus Bronze und viele Dekorationsgegenstände auf Kamin und Paneelen trugen zur stimmungsvollen Ausstattung des Raumes bei.

Daß Italien in der Förderung des gewerblichen und technischen Unterrichts für das männliche und weibliche Geschlecht nicht zurückgeblieben, darf man nach den im Ausstellungskatalog aufgeführten zahlreichen Schulen annehmen. Im italienischen Hause fand man eine Gesamtausstellung gewerblicher, kunstgewerblicher, technischer Mittelschulen und höherer technischer Lehranstalten. Werkstättenarbeiten waren wieder in großer Zahl vorhanden. Die Lehrgänge zeigten stufenmäßiges Fortschreiten. Die Zeichnungen dagegen gingen oftmals nicht über einen guten Durchschnitt hinaus. Eine Schule aus Neapel that sich durch schöne ornamentale und figürliche Marmorarbeiten, Fayencen, polychrome Glasarbeiten u. s. w. hervor. Eingelegte Holzarbeiten, Schnitzereien bildeten den Vorzug anderer Fachschulen, unter denen eine Schule für Möbelindustrie besonders prächtige und feine Arbeiten aufzuweisen hatte. Die reichhaltige Ausstellung von Schülerarbeiten, erweitert durch eine stattliche Sammlung von Lehrmitteln, ließ eine nicht gewöhnliche Regsamkeit vermuten, mit der in Italien auf gewerblichem und technischem Schulgebiet gearbeitet wird.

Spanien und Portugal hatten nicht unterlassen, ihr allem Anschein nach heute noch recht unentwickeltes Schulwesen an einzelnen Beispielen vorzuführen. Es waren mehrere Lehrgänge von Werkstättenarbeiten ausgestellt, die leidlich ausgefallen waren, wogegen die Mehrzahl der übrigen Schülerleistungen recht dürftig erschien.

Von hervorragender Bedeutung waren die Leistungen einiger russischer Zeichen- und Kunstgewerbeschulen. Die erste Schule dieser Art ist die von Baron von Stieglitz in Petersburg

um die Mitte der 80er Jahre gegründete und nach ihm benannte Anſtalt. Dieſe und die jüngere (Moskauer) Stroganowſchule hatten ihre Schülerarbeiten in prunkvollem Arrangement in der ruſſiſchen kunſtgewerblichen Abteilung untergebracht. — Eine ſtattliche Anzahl in großem Stil mit Feder oder Pinſel vorzüglich ausgeführter Zeichnungen befand ſich in Mappen oder war hinter Glas ausgehängt. Viele farbenprächtige Aquarelle, Innenanſichten und größere maleriſche Dekorationen ſchmückten die Wände. Vortrefflich ausgeführte Modellierarbeiten für verſchiedene Zwecke kunſtgewerblicher Verwendung, insbeſondere für Metall- und Thongefäße, Bronzereliefs u. ſ. w. u. ſ. w., Holzſchnitzereien, dekorative Malereien, Akte in Lebensgröße in Öl gemalt u. v. a. Dieſe Arbeiten kamen in ihrer flotten Ausführung wohl denjenigen der franzöſiſchen Kunſtgewerbeſchulen am nächſten, wenn ſie ſie in Einzelheiten nicht ſogar übertrafen. — Die Stroganowſchule zeigte das Beſtreben, in ihren Leiſtungen nicht hinter der älteren Schweſteranſtalt zurückzubleiben. Nicht nur einzelne Studienblätter, ſondern ganze Mappen, gefüllt mit Feder-, Blei- und Tuſchzeichnungen, lagen zur Einſicht aus und zeugten von tüchtigem Können der Schüler. Malereien in Aquarell- und Leimfarben von beſonders ſchönem Kolorit, Entwürfe zu kunſtgewerblichen Gegenſtänden in anziehender, maleriſcher Darſtellung waren eingehender Betrachtung wert.

Im Induſtriegebäude war Rußland noch durch eine beträchtliche Anzahl Handwerker- und Fachſchulen vertreten. Durch geſchmackvolle Entwürfe für Tapeten, Dekorationsſtoffe zeichnete ſich die Schule zu Lodz aus. Unter den Schülerarbeiten anderer Schulen waren wieder Arbeiten aus Werkſtätten in den verſchiedenen Abſtufungen vorwiegend.

Bedeutſam waren die Fortſchritte, welche die ſchwediſchen Schulen in den letzten Jahren gemacht hatten. Die techniſche Schule zu Stockholm, deren Schülerarbeiten ich vor acht Jahren zu ſehen Gelegenheit hatte, zeigte ſich weiter entwickelt und verzweigter; die Leiſtungen in den einzelnen Abteilungen ließen einen ſtufenmäßigen Gang des Unterrichts erkennen.

Nun noch wenige Worte den amerikaniſchen Schulen. Die bezügliche Ausſtellung der Vereinigten Staaten im Induſtriegebäude

war räumlich sehr knapp bemessen. Man hatte sich darauf beschränkt, Photographien von Schülerarbeiten, Klassenbilder, Statistiken und ähnliches auszulegen, die allerdings von der außerordentlichen Verbreitung, welche der gewerblich-technische Unterricht in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hat, keine Vorstellung erwecken konnten. Die Art und Weise, wie die angehenden Handwerker in praktischen Arbeiten jenseits des Ozeans unterwiesen werden, war durch Abbildungen treffend illustriert. Es giebt in den dortigen Handwerkerschulen nicht nur Werkstätten für Holz- und Metallarbeit, wie in den erwähnten französischen, russischen, österreichischen, spanischen Schulen, sondern auch Arbeitsplätze für Maurer, Zimmerer, Maler, Buchdrucker u. s. w. In diesen Werkstätten werden die Arbeiten dem in den Meisterwerkstätten üblichen Verfahren möglichst getreu ausgeführt. Es werden Wände, Kamine, Gewölbe mit natürlichen Bausteinen aufgeführt, Dachkonstruktionen nahezu in Naturgröße angefertigt, Malereien werden an Decken und Wänden zur Ausführung gebracht. Auf diese Weise wird der Jüngling, der ausschließlich in seinem Fach beschäftigt wird, in einigen Monaten so weit geführt, daß er mit seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt erwerben kann. Diese Art der praktischen Unterweisungen war beispielsweise durch Photographien aus der New York trade-school zur Anschauung gebracht; sie gaben genau das wieder, was ich im Jahre 1893 an Ort und Stelle zu sehen Gelegenheit hatte.

So weit meine Beobachtungen. —

Welche Lehren lassen sich nun aus den gemachten Wahrnehmungen ziehen?

Wie schon einleitend bemerkt, ließ die so überaus ungleiche Beteiligung der genannten Länder an der Ausstellung auf gewerblich-technischem Schulgebiet einen eingehenderen Vergleich der Leistungen und ein Urteil über den Stand der betreffenden Unterrichtsverhältnisse in den in Frage kommenden Kulturstaaten im allgemeinen nicht zu. Dagegen gewährten die in der Schulabteilung der Welt-Ausstellung gebotenen Unterrichtsergebnisse im einzelnen mancherlei Anregung und Belehrung und dem Fachmanne Förderung in seiner Berufsarbeit.

Auf Grund meiner Beobachtungen möchte ich zunächst anführen, daß — soweit die auf der Ausstellung vertretenen Länder genannt sind — der deutsche gewerbliche und künstlerische Unterricht hinsichtlich des Zeichnens im wesentlichen nur von Schulen Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Nordamerika einiges lernen kann.

Im Freihandzeichenunterricht geht man in deutschen Schulen vielleicht zu systematisch vor. Dieser Unterricht läßt bei uns an Korrektheit im stufenmäßigen Fortschreiten wenig zu wünschen übrig. Er ermangelt aber — das läßt sich nicht verkennen — infolge dessen nur zu oft eines geistig belebenden Elementes. Auf die Systematik des Zeichenunterrichts scheint man in französischen Lehranstalten nicht so erhebliches Gewicht zu legen. — Der Unterrichtsbetrieb auf der Unter- und Mittelstufe des freihändigen Zeichnens scheint mir bei uns gründlicher zu sein und mehr auf Anregung der Verstandesthätigkeit als der Phantasie des Schülers angelegt. Wenn dann bei weiterem Fortschreiten in diesem Unterricht von der Reproduktion zur Selbstthätigkeit übergegangen wird, bleiben die Leistungen der deutschen Schüler gegenüber denjenigen französischer und amerikanischer Schulen zurück. Es muß daher zugegeben werden, daß die Zeichnungen und Malereien der erwähnten fremdländischen Schulen an Inhalt, geistigem Schwung — die der französischen Schulen noch dazu an Eleganz, Grazie der Darstellung und an künstlerischem Geschmack — die entsprechenden Leistungen der einheimischen Anstalten vielfach übertreffen. Die künstlerische Befähigung, die in einer leichten und anmutenden zeichnerischen Vortragsweise von den Schülern der Pariser Schulen so vorteilhaft zum Ausdruck gebracht wird, liegt — das darf nicht übersehen werden — vielleicht mehr in einer natürlichen Begabung der jungen Leute, hervorgerufen durch die seit Jahrhunderten in Frankreich mit so vorzüglichem Erfolge gepflegte Kunstfertigkeit, als in der Art des Unterrichts. Sie wird fördernd beeinflußt durch einen anderswo nicht vorhandenen Reichtum an vorzüglichen Vorbildern aus allen Gebieten der bildenden Kunst. Unter diesen vorteilhaften Einwirkungen wird die französische Kunstgeschicklichkeit wohl noch auf lange Zeit hinaus einen Vorsprung vor der deutschen und der

anderer Länder behalten. — Im techniſchen Zeichnen dagegen dürften nach den von mir gewonnenen Eindrücken die deutſchen gewerblich-techniſchen Lehranſtalten den Schulen aller anderen auf der Welt-Ausſtellung vertretenen Länder den Rang ablaufen. Der Unterrichtsgang iſt im Hinblick auf die in Betracht kommenden Verhältniſſe beſſer durchdacht, die Ausführung der Zeichnungen ſchließt ſich der in der Praxis des Maſchinen- und Häuſerbaues gebräuchlichen beſſer an, als es in den meiſten Zeichenübungen der ausgeſtellten Schulen der Fall war. Die in deutſchen gewerblichen Unterrichtsanſtalten gepflegte Unterrichtsweiſe wird den Schülern für ihre künftige Thätigkeit meines Erachtens mehr Nutzen bringen. Die Art, beiſpielsweiſe geometriſche Zeichnungen techniſcher Gegenſtände, wie Maſchinenelemente, Maſchinen, maſchinelle Anlagen, Bauriſſe ꝛc. mit Schattenlinien zu verſehen — eine Methode, die in hieſigen Schulen längſt überwunden iſt — fand man nicht ſelten unter den Schülerzeichnungen auf der Ausſtellung. Im techniſchen Zeichnen wird das Ausland immer noch von uns lernen können.

Eine Lehre jedoch von weſentlicher Bedeutung kann und muß meines Erachtens noch das deutſche gewerblich-techniſche Unterrichtsweſen aus der Geſamtausſtellung dieſes Unterrichts auf der Ausſtellung von 1900 ziehen, wenn anders die berufliche Ausbildung des deutſchen gewerblichen Arbeiters nicht künftig gegenüber der im Auslande üblichen zurückſtehen ſoll. — Wie ein roter Faden — wenn ich mich dieſer oft gebrauchten, hier aber zutreffenden Redensart bedienen darf — durchzog die geſamte Unterrichtsabteilung die Erkenntnis von dem Werte praktiſcher Fertigkeiten. Die Übungen darin waren als wichtig erkannt auf allen Stufen des Unterrichts. Ich übergehe den Handfertigkeitsunterricht in den Knabenſchulen, von dem bekannt iſt, daß er in Frankreich, Skandinavien, in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern eine ausgebreitete Pflege gefunden hat und wende mich einer kurzen Beſprechung der praktiſchen Arbeiten zu, die aus den mit gewerblichen Schulanſtalten verbundenen Werkſtätten hervorgegangen ſind.

Die Unterrichtsveranſtaltungen, die jungen Leuten Gelegenheit zur Aneignung von Fertigkeiten für einen gewerblichen Beruf bieten ſollen, haben eine zwiefache Bedeutung. Entweder dient ihr Unter-

*

richt als Erſatz für die Lehre, die der junge Mann in der Werkſtatt des Meiſters findet, oder ſie ſind dazu beſtimmt durch Vornahme gewiſſer praktiſcher Übungen die Meiſterlehre zu ergänzen und zu vervollkommnen.

Die Möglichkeit für den angehenden Handwerker, ſolchen praktiſchen Unterricht in öffentlichen Schulanſtalten zu erhalten, iſt nach den Vorführungen des gewerblichen Unterrichts der verſchiedenen Länder auf der Pariſer Ausſtellung eine weit verbreitete. Kaum in einem der ausſtellenden Staaten fehlten Werkſtätten-Übungen der Gewerbeſchüler. Nun könnte man annehmen, daß die praktiſche Bethätigung der jungen Leute in den Werkſtätten der gewerblich-techniſchen Lehranſtalten dazu beſtimmt ſei, denjenigen Schülern, die ſpäter in höhere Stellungen in gewerblichen und techniſchen Betrieben einzutreten gedenken, die nötige praktiſche Vorbildung zu geben. Das mag in manchen Fällen zutreffen und durch die ſpäteren Verhältniſſe, unter denen die weitere Entwickelung des angehenden Gewerbetreibenden vor ſich geht, bedingt werden. Zweck der betreffenden franzöſiſchen Schulen iſt es nicht, durch den Werkſtättenunterricht nur Leute für verantwortliche Poſten in Gewerbe und Technik heranzubilden. Eine kurze Mitteilung aus einer bedeutenden Ecole pratique d'Industrie widerſpricht einer ſolchen Annahme. Es heißt dort:

„Eine nahezu 15jährige Erfahrung hat gezeigt, daß faſt alle Schüler, welche nach drei oder vier Jahren die Schule verließen, in Werkſtätten oder Fabriken als Arbeiter, Vorzeichner oder Muſterzeichner eingetreten ſind. Ihr einziger Ehrgeiz war, nachdem ſie die Schule verlaſſen hatten, in eine gute Werkſtatt aufgenommen zu werden, um ihre Berufslehre fortſetzen zu können.“ Es heißt dann weiter: „Sie ſind gern geſehen. Die Disziplin, welcher ſie in der Zeit von 3—4 Jahren unterworfen waren, hat gute Reſultate ergeben; ſie wiſſen zu gehorchen und ſind pflichtbewußt. — Sie beenden in der Regel ihre Lehre in der Werkſtatt, in der ſie ſie begonnen haben.“ — Auch die Einrichtung von praktiſchen Lehrkurſen ſeitens gewerblicher Berufsgenoſſenſchaften in Frankreich und den Vereinigten Staaten Nordamerikas ſpricht gegen die Auffaſſung, daß nur Leute in bevorzugteren Stellungen einer eingehenderen

und beſſeren beruflichen Ausbildung bedürfen, als ſie die Lehre beim Meiſter bietet. Es wird ſich alſo wohl aus den erwähnten Verhältniſſen der zutreffende Schluß ziehen laſſen, daß die Unterweiſungen in der Meiſterlehre heutzutage hinſichtlich der beruflich-praktiſchen Ausbildung ſelbſt für den gewöhnlichen Arbeiter nicht mehr genügen. Man mag ſich nun darüber wundern und man mag es bedauern, daß das, was der Burſche heute bei dem Handwerksmeiſter lernt, nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert für ſein berufliches Fortkommen genügt. Die Thatſache beſteht aber. Sie beſteht nicht in einzelnen gewerblich und induſtriell hervorragenden Ländern, ſondern allenthalben. Mit dieſer Thatſache muß gerechnet, den vorhandenen Mängeln in der Lehrlingsausbildung muß notwendig abgeholfen werden.

Die betreffenden Verhältniſſe der Lehrlingsausbildung ſind in allen Kulturſtaaten ſo ziemlich die gleichen.

In der Werkſtatt des Kleinmeiſters fehlt es in der Regel einerſeits an den nötigen Aufträgen, welche eine gründliche, ſtufenmäßige Unterweiſung in den vielſeitigen Berufsbeſchäftigungen ermöglichen, und es fehlt anderſeits an den modernen Einrichtungen, an Maſchinen, Werkzeugen u. ſ. w., um den Lehrling in zeitgemäßer Weiſe für ſeinen Beruf auszubilden. Dem Meiſter fehlt es ferner nur zu oft ſelbſt an den perſönlichen Eigenſchaften, oftmals auch an Zeit und Ruhe, den Jungen berufsmäßig auszubilden. Der Geſelle, dem der Burſche unter ſolchen Umſtänden zur Anlernung überwieſen wird, findet entweder keine Freude daran, den Jungen zu belehren, oder er will ſich in ſeiner Arbeit nicht durch Fragen und Unterweiſungen ſtören laſſen. Nur in Werkſtätten größerer Etabliſſements finden ſich die für die Ausbildung eines Lehrlings nötigen Einrichtungen, außerdem tüchtige Werkmeiſter, Vorarbeiter u. ſ. w. Doch in den größeren Fabriken iſt die Arbeitsteilung in der Regel ſo weit vorgeſchritten, daß dieſe Betriebe zur Erlernung eines Berufes nicht empfohlen werden können — und ſelbſt von ihren Inhabern in der Regel nicht empfohlen werden. Die Zahl der für die gewerblich-berufliche Ausbildung geeigneten Fabrik-Werkſtätten iſt ſo gering, daß ſie dem Bedarf an Ausbildungsſtätten in keiner Weiſe zu entſprechen vermag.

**

Unter diesen Umständen erscheint mir eine Erweiterung des gewerblich-praktischen Unterrichts durch die Schule in Deutschland wie im Auslande erforderlich. Es darf sich der Unterricht in den Gewerbeschulen nicht nur auf Zeichnen und berufstheoretische Fächer beschränken, er muß die Handwerkslehre durch Vervollkommnung nach der praktischen Seite kräftig unterstützen. Das kann und muß durch Unterweisungen in Schulwerkstätten geschehen, und zwar auch zum Besten des Jungen. Abgesehen von der zweckmäßigeren Anleitung, von der eingehenderen Erläuterung des „Wie" und „Warum" seiner Arbeitsverrichtungen, kommt der Wechsel zwischen Klassen und Werkstättenunterricht der Gesundheit des Knaben zu gute. Die Aufgaben werden der Kraft und Befähigung des Schülers entsprechend gewählt. Anfänglich arbeitet er drei und vier Stunden täglich in der Werkstatt und erst entsprechend den mit seinem Alter zunehmenden Kräften längere Zeit. Er ermüdet nicht so leicht und wird mehr leisten als in der Produktionswerkstatt, wo er von Anfang an nicht Schüler, sondern Arbeiter ist.

Fachschulen mit Werkstätten, deren Wirksamkeit die gewerbliche Berufslehre ersetzen sollen, werden wegen der erforderlichen bedeutenden Unkosten nie in großer Zahl errichtet werden können. Werkstätten aber, die in angemessener Weise die lückenhafte Berufslehre ergänzen, lassen sich ohne erheblichen Kostenaufwand mit gewerblichen Lehranstalten verbinden. Die Überzeugung von der Notwendigkeit solcher Werkstätten scheint sich manchem Besucher der Pariser Ausstellung aufgedrängt zu haben. Möge diese Überzeugung bei den Beteiligten immer weiter Boden finden und zur Errichtung von Schulen mit Werkstätten in Deutschland führen, dann wird — so glaube ich — die Vorführung der Ergebnisse des gewerblich-technischen Unterrichts auf der Pariser Weltausstellung eine gute Wirkung ausüben zur förderſamen Entwickelung deutschen Gewerbes und deutscher Industrie.

3.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April 1901 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. Jul. Hülsen, Architekt, hier.

Sitzung vom 6. Februar 1901.

Vor Eintritt in die Tagesordnung hielt der zweite Vorsitzende, Herr Professor Donner-v. Richter, folgende Ansprache:

Geehrte Anwesende!

Schweren Herzens erfüllte ich die mir als zweitem Vorsitzenden obliegende Pflicht, die heutige Sitzung zu berufen, da uns unser hochverehrter erster Vorsitzender und teurer Freund, Herr Professor Dr. Veit Valentin, am 24. Dezember vergangenen Jahres durch jähen Tod entrissen worden ist.

Seiner Initiative verdanken wir die Gründung dieser Abteilung des Hochstiftes. Von ihrer Konstituierung bis zu seinem Tode hatten wir die Freude, ihn als ersten Vorsitzenden in derselben wirken zu sehen, und wir können mit Recht sagen, daß auch er es war, der dieser Abteilung die Seele eingehaucht hat. Seine hohe, edle Geistesentwickelung, seine Freude an Werken der Kunst, sein feines ästhetisches Empfinden in ihrer Beurteilung, sein weiter Überblick über alle Gebiete der Kunst und seine wissenschaftliche Beherrschung des ganzen kunstgeschichtlichen Materials waren Eigenschaften, die unausgesetzt unsere größte Bewunderung erregen mußten, wie seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften ihn uns als Freund unseren Herzen teuer machten. Gewiß wird noch sein letzter in der Sitzung unserer Abteilung am 19. November 1900 gehaltener, feinsinniger Vortrag über „Raffaels Sixtinische Madonna" (inzwischen abgedruckt in den Preußischen Jahrbüchern, Band 104, Heft I, S. 104—112) in Ihrer aller Erinnerung sein!

Es sind schon an dem Grabe des Dahingegangenen über seine Verdienste um das Freie Deutsche Hochstift so sehr ehrende

und anerkennende Worte gesprochen worden, insbesondere auch von dem Mitglied unserer Abteilung, Herrn Direktor Dr. Ziehen, daß ich auf eine Würdigung dieser Verdienste hier nicht zurückzukommen brauche. Aber auch an dieser Stelle unserer tiefen Trauer und dem ehrenden Andenken um den Dahingegangenen Ausdruck zu geben, das ist uns wohl allen ein Herzensbedürfnis, und um dies zu bestätigen, ersuche ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

* * *

Sodann hielt Herr Donner-v. Richter seinen angekündigten Vortrag über

„Der Gemäldefries in der großen Wahlstube des Römers" (1631—1636).

(Dieser Vortrag ist inzwischen zum Abdruck gelangt in dem „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst", dritte Folge Band VII.)

4.

Abteilung für Geschichte (G).

In der Abteilung sprach am

18. Januar 1901 Herr Professor Dr. Heuer über:

„Der Nürnberger Reichstag, 1422."

5.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprachen am

13. März Herr Prof. Dr. Rausenberger über:

„Die Kraftlinientheorie im Schulunterrichte."

18. Juni Herr Prof. Dr. C. H. Müller über:

„Franz Melde."

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Franz Melde. Abriß ſeines Lebens und Wirkens von Prof. Dr. C. H. Müller.

Als am 17. März d. J. die Kunde von Marburg a. d. L. kam, daß Franz Emil Melde zur ewigen Ruhe eingegangen ſei, da erinnerte man ſich allenthalben wieder des Mannes, durch deſſen Hörſaal eine ganze Generation von Phyſikern, Medizinern, Chemikern und Pharmazeuten gegangen war. Die Aufmerkſamkeit des Publikums und der wiſſenſchaftlichen Welt war im letzten Jahrzehnt ſo ausſchließlich den Fortſchritten der Elektrizität zugewandt, daß man den unermüdlichen Akuſtiker faſt ganz vergaß, der doch gerade in den letzten Jahren Unterſuchungen von beſonderer Feinheit und Bedeutung ausführte. Es läßt ſich nicht leugnen, daß in der Neuzeit verhältnismäßig wenig in der Akuſtik geſchehen iſt; ja man hat bereits ausgeſprochen, daß dieſer Zweig der Phyſik eine erſchöpfte Mine ſei, ohne zu bedenken, daß es überhaupt keine zu erſchöpfenden Minen der Naturwiſſenſchaft gibt, denn die Natur iſt unerſchöpflich. Daß aber die akuſtiſche Forſchung im Stillen, ohne Aufdringlichkeit und Reklame, fortgediehen iſt, das verdanken wir im weſentlichen unſerem Marburger Univerſitäts-Profeſſor, der es ſogar verſtanden hat, wie wir ſehen werden, in gewiſſer Hinſicht Schule zu machen; und wenn ſich in den letzten Jahren die Anzeichen mehren, daß tüchtige Köpfe ihre Kräfte der Akuſtik widmen, ſo haben wir das zum guten Teil Franz Melde zu verdanken.

Wenn ich in dem Folgenden verſuche, nach einem kurzen Überblick über den äußeren Lebensgang Meldes eine Darlegung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung zu geben, ſo erfülle ich zugleich eine Ehrenpflicht ſeiner zahlreichen Schüler, die namentlich an höheren Schulen der Provinz Heſſen-Naſſau thätig ſind. In den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts hatte ich das Glück, bei Melde mehrere Jahre Aſſiſtent zu ſein; ſeit dieſer Zeit habe ich im ſteten, anregendſten Verkehr mit ihm geſtanden. Wohl keine ſeiner Arbeiten iſt mir entgangen, und über die wichtigſten forderte der Verewigte meine Meinung. Ich glaube daher eine recht vollſtändige Überſicht über Meldes Arbeiten geben zu können, wenn ich auch mit Rückſicht auf den gebotenen Raum nur knappe

Inhaltsangaben machen darf. Mit großem Intereſſe verfolgte er, der frühere Gymnaſiallehrer, das Schickſal ſeiner Schüler; war er doch einer der erſten, der erkannte, was dem künftigen Lehrer der Phyſik vor allen Dingen auf der Univerſität geboten werden mußte: die praktiſche Unterweiſung.

I.

Über die äußeren Lebensverhältniſſe Meldes liegen mehrere wertvolle Aufzeichnungen vor, die hier mehrfach benutzt worden ſind.[1]) Am wichtigſten ſind die Mitteilungen aus ſeiner kurzen Selbſtbiographie.[2]) Melde wurde geboren am 11. März 1832 in dem damals kurheſſiſch-fuldiſchen Flecken Großenlüder. Sein Vater Ludwig Melde war Apotheker und ſtammte aus Deſſau; die Wanderſchaft führte ihn nach Fulda, wo er Rebecka Hodes heiratete. Von hier zog er nach Großenlüder, und richtete eine neue Apotheke ein. Im Jahre 1841 wurde der junge Franz in das Fuldaer Gymnaſium geſchickt, um Geiſtlicher zu werden. Dieſe altberühmte Gelehrtenſchule Deutſchlands war im Jahre 1803 durch den Prinzen Wilhelm von Naſſau-Oranien neudotiert und zu einer paritätiſchen gemacht worden. Meißner, der Vater des bekannten Schriftſtellers Alfred Meißner, war der erſte Direktor des ſogen. Lyceums. Melde trat nun in die durch Bach[3]) im Jahre 1835 reorganiſierte Anſtalt ein, die durch Dronke und Schwarz auf der alten Höhe weitergeführt wurde. Der bekannte Mathematiker und Naturwiſſenſchaftler Wilhelm Gies übte einen entſcheidenden Einfluß auf den ſtrebſamen Gymnaſiaſten aus. Das tolle Jahr 1848 indeſſen, ſowie die kurheſſiſchen Verfaſſungswirren, warfen ihre Schatten in das ſonſt ſo friedliche Leben der Fuldaer Schule und brachten auch den jungen Franz etwas aus dem Geleiſe. Als aber nach der „Schlacht“ von Bronnzell die „Strafbayern“ einzogen, legte man die Heckerhüte mit den ſcharlachroten Straußfedern und der ſchwarz-rotgoldenen Kokarde ab und griff wieder nach den Büchern. Daneben entwickelte ſich eine große Liebe zur Muſik. Schon als Sekundaner ſpielte Melde mit großer Fertigkeit die Guitarre, indem er ſich Karl

[1]) In einem ausführlichen Litteratur-Verzeichnis auf S. 376 ff. gebe ich das Wichtigſte aus Meldes wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und ſeiner Schule.

Maria v. Weber zum Vorbild nahm. Der Gymnaſialgeſanglehrer und Kantor Michael Henkel wurde bald auf ſeine Talente aufmerkſam und veranlaßte ſeinen Sohn Heinrich, ſich des jungen Melde anzunehmen. Mit großer Dankbarkeit dachte letzterer bis ins hohe Alter hinein jener ſchönen Stunden in Fulda, und er hat ſeinem muſikaliſchen Führer und Freunde, der bekanntlich 1899 hier in Frankfurt als Muſikdirektor ſtarb, warme Worte der Anerkennung gewidmet.[4]) Lange trug er ſich mit dem Gedanken, ſich ganz der Muſik zu widmen und ſeine ſchöne Baßſtimme ausbilden zu laſſen, aber ſein väterlicher Freund Michael Henkel erklärte energiſch: „Erſt machſt Du das Gymnaſium durch, dann kannſt Du werden, was Du willſt!“ Das wirkte, und als 1853 das Reifezeugnis mit Ehren errungen war, ſagte Melde mit einem ſelbſtkomponierten „Abiturientenmarſch“ der muſikaliſchen Laufbahn Lebewohl. Wir wollen übrigens vorwegnehmen, daß er ſeine alte Liebe nie ganz vergeſſen hat. Seiner muſikaliſchen Muſe verdanken wir noch mehrere Märſche und Lieder, am bekannteſten ſind wohl die Studentenlieder: „Am Rhein, am grünen Rheine“ und „Eobanus Hessus“. Als Dekan der philoſophiſchen Fakultät in Marburg bewirkte er auch, daß die verdienſtvollen Söhne des Kantors Henkel, Heinrich und Andreas, zu Doktoren der Muſik promoviert wurden.

Melde bezog nun die Univerſität Marburg, wo er ſich mit ſehr beſcheidenen Mitteln ſieben Semeſter durchſchlug. Zum Glück gehörte Marburg noch zu den billigſten Univerſitäten. Sie trug noch ſo ganz das Gepräge einer kleinen Landes-Univerſität, wie ſie Tyndall, der mit Frankland kurz vorher hier ſtudiert hatte, in einem leſenswerten Aufſatz ſchildert.[5])

Melde hörte hauptſächlich bei dem Phyſiker und Aſtronomen Gerling (aus Göttingen), den Mathematikern Stegmann (aus Frankfurt a. M.) und Schell (aus Fulda), dem Mineralogen Heſſel (aus Nürnberg), den Phyſikern Knoblauch (aus Frankfurt) und Kohlrauſch (aus Rinteln), dem Chemiker Kolbe (aus Göttingen) und dem Biologen Wigand (aus Kurheſſen). Gerling war ſein Muſter in aſtronomiſchen und praktiſch-geometriſchen Arbeiten; Knoblauch zeigte ihm die Anordnung guter Experimente und Heſſel lehrte ihn ſorgfältiges Modellieren, Berechnen und Zeichnen von

Kryſtallen. Meldes Gewandtheit im Zeichnen war groß, und ſeine Schüler, namentlich ſeine Aſſiſtenten, mußten ſich bei ihm gründlich in dieſer Kunſt üben. Seine muſikaliſchen Studien lagen dabei nicht brach, der innige Verkehr mit dem muſikaliſchen Dechanten Müller auf Amöneburg regte ihn in dieſer Hinſicht lebhaft an.

Im achten Semeſter wurde das Staatsexamen abgelegt, und der junge Kandidat wanderte, da es ihm an Mitteln zur Verfolgung der akademiſchen Laufbahn fehlte, im Frühjahre 1857 als Probandus und Hilfslehrer nach Hanau, wo er unter Direktor Piderit mit 60 Mark monatlichem Gehalt den erkrankten Dommerich vertrat. Er lehrte hauptſächlich Geographie und Zoologie und beteiligte ſich an den Arbeiten der wetterauiſchen Geſellſchaft für Naturkunde. Hier trat er auch in engere Beziehungen zu dem hervorragenden Muſiker und Inſtrumentenbauer Georg Appunn. Seine Neigung für die Gymnaſiallaufbahn war nicht ſonderlich groß, und er folgte mit Freuden einem Rufe ſeines Gönners Gerling nach Marburg, wo er von Herbſt 1857—60 die neugegründete Aſſiſtentenſtelle am phyſikaliſchen Univerſitäts-Inſtitute bekleidete. Damit war ihm zugleich die akademiſche Laufbahn geöffnet. Er widmete ſich mit größtem Eifer den Vorbereitungen zu Gerlings Vorleſungen und wurde 1859 zum Doktor promoviert. Jetzt faßte er ſeine Habilitation mit aller Entſchiedenheit ins Auge, ſein einziger, aber gefährlicher Konkurrent in der Phyſik war Wüllner. Der bisherige Lebensgang hatte den jungen Melde faſt mit Notwendigkeit der Akuſtik in die Arme geworfen, und ihr widmete er ſich nun faſt ausſchließlich bis an ſein Lebensende. Mehrere kleinere Abhandlungen waren ſchon erſchienen, und die Habilitation als Privatdozent erfolgte 1860 durch die bekannte Arbeit über die nach ihm benannten Saitenſchwingungen.

Melde las als Privatdozent nach der damaligen Sitte zunächſt Repetitorien, dann, als Schell 1861 nach Karlsruhe berufen wurde, trug er über Trigonometrie, Koordinaten-Geometrie, Differenzial- und Integralberechnung vor. Als nun 1862 Wüllner nach Aachen ging und 1863 Gerling im 75. Lebensjahre ſtarb, war Melde der einzige Phyſiker in Marburg, und es ſchien ſeiner Berufung in das Ordinariat nichts mehr im Wege zu ſtehen. Immerhin ver-

zögerte sich seine Ernennung bis in den April 1866, wo er zum ordentlichen Professor der Physik und Astronomie mit 2400 Mark Gehalt ernannt wurde, — es war die letzte Ernennung des Kurfürsten von Hessen. Über die Audienz in Wilhelmshöhe hat Melde eine hübsche Darstellung gegeben.[6]) War er nun schon in den Jahren 1864—66 mit seiner vollen Kraft in dem Lehrkörper der Universität thätig gewesen, so beginnt jetzt, nachdem ihm auch die Leitung des physikalischen Instituts, das inzwischen von Stegmann nebenamtlich verwaltet worden war, übertragen worden, eine hochgespannte, reichgesegnete Thätigkeit.

II.

Als akademischer Lehrer vertrat er in erster Linie die Experimentalphysik. Mit großem Geschick hob er die experimentalen Grundlagen der Physik hervor und schob die mathematische Deduktion geflissentlich zurück. Das geschah aber mit gutem Grunde, denn in jener Zeit zeigte sich eine bedenkliche Neigung, die natürlichen Grundlagen aller Physik, die experimentale Induktion, durch mathematische Deduktion zu ersetzen. Zum Glück ist diese Neigung jetzt überwunden, und die Physik ist sich ihres wahren Fundamentes wieder bewußt geworden. Melde las die Physik in zwei Teilen (Sommer- und Winter-Semester), außerdem an Spezialvorlesungen: Spektralanalyse, Akustik, Meteorologie, Physik der Sonne, physikalische Theorie der Musik, Physik des Auges und Ohres für Mediziner u. a. Als Professor der Astronomie hatte er die Aufgabe, den Studenten in die mathematische Erd- und Himmelskunde einzuführen. Die kleine Marburger Sternwarte bot und bietet auch jetzt noch ausreichende Hülfsmittel für diese Studien, die leider in der letzten Prüfungsordnung von 1898 nicht mehr gefordert werden, obwohl sie in den neuesten Lehrplänen von 1901 ausdrücklich vorausgesetzt werden. Das Marburger physikalische Institut bot dem jungen Physiker: Astrognosie, Theorie der geographischen Ortsbestimmungen (Längen-, Breiten- und Höhenbestimmungen), Theorie des Passage-Instrumentes und des Sextanten, Theorie der Sonnen- und Mondfinsternisse. In diesen Vorlesungen, die in kleinem, ausgewählten Kreise erfolgten, sah man, daß Melde

ein gewandter praktiſcher Rechner war, der namentlich die Methoden des abgekürzten Rechnens trefflich beherrſchte.

Die Vorleſungs-Experimente waren ſtets planmäßig geordnet. Das Vorbereitungsbuch für den Aſſiſtenten (ſpäter für den zweiten Aſſiſtenten und Mechaniker) enthielt eine Fundgrube ſeiner Bemerkungen und wurde alle fünf Jahre gründlich umgearbeitet, um dem Fortſchritt der Experimentierkunſt zu folgen. Ganz eigenartig war die Entwickelung des phyſikaliſchen Praktikums unter Melde. Bereits Gerling hatte verſucht, die Phyſik-Studenten praktiſch zu unterweiſen, kam aber bei den beſchränkten Mitteln des Inſtituts nicht weit. Hier ſetzte nun der thatkräftige Nachfolger mit ſolchem Erfolge ein, daß Marburg in der Ausbildung des Praktikums vorbildlich wurde. Die alten, defekten Apparate wurden entfernt und mit den Mitteln, die ſeit 1866 der preußiſche Staat ziemlich reichlich zur Verfügung ſtellte, neue angeſchafft, mit denen wirklich gearbeitet werden konnte. Die wunderbare Gabe, aus einfachen Mitteln (Holz, Glas, Draht, Kork oder Gips) Apparate aufzubauen, befähigte Melde, den jungen Praktikanten trefflich in die Technik des wiſſenſchaftlichen Experiments einzuführen. Schließlich wurde auch ſeinem Lieblingswunſche, der räumlichen Erweiterung des Inſtitutes, entſprochen. Die Zuhörerzahl war unter ihm von 30 auf 150 gewachſen, und es gelang ihm, einen Neubau herbeizuführen, der neue Arbeitsräume, vor allem aber ein ſchönes, geräumiges Auditorium bot.[7])

Die äußere Anerkennung für Meldes Erfolge als Lehrer und Forſcher blieb nicht aus, obwohl niemand weniger äußere Ehrung ſuchte als er. Der Reihe nach wurde er Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaften zu Hanau und Marburg, des Phyſikaliſchen Vereins zu Frankfurt a. M. und der Kaiſerl. Leopold. Akademie. Auch der Mathematiſche Verein in Marburg und die Pharmacia ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Von ſeiner Stellung als Dekan der philoſophiſchen Fakultät habe ich bereits oben geſprochen. Außerdem beſchickte er drei große Ausſtellungen mit akuſtiſchen Apparaten: London 1876 (Ausſtellung für wiſſenſchaftliche Apparate[8]), Paris 1881 und Chicago 1893. Hier erntete er überall reiche Ehren. Im Jahre 1891 erhielt er den Titel als Geh. Regierungsrat.

Seine Thätigkeit als Examinator war zu Zeiten sehr ausgedehnt. Neben dem Mathematiker Stegmann beherrschte er lange Zeit die Oberlehrer-Prüfung für die exakten Fächer und wurde erst in der letzten Zeit einigermaßen erleichtert. Ebenso war er ständiger Examinator bei den Doktor-Promotionen, dem Tentamen physicum der Mediziner und der pharmazeutischen Staatsprüfung.

Indem ich nun im Folgenden Meldes wissenschaftliche Leistungen eingehender verfolge, nehme ich hierfür als Grundlage ein ausführliches Verzeichnis seiner Abhandlungen und Schriften, das er einmal (1895) selbst gelegentlich zusammengestellt hat und ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Beurteilung seiner rastlosen Thätigkeit ist.[9])

III.

An rein mathematischen Arbeiten liegt nur wenig vor. Abgesehen von der Doktor-Dissertation (M_2), die über die Theorie der Flächen handelt, ist nur noch eine Abhandlung über Fußpunktkurven und Fußpunktflächen (aus der Katoptrik) zu erwähnen (M_7). Beide lehnen sich an physikalische Probleme an, selbst die Doktor-Dissertation war durch Beschäftigung mit gewissen Wellenflächen hervorgerufen. Andererseits ist hervorzuheben, daß Meldes mathematische Bildung hinreichend belegt wird durch zwei seiner bedeutendsten Werke, die in das Gebiet der angewandten Mathematik hinüberspielen, ich meine die Theorie der Schwingungskurven (M_{12}) und die Theorie und Praxis der astronomischen Zeitbestimmung (M_{24}). Durch ersteres, das später noch besonders besprochen werden soll, erhielt er die Marburger Professur. Letzteres diente uns Marburger Studenten gewissermaßen als Handbuch der Astronomie, denn es enthielt die Hauptsache dessen, was wir in der mathematischen Erd- und Himmelskunde wissen mußten. Hierin wird ausführlich der Gebrauch der astronomischen Tafeln gelehrt (meist des Nautical Almanac); zugleich wird eine Einleitung in die

[9]) Ich werde die meisten in Betracht kommenden Schriften, 56 an der Zahl, kurz mit M_1, M_2, M_3 u. s. f. zitieren, indem auf die im Litteratur-Verzeichnis unter [9]) angegebene Liste und ihre ebenda gegebene Ergänzung verwiesen wird.

ſphäriſche, namentlich aber in die theoretiſche Aſtronomie geboten, wie ſie ſelten ſo didaktiſch fein zu finden iſt. Die Theorie der Libelle, des Sextanten, Theodolithen und des Paſſage-Inſtrumentes wird ausführlich behandelt und im weſentlichen an Zeitbeſtimmungen exemplifiziert. Beſonderen Wert legte Melde darauf, daß man auch Inſtrumente kennen und behandeln lernte, die unter einfachen Verhältniſſen (an höheren Schulen z. B.) gebraucht werden können. So behandelte er ſehr gründlich den Eble'ſchen Quadranten (Sextanten), der ſich durch die große Einfachheit der Höhenmeſſung der Sonne, ſowie durch ein überaus ſinnreiches, graphiſches Rechenverfahren auszeichnet. Da ich bei dem genannten Werke die Korrektur übernommen und auch ſämtliche Hilfstafeln zu kontrollieren hatte, ſo war ich oft in der Lage, Meldes Gewandtheit im Rechnen zu bewundern; er war ein Meiſter in dem ſogen. abgekürzten Rechnungsverfahren, wie es in Süddeutſchland und Öſterreich üblich iſt. Die verwickeltſten Korrektions- und Interpolations-Rechnungen überwand er ſpielend unter vier Augen; doch konnte er auch, wie es den beſten Mathematikern paſſieren ſoll, in größerem Kreiſe in die größte Verlegenheit geraten.

IV.

Auf dem Gebiete der Experimentalphyſik hat Melde am wenigſten die Elektrik gepflegt. Wir finden nur einige kleine Abhandlungen, die noch zum Teil der Akuſtik angehören und dort beſprochen werden ſollen. Zu erwähnen ſind hier „Beſtimmungen der Reaktionskraft bei der elektriſchen Turbine nach der Torſionsmethode“ (M_{28}), wie überhaupt Torſionsmeſſungen bei ihm ſehr beliebt waren. Meldes Zurückhaltung gegenüber den Fortſchritten der Elektrik hat, wie ſchon oben geſagt wurde, viel dazu beigetragen, ſeinen Namen in den letzten Jahren unverdientermaßen in den Hintergrund zu drängen. — Auf magnetiſche Studien legte er großen Wert. Das Inſtitut beſaß alle die ſchönen, klaſſiſchen Apparate von Gauß; auch Inklinationsbeſtimmungen wurden vorgenommen, meiſt mit dem Meyerſtein'ſchen Inklinatorium, die letzte rührt wohl 1880 von Lobſcheid her.[10]) Erwähnenswert iſt noch eine Abhandlung „Aus der Experimentalphyſik“ (M_{47}), worin mehrere

magnetiſche und elektriſche Demonſtrationsapparate beſchrieben werden.

In Kalorik und Optik ſind zu erwähnen Unterſuchungen über den Null- und Siedepunktsfehler des Thermometers (M_{51}), über das Farbenſpektrum (M_{13}), worin ein Vergleich mit der Tonſkala des Monochords gezogen wird, und ſolche über Abſorptions-Spektren des Chlorophylls (M_{15}). Das Goetheſche Phänomen der trüben Medien beſchäftigte Melde in den achtziger Jahren, doch überließ er die weitere Verfolgung der Sache Mänz, einem ſeiner Schüler.[11]) Es liegt im Plane dieſer Zeilen, nicht allein die Arbeiten des Marburger Gelehrten ſelber zu ſchildern, ſondern auch zu zeigen, wie er befruchtend gewirkt und „Schule" gemacht hat. Ein Lieblingsunternehmen kam übrigens nicht recht zu ſtande. Oben wurde bemerkt, wie ſehr er darauf hielt, daß gute Zeichnungen zur Demonſtration in den Vorleſungen vorlagen; er fertigte nun mit ſeinen Aſſiſtenten eine große Anzahl ſolcher großen Bildertafeln an, die einen wahren Schatz des Inſtituts bilden. Theodor Fiſcher in Kaſſel erklärte ſich bereit, einen Verſuch mit der Veröffentlichung dieſer Tafeln zu machen und gab 1878 (M_{26}) eine Serie optiſcher Tafeln heraus. Der Koſtenpunkt aber erſtickte das Unternehmen im Keime.

Das Gebiet der Meteorologie wurde wiederholt in Angriff genommen. Schon 1865 beſuchte er Dove in Berlin, um das bekannte Meteorologiſche Inſtitut kennen zu lernen. Alsbald errichtete er auch in Marburg eine Station erſter Ordnung und veranlaßte die Einrichtung kleiner Stationen in Fulda und Hanau. Meiſt führten die Aſſiſtenten die täglichen Beobachtungen aus, er unterließ es aber nie, dieſe genau zu kontrollieren. Noch im Jahre 1895 veröffentlichte er ſelbſt eine Arbeit über die wolkenloſen Tage in Marburg von 1866—1894 (M_{44}), während er ſonſt die wichtigſten Unterſuchungen dieſer Art ſeinen Schülern überließ; ſo haben wir von Linz[12]) und Koch[13]) größere Arbeiten über die meteorologiſchen Verhältniſſe Marburgs. Bemerkenswert iſt in der Linz'ſchen Schrift die Methode der Beſtimmung der mittleren Windrichtung, wie ſie Melde anzuwenden pflegte.

Eine ganze Anzahl von Abhandlungen behandelt das Gebiet

der Molekularphyſik und Mechanik. Von den Flüſſigkeitsſtrömungen in ſchwingenden Glocken und den Luftwirbeln auf Chladniſchen Platten berichtet bereits eine Arbeit aus dem Jahre 1860 (M6). Über die eigentümliche Form von Gasblaſen, die in einem Rohre mit Flüſſigkeit aufſteigen, beſchäftigt ſich Melde im Jahre 1865 (M14), um dann in der Folge die Blaſen- und Tropfenbildung überhaupt, namentlich im Zuſammenhang mit den Libellen zu ſtudieren. Er verſtand es, die Form der Blaſen und Tropfen durch Gipsabgüſſe zu fixieren (M19 u. M20). Im Zuſammenhange damit ſteht eine Abhandlung von Zuſchlag.[14]) Unterſuchungen über Torſion wurden ſchon oben erwähnt; hier iſt nachzutragen eine Experimentalarbeit über eine beſondere Methode zur Unterſuchung der Torſions-Elaſtizität (M27). Die weitere Verfolgung ſeiner Ideen überließ er ſeinen Schülern Valentin Kramm[15]) und Schäperclaus[16]). Eine ſehr hübſche Verwendung der Kapillarröhren ſtammt noch aus dem Ende der achtziger Jahre. (M37). Dieſe Abhandlung bildet den Ausgang für einige weitere Arbeiten über Kapillarröhren von Fiſcher[17]) und Chriſt[18]) und Wirtz[18a]). Erſterer unterſucht das Meldeſche Kapillar-Barometer auf ſeine Brauchbarkeit, letzterer beſtimmt das ſpezifiſche Gewicht von Gaſen durch deren Ausflußgeſchwindigkeit aus Kapillaren. Dabei darf nicht vergeſſen werden, daß Melde eine Reihe von Aufſätzen über Verſuche und Apparate ſchrieb, die mehr der Demonſtration als der ſtrengen Forſchung gewidmet waren. (M31 u. 35).

V.

Die Reihe ſeiner bahnbrechenden akuſtiſchen Experimental-Unterſuchungen eröffnete Melde mit einer kleinen Abhandlung über Schwebungen und Stöße im Jahre 1859 (M1). Damals waren dieſe Erſcheinungen durch die bekannten Tonbeſtimmungen Scheiblers in den Vordergrund des Intereſſes gerückt. Bald darauf erſchienen Arbeiten über Schwingungsfiguren bei Glocken (M3), die er dadurch ſichtbar machte, daß er die glatten Wände der Glocken mit Kalkmilch anfeuchtete und Sand aufſtreute. Die Klangfiguren, die er auf der Oberfläche von Flüſſigkeiten in Glocken beobachtete, bildeten den Gegenſtand einer Verſuchsreihe aus dem Jahre 1860 (M4). Dieſe

ſchönen Figuren entſtehen bekanntlich auch, wenn man den Rand von Weingläſern mit naſſem Finger reibt; im Zuſammenhang damit ſtand die in IV erwähnte Arbeit über Strömungsfiguren (M8). Seinen Ruf als Akuſtiker begründete Melde durch die großen Arbeiten über die ſtehenden Reſonanzſchwingungen der Saiten aus demſelben Jahre (M5 u. 8), die ihm auch zur Habilitation dienten. Bekanntlich hat er zuerſt entdeckt, daß Fäden, die an Glocken befeſtigt ſind, in ſtehende Schwingungen geraten. Dann fand er, daß jeder beliebige ſchwingende Körper einen angeknüpften Faden in ſtehende Schwingungen verſetzen konnte, die in einfachem Verhältnis zum Erreger ſtehen. In den meiſten Kabinetten findet man jetzt einen Stimmgabelapparat vor, der das Phänomen demonſtriert. Die Gabel wird entweder mit Bogen oder Streichſtäbchen oder endlich elektromagnetiſch erregt. Eine reiche Litteratur knüpfte ſich an dieſe Arbeiten, die zuſammengeſtellt ſind in einer kleinen Programmabhandlung.[19]) Es fand ſich, daß die Reſonanzſchwingungen bereits im Jahre 1843 von Duhamel theoretiſch behandelt worden waren und zwar auf Anregung des genialen Savart; beiden waren aber die ausgezeichnet ſchönen ſtehenden Schwingungen entgangen. Auf Meldes Anregung hin verſuchte ich, dieſe ſtehenden Reſonanzſchwingungen zur abſoluten und relativen Tonbeſtimmung zu benutzen, worüber ich ſeinerzeit in dieſen Blättern berichtet habe[20]); auch Melde hat ſich ſpäterhin noch mehrfach der „Reſonanzmethode" bedient. Die phyſikaliſchen Grundbedingungen der ſtehenden Reſonanzſchwingungen, die man auch wenig treffend als „erzwungene" oder „unterhaltene" Schwingungen bezeichnet hat, wurden von Wüllner (in deſſen großem Lehrbuch), dann auch noch von Meldes Aſſiſtenten Elſas[21]) unterſucht. Letzterer kam zu Auffaſſungen, die von denen Meldes einigermaßen differierten, im weſentlichen aber auf die Theorie Rayleighs in deſſen großem Lehrbuche der theoretiſchen Akuſtik hinausliefen. Als Gegenſchrift auf die Arbeit von Elſas iſt meine obenerwähnte Abhandlung entſtanden.[19]) In drei glänzenden Experimentalreihen über Akuſtik (M32, 33, 36) hat Melde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Gegenſtand weiter verfolgt und das Auftreten „gebrochener" Wellen genauer ſtudiert. Hier benutzt er

*

auch ausgiebig den elektrischen Strom als Schwingungserreger, eine Methode, die meines Wissens von ihm zuerst angeregt wurde. Die Vibrationen des Wagnerschen Hammers gaben den Anstoß zur Erregung von Stahl- und Eisensaiten; hierher gehören auch Klinkerts[22]) Versuche; ferner lenkte er wieder die Aufmerksamkeit auf den Romershausenschen Elektromagneten zur Erregung von Schwingungen, und benutzte das sogen. phonische Rad und exzentrische Scheiben, die auf der Achse einer Sirene aufgesetzt waren, zu ähnlichen Zwecken. Um seine gründlichen Untersuchungen über Saiten einigermaßen erschöpfend darzustellen, bedarf es noch der Angabe einiger weiterer Arbeiten. An einer Riesensaite von 20—30 Metern aus Stahldraht studierte er den Einfluß der Obertöne auf den Grundton (M_9) sowie den Zusammenhang des Geigenbogens mit dem Geigenton, denn bekanntlich ist die Herstellung eines guten Geigenbogens eine Kunst. Zu erwähnen ist endlich eine Arbeit über das Webersche Monochord, ein Präzisionsinstrument zur absoluten Tonmessung, das im Marburger Institut in seltener Vollendung zu finden war (M_{13}); über sein Elektro-Monochord hat Melde an verschiedenen Orten berichtet, z. B. auch auf der Philologen-Versammlung zu Gießen 1885. (Siehe deren Berichte.) Im Anschluß an alle diese Untersuchungen sind noch zu erwähnen die Arbeiten seiner Schüler bezw. Assistenten Braun[22a]), Schäperclaus[16]) (siehe oben), Guthe[23]), über das mechanische Faden-Telephon (im Gegensatz zum elektrischen), und Rudolph[24]).

Als Einleitung einer der gediegensten Untersuchungen Meldes ist die kleine Abhandlung aus dem Jahr 1862 über das Universalkaleidophon ($M_{10, 22}$) zu betrachten. Durch Wheatstones Kaleidophon angeregt, schuf der Marburger Akustiker ein Instrument, das in verblüffender Einfachheit eine große Reihe verwickelter Erscheinungen zeigt: die seit Lissajous so vielfach studierten Schwingungskurven. Bald darauf (1864) erschien das Hauptwerk über Schwingungskurven (M_7), das den Verfasser sofort in die Reihe der ersten deutschen Akustiker setzte. Durch eine Reihe sinnreicher Apparate und Zeichnungs-Apparate schuf er ein abschließendes Werk (mit Atlas), das später nur unbedeutend modifiziert worden ist. Zwar hatte Melde Ende der achtziger Jahre die Absicht, die Lehre von den Schwingungs-

kurven zu erweitern und in Verbindung mit seiner „Vibrographie“ zu setzen, aber die Verhandlungen mit einer Verlagshandlung scheiterten, und schließlich nahm er das Wichtigste in das Kapitel Vibroskopie und Vibrographie des Abschnittes „Akustik“ der „Enzyklopädie der Naturwissenschaften“ (Winckelmann) hinüber. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Arbeit nicht in extenso erschienen ist. Von seinen Schülern hat nächst Braun[24a]) auch Kempe[25]) einen derartigen Zweig der Untersuchung, die mit der Betrachtung der Zylinderfläche zusammenhängt, auf Kugel- und Kegelfläche ausgedehnt.

Melde gruppierte nach Chladni die wichtigsten akustischen Tonwerkzeuge in Saiten, Membranen, Stäbe, Platten, Glocken, Pfeifen und Stoßapparate (Sirenen); von diesen hat er die Saiten am genauesten untersucht, ohne jedoch die übrigen Tonkörper zu vernachlässigen. Über Membranen liegt zwar nur eine Arbeit vor, aber eine hochinteressante über die Transversalschwingungen bei Flüssigkeitsmembranen (M_{25}). Wahre Riesenmembranen waren hier aus Seifen- und Saponinlösung erzeugt und der Untersuchung unterworfen worden. Später bestimmte er noch die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit des Schalles in membranösen Bändern (M_{40}) mit Hülfe von Longitudinaltönen. Die Untersuchung über einseitig-freischwingende Membranen und ihren Zusammenhang mit den Stimmbändern des Menschen[26]) übertrug er mir. Über die weitere Entwicklung der Theorie des menschlichen Stimmorgans auf Grund dieser und anderer Arbeiten habe ich zur Zeit in den Schriften des Hochstifts berichtet.[27]) Zu erwähnen ist auch eine Untersuchung von Elsas[27a]) über Membranen, die im Marburger Institut ausgeführt wurde und an die Resonanzversuche Savarts anknüpfte.

Die planmäßige Erforschung der Stäbe überließ er meist seinen Schülern[28]), obwohl wir an anderer Stelle seine Prüfung von hohen Stimmgabeln registrieren müssen.*) Bemerkenswert erscheinen besonders die Arbeiten von Heuser[28a]) und Elsässer.[29]) Auch die Untersuchung der Platten bedurfte wegen ihrer erschöpfenden Behand-

*) Erwähnenswert ist ebenfalls die Meldesche Röhrenstimmgabel (Vergl. Ber. d. Philologen-Versammlung in Gießen 1895).

lung durch Chladni nur wenig seiner sichtenden Hand. Ein Wellen-Apparat zur Demonstration Chladnischer Klangfiguren stammt aus dem Jahre 1874 (M23), während die Beobachtung von Klangfiguren in Luftplatten (M21) wohl mehr in das Gebiet der Pfeifen gehört. Eine Prüfung der Theorie quadratischer Platten übernahm dann Heitmann.[30]) Ueber Resonanzschwingungen von Platten hat Elsas im Marburger Institute gearbeitet.[30a]) Über Meldes Beobachtungen an Glocken haben wir schon oben (M3) berichtet, andere finden sich in seinen größeren Werken der Akustik zerstreut, auch die Versuchsreihen M32, 33, 36 enthalten hierhergehörige Experimental-Untersuchungen. Hierbei will ich nicht versäumen eine hübsche Arbeit zu erwähnen, die Fenkner im Marburger Institute an Glocken durchführte.[31]) Weitere kleinere Arbeiten über Pfeifen[32]) und Sirenen wird man am besten in Meldes weiter unten zu besprechenden Handbüchern der Akustik studieren. Hier soll nur noch auf die scharfsinnige Art hingewiesen werden, wie er absolute und relative Tonmessungen vornahm. Ein selten feines Ohr unterstützte alle seine Manipulationen sehr wirksam. Die kleine Notiz über die Zählung von Klangpulsen (M18) zeigt schon, wie umsichtig er zu Werke ging. Eine glänzende Versuchsreihe, die er noch im hohen Alter anstellte, soll hier eingehender besprochen werden, weil sie seine sorgsame Art des Tonmessens ganz besonders erkennen läßt.

Bereits 1893 waren im Marburger Institute einige Methoden zur Bestimmung von Schwingungszahlen erdacht worden, die sich insbesondere auf hohe Töne bezogen (M41) und bereits in diesen Berichten[20]) erwähnt wurden. Melde ließ die Schwingungen des Tonkörpers auf ein angefettetes Glasblättchen schreiben und zählte die Wellenfiguren unter dem Mikroskope, indem er sie mit denjenigen einer Normalgabel verglich. Auch hatte er schon früher auf die Verwendung einer Resonanzmethode auf Grund der Kundtschen Staubfiguren (M40) hingewiesen, ein Verfahren, das später von Rudolf König zu großer Vollendung gebracht worden ist. Weitere Tonmessungen an Schwingungen mit hoher Frequenz erfolgten 1894 (M48). Hier verwendete er als Resonanzkörper nicht Luft wie bei den Kundtschen Figuren, sondern dünne Metallamellen, die auf die höchsten Töne von Stimmgabeln vortrefflich resonierten und scharfe

Knotenlinien ergaben, ſodaß man nach Seebecks Theorie leicht die Tonhöhe beſtimmen konnte. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte Melde, daß die Gabeln des Appunnſchen Hörprüfungsapparats, wie er in phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Kabinetten überall im Gebrauch war, durchaus falſch abgeſtimmt waren. Die Stimmung der höchſten Gabeln, die ſich bis auf 40 000 u. 50 000 Schwingungen belaufen und die obere Grenze des Hörvermögens angeben ſollten, belief ſich kaum auf 15—20 000. Dadurch wurde nun eine Frage aufgerollt, die noch in den letzten Jahren d. v. Jahrh. vielfach unterſucht wurde, namentlich von Melde ſelbſt, (M$_{48,50}$) Anton Appunn[33]), Stumpf u. Meyer[34]) und Rudolf König[35]) und ſchließlich zu Gunſten Meldes entſchieden wurde. Offenbar war die Abſtimmungsmethode des älteren Appunn (Georg), die ſich auf Differenztöne gründete, trotz des phänomenalen Gehöres dieſes praktiſchen Akuſtikers, nicht zuverläſſig; aber auch die Methode des jüngeren Appunn (Anton) ſollte ſich nicht als ſicher erweiſen. Melde unterzog bei dieſer Gelegenheit die verſchiedenen Methoden der Tonmeſſung nochmals einer gründlichen Reviſion (M$_{54}$*) und beſprach in einer letzten kleinen Schrift, als ſich bei ihm ſchon ſchweres körperliches Leiden bemerklich machte, eine neue Art von Stimmgabeln (aus Edelmanns Werkſtatt in München), die zur Erzeugung hoher Töne vorzüglich geeignet waren (M$_{56}$). Vorher hatte er noch als Erſatz für die Appunnſchen Gabeln ſogenannte Stimmplatten vorgeſchlagen (M$_{49, 52, 53}$), mit denen er ebenfalls gute Reſultate erhielt und die obere Hörgrenze des Menſchen auf 15000—20000 Vollſchwingungen beſtimmte. An dieſen Platten konnte man beim Aufſtreuen von Sand die intereſſante Erſcheinung wahrnehmen, daß die Chladniſche Klangfigur auch da tadellos erſchien, wo ein Ton nicht mehr zu hören war. Das letzte Wort in der ganzen Sache hat Rudolf König, der hochverdiente Senior unſerer praktiſchen Akuſtiker, in der oben zitierten Abhandlung[35]) geſprochen. Er hat Tonkörper mit hörbaren und unhörbaren Schwingungen zwiſchen $c_5 = 4096$ u. $f_9 = 90000$ unterſucht und feſtgeſtellt, daß zwar Differenztöne auch dann noch

*) Das Verdienſt des hieſigen Arztes Hofrat Dr. Stein[36]), um die photographiſche Tonmeſſung, deren ſich auch Appunn bedient hatte, wird hervorgehoben (Vergl. auch die Arbeit von Zickgraf[37]).

gehört werden können, wenn die erzeugenden Töne selbst schon über der Grenze der Hörbarkeit liegen, daß aber die Kundtschen Staubfiguren das beste Mittel sind zur Bestimmung von Tönen, die nicht blos unhörbar sondern auch so schwach sind, daß sie nicht mehr Differenztöne liefern. Melde hat das physiologisch-akustische Gebiet wiederholt gestreift, zuletzt noch 1895 in einer Abhandlung über „resultierende" Töne (M45), worin er zeigt, daß ein Klanggemisch immer einen „resultierenden" Ton hervortreten läßt; seine übrigen Ansichten, die denjenigen Helmholtz' nicht selten entgegentreten, finden sich zerstreut in dem Artikel „Akustik" der naturwissenschaftlichen Enzyklopädie von Winkelmann.

Es erübrigt nun noch, die zusammenfassenden Schriften über Akustik aufzuzählen. Hierher gehören die „Akustischen Briefe" aus dem Jahre 1886 (M43) in der von Krebs erschienenen Zeitschrift „Humboldt". In populärer Darstellung sucht Melde die Hauptlehren der modernen Akustik dem Leser vorzuführen, ebenso wie er in der Arbeit „Die Akustik in ihren Hauptbeziehungen zu den musikalischen Instrumenten" (M30) die Darstellung des alten Zamminer zu ergänzen sucht. Alle diese Schriften treten aber zurück gegen die beiden durchaus originalen Werke, in denen er die Quintessenz seiner Lebensarbeit niedergelegt hat, diese sind: „Akustik, Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper" (56. Band der Brockhausschen intern. wissenschaftl. Bibliothek 1883) und abermals: „Akustik" (1. Bd. der Enzykl. d. Naturw. von Winkelmann 1891). Da beide allgemein zugänglich und bekannt sind, so genügt es wohl darauf hinzuweisen, daß sie in der Anlage grundverschieden sind (M29 u. M39). Während in der Brockhausschen Akustik nur die Schwingungszahlen einfach tönender Körper behandelt werden, bildet die Winkelmannsche die Ergänzung, nämlich die Behandlung des Zusammenklangs der Töne sowie die Schwingungsform. Letzteres Buch ist endlich ausgezeichnet durch ein reiches Litteratur-Verzeichnis das neben dem von Pisko[8]) für die moderne Akustik unentbehrlich ist, während für die ältere Akustik der würdige Bindseil immer noch die Hauptquelle (abgesehen von den originalen Arbeiten) bildet. Wir machen nochmals auf die eigenartige Auffassung aufmerksam, die Melde vom „Zusammenklang der Töne" hatte. Die Lehre von der

Konsonanz und Dissonanz der Akkorde beschäftigte ihn bis in die letzten Lebensjahre hinein, da er mit den Helmholtzschen Lehren nicht einverstanden war; trotzdem er des Englischen wenig mächtig war, studierte er das leider wenig bekannte Werk von Robert Smith, „Harmonics“ (London 1759), wurde aber durch andere dringlichere Arbeiten an einer Monographie über Smith und dessen physikalische Harmonielehre gehindert.[38])

Zum Schlusse bedarf es noch der Erwähnung einiger biographischen Arbeiten Meldes aus dem akustischen Gebiete. Über „Heinrich Henkel“ wurde schon oben berichtet.[4]) Daneben aber hat Melde das Leben und Wirken Chladnis, des Vaters der wissenschaftlichen Experimental-Akustik, mehrfach behandelt, zuerst skizzierend (1866 M_{17}), dann aber ganz ausführlich (1888 M_{38}). Chladni, an den Melde immerfort*) in seinen Arbeiten anknüpfte, war eine Persönlichkeit, aus der Melde immer wieder neue Kraft schöpfte. Bekannt ist, daß Chladni nicht nur Akustiker ersten Ranges war, sondern auch die erste richtige Erklärung für das Auftreten der Meteoriten gab.

Wir stehen am Schlusse der Würdigung der akustischen Leistungen Meldes. War Helmholtz ihm in der Anwendung der mathematischen Analyse überlegen, übertraf ihn Rudolf König in der Eleganz der Methoden, so wurde er doch von keinem erreicht in der Sorgsamkeit und Gründlichkeit der Ausführung des Experiments und alle übertraf er in der erstaunlichen Einfachheit der Mittel, mit denen er zu Werke ging. Nun lebt von diesen Säulen der Experimental-Akustik nur noch Rudolf König in Paris, dessen einzigartiges Instrumentarium hoffentlich für die deutsche Nation gewonnen wird.

VI.

Ehe wir von dem Bilde Meldes Abschied nehmen, wollen wir noch einen Blick auf die Entwicklung seiner Privatverhältnisse werfen, die wir seit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor aus dem Auge verloren hatten. Bald nach der festen Anstellung verheirathete er sich mit einer Tochter der bekannten Marburger

*) Wie auch weiterhin an Lissajous, Savart und Wilh. Weber.

Familie Runkel. Zwei Söhne und eine Tochter wurden ihm in glücklicher Ehe geboren. Erstere wandten sich dem ärztlichen Studium zu. Mit tausend Fäden hing er an der hessischen Heimat, namentlich aber an dem fuldischen Lande, der altehrwürdigen Buchonia. Seinen Freund und engeren Landsmann Zwenger unterstützte er kräftig in dem Bestreben, für die Heimat die Zeitschrift „Buchonia" herauszugeben. Als sich diese nicht hielt, nahm er innigen Anteil an der Begründung der Zeitschrift „Hessenland", die jetzt schon im 15. Jahrgange steht und, wie wir gesehen haben, auch die Selbstbiographie Meldes gebracht hat. Hervorragend war seine Liebe zur heimatlichen Natur, größere Reisen hat er nur wenig unternommen, wenn er auch das Meer und die Alpen wohl kannte und ihre Eigenart bewunderte. Wohl fühlte er sich nur im deutschen Walde, im deutschen Mittelgebirge. Sein Lieblingsberg war die Milseburg in der Rhön, für die er eine Panoramatafel in Vogelperspektive ausgearbeitet hat, die wohl noch dort zu finden ist mit den von ihm verfaßten Versen:

In Gottes weite, schöne Welt
Hat einer mich hierhergestellt,
Dem Auge, spähend in die Weiten,
Zum sichern Ziel den Blick zu leiten.

Gerne weilte er auch auf der herrlichen Spiegelslust bei Marburg, deren Aussichtsturm hauptsächlich sein Werk ist. Bekanntlich stürzte der erste Bau in der furchtbaren Sturmnacht vom 12./13. März 1876 vollständig zusammen. Der Weg durch die Stadt war in jener Nacht so gefährlich, daß Melde einen Zuber über den Kopf stülpte, um auf dem Gange von Weidenhausen zur Sternwarte gegen die fallenden Steine und Ziegeln gesichert zu sein.

Ein Feind größeren gesellschaftlichen Verkehrs und des seit 1870 auftretenden Luxus, der so ganz und gar von den einfachen hessischen Sitten abstand, zog er sich in einen kleinen Kreis verwandter Familien und treuer Freunde zurück. Besonderen Wert legte er auf ein gutes Verhältnis zur Marburger Bürgerschaft, mit der ihn zahllose kleine und große Erlebnisse immer inniger verbanden. Wie er es verstand, durch sein glänzendes

muſikaliſches Talent und ſeinen ſeltenen Humor der Menſchen Herz zu erfreuen, das ſteht noch lebhaft in aller Erinnerung. Niemals habe ich glücklichere Stunden bei ihm verlebt, als wenn er zur altgeliebten Guitarre griff und ſeine ſchöne, weiche Baßſtimme erklingen ließ. Sein Anekdotenſchatz war unerſchöpflich. Es iſt wahrlich ſchade, daß er ihn nicht aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert hat.

Neben der muſikaliſchen Ader beſaß Melde auch eine poetiſche. Ich kann mich erinnern, daß er mir beim Ordnen der Privat-Bibliothek einmal ein Büchlein mit Gedichten zeigte, das die Aufſchrift trug „Jugendſünden“. Ein Gedicht, überſchrieben Frankfurt a. M., 13. April 1859, ſetze ich hierher:

In den buntbewegten Gaſſen
Wandr' ich einſam hier umher,
Fühle mich ſo ganz verlaſſen,
Alles läßt mich kalt und leer.

Denn an mir vorübergehen
Tauſend Menſchen, ernſt und ſtill,
Keiner mag es wohl verſtehen,
Was ich ſuche, was ich will.

Und aus dieſem froſt'gen Treiben
Tret ich in ein ſchimmernd Haus,
Wo durch reich verzierte Scheiben
Holde Blumen ſchaun heraus, —

Thäten mich ſo freundlich fragen:
Wandrer ſprich, was bringſt Du mit,
Haſt Du Herzensleid zu tragen
Oder iſt es Herzensglück?

Und er ſchwieg; doch in dem Schweigen
Lag der Sehnſucht ſchönes Bild,
Lag der Liebe treues Zeichen,
Tief und innig, warm und mild.

Seit 1899 wurde der unverwüſtlich ſcheinende Mann kränklich, und wenn er ſich auch gewaltſam aufrecht zu halten ſuchte, er brach doch mehr und mehr zuſammen. Oft blitzte noch durch die herbe, knorrige Außenſeite das Licht ſeines goldenen, köſtlichen

Herzens hindurch. Als ich ihn aber im Januar dieſes Jahres zuſammengeſunken im Lehnſtuhle des altbekannten Studierzimmers ſitzen ſah, da verlor auch ich alle Hoffnung, und er ſagte ergeben: „Es wird nicht mehr!“ — Ich ſchließe dieſen Nachruf mit den ſchönen Verſen, die er ſelbſt einem geſchiedenen Freunde gewidmet hatte:

Das Leben vergeht und raſtlos eilen die Jahre
Unter dem träumenden Blick des Menſchen dahin.
Nur wer das Edle geliebt, die Leiden geſehen und empfunden,
Der nur weiß Dir zu ſagen: Ich habe gelebt,
Ich kenne die Welt und die Menſchen.

Litteratur-Verzeichnis.

1) Zwenger, Meldes Lebensbild in der Zeitſchrift „Heſſenland“, 1892 S. 86—89, 100—101.

2) Melde, Selbſtbiographie. M. verfaßte ſie Ende der neunziger Jahre für die (noch nicht erſchienene) Fortſetzung der Strieder'ſchen Gelehrtengeſchichte; vorläufig abgedruckt im „Heſſenland“ 1901 S. 95 u. ff., kurz nach Meldes Tode.

3) Dingelſtedt, Gedächtnisrede auf Bach, Heſſenland 1891, S. 39. — Dingelſtedt war kurze Zeit Gymnaſial-Lehrer in Fulda. Über Bach berichtet auch Zwenger: Heſſenland 1891, S. 4. Die Erinnerung an Bach (geb. in Montabaur, Sohn eines Rechtsanwalts) verdient wach gehalten zu werden; er war der Schwiegerſohn des Patrioten v. Hippel, der den Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk“ verfaßte. Sein Sohn fungierte bis vor kurzem als Direktor einer Berliner Realanſtalt.

4) Melde, Heinrich Henkel, ein Lebensbild. — Heſſenland 1899.

5) Tyndall, John: Die Univerſität Marburg in den Jahren 1848—1851. Deutſche Revue, 1885, S. 279. — Damals zählte Marburg kaum mehr als 250 Studenten, ein jährlicher Wechſel von 900 M. war ſchon viel, die Aſſiſtenten erhielten jährlich 600 M. und freie Wohnung. Die Wohnungen koſteten 40 Mark pro Semeſter, das Mittageſſen 50 Pfg., Abendeſſen 20 Pfg. Bezeichnend iſt Tyndalls Äußerung:

In Deutſchland hört man das Wort „Pflicht“ öfter als das Wort „Ruhm.“

6) Melde: Eine letzte Audienz. Heſſenland, 1895 S. 300.

7) Melde: Der Erweiterungs- und Umbau des math.-phyſ. Inſtituts der Univerſität Marburg, Heſſenland 1891, S. 41.

8) Pisko, die neueren Apparate der Akuſtik. Wien, Gerold. — Ich führe dies Werk an, weil es zum erſten Male Meldes Apparate einem größeren Kreiſe zugänglich machte.

9) Schriften der Geſellſchaft zur Beförd. der geſ. Naturw. zu Marburg 1895. Bd. 12, Abt. 7, S. 1—6. — Das Verzeichnis enthält 44 Nummern; ich habe es für mich fortgeführt und gebe hier in fortlaufender Nummer die Arbeiten bis zu Meldes Tod:

(45) Über reſultierende Töne, ſowie einige hierbei gemachte Erfahrungen. Pflügers Archiv für die geſamte Phyſiologie Bd. 60. 18 Seiten, 1895.

(46) Über die Erregung ſtehender Faden-Wellen durch elektr. Funkenentladungen. Ann. d. Phyſ. u. Chemie. N. F. Bd. 63, S. 78—82, 1897.

(47) Aus der Experimental-Phyſik. Zeitſchr. f. phyſ. u. chem. Unterricht. XI, 57—63, 1898.

(48) Über einen neueſten Appunnſchen Hör-Prüfungs-Apparat. Archiv f. d. g. Phyſiol. B. 71, S. 441—456, 1898.

(49) Über Stimmplatten als Erſatz für Stimmgabeln zur Erzeugung ſehr hoher Töne. Sitzungsber. d. naturf. Geſellſch. zu Marburg, Nr. 4, S. 1—12, 1898.

(50) Erwiderung gegen Anton Appunns Abhandlung „über Schwingungszahlbeſtimmungen bei ſehr hohen Tönen“. Ann. d. Phyſ. Bd. 65, 645—647, 1898.

(51) Über die Ableitung und den Zuſammenhang von Gleichungen für den Null- und Siedepunktsfehler eines Thermometers. Zeitſchr. f. phyſ. u. chem. Unterr. XI, 156—159, 1898.

(52) Über Stimm-Platten als Erſatz für Stimmgabeln. (Erweiterung von Nr. 49) Ann. d. Phyſik Bd. 66, S. 767—780, 1898.

(53) Über Stimmplatten als Erſatz für Stimmgabeln bei ſehr hohen Tönen (Darſtellung für prakt. Muſiker) in „Der Klavierlehrer“ XXII Nr. 1, S. 1, 1899.

(54) Über die verſchiedenen Methoden der Beſtimmung ſehr hoher Schwingungszahlen. Ann. der Phyſ. Bd. 67, 781—793, 1899.

(55) Heinrich Henkel, ein Lebensbild. Heſſenland XIII Nr. 11, 1899. Obwohl ſchon oben unter Nr. 4 aufgeführt, reihe ich dieſe Abhandlung der Vollſtändigkeit wegen hier ein.

(56) Eine neue Art von Stimmgabeln und Klangfiguren, sowie Erscheinungen bei sensitiven Flammen. Sitzungsber. d. nat. Gesellschaft in Marburg. Nr. 4, 1899. *)

10) Lobscheid, Magn. Inklination von Marburg. Inaug.-Diss. Marburg 1880.

11) Mänz, Untersuchungen über trübe Medien. Inaug.-Diss. Marbg. 1885.

12) Linz, Klimatische Verhältnisse von Marburg. Inaug.-Diss. 1885.

13) Koch, Die Temperatur-Verhältnisse von Marburg. Schriften d. naturf. Gesellsch. zu Marburg, 1892.

14) Zuschlag, Widerstand von Kugeln in Röhren. Inaug.-Diss. Marbg. 1871.

15) Kramm, Torsion und absolute Festigkeit der Metalldrähte. Inaug.-Diss. Marbg. 1873.

16) Schäperclaus, Einfluß der Torsion auf Saitenschwingungen. Inaug.-Diss. Marbg. 1889.

17) Fischer, Carl: Das Meldesche Kapillar-Barometer. Inaug.-Diss. Marbg. 1889.

18) Christ, Anwendung enger Röhren zur spez. Gewichtsbest. der Gase. Inaug.-Diss. Marbg. 1890.

18a) Wirtz, Ausflußgeschwindigkeit von Flüssigkeiten aus Kapillaren unter d. Einfluß der Elektrizität. Inaug.-Diss. Marbg. 1889.

19) Müller, Carl Heinr.: Resonanzschwingungen von Saiten. Gymn.-Progr. Fulda 1884.

20) Müller, Carl Heinr.: Über absolute Tonhöhebestimmungen. Berichte des Fr. D. Hochstifts. S. 63, 1895.

21) Elsas, Erzwungene Fadenschwingungen. Inaug.-Diss. Würzburg 1881.

22) Klinkert, Bewegung elektromagnetisch erregter Saiten. Marburg 1898.

Diese Arbeit knüpft auch an das s. Z. Aufsehen erregende elektromagnet. Klavier von Eisenmann an.

22a) Braun, Einfluß der Steifigkeit, Befestigung und Amplitude auf Saitenschwingungen. Ann. d. Physik, Bd. 147, 64.

*) Die Schriften (45)—(56) sowie die früheren aus dem Hauptverzeichnisse Nr. 1 bis 44 sind mit „M" in meiner obigen Abhandlung bezeichnet.

23) Guthe, das mechaniſche Telephon. Inaug.-Diſſ. Marbg. 1892.
24) Rudolph, Akuſt. Methode der Längenmeſſung an Saiten und Beſtimmung der Wärme-Ausdehnung. Inaug.-Diſſ. Marbg. 1892.
24a) Braun, Die Singularitäten der Liſſajouſchen Stimmgabelkurven. Inaug.-Diſſ. Erlangen 1875.
25) Kempe, Kugel- u. Kegelfläche in ihrer Beziehung zu den Schwingungskurven. Inaug.-Diſſ. Marbg. 1887.
26) Müller, C. H. Unterſ. über Membranen und deren Beziehungen zum menſchlichen Stimmorgan. Schriften der naturf. Geſellſchaft zu Marbg. 11. Bd. 1877.
27) Müller, C. H., Die Phyſikaliſche Theorie der menſchlichen Stimmbildung. Berichte d. Fr. Deutſchen Hochſtifts, 1890.
27a) Elſas, Unterſ. über erzwungene Membranſchwingungen. Akta d. Leop. Geſellſch. 1882.
28) Müller, C. H., Tonhöhen poröſer Gipsſtäbe. Annalen d. Phyſik. S. 481, 1875.
28a) Heuſer, Transverſalſchwingungen von Röhren. Inaug.-Diſſ. Marbg. 1886.
29) Elſäſſer, Querſchwingungen von Röhren. Inaug.-Diſſ. Marburg 1884.
30) Heitmann, Einfluß der Maſſenveränderung auf die Schwingungen quadratiſcher Platten. Inaug.-Diſſ. Marbg. 1886.
30a) Elſas, Unterſ. über erzwungene Schwingungen von Platten. Annalen der Phyſik. Bd. 19, 474.
31) Fenkner, Transverſalſchwingungen von einſeitig offenen Metallzylindern. Annalen der Phyſik S. 185, 1879.
32) Schaumburg, Über Kundts Klangfiguren. Inaug.-Diſſ. Marburg 1889.
33) Appunn, Anton: Ann. der Phyſik S. 217, 222. 1899.
34) Stumpf u. Meyer: Ann. d. Phyſik S. 760, 1897.
35) König, Rudolf: Ann. d. Phyſik, S. 626 u. 721, 1899.
36) Stein, S. Th.: Photographie der Töne. Ann. der Phyſik S. 142, 1876. Ferner Stein: Die Photographie im Dienſte der Wiſſenſchaft. Bd. II, 4. Heft, S. 159, 1886.

37) Zickgraf, Meldes neueste Methode zur Bestimmung hoher Schwingungszahlen. Inaug.-Diss. Marbg. 1899.
38) Mach, Über Sauveur. Mitteilg. der deutschen Math. Gesellschaft zu Prag, 1892. Hier macht M. besonders auf die ganz vergessenen Arbeiten Smiths aufmerksam.

Für Manchen wird es interressant sein, die Reihe der Meldeschen Assistenten kennen zu lernen. Er selbst war 1857 bis 1860 Assistent bei Gerling. Die Liste der folgenden 18 Namen macht keinen Anspruch auf volle Genauigkeit, da die Daten nicht leicht erhältlich sind; in Klammern ist die spätere Stellung der betreffenden Herren angegeben.

1. Edmund Heß (Univ.-Professor in Marburg). 2. Wilhelm Feußner (Univ.-Professor in Marburg). 3. Heinr. Kramm († Gymn.-Oberlehrer in Straßburg). 4. Friedrich Uth, 1872—75 († Versich.-Mathematiker in Berlin). 5. Karl Heinr. Müller, 1875—1877 (Gymn.-Professor in Frankfurt a. M.) 6. Karl Hoffmann, 1877—79 (Gymn.-Prof. in Fulda). 7. Adolf Elsas 1879—81 († Univ.-Prof. in Marburg). 8. Ludwig Heuser, 1881—83 (Oberlehrer in Frankfurt a. M.) 9. Emil Söhle 1883—85. 10. Nikolaus Mänz 1885—87 († Gymn. Lehrer). 11. Heinrich Christ 1887—89. 12. Bernhard Koch 1889—91. 13. Heinrich Rudolph 1891—93. 14. Plinke 1893—94. 15. Stange 1894—96. 16. Würfel 1896—98. 17. Alfred Zickgraf 1898—1900. 18. Schmidt 1900 (Privat-Dozent in Marburg).

III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XXII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Es gewinnt den Anschein, als sollten sich die jährlichen Rechenschaftsberichte des „Schwäbischen Schillervereins“ [1]) aus bescheidenen Anfängen allmählich zu größerer litterarischer Bedeutung entwickeln und, sobald erst das Schiller-Archiv auf der Schillerhöhe zu Marbach vollendet ist, sich zu einem Jahrbuch auswachsen, in dem die Erforschung der schwäbischen Dichterwerke sich um Schiller gruppiert wie im Jahrbuch der Grillparzergesellschaft die litterarische Erschließung eines bestimmten Kreises der österreichischen Litteratur unter den Auspizien des größten österreichischen Dichters erfolgt. Wie stattlich das schwäbische „Schillermuseum und -Archiv“ sich über Schillers Geburtsstadt erheben soll, zeigt uns die in hübscher Kolorierung ausgeführte Beilage des Rechenschaftsberichtes, in dem die preisgekrönten Bauleiter Eisenlohr und Weigle auch über die innere Gestaltung des Gebäudes Auskunft erteilen, das schon 1902 die bisher gesammelten reichen Schätze für Schiller und die schwäbischen Dichter aufnehmen soll. In dem Bildersaale des neuen Museums sollen wie in einer schwäbischen Ehrenhalle die Porträts der schwäbischen Dichter aufgestellt werden. Der schöne Plan hat Paul Weizsäcker erneuten Anlaß gegeben, eine kritische Prüfung und Sammlung der Originalbildnisse Schillers auszuführen, wie Friedrich Zarncke dies in so musterhafter Weise für Goethe, Weizsäcker selbst 1893 bereits für Wieland gethan hat. Aus seinen Studien „Über Schillerbilder“, die zum hundertsten Todes-

[1]) Fünfter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1900/1901. Marbach a. N. 1901.

tage Schillers abgeschlossen vorliegen sollen, hat Weizsäcker nun im Rechenschaftsberichte einzelnes über methodische Fragen der Untersuchung und zweifelhafte Jugendbildnisse Schillers mitgeteilt. In dem Festvortrage bei der Jahresversammlung des Vereins hat Otto Güntter über „Schillers Stellung zum Publikum" gesprochen. Durch seine Lebensstellung wie durch seine auf die Bühne hindrängende Naturanlage konnte Schiller dem Publikum gegenüber nicht die kühl abwartende Haltung einnehmen, wie Goethe sie jeder Zeit beobachtete. Wenn Schiller sich aber bei Ankündigung der Rheinischen Thalia dem Publikum auch als seinem Vertrauten und Souverän in die Arme warf, so hat er doch nie daran gedacht, seinen Launen zu schmeicheln. Eben bei Leitung seiner Zeitschriften verstand er es sehr geschickt, geschäftliche Rücksichten und seine hohen Erziehungsabsichten miteinander zu vereinen, wie er andrerseits sich in den Xenien dafür rächte, daß Publikum und Kritik bei den „Horen" diesen seinen höheren Zielen nicht zu folgen vermochten. Der „Geisterseher" ist trotz der ausgesprochenen, ihm gewinnbringenden Vorliebe des Publikums für diesen Roman ihm bald überdrüssig geworden und blos ein einzigesmal ist er durch die Stimmung des Publikums und Stimmen aus ihm zu einer Stoffwahl bestimmt worden: beim „Wilhelm Tell". Das Drama selbst zeigte dann freilich wieder nichts von Zugeständnissen an jenen öffentlichen Geschmack, den zu leiten und zu bessern, nicht ihm schmeichelnd zu dienen, Schiller sich berufen hielt. Von der überschwänglichen Begrüßung des Publikums in der Rheinischen Thalia bis zu den herbsten Ausdrücken seiner Verachtung in Briefen an Fichte und Goethe hat Güntter übersichtlich Schillers Aussprüche zusammengestellt, sein Verhalten erörtert. Es gehört zu Schillers Eigenheiten, wie er, ohne seinen hohen Zielen etwas zu vergeben, doch den praktischen Forderungen zu entsprechen wußte. Nur dadurch vermag der Dichter zugleich auch die von vielen Rücksichten beengte Bühne zu erobern und zu beherrschen.

Zu diesem Gegensatz zwischen reiner Dichtung und Theaterpraxis, über den Schiller selbst sich so oft in seinen Briefen geäußert hat, liefert auch der Karlsruher Dramaturge Eugen Kilian einen lehrreichen Beitrag durch seine anziehende Erörterung der

ſchon 1802 beginnenden Verſuche, die drei Teile von Schillers Wallenſtein-Dichtung in das Prokruſtesbett eines gewöhnlichen Theaterabends einzurenken.[2]) Mit vollem Rechte macht Kilian von vornherein darauf aufmerkſam, daß Schiller ſelbſt beim Wallenſtein niemals an eine Trilogie gedacht habe, ſondern nur durch das Anſchwellen des Stückes zur Befolgung von Goethes Rat einer Abſonderung des Vorſpiels und einer Teilung der urſprünglichen fünf Akte in zwei Stücke zu je fünf Akten gezwungen wurde. Die Schauſpieler Karl Fr. Wilhelm Fleiſcher in Glogau und Wilhelm Vogel in Mannheim haben gleichzeitig die „Pikkolomini“ und „Wallenſteins Tod“ zu einem Stück zuſammengezogen. Die Kürzungen, denen das Bankett, Wrangel und die Pappenheimer Küraſſiere zum Opfer fielen, betrafen hauptſächlich Wallenſtein ſelbſt und alles Politiſche, während die Theklaſzenen viel mehr geſchont wurden, zweifellos weil ſie dem Geſchmack des an Iſſlandiſche Rührung gewöhnten Publikums eben mehr zuſagten als alles Hiſtoriſche. Beide Bearbeitungen liegen gedruckt vor, dagegen iſt die Skizze von Körners Verſuch, die Vogelſche Einrichtung zu verbeſſern (S. 34) und Körners ganze Bearbeitung (S. 39) von Kilian aus dem Dresdner und Mannheimer Archiv zum erſtenmal aus Licht gezogen worden. Die anonyme Wiener Bearbeitung von 1814 iſt 1827 durch Schreyvogels Einrichtung, die mit dem Bankett einſetzt, abgelöſt worden. Erſt 1848 iſt in Wien das Lager mit beiden Teilen geſpielt worden. Immermann hat nur drei Szenen aus dem Schlußakt der „Pikkolomini“ ſeiner Bühneneinrichtung von „Wallenſteins Tod“ von 1834 vorangeſtellt, während 1869 Alfred v. Wolzogen als Bühnenleiter in Schwerin von den 1106 Verſen des Lagers 267 als erſte Szene beibehielt. Die 1881 in der Cottaſchen Allgemeinen Zeitung gemachten Vorſchläge „Zur Fauſt- und Wallenſteinfrage“, welche gleichfalls auf die Einrichtung beider Werke für einen einzigen Bühnenabend hinzielen, hat Kilian nicht in den Kreis ſeiner Betrachtung gezogen, dafür aber im Anhang Benjamin Conſtants

[2]) Der einteilige Theater-Wallenſtein. Ein Beitrag zur Bühnengeſchichte von Schillers Wallenſtein. Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von Franz Muncker. Achtzehntes Heft. Berlin 1901. (Verlag von Alexander Duncker).

Umdichtung des Schillerischen Wallenstein im Sinne der klassischen französischen Tragédie (vergl. XV, 135/6) von 1809 noch kurz besprochen. Kilian möchte seinerseits die ganze Wallensteindichtung dem deutschen Theater gewahrt wissen aber nicht als ständiges und dann mißhandeltes Repertoirestück, sondern als periodisch überall wiederkehrendes Bühnenfestspiel, dessen Teile in unmittelbarer Folge an einem Tage gegeben werden, wie dies ja in letzter Zeit auch in mehreren Städten wie Weimar, Frankfurt, München, Breslau geschehen ist. Kilians Abwägung der einzelnen Bearbeitungen, die Aufzählung der von der Wiener Zensur befohlenen Abänderungen ist überall höchst anziehend, besonders wenn Theaterbearbeiter wie Schreyvogel und Immermann dabei in Frage kommen.

„Wallensteins Lager", von dem Kilian mit Recht auch nicht einen Vers missen möchte, ist bekanntlich einstens auch von Coleridge von seiner berühmten Übersetzung ausgeschlossen worden. Neuerdings ist, zwar zunächst für Unterrichtszwecke unternommen, doch auch litterarisch beachtenswert eine Übersetzung des Lagers und des einleitenden Prologs ins Englische von M. Verkrüzen ausgeführt worden.[3]) Die Blankverse des Prologs sind etwas steif geraten und werden englischen Lesern schwerlich den sprachlichen Eindruck einer Originaldichtung machen, wie ihr Übersetzer hofft. Besser ist es ihm mit den Doggerel Verses des Lagers selbst gelungen. Klopstock, der bei seinen Verdeutschungsversuchen für seine Muttersprache größere Knappheit des Ausdrucks, als die fremden Zungen vermöchten, anstrebte, würde mit Neid bemerken, wie geschickt Verkrüzen öfters den Inhalt zweier Schillerscher Verse in eine Zeile gebracht hat. Andererseits ist von dem Bilderreichtum und dem Bezeichnenden der Schillerschen Soldatensprache doch gar manches bei der Übertragung verloren gegangen, so daß ich bei aller Anerkennung für Verkrüzens Leistung doch nicht das ihm überschwänglich gespendete Lob begründet finden kann. Karl Breul

---

[3]) Schiller's Wallenstein's Camp. A free metrical translation into English together with the Original placed opposite, grammatical, etymological and historical notes at foot of every page and the final rider's song set to music for German and English as a Study of both languages. Hamburg 1899 (Copyright, published by the author).

hat in seiner sorgfältigen, zweibändigen Ausgabe des deutschen Wallenstein mit englischen Einleitungen und Anmerkungen in der Pitt Press Serie als erste englische Übersetzung des „Lagers“ die von 1830 durch Lord F. Leveson Gower angegeben. An weiteren verzeichnet Breul die vielverbreitete von Janus Churchill von 1846, die Prosaübertragung von Ed. Thornton (Frankfurt a. M. 1854) und die beiden metrischen Übersetzungen von 1871 und 1893, die erstere durch Theodor Wirgman während seiner Dienstzeit in Ostindien verfertigt, die letztere von Sir Theodre Martin in Edinburgh.

Den von Kilian beim Überblick der Wallenstein-Bearbeitungen hervorgehobenen Zwiespalt zwischen Dichtung und Bühnenbedürfnis hat Otto von der Pfordten in seinem stark anfechtbaren Buche über „Werden und Wesen des historischen Dramas“ [4]) als ein Charakteristikum des historischen, aus dem Epos hervorgegangenen Dramas überhaupt bezeichnet. Von Schillers Dramen läßt v. d. Pfordten, bei dem es ja auch sonst an willkürlichen Behauptungen und Konstruktionen nicht mangelt, nur den „Wallenstein“ als historisches Drama im strengen Sinne gelten, die übrigen seien sämtlich nur halbhistorisch. Von der „Jungfrau von Orleans“ mag ja ihres Schlusses wegen diese Einschränkung gelten, aber das Ungeschichtliche in der Tellsage macht Schillers Drama noch nicht halbhistorisch, und warum „Maria Stuart“ minder historisch sein soll als „Wallenstein“ ist mir aus v. d. Pfordtens Darlegung nicht klar geworden. Daß der „Fiesko“ weniger historischen Geist aufweist als „Götz von Berlichingen“ ist dagegen zweifellos ebenso zutreffend, wie v. d. Pfordtens Behauptung, Schillers Geschichtsdramen bedeuteten in dramatisch-technischer Beziehung einen Fortschritt gegen Shakespeares epische Dramen aus der römischen und englischen Geschichte, einen großen Markstein in der Entwickelung des historischen Dramas überhaupt. Obwohl Schiller ein gut Teil französischer Rhetorik beibehalten habe, wären doch geschichtliche Stoffe noch nie so geistvoll und poetisch empfunden, so mit Gefühlen und warmer Begeisterung durchdrungen worden wie von Schiller (S. 74). Wenn v. d. Pfordten behauptet, das historische Drama sei das

[4]) Heidelberg 1901 (Karl Winters Universitätsbuchhandlung).

der deutſchen Eigenart natürliche und daher dem Deutſchen einzig originelle, ſo ſtimmt er wohl mit Rudolf v. Gottſchall überein, der beim Vergleich der „Jüngſtdeutſchen des achtzehnten Jahrhunderts“ mit den modernen Naturaliſten[5]) in ſeiner Bekämpfung des realiſtiſchen Geſellſchaftsdramas rühmt, wie Schiller mit Wallenſtein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans von Jahrzehnt zu Jahrzehnt glorreicher über die Richtung von Klinger und Lenz, Iffland und die ganze weinerliche Komödie den Sieg davongetragen habe. Gottſchall wendet ſich dabei gegen Herder wegen ſeines Abſagebriefs an die hohe Tragödie in der „Adraſtea“. Allein gerade Herder iſt es auch geweſen, der einſtens ſeinen jungen Straßburger Freund dazu beglückwünſchte, nach Shakeſpeares Beiſpiel ein dramatiſches Denkmal aus unſern deutſchen Ritterzeiten in unſerem ſo weit abgearteten Vaterlande herzuſtellen. Es entſpricht alſo nicht dem thatſächlichen Verlaufe, wenn v. d. Pfordten rühmt, Goethe habe ganz naiv, unbeirrt von Kunſttheorieen die Feder zum Gottfried angeſetzt. Herders Kunſttheorie hatte ihn auf Shakeſpeares Vorbild hingewieſen, deſſen Leſung in dem deutſchen Originaldrama doch recht offenkundige Spuren hinterlaſſen hat. Daß Goethe aber ſeinen Geſchichtsdramen auch eigene Lebenserfahrungen und Stimmungen miteinfließen ließ, hat v. d. Pfordten mit Recht betont. Mehr noch als im „Götz“ war dies im „Egmont“ der Fall, den v. d. Pfordten (S. 111) nun als Befreiungsdrama der Niederlande mit Schillers Drama von der Befreiung der Schweiz vergleicht. In Wirkung und Klarheit trage dabei Schiller den Preis davon, weil bei Goethe das Epiſche und Pathetiſch-Perſönliche unvermittelt nebeneinander geblieben ſei. Vor einiger Zeit iſt es Guſtav Roethe eingefallen, dem Schillerſchen „Tell“ den dramatiſchen Wert abſprechen zu wollen wegen ſeines epiſchen Charakters (vergl. X, 467). V. d. Pfordten, der ja ſelbſt dramatiſcher Dichter iſt, rühmt dagegen Schiller eben wegen ſeines Mutes, „das Epiſche zu geben, wie es ſein Stoff forderte; Goethe iſt das Drama des Verzweiflungskampfes der Niederländer mit Egmont als einem, hier untergehenden, Helden ſchuldig geblieben, ohne doch eine reine

[5]) Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien. Zweite Auflage. Berlin 1900 (Allgemeiner Verein für deutſche Litteratur).

Egmont-Tragödie ohne Epik und Historie geschrieben zu haben. Im Egmont ist die Einheit der Idee, des Grundgedankens nicht gewahrt, aber im Tell. Hier ist alles, was geschieht, mit Bezug auf diese gewählt, komponiert, entwickelt." Entbehrlich erscheint v. d. Pfordten dabei nur die Liebe zwischen Bertha und Rudenz, während er bei seiner Untersuchung über die Liebesszenen in historischen Dramen (S. 136) Max und Thekla ebenso wie das Liebesmotiv in der „Jungfrau" und im „Fiesko" aus dem Bedürfnis nach inneren Kontrasten im Drama für wohl begründet erklärt. Auch rühmt er an Schiller jene warme Objektivität, aus deren Mangel er — gewiß ganz mit Unrecht — die Nichtvollendung der „Natürlichen Tochter" ableitet. Das glänzendste Beispiel solch warmer Objektivität sei Talbot. Wenn je ein Stoff zu einseitiger Beleuchtung verleiten konnte, sei es die „Jungfrau von Orleans" gewesen, die es geradezu erfordere, „den Hörer in die Welt der Visionen und Wunder fortzureißen. Dennoch hat Schiller die schlechtweg konträre Empfindung in Talbot verkörpert und damit eine großartige Souveränität der Anschauung der Welt bekundet." Ebenso habe Schiller es bereits im „Don Karlos" verstanden, in dem Dialog der welthistorischen Szene zwischen König Philipp und dem Großinquisitor eine ganze Epoche zusammenzuballen, wie man ähnliches bei Shakespeare, Lope de Vega und allen früheren wohl vergeblich suchen würde. So mächtig sei in Schiller der halb unbewußt Lessings falsche Theorieen überwindende historische Sinn gewesen, kraft dessen er das Ziel des historischen Dramas erreichte, „allgemein menschlich Wirkungsvolles in bestimmtem geschichtlichen Gewande zur Darstellung zu bringen". Im Gegensatze zu dieser Anerkennung des historischen Charakters des „Don Karlos" läßt Max Nordau in dem Essay „Französische Einflüsse auf Schillers Don Karlos"[6]) das erste Schillersche Jamben-Drama nur in soweit als Geschichtsdrama gelten, als es trotz völlig unrichtigen Vortrags der historischen Vorgänge und Möglichkeiten eine „Quellenschrift zur Kenntnis des achtzehnten Jahrhunderts" sei. In den drei vorangehenden Stücken sei Schiller blos den Ahnungen und

[6]) Zeitgenössische Franzosen. Litteraturgeschichtliche Essays. Berlin 1901 (Ernst Hofmann & Komp.)

dem Drange der Zeit gefolgt, im „Don Karlos“ habe er sich zu ihrem Wortführer emporgerungen. Dies Lob könnte man zur Not gelten lassen, während es wenig zutreffend ist, was Nordau über den Einfluß Rousseaus, ganz falsch was er über den Einfluß Kants sagt. Daß Schiller von Montesquieu, nicht von Rousseau beim „Don Karlos“ geleitet worden sei, hat er selbst hervorgehoben und Kants Schriften hatte er 1787 überhaupt noch nicht gelesen. Marquis Posa ist so wenig der Vertreter des kategorischen Imperativs wie ein Abbild Lafayettes, und auf Karlos' Irrtum, den Pagen der Eboli für einen Abgesandten der Königin anzusehen, hat die berüchtigte Halsbandgeschichte gewiß nicht eingewirkt. Eine jede dieser drei Behauptungen Nordaus ist so falsch wie die beiden andern. Seine Kritik des Stückes selbst, das er nach Inhalt und Form für völlig mißlungen erklärt, beweist nur, daß es um Nordaus Verständnis Schillers ganz außerordentlich übel bestellt ist, aber noch lange nicht, daß Posa ein „einfältiger Bösewicht und hohlköpfiger Grillenjäger“ sei, wie Nordau ihn bezeichnet.

Mit Schillers „Don Karlos“ hat sich übrigens auch die modernste, üble Form theatralischer Reklame, das Überbrettl zu thun gemacht. Im ersten Bande von Max Reinhardts „Schall und Rauch“[7]) finden wir eine dreifache Behandlung des „Don Karlos“ an der Jahrhundertwende. Wir erhalten die Bearbeitung der Tragödie „Don Karlos oder der unnatürliche Sohn“ wie sie der Schmierendirektor Bims für die fünf Personen seiner Gesellschaft zurechtgestutzt hat, die Diebskomödie „Karlo“, welche den Stoff modernisiert in bürgerliche Kreise verlegt, und eine Verarbeitung im Geiste Maeterlincks als „Carleas und Elisande, eine Gobelinesque in fünf Verschleierungen von Ysidora Mysterlinck“. Die Litteraturgeschichte, die ältere Parodien Schillerscher Dramen wie Julius Voß' „Jungfrau von Orleans“ verzeichnet, darf auch an diesen neuesten nicht achtlos vorübergehen, so wenig ansprechendes sie auch zu bieten vermögen. Die Parodie zeigt ja immer, daß das verspottete Werk noch lebendig ist. Wenn aber selbst der dem „Don Karlos“ so feindlich gesinnte Nordau in dem Werke den originellen Ausdruck

[7]) Erstes bis zehntes Tausend. Berlin und Leipzig 1901. (Verlegt bei Schuster & Löffler.)

der eigenen Zielſtrömung des Dichters anerkennen muß, ſo hat von der Pfordten der Urſprünglichkeit Schillers im geſchichtlichen Drama ſeine Unfreiheit in der „Braut von Meſſina“ entgegengeſtellt. Wenn ſie auch alle ähnlichen römiſchen und romaniſchen Verſuche weit überrage, ja die vollendetſte Imitation ſei, die wir von der griechiſchen Tragödie überhaupt beſitzen, ſo bleibe ſie doch immerhin bloße Imitation. Mittelſt einer Schritt für Schritt die Entwickelung der Gedanken und Handlung verfolgenden Analyſe der „Braut von Meſſina“ will Joſef Kohm ihre Ähnlichkeit und ihren Gegenſatz zur griechiſchen Tragödie deutlich machen.[8]) Dieſe Aufgabe hat der Verfaſſer in anziehender Darſtellung im ganzen recht gut durchgeführt, nachdem er in der Einleitung auf die grellen Widerſprüche in der Beurteilung des antikiſierenden Schillerſchen Trauerſpiels hingewieſen hat. Einen Vorzug des modernen Dichters erblickt Kohm in ſeiner Verdoppelung der Erkennungsſzenen, vier in der „Braut“ gegen zwei im „König Oidipus“ (S. 53 und 136.) Aber um dies Ziel zu erreichen, habe Schiller öfters Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit verletzen müſſen (S. 102 und 111); mit Recht weiſt Kohm, wie ich ſelbſt ſchon XIII, 151 in dieſen Berichten es gethan habe, auf V. 1630 als die bedenklichſte Ausbeugung des Dichters hin. Dagegen ſcheint mir Kohms Tadel gegen Don Cäſars Rückſichtsloſigkeit im Verkehr mit Mutter und Schweſter nicht begründet und der Aufregung des unglücklichen Brudermörders zu wenig Rechnung tragend. Schillers Hauptnachteil gegen Sophokles findet Kohm, wie ganz natürlich, im Mangel des feſten religiöſen Bodens, aus dem die griechiſche Tragödie erwachſen konnte. Zwar iſt es nicht ganz richtig, „daß Schiller an Stelle der Orakel Träume ſetzte“ (S. 83), denn die Träume werden durch den arabiſchen und chriſtlichen Wahrſager gedeutet; aber ihren Prophezeihungen kam freilich nicht die Bedeutung eines delphiſchen Orakelſpruches zu. Unzweideutig erſcheint Appollons den Lajos warnendes Orakel, während die ſcheinbar widerſpruchsvollen Träume ſich wie ein Fallſtrick der Gottheit ausnahmen und Iſabellas Zorn gegen die Gottheit beinahe rechtfertigen (S. 172). Ödipus That

[8]) Schillers Braut von Meſſina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Oidipus Tyrannos. Gotha 1901 (Friedrich Andreas Perthes).

liegt hinter uns, und wenn sie auch ohne Vorsatz geschah, so bedarf sie doch für alle Fälle der Sühne, während nach dem Friedensschlusse der Brüder das unselige Mißverständnis Don Cäsars recht gut verhütet werden konnte, ja der Dichter sich viel Mühe geben mußte, die seine Tragödie aufhebende Aufklärung wiederholt zu vermeiden (S. 68). Schiller wollte eine dem „König Ödipus" ähnliche Fabel erfinden. Daß es sich in Theben nur um Endeckung des Thäters, in Messina aber erst um Vollziehung oder Vermeidung des drohenden Brudermordes handelt, läßt die beiden Fabeln doch wieder sehr verschieden erscheinen. Daß Schiller aber den Fluch des Ahnherrn zur treibenden Kraft seines Trauerspiels gemacht haben soll (S. 60), geht aus der Dichtung selbst nicht überzeugend hervor, wenigstens hätte bei solcher Absicht des Dichters nicht blos in V. 963—975 sondern auch später noch einmal darauf hingewiesen werden müssen. Jedenfalls war aber im Gegensatze zu späteren Schicksalsdramen dieser Fluch durch eine wirkliche Schuld hervorgerufen, nicht, wie es in Müllners „Schuld" heißt, durch den einer Bettlerin verweigerten Real. Schiller hat seinem hohen Sinne gemäß in der Hauptsache das kleinliche, welches die spätere Schicksalstragödie beherrschte, fernzuhalten gewußt, so daß bei seinem Werke sich wirklich alle Herzen in des furchtbaren, aber hohen und tragisch erschütternden Schicksals Gewalt fühlen. Anderseits geht Franz Diebitsch wieder zu weit, wenn er[9]) den Charakter der „Braut von Messina" von dem Makel, Schicksalstragödie zu sein, wahren möchte durch den Versuch des Nachweises, daß in den Reden des Chors die christliche Auffassung der heidnischen, die göttliche Vorsehung dem Fatum entgegengesetzt sei. Solche Auslegung thut Schillers Sinn und Wort Gewalt an. Und auch Diebitsch' Auslegung, der zufolge Isabella und ihre Kinder alle ihre Handlungen nach freiem Ermessen und unter voller sittlicher Verantwortung begingen, während ihre fatalistischen Äußerungen nur einer diesem fürstlichen Hause erblichen Eigenart entspringen, trägt zum besseren Verständnisse des Werkes und zur Berichtigung

[9]) Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Neustadt O. S. 1901 (Progr. Nr. 213).

ſelbſt der von Diebitſch bekämpften Auffaſſung Bellermanns gar nichts bei.

Überhaupt wäre es als kein Verluſt, ſondern im Gegenteil in mehrfacher Hinſicht als ein Gewinn anzuſehen, wenn die Lawine der Abhandlungen über Iphigenie und die Braut von Meſſina, Hermann und Dorothea und die Jungfrau von Orleans und andere zum Überdruß abgemarterte klaſſiſche Werke nicht weiter anſchwellen würde. Wer nicht ſelbſt aus der Dichtung ſeine Auffaſſung gewinnen will oder kann, dem ſtehen nun genug gute und weniger gute Führer zu reichſter Auswahl zur Verfügung. Die ewigen Wiederholungen nützen weder dem Ruhme der Dichter noch ihren jüngſten, durch keine Vorarbeiter abgeſchreckten Kärrnern. Zu den zur Genüge abgehandelten Themen rechne ich auch die Nachfrage nach Goethes und Schillers religiöſem Verhalten, zu der Heinrich Borkowski mit ſeiner Unterſuchung über Schillers Stellung zum Unſterblichkeitsglauben einen neuen Beitrag geliefert hat.[10]) Im Ganzen hat der Verfaſſer ja ſeine Belegſtellen gut gewählt, die „philoſophiſchen Briefe“ als Erinnerungen an die in der Akademie gehörten philoſophiſchen Vorleſungen, nicht als Zeugnis eigener feſter Meinungen behandelt. Aber im letzten Teile ſeiner Arbeit hat er doch zu fraglichen Hilfsmitteln gegriffen. Ich wenigſtens kann weder in den Strophen der „Hoffnung“ noch in der „Klage der Ceres“ ein Bekenntnis zum Glauben an perſönliche Unſterblichkeit finden, und Äußerungen von Johanna d'Arc für Schillers religiöſen Glauben zu verwerten, iſt ſchon methodologiſch unzuläſſig.

Gerade wenn wir die beiden Bearbeitungen des uralten Themas von den feindlichen Brüdern in den „Räubern“ und in der „Braut von Meſſina“ miteinander vergleichen, tritt Schillers Wandlung betreffs des Unſterblichkeitsglaubens ebenſo ſcharf hervor, wie wir ſeinen Übergang von Shakeſpeare zu Sophokles dabei recht mit Händen zu greifen vermögen. Hat 1801 das Vorbild des helleniſchen Dramas beſtimmend eingewirkt, ſo ſchwebte dem jungen Schiller bei Vorführung des ungleichen Brüderpaares,

[10]) Der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philoſophie und Dichtung. Königsberg i. Pr. 1898 (Verlag von Bernhard Teichert).

Shakeſpeares Entgegenſtellung des ebenbürtigen und des im heißen Diebſtahle der Natur erzeugten von Gloſters Söhnen vor. Was in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos an Shakeſpeare erinnert, hat Jakob Engel überſichtlich und erſchöpfend zuſammengeſtellt,[11]) wie für den „Don Karlos“ auch Nordau (ſ. o.) Shakeſpeare-Reminiszenzen hervorgehoben hat. Des Guten zu viel hat Engel nur mit der Parallele zwiſchen Lady Makbeths Frage „Und wann geht er wieder?“ und Amalias Abweiſung gegen Franz „Und wann gehſt Du wieder?“ gethan. Hier iſt nicht Ähnlichkeit und Zuſammenhang, denn Amalie will ihren läſtigen Bewerber damit fortſchicken, Lady Makbeth deutet darauf hin, daß König Dunkan ihr Schloß nimmer lebend verlaſſen ſoll. Der Vorwurf, daß Fiesko durch einen Zufall untergehe, trifft doch nur den Rohſtoff, nicht Schillers Drama, in dem dieſer Untergang des Ehrgeizigen durch Verrinas ſtarres Republikanertum voll und tief begründet iſt. Daß die im „Fiesko“ geäußerte Begeiſterung für alles Republikaniſche eine Folge der monarchiſchen Despotie ſeines Herzogs geweſen ſei, wie Ferdinand Schneider bei dem Aufſuchen perſönlicher Elemente in Schillers vier Jugendramen meint [12]) iſt nicht zutreffend. Auch hat Schiller nicht erſt während ſeines Arreſtes auf der Stuttgarter Hauptwache den Plan zum „Fiesko“ ausreifen laſſen. Schneiders ganzer Auszug aus der Geſchichte von Schillers Jugendjahren erweiſt ſich als eine völlige überflüſſige Wiederholung von längſt Bekanntem und beſſer Vorgetragenem. Derartige Programmarbeiten haben wirklich nicht die geringſte Daſeinsberechtigung und bilden nur einen unnützen, läſtigen Ballaſt für die betreffende Fachlitteratur und die Bibliotheken.

Einen unmittelbaren Gewinn für die Schillerbiographie bietet, wie der ſorgfältige Bearbeiter ihrer Akten Friedrich Walter von vornherein bemerkt, die Erſchließung von „Archiv und Bibliothek des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters in Mann-

[11]) Spuren Shakeſpeares in Schillers dramatiſchen Werken. Jahresbericht über das Realgymnaſium zu Magdeburg 1901. (Progr. Nr. 279.)

[12]) Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desſelben für das Verſtändnis ſeiner Werke. Beilage zum Jahresbericht des kgl. Gymnaſiums zu Friedberg 1901 (Progr. Nr. 74).

heim“ 1779 — 1839[13]) nicht, ſo enge auch die Geſchichte jener Bühne mit der des jugendlichen Schiller und ſeiner Werke verknüpft iſt (I, 30). Aber die beiden mit reichen Auszügen ausgeſtatteten Bände von Akten und Regiebücher-Verzeichniſſen, durch welche die früheren Arbeiten über die Mannheimer Theatergeſchichte von W. Koffka, Anton Pichler, Max Martersteig (vgl. VII, 419) und Walter ſelbſt (vgl. XIV, 337) mannigfach ergänzt werden, enthalten nicht blos durch Aufſtellung des chronologiſchen und alphabetiſchen Spielverzeichniſſes (II, 259 — 418) einen Beitrag zur Bühnengeſchichte von Schillers und Goethes Dramen. Die Mitteilungen über Dalberg und Iffland, den ganzen Schauſpielerkreis, der mit den Mannheimer Aufführungen von Schillers drei Erſtlingsdramen verbunden iſt, über die Bellomoſche Truppe, die von 1784 bis 1791 in Weimar angeſtellt war, das Gaſtſpiel der Jagemann, die Dalberg wegen der vielen dieſem weiblichen Weſen von der Natur verliehenen Gaben ſo gerne von Weimar nach Mannheim gezogen hätte (I, 251), laſſen aus dieſen Mannheimer Akten auch mannigfachen Gewinn für die Goethe-Schillerlitteratur herausfinden. Unter Dalbergs Herrſchaft wurden von Goethes Dramen nur aufgeführt: „Clavigo“, auf deſſen bisher unbekannte Aufführung im Kärntnerthor-Theater zu Wien am 7. Juli 1776 M. Schleſinger im 22. Bande des Goethejahrbuchs aufmerkſam gemacht hat, ſiebenmal vom 16. Dezember 1779 bis 20. Juli 1789; „Die Geſchwiſter“ zehnmal zwiſchen 2. März 1788 und 4. November 1791. Nur dreimal, und zwar im Februar 1786, wurde der „Götz von Berlichingen“ geſpielt, deſſen Mannheimer Bearbeitung Walter II, 129 noch einmal nach der Handſchrift beſchreibt, die Eugen Kilian ſchon 1889 veröffentlicht hat (vgl. V, 510). Über die neueſte Aufführung des Götz nach der erſten Ausgabe von 1773 erſtattet Kilian im jüngſten Bande des Goethejahrbuchs anziehenden Bericht, der zugleich einen Über-

[13]) Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben. I. Band: Das Archiv. Repertorium mit vielen Auszügen aus den Akten und Briefen, Inhaltsangaben u. ſ. w. II. Band: Die Bibliothek. Katalog der gedruckten Bücher, Manuſkripte und Muſikalien der älteren Periode nebſt einem Repertoire der Dalbergſchen Zeit. Leipzig 1899 (Verlag von S. Hirzel).

blick über andere neuere Verſuche der Anpaſſung des widerſpenſtigen Werkes an die Bühnenerforderniſſe (vgl. VII, 167) enthält. In Mannheim hat es in dem ganzen Zeitraum von 1779 bis 1889 kein Werk Goethes auf dreißig Vorſtellungen gebracht, während „Die Räuber“ 55, „Kabale und Liebe“ 46, „Wilhelm Tell“ 33 mal gegeben wurden. Dagegen iſt Walls Poſſe „Die beiden Billets“, welche Goethe zu ſeinem „Bürgergeneral“ anregte, von 1783 bis 1802 in Mannheim 59 mal geſpielt worden. Von Schillers Werken iſt, ſo lange Dalberg Intendant blieb, nur „Don Karlos“ und „Die Jungfrau von Orleans“ den drei Jugendwerken hinzugefügt worden, und von dieſen ſelbſt war „Kabale und Liebe“ von 1792 — 1800 verboten. Ja Dalberg meinte, als Beck die Wiedereinſtudierung beantragte, im Mai 1799, der Autor ſelbſt würde dies Stück in dem dermaligen Geiſte nicht geſchrieben haben, um Fürſtenwürde und Anſehen an den Pranger zu ſtellen. Dieſer Entſcheid Dalbergs, der doch ſelber einſtens den drei revolutionären Jugenddramen Schillers zuerſt die Bühne erſchloſſen hatte, beleuchtet am ſchärfſten die Wandlung, welche durch den Ausbruch der Revolution in Beurteilung der politiſchen Gefährlichkeit von Philoſophie und Dichtung hervorgerufen worden war. Den „Don Karlos“ bezeichnete Dalberg noch 1798 als ein Kern- und Kraftſtück, das wahren Seelengenuß bereite, die Schlafſucht der geſunkenen Theaterkunſt zu wecken und den beſſeren Teil des Publikums zu befriedigen vermöge. Und als dann 1801 die Wahl zwiſchen der Einſtudierung der „allerliebſten“ „Maria Stuart“ und des „Don Karlos“ getroffen werden mußte, entſchied ſich Dalberg für den letzteren, obgleich er die „Maria Stuart“ zu ſchön fand, als daß man ſie nach Streichung der Beichtſzene hier nicht aufführen ſollte. Beck, der unter Dalberg damals die Direktion führte, meinte zwar, kein Theater ſei im ſtande, „dies große Meiſterwerk nur einigermaßen zu beſetzen; viel bleibt doch übrig am Koloſſalen, um eine erhabene und angenehme Vorſtellung im ganzen zu machen! Fünf bis ſechs Rollen können immer ſehr gut beſetzt werden, dieſe mögen die übrigen ertragen helfen“. Jedenfalls würde mit Stücken wie „Maria Stuart“ der Geſchmack und das Gefühl für das Erhabene, Reine, Edle, Schöne in der Kunſt, die durch die Sittenverwüſtung der Revolution be-

ſudelt ſeien, wieder zurückkehren. Allein trotz dieſer übereinſtimmenden Anerkennung von Intendanten und Direktor und obwohl der Miniſterialſekretär Römer ſchon im November 1801 die Bühnenkürzungen einreichte, — die Mannheimer Theaterbibliothek bewahrt auch eine mit dem Leipzig-Dresdner Theatermanuſkript verwandte, in Goedekes Ausgabe fehlende Handſchrift aus dem September 1801 — iſt „Maria Stuart“ doch erſt nach Dalbergs am 20. Juni 1803 erfolgten Rücktritt am 22. April 1804 in Mannheim aufgeführt worden. Zu einer Aufführung im Juni 1814 vermerkt das Tagebuch des Schauſpielers Backhaus: „Bis halb elf Uhr dauerte die Komödie! Gott bewahre alle Chriſtenmenſchen dafür!“

Von „Turandot“, die Dalberg ſehr unterhaltend und die Imagination reizend fand, wollte Beck wegen der Koſten nichts wiſſen, während hinwieder Becks Wunſch vom 28. Januar 1799, der Ehre und des Vorteils der Mannheimer Bühne wegen Schiller das Manuſkript ſeiner drei Wallenſteinſtücke abzukaufen, von Dalberg zunächſt zurückgewieſen wurde: „Es ſoll theatraliſch wirkend nicht ſonderlich ſein.“ Aber auch als der gedruckte „Wallenſtein“ umſonſt zu haben war, wollte Dalberg (Juli 1801) nichts davon wiſſen: „Wenn man Schillers ganzen Wallenſtein geleſen hat und der mannigfaltigen Situationen ſich lebhaft noch erinnert, welche dies Werk dem Gedächtniſſe zurückläßt, kann man wohl mehr in dieſem Schauſpiele nicht wieder finden, als eine unvollendete Darſtellung des Helden und der Perſonen, welche um und mit ihm, ſein Leben hindurch, weben und handeln. Deſſen ohngeachtet läßt ſich beſtimmt nicht voraus angeben, ob und inwiefern es auf der Bühne gut und fleißig dargeſtellt, gefallen kann und wird.“ So iſt denn auch der „Wallenſtein“, von dem die Mannheimer Theaterbibliothek ſowohl die in Kilians Buch über den einteiligen Wallenſtein (ſ. o.) erwähnten Handſchriften wie das von Iffland nach Mannheim geſchickte Berliner Dirigierbuch der „Piccolomini“ beſitzt, erſt nach Dalbergs Abgang auf die durch die Erſtaufführung der „Räuber“ geweihte Bühne gekommen. Von den ſpäteren Dramen Schillers iſt demnach nur „die Jungfrau von Orleans“, deren Theatereinrichtung ſich Beck aus Leipzig kommen laſſen wollte (I, 253), während die Theaterrechnungen die Kopiegebühr für eine Dresdner

Handschrift verzeichnen (II, 138) noch unter Zuthun Dalbergs in Mannheim gegeben worden. Am 25. Oktober 1802, also am Tage nach der ersten Aufführung schreibt er an Beck was an der Vorstellung noch zu bessern sei.

Die Mannheimer Theaterhandschriften der „Räuber" und des „Fiesko" sind in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe, die des „Don Karlos" ist in Vollmers sorgfältigem Wiederabdruck der Ausgabe von 1787 (1880) verwertet worden. Neu dagegen ist, wie ich wenigstens annehmen muß, Walters Mitteilung (II, 148), daß auch die ausgeschriebenen Räuberrollen vom 17. Dezember 1781 das Drama „Der verlohrne Sohn" nennen, wie es Schiller einmal in einem Briefe an Dalberg bezeichnet hatte. Danach hat es fast den Anschein, als hätte man eine Zeitlang daran gedacht, Schillers Erstlingswerk unter diesem Namen auf die Bühne zu bringen. Von „Kabale und Liebe" ist keine Theaterhandschrift mehr vorhanden, sondern nur Rechnungsbelege vom 30. März und aus dem April 1784 über Änderungen an den ausgeschriebenen Rollen. Von den beiden Tell-Manuskripten, für deren eines Schiller laut der noch vorhandenen Quittung am 28. Mai 1804 von der Theaterkasse 135 Gulden erhielt, hat schon Vollmer M^1 kollationiert, jedoch ohne daß es in der Goedekeschen Ausgabe Verwertung fand. Walters Angaben über M^1 und M^2 (II, 157) liefern also einen bescheidenen Nachtrag zur Textgeschichte des „Wilhelm Tell". Teilnahme wecken Walters Mitteilungen aus dem von 1798 bis 1817 reichenden „Hauptbuche der Mannheimer Schaubühne" über Besetzung, Kostüme, Dekorationen und Requisiten mit Bühnenskizzen der „Räuber" und des „Tell". Die Mannheimer Egmont-Handschrift enthält Schillers Bühnenbearbeitung in drei Akten; statt der Erscheinung Klärchens erhalten wir nur Egmonts Erzählung seines Traumes. Makbeth ist in Mannheim schon 1788 gespielt worden, sodaß die vorhandene Prosahandschrift nichts mit Schillers Bearbeitung zu thun hat. Die Bearbeitung von Shakespeares „Timon", die Schiller 1784 für Mannheim plante, ist 1789 von Dalberg ausgeführt worden und wird II, 154 von Walter beschrieben. Daß Wieland im September 1797 „Rosamunde" — wohl Schweizers Musik? — erbat, weil er sein Singspiel überarbeiten wollte, ist immerhin

erwähnenswert. Da Beck trotz seiner Beziehungen zu Goethe (Wahle, das Weimarer Hoftheater) bis jetzt weder unter den Korrespondenten noch unter den mit Goethe Gespräche Führenden eingereiht ist, haben wir doppelt darauf zu achten, wenn Beck am 29. Juli 1797 an Iffland schreibt: „Ich brauche das Gleichnis hier, welches Goethe gegen mich brauchte. Errichtung eines Theaters ist wie eine Kupferstich-Sammlung; anfangs ist man genötigt, allerlei gut und schlechtes mit aufzunehmen; nach und nach, wie man bessere Acquisitionen macht, schließt man das schlechtere aus." Beck hatte wohl Gelegenheit, Goethes Ansichten über das Theater kennen zu lernen, da er bei dem gemeinsamen Gastspiel mit seiner Frau Ende 1790 in Weimar ja so sehr gefallen hatte, daß Karl August ihm die Leitung des neu zu gründenden Theaters in Weimar übertragen wollte. Der Einblick in Becks Theaterleitung zu Mannheim, wie Walters Veröffentlichung ihn ermöglicht, hat demnach auch für die Weimarer Theatergeschichte besondere Bedeutung. Ebenso erinnern wir uns bei Prüfung des reichen Aktenmaterials, das Walter über Ifflands Ausscheiden aus den Mannheimer Verhältnissen abdruckt, daß der Annahme der Berliner Stellung Verhandlungen mit Weimar vorangegangen waren. In Ifflands erfolgreiche Schaffensperiode dagegen, da er „als Theaterdichter in Mannheim dem jungen Schiller den Rang abgelaufen", führen uns Karl Langes „Studien über Iffland als Dramatiker".[14]) Gellert, sagt Lange, habe durch die Komödie rühren, Diderot im Schauspiel Moral predigen wollen. Die höchste Aufgabe habe dann Schiller in seiner Mannheimer Akademie-Rede der Schaubühne als einer moralischen Anstalt zugewiesen. Und dieses hier theoretisch empfohlene, in der Folge von Goethe und Kant verworfene Nützlichkeitsprinzip in der Kunst habe Iffland mit seinen ernsten bürgerlichen Schauspielen praktisch durchgeführt. Es widerspricht der Zeitfolge wie der sachlichen Entwickelung, wenn Rudolf von Gottschall auch noch in der neuesten Auflage seiner Litteraturgeschichte[15]) die „Auflösung des klassischen

[14]) Mit besonderer Berücksichtigung der ersten Dramen. Celle 1899 (Leipziger Dissertation).

[15]) Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts. Erster Halbband. Siebente Auflage. Breslau 1901 (Verlag von Eduard Trewendt).

Ideals“ durch die Lyriker der Befreiungskriege, Iffland und Kotzebue seiner Darstellung des Musenhofes zu Weimar und der Klassiker folgen läßt. Die Forderung nach ästhetischer Selbständigkeit der Kunst ist ja ihrem Dienste zu Nutz und Frommen der Moral nachgefolgt. Nicht das ästhetische Ideal der Klassiker wurde durch das moralisirende Drama aufgelöst, sondern Schiller als Xeniendichter und Verfasser der „Briefe über ästhetische Erziehung“ richtete gegen Ifflands Rührdrama und seine eigene Mannheimer jugendliche Theorie von dem Nutzen einer guten stehenden Schaubühne in Spott und Ernst seine scharfe Absage.

Die Bedenken gegen Gottschalls Darstellung von Goethes und Schillers Wirken sind durch die neueste Gestaltung seines zuerst 1854 erschienenen Werkes nicht abgeschwächt worden. Das Vorwort verweist auf die Bereicherung der bibliographischen Notizen; weder ist die neueste Litteratur dabei genügend berücksichtigt, noch die getroffene Auswahl, in der vieles ganz Veraltete mit fortgeschleppt wird, einwandfrei. Wäre nur z. B. Burkhardts Spielplan des Weimarischen Theaters, dessen Aufführung wir S. 66 ebenso wie Wahles Geschichte des Weimarer Hoftheaters vermissen, berücksichtigt worden, so hätte Gottschall gegenüber der zahlenmäßig festgestellten Begünstigung Kotzebues unmöglich die Beschuldigung wiederholen können, daß dem Publikum zu gunsten der dramatisch unwirksamen Goetheschen Dramen und Experimente seine Lieblingskost nur karg zugemessen worden sei. Zur Kennzeichnung der lockeren Moral in Weimar wird wieder Jean Pauls Briefstelle von 1799 angeführt, daß Wieland seine frühere Geliebte La Roche ins Haus genommen habe, um aufzuleben. In Wirklichkeit konnte, wie schon X, 417 in den Hochstiftsberichten ausgeführt wurde, dieser Besuch der 65jährigen Sophie bei dem 63jährigen Jugendfreunde doch auch dem strengsten Sittenrichter kein Ärgernis bereiten. Warum solchen bis zur Lächerlichkeit unwahren, alten und boshaften Klatsch wie ein geheiligtes Inventarstück von Auflage zu Auflage weiter schleppen? Knebels bittere Bemerkung vom 8. Januar 1807, angesichts der napoleonischen Schlachtfelder sei die passende Zeit zum Studium der Osteologie, zu der Goethe die Anleitung gebe, wird von Gottschalls Wohlwollen S. 72 zu dem schönen Satze umgedeutet: „Die Teilnahme, welche die lebenden

Kämpfer der deutschen Unabhängigkeit dem Dichterfürsten nicht abgewannen, schenkte er ihren Knochen."

Selbstverständlich ist es, daß Gottschall seine Ansichten über Goethe, die er zur Zeit von Börnes Angriffen gebildet zu haben scheint, in seinem Alter nicht mehr mit neueren, die eben nur uns, nicht dem alten Kämpen die besseren dünken, vertauscht. Aber der eben angeführte Satz ist einer vergifteten, nicht einer blos scharf feindlichen Waffe zu vergleichen. Wenn Graf Bülow am 16. Juni 1901 bei der Enthüllung des Berliner Bismarck-Denkmals Goethe als Deutschlands Einiger auf dem Gebiete der Bildung dem Fürsten Bismarck als Deutschlands politischen Einiger zur Seite stellte, so mag ja Gottschall als Vertreter einer älteren Generation solchen Anspruch Goethes auf nationale Bedeutung und Verdienste bestreiten. Allein wir dürfen Gottschall, der eine so warme Lobpreisung Arndts seinem Werke eingeflochten hat, dann erinnern, daß schon Arndt in den Kampfestagen selbst Goethes nationale Verdienste trotz des Dichters Napoleonverehrung begeistert anerkannte, über Jean Paul dagegen, der von Gottschall als nationaler Dichter dem undeutschen Goethe gegenübergestellt wird, zornig als über einen Jugendverderber schalt. Ich bin weit entfernt, diesen Arndtschen Tadel zu erneuern, aber nach Lesung der Gottschallschen Kritik von Goethes Gesamtleistung frage ich mich, worin denn eigentlich Goethes Größe noch bestehen könnte? Selbst Goethes Lyrik ist ja nach Gottschall (S. 174) nur „ein biographischer Zettelkasten, in welchem jedes Erlebnis sein dichterisches Motto gefunden". Mag Gottschall immerhin der modernen Pflege der Litteraturgeschichte gram sein, so werden doch Ältere wie Jüngste einig sein in der dankbaren Hochachtung vor Rudolf Hayms Geschichte der romantischen Schule. Wie durfte dann aber Gottschall nochmals erzählen, die Opposition der Romantiker im „Athenäum" sei, da sie auch gegen Goethe keineswegs rücksichtsvoll auftrat, eine neue Kränkung für die litterarischen Machthaber in Weimar gewesen (S. 59). Goethe war so weit vom Gefühle einer Kränkung entfernt, daß er Schillers Tadel des „Athenäums" nicht gelten lassen wollte, und wie hätte er aus Fr. Schlegels Aufsätzen und A. W. Schlegels Sonett eine Opposition herauslesen sollen, nachdem er eben im „Athenäum" von

*

Novalis als Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden erklärt worden war?

Ob wirklich Karoline Schlegel das Verdienſt gebührt, ihren Kreis Goethe innerlich nahegeführt zu haben, wie nach Walzel (vgl. XV, 245) nun auch von Ernſt Heilborn in ſeinem Buche über Friedrich von Hardenberg[16]) behauptet wird, möchte ich etwas bezweifeln. Aber im Gegenſatz zu Gottſchall kennzeichnet Heilborn das ganze Verhältnis der Romantiker zu Goethe (S. 76) treffend: Der geſchloſſenen Partei, die im „Athenäum" ſich ihr Organ geſchaffen, „ſtand Goethe ſo hoch, wie Schiller von ihnen mißachtet wurde, nachdem ſie alle einmal eine Zeit der Schillerbegeiſterung durchlebt hatten." Und gerade Hardenberg hatte ſich, als er 1790 die Univerſität Jena bezog, aufs innigſte an Schiller angeſchloſſen, der gerade damals durch die Kantſche Philoſophie eine Stärkung des ethiſchen Elements empfing und dieſen Eindruck ſeinem jungen Verehrer vermittelte (S. 27). Novalis empfand voll „das Liebenswerte in Schillers Perſönlichkeit, daß ſeine Größe nicht niederdrückte, ſondern andern das Bewußtſein eigenen Könnens gab." An den Feindſeligkeiten ſeiner Freunde, die gar zu gerne in den Bund Goethes mit Schiller „den trennenden Keil" getrieben hätten, nahm er nicht Teil. Es klingt im Gegenteil wie eine Verteidigung ſeines früheren Lehrers gegen ſeine romantiſchen Freunde, wenn er noch 1799 in einem der erſt jetzt durch Heilborns Ausgabe[17]) bekannt gewordenen Fragmente die Kritik warnt, Gedichte zu tadeln, die nicht in jeder Verbindung als Mißton gelten könnten. Nur innerhalb ihres Bezirkes ſeien Gedichte zu beurteilen, „ob ſie einen weiten oder engen, einen nahen oder entlegenen, einen finſtern oder hellen, einen hellen oder dunkeln, erhabenen oder niedrigen Standort haben wollen. So ſchreibt Schiller für wenige, Goethe für viele. Man iſt heutzutage zu wenig darauf bedacht geweſen, die Leſer anzuweiſen, wie das Gedicht geleſen werden muß, unter

[16]) Novalis, der Romantiker. Berlin 1901. (Druck und Verlag von Georg Reimer).

[17]) Novalis Schriften. Kritiſche Neuausgabe auf Grund des handſchriftlichen Nachlaſſes von Ernſt Heilborn. Erſter Teil. Zweiter Teil. Erſte und zweite Hälfte. Berlin 1901 (Druck und Verlag von Georg Reimer).

welchen Umſtänden es allen gefallen kann. Jedes Gedicht hat ſeine Verhältniſſe zu den mancherlei Leſern und den vielfachen Umſtänden. Es hat ſeine eigne Umgebung, ſeine eigne Welt, ſeinen eignen Gott“ (II, 290). Und auch ein zweitesmal ſtellt er ohne den in ſeinem Freundeskreis üblichen Tadel Schiller und Goethe zuſammen (II, 550): Schiller muſiziere gleich Herder und Schlegel ſehr viel philoſophiſch, Goethe im „Wilhelm Meiſter“ auch mitunter, Jean Paul poetiſiere muſikaliſche Fantaſien und Tiecks Lieder ſeien durchaus muſikaliſch. Und wieder wie eine Verteidigung Schillers klingt es, wenn er (II, 119) ſchreibt, Schiller gehe bei ſeinen Unterſuchungen, wie bei ſeiner Idee von Moralität von einem feſten Punkte aus und könne daher nie andre Verhältniſſe finden als jene des Maßes, von dem er zu beſtimmen ausging. Er zeichne wie Albrecht Dürer zu ſcharf, um wahr für das Auge zu ſein, nicht wie Tizian zu idealiſch, um im höchſten Sinne natürlich zu ſein. Den Vergleich werden wir zweifellos als falſch zurückweiſen, aber die Zuſammenſtellung Schillers mit Dürer war in dem Kreiſe der Sternbaldiſierenden Genoſſen jedenfalls als entſchiedene Verteidigung des Angegriffenen gemeint.

Bereits dieſe paar von Schiller handelnden Fragmente zeugen von der Wichtigkeit der Heilbornſchen Ausgabe, in der zum erſtenmale der Reichtum von Novalis' handſchriftlichem Nachlaß erſchloſſen wird. Daß er mit ſeinem Schauſpiel „Belſazer“ einem Goetheſchen Jugendwerke Konkurrenz mache, konnte Novalis nicht ahnen; aber die zwei dramatiſchen Fragmente „Kunz von Kauffungen“ und „Franz von Sikkingen“, deren erſteres Heilborn zum Abdruck bringt (I, 402), zeigen den jungen Hardenberg unter den Nachahmern des „Götz von Berlichingen“, eine Nachahmung, die nach Heilborns Urteil ſprachlich ſtellenweiſe täuſchende Ähnlichkeit mit Goethe biete, während von dem Geiſte der Goetheſchen Tragödie, „der Verdichtung der Zeitſtimmung“, in dieſer Liebesgeſchichte im Geſchmacke der damals modiſchen Ritterromane nichts zu ſpüren ſei. Dieſe dramatiſchen Verſuche wie die gleichfalls zum erſtenmale veröffentlichten Verſe „An Werthers Grabe“ (I, 380) — „Lehrjahre eines Chriſten“ wollte er noch 1800 Werthers Leiden entgegenſetzen (II, 398) — gehören Hardenbergs Jugendzeit an. Dann fand auch er mit den

Freunden ſich „unter der Parole Goethe zuſammen“, arbeitete mit an der congenialen Vermittlung zwiſchen Goethe und dem Publikum. Früher als die übrigen Romantiker, die nach Heilborns Ausſpruch an ihrer Loslöſung von ihrem künſtleriſchen Oberhaupte Goethe auch untereinander zerfielen, als ſie mit der Ablehnung Goethes den eigenen Überzeugungen untreu wurden (S. 208), hat Novalis an Goethe zu zweifeln begonnen.

Wie für den ganzen Kreis der Athenäumsgenoſſen hatten ſich auch für Hardenberg im Brennſpiegel von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ eine Zeitlang alle Strahlen der Goetheſchen Poeſie, ja der Poeſie überhaupt vereinigt. Er liebte, ſagt Heilborn, die „Lehrjahre“ wie kein zweites Buch, ſie waren ihm „reiner Roman, nicht wie die andern mit einem Beiworte“ (II, 197), bis in dieſem beinah leidenſchaftlichen Ergründen durch größere Klarheit über das eigene Wollen ihm die Weſensverſchiedenheit der Weltauffaſſung deutlich wurde (S. 175). Novalis' Begeiſterung für die „Lehrjahre“ und der Umſchwung ſeiner Gefühle waren längſt bekannt, aber Heilborns Ausgabe bringt außer einem abgeſchloſſenen Aufſatz über Goethe von Anfang 1798 (II, 68) eine ganze Reihe neuer und zum Teil höchſt bedeutender Zeugniſſe von Hardenbergs fortgeſetzter Vertiefung in Goethe und ſeinen Roman. Nur einmal wird das Märchen der Ausgewanderten als „eine erzählte Oper“, einmal der Fauſt[18]) erwähnt; Goethes Behandlung der Wiſſenſchaften regt ihn zu einem eignen Projekt an (II, 184), wie er ja in Goethe auch den erſten Phyſiker ſeiner Zeit erblickt, der in der Geſchichte der Phyſik

[18]) Dieſes Fauſtzitat regt aber zu einer Frage an; es lautet: „Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell, wie wir — denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz (vid. Göthens Fragment aus Fauſt).“ Man wird nicht ohne weiteres den Zuſammenhang mit einer Stelle des Fragments von 1790 herausfinden, während das Wort „Abglanz“ ſofort an V. 4727 erinnert. Sollte der Terzinenmonolog, wie er nach der Annahme mancher auf Goethes dritter Schweizerreiſe entſtanden iſt, etwa A. W. Schlegel als dem damals einzigen Meiſter der deutſchen Terzine vorgelegt worden und durch ihn den romantiſchen Freunden bekannt geworden ſein? Für den in Göſchens Ausgabe ſtehenden Teil der Dichtung iſt die Bezeichnung „Göthens Fragment aus Fauſt“ jedenfalls ganz ungewöhnlich.

Epoche machen werde. Immer wieder führt ihn die Betrachtung Goethes aber zu seinem Romane zurück. Das nach Sophiens Tod geführte „Journal" zeigt in Heilborns ergänztem Abdruck (I, 267 bis 297) viel öftere Erwähnung des „Wilhelm Meister" als in Bülows Ausgabe, in welcher auch die bedeutsame Überschrift für die Oktoberaufzeichnungen fehlt: „Lehrjahre der höheren Lebenskunst, Studien der Gemütsbildung". Novalis hat nicht blos einmal den Gedanken zu einer „historischen Ansicht Meisters" (II, 137) hingeworfen, daß sich über Wilhelm Meister etwas schreiben ließe wie Lichtenbergs Kommentar über Hogarth (II, 98), sondern hat auch wiederholt Ansätze zu einem solchen Kommentar (II, 172, 541) niedergeschrieben.

Auf den „Meister" bezieht es sich zunächst, wenn er (II, 450) in Goethes Stil die Monotonie und Simplizität der großen Welt, notwendige aber äußerst einfache Etikette bewundert. Und als ihm der Geist der „Lehrjahre" nur noch künstlerischer Atheismus, das ganze Werk fatal und albern, ein aus Stroh und Hobelspänen bereitetes Gericht erschien (II, 280, 357 f.), das er als „Wilhelm Meisters Lehrjahre oder die Wallfahrt nach dem Adelsdiplom", als einen gegen die Poesie gerichteten Candide verspottete, selbst da gestand er dem ersten Buche des Romans noch das Verdienst zu, daß es zeige, „wie angenehm sich auch gemeine, alltägliche Begebenheiten hören lassen, wenn sie gefällig moduliert vorgetragen werden, wenn sie, in eine gebildete, geläufige Sprache gekleidet, mäßigen Schritts vorübergehen" (II, 422). Seine kritischen Ideen über den „Wilhelm Meister" wollte Hardenberg in einen bürgerlichen Roman eigener Mache einkleiden (II, 362), der sich ja wohl dem großen, mit dem „Ofterdingen" beginnenden Romanzyklus einreihen sollte. Als ein Kunsterzeugnis, ein Werk des Verstandes, in dem der Sitz der eigentlichen Kunst liege, während Phantasie, Witz und Urteilskraft nur vom Verstande requiriert würden, nähere sich „Wilhelm Meister" der klassischen Litteratur. Goethe, welcher die Natur wie eine Antike betrachte (II, 491), stehe an Strenge in seinen Dichtungen der Antike nach, übertreffe sie jedoch an Gehalt. Und nur wie die Alten übertroffen werden könnten, an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit und Tiefsinn, nicht als Künstler, werde und müsse auch Goethe übertroffen werden. Über den Zusammen-

hang der äſthetiſchen Doktrin Hardenbergs und ſeiner Freunde mit Goethes „Wilhelm Meiſter“ hat Heinrich Prodnigg ſchon früher in zwei Programmen gehandelt (vgl. X, 260) und dabei den „greifbaren Niederſchlag“ von Goethes äſthetiſchen Grundſätzen in ſeinem großen Romane geprüft. In einer neuen Abhandlung[19]) ſetzt Prodnigg dieſe Studien fort. Er ſucht feſtzuſtellen, wie Goethe in den Jahren nach der Rückkehr aus Italien, in denen die „Lehrjahre“ ihre endgültige Faſſung erhielten, über das Verhältnis von Kunſt und Natur, über bildende Kunſt und Dichtung in den „Propyläen“ wie im Gedankenaustauſch mit Heinrich Meyer, Schiller und Wilhelm von Humboldt ſeine Kunſttheorie befeſtigt und dargelegt habe.

Der Gegenſatz zwiſchen Goethes Kunſtanſichten und denen des Hardenbergiſchen Kreiſes tritt uns dabei freilich greifbar hervor, viel mehr als er den Zeitgenoſſen ſelbſt zum Bewußtſein kommen konnte. Begreiflicher Weiſe iſt indeſſen auch über Novalis' Abfall vom „Wilhelm Meiſter“ und Goethe, ſo lange er lebte nichts bekannt geworden; die Verbindung der Romantiker mit Goethe ſchien ſeit ihren Huldigungen im „Athenäum“ nach außen eine viel engere als ſie thatſächlich war. Und ſo richteten denn auch die Gegner der romantiſchen Schule ihre Angriffe in gleicher Weiſe gegen Goethe ſelbſt wie gegen ſeine lauten Bekenner, die Brüder Schlegel. Ludwig Geiger hat ſchon 1885 einige dieſer Pamphlete („Firlifimini und andere Curioſa“) wieder zugänglich gemacht. Neuerdings iſt von Auguſt Sauer in ſeiner kulturgeſchichtlich höchſt anziehenden Sammlung der „Deutſchen Säkulargedichte an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts“[20]) die witzigſte dieſer namenloſen Satiren „Der Turm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert“ wieder abgedruckt und in den Anmerkungen erläutert worden. Wie bei den „Expectorationen“ (1803) wird auch bei dieſer dramatiſchen

---

[19]) Goethes Anſichten über Grundfragen der Kunſt und Äſthetik mit beſonderer Rückſicht auf die Zeit zwiſchen der italieniſchen Reiſe und den erſten Einflüſſen der romantiſchen Schule. Prag-Neuſtadt 1899 (Sonderabdruck aus dem Schulprogramm der k. k. dritten deutſchen Staatsrealſchule).

[20]) Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Auguſt Sauer. Nr. 91—104, der Neuen Folge Nr. 41—54. Berlin 1901 (L. Behrs Verlag).

Satire Kotzebue als Urheber vermutet, wenigſtens hat ſchon Wieland auf den Verfaſſer des „Hyperboräiſchen Eſels“ als den Erbauer des „Thurms zu Babel“ geraten, während Paul Holzhauſen in ſeiner vortrefflichen litterar- und kulturhiſtoriſchen Studie „Der Urgroßväter Jahrhundertfeier“ [21]), deren ſelbſtändige Darſtellung ſich mit Sauers Erläuterung ſeiner Neudrucke fortwährend berührt und ſie ergänzt, die Urheberſchaft Kotzebues beſtreitet. Für die Litteraturgeſchichte iſt weniger die Frage der Autorſchaft als die Thatſache wichtig, daß die Jahrhundertfeier Anlaß bot, Goethe und Schiller in der heftigſten Weiſe anzugreifen. Von den „Räubern“ bis zum „Wallenſtein“, von „Werthers Leiden“ und „Götter, Helden und Wieland“ bis „Fauſt“ und „Wilhelm Meiſter“ wird die dichteriſche Thätigkeit Schillers und Goethes verſpottet, wobei auch auf die Schlegels, auf Reinhold, Böttiger, Gries, Brentano Hiebe fallen, während Wieland, Jean Paul und Merkel freundlich behandelt werden. Dagegen hat Daniel Jeniſch trotz der „Xenien“ in ſeiner endloſen Satire auf das 18. Jahrhundert Goethes, Schillers und Engels Bücher zur Verkürzung müſſiger Stunden empfohlen; der Frankfurter Johann Iſaak von Gerning (vgl. XIII, 288) in ſeinem „ſäkulariſchen Geſang“ fährt nach Rühmung von Leſſing, Kleiſt, Gleim, Uz und Geßner fort:

Bürgers Lied ergetzte das Ohr des Volkes,
Schillers Lied ertönt am Altar der Muſen,
Wo die Weisheit, wo die Geſchicht' und Kunſt ihm
Jede den Kranz flicht.

Göthe ſtrahlt, ein neuer Apoll am deutſchen
Pindus; ihm entblühet ein neues Hellas;
Sein Geſang entquillt dir, Natur, am hohen
Ziele der Künſte.

Gerning hatte urſprünglich im dritten Verſe geſchrieben: „Wo ihm Weisheit, Kunſt und die höchſte Dichtkunſt“, aber im Herderſchen Hauſe ließ man ſolches Lob auf den Kantianer Schiller nicht die Zenſur paſſieren, während Goethe, als Gerning das Säkulargedicht in ſeinem Hauſe vorlas, die Feier der dramatiſchen Kunſt des großen Schiller — wie Karoline Herder ſpottend meldet —

[21]) Leipzig 1901 (Verlag von Eduard Avenarius).

vermißte. Herder ſelbſt hat nicht blos in ein paar handſchriftlichen Zuſatzverſen ſeinem Ärger über den Verfaſſer der Horen, an denen er doch ſelbſt Anteil genommen, Ausdruck gegeben. Seine dramatiſche Allegorie „Äon und Änis“, die in Sauers Sammlung unmittelbar auf „Paläophron und Neoterpe“ folgt, wie auch Holzhauſen beide Feſtſpiele miteinander vergleicht, war ein abſichtliches Gegenſtück zu dem Herder mißliebigen, von Wieland dagegen belobigten Stücke Goethes. Daß dieſes ſtatt der urſprünglichen Namen Archäodämon und Känodämonia die jetzt übliche Bezeichnung trägt, danken wir Friedrich Schlegel. Um Goethes dichteriſchen Anteil an der Säkulardichtung zu vervollſtändigen, führt Sauer noch die „Weisſagungen des Bakis“ und Verſe aus der Elegie „Hermann und Dorothea“ an (S. CXXXVI). Schiller hatte ſchon in den erſten Zeilen der „Künſtler“ von des Jahrhunderts Neige geſprochen, wie er im Wallenſtein-Prolog aus den Vorgängen auf der Weltbühne „an des Jahrhunderts ernſtem Ende“ neue, höhere Verpflichtungen für Bühne und Dichtung ableitete. Zu Schillers bekanntem politiſchem Gemälde „Edler Freund! Wo öffnet ſich dem Frieden“ hat Karl Heinrich Leopold Reinhardt (1777—1824) in Kotzebues „Freimütigem“ 1803 als Gegenſtück ein parodiſtiſches Litteraturgemälde „Edler Freund! wo öffnet ſich den Muſen, wo der Weisheit ſich ein Zufluchtsort?“ geſchrieben. Holzhauſen, der die Spitzen dieſer Parodie gegen die Romantiker hervorhebt, macht darauf aufmerkſam, daß keiner der Säkulardichter ſo ſcharf und treffend den Kernpunkt des damaligen Weltkrieges, d. h. die Habgier Englands erkannt habe, wie Schiller. Reinhardts Gedicht hat Sauer als Nr. 69 zum Abdruck gebracht, er hat aber auch die Bruchſtücke von Schillers großem Gedichtplane aufgenommen, obwohl dieſe nicht zur Jahrhundertwende ſondern zur Feier des am 9. Februar 1801 abgeſchloſſenen Friedens von Luneville beſtimmt waren. Den Text des Entwurfs teilt Sauer nach einer neuen Vergleichung der Handſchrift mit, während er die zwei aus dem Entwurfe ausgeſonderten Gedichte „Die deutſche Muſe“ und „Die Antiken zu Paris“ ſeiner Einleitung einflicht. Natürlich berichtet Sauer in ihr wie Holzhauſen bei ſeinem Überblick der „Säkularfeiern“ und der Säkularfeſte auf der Bühne auch von Schiller-Goethes Plan einer

größeren Säkularfeier in Weimar. Einen ſtichhaltigen Grund für Karl Auguſts Verbot jener Feier vermögen beide Forſcher nicht anzugeben. Jedenfalls wurde im Gegenſatze zu den lärmenden Feiern an anderen Orten der Antritt des neuen Jahrhunderts in Weimar und Jena nach des Herzogs Willen nicht öffentlich gefeiert. Ja Holzhauſen glaubt in ſeinem Nachtrag ſogar noch die von Steffens ſtammende Überlieferung zerſtören zu müſſen von dem heitern Sympoſion Schillers und Goethes auf der Hofredoute am 31. Dezember. Aber Holzhauſen beweiſt S. 160 nur, daß die Hofredoute am 26., nicht am 31. Dezember 1799 ſtattfand, während Steffens, wie auch Sauer S. CIII und Holzhauſen ſelbſt S. 44 richtig wiedererzählen, vom 31. Dezember 1800 berichtet. Das Weimarer Fourierbuch, das für 1799 geantwortet hat, muß alſo noch einmal für 1800 befragt werden, ehe Holzhauſens Vorwurf, daß Steffens geflunkert hätte, als erwieſen gelten muß.

Bringt das Gedenken an die Geburtsfeier des 19. Jahrhunderts auch die Schatten von Kriegsbildern mit ſich, ſo haben James Taft Hatfield und Elfrida Hochbaum die litterariſche Erinnerung an einen anderen Krieg beſchworen. Sie ſuchen die Beweiſe der Teilnahme deutſcher Dichter und Schriftſteller an dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg zu überblicken.[22]) Die dankbare Aufgabe iſt jedoch von dem amerikaniſchen Forſcherpaar nicht gut gelöſt worden. Sie haben das Material nicht genug geſichtet und Werke herangezogen, die wie Schillers „Nadoweſſiſche Totenklage“ wohl als Beweis der Teilnahme an amerikaniſcher Romantik oder wie Goethes „Wanderjahre Wilhelm Meiſters“ als Huldigung für die Jugendkraft der neuen Welt gelten mögen (vgl. X, 489), aber doch nichts mit dem Kampfe der Kolonien gegen England zu thun haben. Für den Enthuſiasmus Goethes und Schillers für die nordamerikaniſchen Rebellen, von dem Hatfield ſpricht, dürfte der Beweis ſchwer zu erbringen ſein. In Wirklichkeit weiß er auch von Goethe nur ein paar ſpöttiſche Verſe über die wortreichen und thatenſcheuen deutſchen Freunde der Amerikaner aus den „Mitſchuldigen“ anzu-

[22]) The Influence of the American Revolution upon German Literature. Reprint No. 7 aus dem dritten Bande der „Americana Germanica“. New-York 1901 (Publisher: The Macmillan Company).

führen. Denn die weitere Belegstelle nach der Hermanns Mutter mit den „ersten Zeiten der wilden Zerstörung“ (nach dem Brande des Städtchens) „undoubtedly refer to the American movement“ ist doch nicht ernst zu nehmen. Die Verdeutschung von Roberts History of America rührt nicht, wie Hatfield meint, von unserem Schiller her, sondern von seinem übelberufenen Vetter, dem Studiosus Johann Fr. Schiller. Dagegen ist in dem von Hatfield nicht erwähnten Schillerischen Jugendgedicht „Der Abend“ gleich im dritten Verse wirklich dem freien Amerika ein sehnsüchtiger Seufzer zugeschickt. Ein Irrtum Hatfields und seiner Mitarbeiterin ist es übrigens, eine allgemeine Sympathie für die Amerikaner in der deutschen Litteratur vorauszusetzen. Nicht blos in dem neuveröffentlichten Briefwechsel zwischen Albrecht von Haller und Gemmingen, den wir noch in anderem Zusammenhange zu betrachten haben, sind beide Schreiber den Rebellen feindlich gesinnt. Auch im Boieschen Kreise sympathisierte man vielfach mit den Engländern. Die politische Verbindung Hannovers mit England verwirrte das Urteil. Die anziehende Aufgabe, ein wahrheitsgetreues und erschöpfendes Bild des Verhältnisses der deutschen Dichtung zum amerikanischen Unabhängigkeitskampfe zu geben, wie Sauer und Holzhausen uns die Säkularfeier im Spiegel deutscher Dichtung zeigten, ist also durch die amerikanische Studie keineswegs befriedigend gelöst.

Mit Recht heben Holzhausen und Sauer hervor, daß ihre Darstellung und Sammlung in erster Reihe der Kulturgeschichte dienen soll. Bei den 185 Stücken der Sauerschen Auswahl finden wir von der alten Garde Gleim und Denis, den Berliner Aufklärer Gedike und den Schwärmer Lavater, von den Romantikern Tieck und die beiden Schlegel, Gries, Vermehren, Fouqué und Zacharias Werner vertreten, wie ihre Gegner Kotzebue und Matthison. Von den Weimaranern stellen sich ein Herder, Knebel, Wieland und Falck, und mit ihnen auch Goethes Amts- und Klopstocks Jugendgenosse Schmidt, der Bruder der göttlichen Fanny. So ist auch die engere Goethe- und Schillerforschung Holzhausen und Sauer Dank schuldig für die mühselige und trefflich ausgeführte Arbeit, durch welche sie uns Hintergrund und Umgebung geschildert haben, von dem und aus der Goethe und Schiller sich auch in diesem

beſonderen Falle der Gelegenheitsdichtung abheben. Den Sammlungen der poetiſchen Stimmen zur Jahrhundertfeier, die zugleich einen Beitrag zu Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenoſſen liefern, wird ſich auch einmal eine Sammlung der dichteriſchen Stimmen zu Ehren Goethes und Schillers anreihen. Vor der Hand haben wir noch das Verzeichnis der Feſtreden fortzuſetzen, die zur anderthalb Jahrhundertfeier von Goethes Geburtstag überall gehalten worden ſind. Beſondere Erwähnung gebührt Greiners „Anſprache bei der Schulfeier zu Goethes 150. Geburtstag", weil ſie von der Feier an einer weimariſchen Anſtalt Zeugnis ablegt.[23]) Des Dichters Beziehungen zu Weimar und deſſen Fürſtenhaus werden deshalb in dem Überblick über Goethes Leben mit Recht in den Vordergrund geſtellt. Direktor Otto Schädel in Worms bemerkt dagegen ſelber im Vorwort zu ſeiner Rede über „Goethes Werdegang",[24]) daß ihr Abdruck blos ein Erinnerungsblatt für die Schülerinnen der Anſtalt bilden, nicht litterariſchen Anſpruch erheben ſolle. Je einen Feſtvortrag zu Goethes 150. und 100. Geburtstag finden wir auch unter den Abhandlungen im neueſten Bande des Goethejahrbuchs,[25]) und zwar ſind es zwei in Goethes Vaterſtadt gehaltene Vorträge. Veit Valentin, dem ebenſo wie Martin Schubart, dem Biographen des Königsleutnants Thoranc (vgl. XIII, 187), in der Chronik ein Nachruf gewidmet iſt,[26]) hat zur Nachfeier des 28. Auguſt 1899 in der Großloge des eklektiſchen Bundes über die freimaureriſchen Elemente in Goethes nichtfreimaureriſchen Dichtungen, den „Geheimniſſen" (vgl. XI, 287

[23]) Bericht über das 44. Schuljahr des Realgymnaſiums zu Weimar 1900 (Progr. Nr. 729).

[24]) Unſere Goethefeier und Gedenkfeier. Jahresbericht der höheren Mädchenſchule zu Worms 1900 (Progr. Nr. 193).

[25]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiundzwanzigſter Band. Mit dem ſechzehnten Jahresbericht der Goethegeſellſchaft. Frankfurt a. M. 1901 (Litterariſche Anſtalt Rütten & Löning).

[26]) Den Nekrolog auf Schubart hat K. Kötſchau, den auf Valentin Julius Ziehen verfaßt. Ein Verſuch, Valentins wiſſenſchaftliche Thätigkeit und menſchliche Tüchtigkeit zu ſchildern, wurde aber auch in einer eigenen Monographie unternommen von ſeinem Freunde und vertrauten Studiengenoſſen Max Schneidewin: „Veit Valentin." Mit Valentins Bildnis. Berlin 1901 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

und XIII, 20*), dem zweiten Teile der „Zauberflöte“ (vgl. XVI, 234), Wilhelm Meiſter und Fauſt, geſprochen. Theodor Creizenach, der ſich nicht blos als erſter Herausgeber von Goethes Briefwechſel mit Marianne Willemer in der Goethelitteratur ein dauerhaftes Andenken geſtiftet hat, hielt am 28. Auguſt 1849 im Frankfurter Kaiſerſaal die Feſtrede „Goethe als Befreier“, die nun ſein dankbarer Schüler Ludwig Geiger im Jahrbuch zum erneuten Abdruck bringt. Im mündlichen Vortrag waren gewiß beide Reden von guter Wirkung, für Abhandlungen im Goethejahrbuch ſind ſie doch zu allgemein gehalten, längſt Bekanntes wiederholend. Dem zweiundzwanzigſten Bande des Jahrbuchs hat überhaupt kein günſtiger Stern geleuchtet. Mir wenigſtens erſcheint er als der ſchwächſte und unintereſſanteſte von allen bisher vorliegenden Bänden. Richard M. Meyers Feſtvortrag bei der diesjährigen Verſammlung in Weimar „Goethe als Pſycholog“ verbirgt — wenigſtens für mein Empfinden — unter ungeheurem Wort- und Zitatenſchwall doch nur ſchlecht ſeinen völligen Mangel an Inhalt. Dafür hat Meyer aber ſeinen Nekrolog für Nietzſche in der „Chronik“ in höchſt dankenswerter Weiſe dazu benutzt, um auf die wichtigſten Äußerungen über Goethe in Nietzſches Werken zu verweiſen. Da die Nekrologe wohl oft überſchlagen werden, möchte ich auf dieſe nützliche und anziehende Arbeit Meyers, die auf engem Raume ein reiches Material zuſammendrängt, ganz beſonders aufmerkſam machen. Wenig erbaut fühle ich mich von den drei Proben aus Rudolf Hildebrands hinterlaſſenen „Vorleſungen über Goethe“, welche die Einleitung zu Goethes Liedern, das Techniſche ſeiner Dichtkunſt und ſein Verhältnis zur deutſchen Sprache behandeln. Die Proben erwecken keineswegs Verlangen nach dem bereits angekündigten Drucke aller dieſer Vorleſungen. Gerne empfangen wir dagegen im vorliegenden Bande die Fortſetzung (vgl. XVI, 489) von Adolf Sterns anziehenden Mitteilungen über die Geſchichte des Goethekultus in Dresden, diesmal vom Tode Goethes bis auf die Gegenwart reichend, wobei man nur die namentliche Nennung des hochverdienten Neſtors der Goetheforſchung in Dresden, des Freiherrn Woldemar von Biedermann vermißt.

Für eine gerade von Biedermann wiederholt mit Eifer erörterte Frage wird in einer Abhandlung des 22. Bandes eine neue

Löſung angeſtrebt. Max Morris hat es verſucht, auf Grund ſeiner älteren wie jüngſten Unterſuchungen die Ausbildung der Mephiſtogeſtalt im erſten Teile der Goetheſchen Fauſtdichtung im Zuſammenhange zu veranſchaulichen. Er hat damit trotz der Einwürfe, die gegen ſeine Darſtellung zu erheben ſind, eine ſcharfſinnige und meiſt nach feſten Stützen ſtrebende Studie geliefert, die ſich durch eine auf dieſem Gebiete nicht immer vorhandene Klarheit auszeichnet. Im Urfauſt, meint er, habe Gretchen, gleichwie Adelheid im Götz, die Liebe des menſchenbildenden Dichters zum Schaden der Geſamtökonomie des Stoffes gewonnen, und ſo bildeten die Gretchenſzenen eine bürgerliche Verführungstragödie, wie ſie im Kreiſe der Stürmer und Dränger in der Luft lag, nur daß der Verführer zufällig Fauſt hieß. Die gleiche Anſicht habe ich ſelbſt ſchon 1887 in den bayeriſchen Gymnaſialblättern und zu wiederholtenmalen in dieſen Berichten (VIII, 493; X, 501) vertreten, nur daß ich nicht Lenziſche Dramen, ſondern ſeine Erzählung „Zerbino“ als nahverwandt heranzog. Ich möchte indeſſen doch nicht ſo ſcharf wie Morris formulieren: „Mephiſto allein knüpft die Gretchentragödie an den Fauſtſtoff“. Daß Mephiſtopheles im Urfauſt der Diener des Erdgeiſtes und von dieſem Fauſt beigeordnet ſei, hält Morris für zweifellos. Durch Unterſtellung Mephiſtos unter den Erdgeiſt ſei es Goethe gelungen, die dem 18. Jahrhundert widerſtrebende Teufelsgeſtalt der Swedenborgiſchen Geiſterwelt anzugliedern (S. 163). Erich Schmidts Hindeutung auf die Verwandtſchaft des Erdgeiſts mit dem Geiſterreiche Swedenborgs ſucht Morris durch eine Reihe von Beweiſen zu ſtützen. Dieſer Annahme einer Einwirkung Swedenborgs auf die Szene im Studierzimmer will ich keineswegs widerſprechen, ich glaube aber mit Minor, daß Goethe von Anfang an auch den Teufel der Volksſage darſtellen wollte, was Morris in Abrede ſtellt. Zwar kann Morris nicht leugnen, daß ſchon der Text des Urfauſt „bequeme Züge herkömmlicher Teufelskomik“ zeigt, aber erſt in Italien habe Goethe mit Einfügung der Hexenküche die Swedenborgiſche Grundlage der Fauſtiſchen Geiſterwelt bewußt im Sinne der volksmäßigen Überlieferung umzubilden begonnen (S. 172). Im Widerſpruch damit ſcheint es mir zu ſtehen, daß Morris Mephiſto gerade als Diener des Erdgeiſt planmäßig und

bösartig Fauſts Verderben betreiben läßt, während er ſchon im Fragment eine weniger böſe Art zeige. Das müßte doch eigentlich umgekehrt der Fall ſein, da wir dem ſchaffenden Erdgeiſt doch nicht die Abſicht, Fauſt in unbefriedigtem Streben aufzureiben, zutrauen dürfen, während der mit dem Herrn wettende Teufel darin allerdings ſein Ziel erblicken muß. Übrigens folgere ich aus Mephiſtopheles' Spott, daß er ſich mit den Toten nicht gerne befaſſe, d. h. nur an Lebenden und Begehrenden ſeine Verführungskünſte zu bewähren vermöge, keineswegs, daß Fauſts Seele von der himmliſchen Wette ausgeſchloſſen iſt, wie Morris S. 175 behauptet.

Aus V. 3249/50 will Morris Einblick in eine von Goethe geplante Zwiſchenſtufe gewinnen. Demnach ſollte Fauſt zwiſchen der Hexenküche und Gretchens erſtem Auftreten eine Zeit wilden Sinnengenuſſes durchgekoſtet, wirklich Helenen in jedem Weibe geſehen haben; mit dem ſchönen Bilde in V. 3248 ſei urſprünglich keineswegs Gretchen gemeint geweſen. Von dieſem wüſten Leben hätte Fauſt ſich in der Einſamkeit von Wald und Höhle gereinigt und erſt als Geläuterter ſei er zu der zweiten und höheren Form des Liebesgenuſſes gelangt, den wir im Abenteuer mit Gretchen erblicken. Daß die Szene „Wald und Höhle" aus verſchiedenen Teilen zuſammengeſetzt wurde, lehrt uns der Urfauſt, wie ihre verſchiedene Einreihung im Fragment und vollendeten erſten Teile. Erich Schmidt ſpricht davon, daß die Szene erſt ſpäter mit der Gretchentragödie verzahnt worden ſei und ich ſelbſt habe im achten Bande der „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte" darauf aufmerkſam gemacht, daß im jambiſchen Monologe ſelbſt gar keine Beziehung auf Fauſts beſondere Lage ſich findet, wir ihn als einen unmittelbaren lyriſchen Gefühlsausdruck Goethes ſelbſt anſehen könnten. Morris' Annahme einer in Italien geplanten Zwiſchenſtufe hat alſo viel Wahrſcheinlichkeit für ſich. Für ſeine Anſetzung der Disputationsſzene zwiſchen V. 1529 und 1530 habe ich mich erſt im vorangehenden Berichte S. 232 in Übereinſtimmung mit Minor ausgeſprochen. Ich habe dort aber auch hervorgehoben, daß Mephiſtopheles nicht in dem ihm unbehaglichen Zuſtande eines durch das Pentagramm Gefangenen mit Fauſt verhandeln wolle, während Morris S. 179 meint, der Teufel habe keinen Grund

fortzudrängen und der Dichter laſſe ihn nur wegen der erſt geplanten, dann fallen gelaſſenen Disputationsſzene ſo handeln. Beſonderer Dank gebührt Morris für ſeine unanfechtbaren Nachweiſe über Miltons Einwirkung auf die Fauſtdichtung ſeit dem Juli 1799 und der hübſchen Darlegung, wie Mephiſtos Verkleidung als fahrender Schüler ſich aus einer Notiz in Murrs Beſchreibung Nürnbergs entwickelt habe. Morris' Studie darf zweifellos unter den diesmaligen Beiträgen zum Goethejahrbuch als der anregendſte gerühmt werden. Unter wenig bedeutenden Billeten Goethes verſteckt, die Karl Kötſchau der Handſchriftenabteilung der Veſte Koburg entnommen hat, bringt der 22. Band aber noch einen Beitrag zur Fauſtforſchung, freilich ganz anderer Art. Wenigſtens glauben Kötſchau und Suphan, daß die vier bisher unbekannten Verſe einem Entwurfe zum Auftreten der Fiſcher und Vogelſteller im Maskenzuge des zweiten Fauſtteils (nach V. 5198) angehören:

Und in ſtets bewegten Fluten
Haſchen wir lebendige Schätze,
Lieben Angeln, Leine, Ruten
Und verehren unſre Netze.

Der Herausgeber des Jahrbuchs ſelber hat die Fortführung ſeiner im 18. Bande begonnenen Mitteilungen über Thereſe Hubers Verhältnis zu Goethes Werken (vgl. XIII, 330) für den diesjährigen Band geplant, doch wegen Raummangel dieſen Beitrag ebenſo wie die ſonſt übliche Bibliographie zurückſtellen müſſen. In ſeiner Monographie über die Tochter Heynes, die Witwe Forſters und Hubers[27]) hat Geiger ihre Beziehungen zu Goethe aber wegen der für das Jahrbuch vorbehaltenen Mitteilungen blos geſtreift. Nur ein Urteil Goethes über Thereſe teilte er aus einem ungedruckten Briefe Goethes an Cotta mit, da bisher gar keine derartige Äußerung Goethes über ſie bekannt war. Goethe verſicherte (30. Oktober 1816) ſeine Dankbarkeit für Neigung und Wohlwollen, welche die werte Frau, die damals eben die Redaktion des Cottaſchen Morgenblattes übernommen hatte, ihm jeder Zeit erwieſen hätte.

[27]) Thereſe Huber 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutſchen Frau. Nebſt einem Bildniſſe von Thereſe Huber. Stuttgart 1901 (J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger).

Ob Thereſe Heyne ſchon bei ihrem erſten Berühren Weimars im September 1783 Goethes Bekanntſchaft gemacht hat, läßt Geiger (S. 33) unentſchieden. Als Forſters jung angetraute Gattin war ſie am 15. September 1785 zugleich mit Herder und Wieland bei Goethe zu Gaſt. Zwei Jahre ſpäter bei ihrer Rückkehr von Wilna, als das Ehepaar Forſter wieder durch Weimar kam, war Goethe abweſend, dafür ſtattete er ſelber ihm 1792 in Mainz ſeinen Beſuch ab. Damals wird ſich indeſſen der Gegenſatz politiſcher Meinungen zwiſchen Forſters und Goethe bereits fühlbar gemacht haben, dem dann von Seiten der Weimaraner die Xenien ſo ſcharfen Ausdruck gaben. Doch iſt das 347. Xenion, in welchem „des Weibes Rat" für Forſters revolutionäres Handeln verantwortlich gemacht wird, nach Geiger (S. 69) nicht gegen Thereſe, ſondern gegen Karoline Schlegel gerichtet, Thereſens feindliche Rivalin ſeit ihren Göttinger Mädchentagen. Mit ihr teilte Thereſe Huber übrigens die Abneigung gegen Schiller. Hubers begeiſterte Freundſchaft für den Dichter der „Räuber" war längſt erkaltet, als Huber ſich mit Forſters Witwe verband und durch dieſen Treubruch gegen ſeine Verlobte, Dora Stock, Körners Groll, Schillers Mißbilligung ſich zuzog. In Thereſens kleinlicher und böswilliger Verſpottung von Schillers Witwe klingt noch 1819 der Ärger über Schillers Parteinahme für Körners Schwägerin nach, wie dies Geiger ſelbſt (S. 260 und 312) andeutet, obwohl er ſonſt von ſeinem Rechte, als Biograph auch den Anwalt ſeiner Heldin zu ſpielen, gerne Gebrauch macht. Perſönliche Verſtimmung wird übrigens auch bei Thereſens ſcharfem Ausfalle gegen Fritz Jacobi und ſeine Umgebung (S. 66) mitwirken, wie anderſeits die Bewunderung für Ifflands Spiel (S. 116) durch den perſönlichen, freundſchaftlichen Verkehr geſteigert wurde. Statt Geigers Zuſammenſtellung von Thereſens Urteilen über Goetheſche Werke finden wir im Jahrbuch Otto Harnacks Mitteilungen aus Lili Partheys Tagebuch über ihren Verkehr mit Goethe in Karlsbad am 23. Juli 1823. Harnack hat dabei überſehen, daß G. Partheys Bericht über ſeine Beſuche bei Goethe ſchon ſeit 1883 in einer allgemein zugänglichen Ausgabe vorliegt, die unverändert den Privatdruck von 1862 in den Buchhandel gebracht hat. Zu dem in Goethes Tagebüchern erwähnten Beſuch der

Prinzeſſin Thereſe von Thurn und Taxis in Weimar im Gefolge der Königin Luiſe teilt B. Bailleu aus dem Briefe der Prinzeſſin an die Fürſtin Betty von Fürſtenberg vom 8. Juli 1799 ihre begeiſterten Äußerungen über „Wallenſteins Tod“ mit.

Wenig ergiebig ſind diesmal die Miszellen des Jahrbuchs ausgefallen. M. von Waldberg iſt es gelungen, die Entſtehung der von Zarncke unter Nr. 64 beſprochenen Vignette Goethes für 1784 nachzuweiſen, aus welchem Jahre wir bisher noch kein Goethebildnis beſaßen. Wie weit Erlebtes und Geleſenes die Stimmung erzeugten, aus welcher der Erlkönig erwuchs, ſucht F. Sintenis zuſammenzuſtellen. Aus Heinrich Chriſtian von Senckenbergs 1787 erſchienenen „Gedichten eines Chriſten“ teilt Hermann Haupt die in den Verſen und einer eigenen Fußnote Senckenbergs ausgeſprochene Warnung vor dem Werthergift mit. Die reiche Zahl von zeitgenöſſiſchen Stimmen für und gegen „Werthers Leiden“ iſt auch ſonſt in letzter Zeit um einige vermehrt worden. Wenn Gleim unterm 16. Juli 1776 ſeinen Freund Uz bittet, doch dem Greuel der Verwüſtung zu ſteuern und zu wehren, „welche das stultum pecus, das unſern Göthen nachläuft, überall anrichtet“,[28]) ſo dürfte ſich das in erſter Linie auf die Nachahmungen des Werther beziehen. Schon 1776 iſt Millers „Beytrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit aus den Briefen zweyer Liebenden“ erſchienen, wie der berühmte thränenreiche „Sigwart“ ſelbſt, dem Senckenberg den Vorzug vor dem „Werther“ gibt. Der rechtſchaffene Verfaſſer des „Sigwart“ mißbillige, erzählt Senckenberg, nun ſelber ſein Büchlein, das doch nur ſeelentkräftend, nicht wie Goethes Roman vergiftend wirke. „O möchte doch der vortreffliche Pinſel, der den männlichen Götz von Berlichingen in ſeiner ganzen teutſchen Biederkraft ſo unnachahmlich geſchildert hat, nie den entmannten Werther geſchildert haben.“ Für den rührenden Sigwart zeigte auch der neben Klopſtock angeſehenſte Vertreter der älteren Litteratur, Albrecht von Haller, beſondere Teilnahme. Indeſſen billigte er es auch nicht, als man in Bern daran dachte die „Leiden des jungen Werthers“ zu verbieten.

[28]) Briefwechſel zwiſchen Gleim und Uz. Herausgegeben und erläutert von Karl Schüddekopf. Tübingen 1899 (Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart 218. Band).

*

Man überſetze, ſchreibt er an ſeinen Freund, den württenbergiſchen Geheimrat von Gemmingen[29]), am 20. April 1775, in Bern „Göthens Werther, ein Werk voll Feuer und Leben, worüber aber hier die Urteile ſehr geteilt ſind. Mir iſt es nicht vorgekommen, als wann die Abſicht wäre, den Selbſtmord zu entſchuldigen. An Nicolais Satire habe ich keinen Geſchmack, auch keinen Begriff, worin das Lächerliche beſtehen ſoll. Ein hieſiger Edelmann hat Wehrtern in ein franzöſiſches Drama gebracht.“ Es iſt Sinners Drama „les malheurs de l'amour“. Gemmingen ſelbſt machte am 28 Februar 1775 Bodmer auf einen ungedruckten Brief des Abtes Jeruſalem über den Tod ſeines Sohnes aufmerkſam.[30]) Dagegen weiß Lichtenberg, von deſſen Briefen wir nun endlich den Anfang einer vorzüglichen, ſchon im erſten Bande um 159 ungedruckte Stücke vermehrten Ausgabe erhalten haben (vgl. XIII, 328)[31]) zu erzählen, daß der alte Profeſſor Böhmer in Göttingen beim Leſen der Leiden des Herrn Baron von Werther über das ſchändliche suicidium alles andre vergeſſen habe (8. Juli 1780 an Heyne). Er ſelbſt dankt in einem der zum erſtenmal gedruckten Briefe an ſeinen Freund und Verleger Dietrich aus London, 1. Mai 1775, für die Zuſendung von Nicolais Leiden und Freuden und Tollheiten des jungen Werthers und macht ſich luſtig über die Nachricht, daß ein junger Herr von Lütichow ſich über das Buch erſchoſſen haben ſollte. „Ich glaube, der Geruch eines Pfannkuchens iſt ein ſtärkerer Bewegungsgrund in der Welt zu bleiben, als alle die mächtig gemeinten Schlüſſe des jungen Werthers ſind, aus derſelben zu gehen.“ Der

---

[29]) Briefwechſel zwiſchen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen. Nebſt dem Briefwechſel zwiſchen Gemmingen und Bodmer. Aus Ludwig Hirzels Nachlaß herausgegeben von Hermann Fiſcher. Tübingen 1899 (Bibliothek des litterariſchen Vereins in Stuttgart 219. Band).

[30]) In dieſem Zuſammenhange iſt auch zu erwähnen, daß die 1776 von Leſſing veröffentlichten „Philoſophiſchen Aufſätze von Karl Wilhelm Jeruſalem“ von Paul Beer neu herausgegeben wurden als Nr. 89/90 der „Deutſchen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.“ Berlin 1900 (B. Behrs Verlag, E. Bock).

[31]) Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann und Karl Schüddekopf. Erſter Band 1766—1781. Leipzig 1901 (Dietrichſche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher).

Satiriker ſchlägt vor den „Prometheus“ — gemeint iſt H. L. Wagners Spottgedicht — um zwei Holzſchnittchen zu vermehren, auf denen der Sieg eines Pfannkuchens über den Selbſtmordgedanken eines empfindſamen, verliebten Wertherleſers darzuſtellen wäre.

Kehren wir von dieſen Wertherismen zu den Miszellen des Jahrbuchs zurück, ſo finden wir, daß Franz Kahn ſeine Emendation „Gebieter“ für „Geliebter“ im Refrain der erſten Strophe der Mignon-Ballade gut begründet hat. Dagegen erſcheint der Verſuch von Morſch, Parallelen zwiſchen Goethes „Pandora“ und Gerhart Hauptmanns „Verſunkener Glocke“ nachzuweiſen, vollſtändig verfehlt. Führt uns A. Leitzmann in das Gebiet der Goetheſchen Homerſtudien ein mit dem beſcheidenen, aber ſicheren Nachweis, daß der allein fertig vorliegende Geſang der „Achilleis“ die früheren zwei Geſänge umfaßt, ſo vermag Bernhard Suphan, deſſen Bericht über die ſachlichen Erwerbungen des Archivs und die Verluſte der Goetheforſchung an Freunden und Mitarbeitern eigens erſchienen iſt,[82]) aus den Schätzen des Archivs Goethes Übertragung von V. 78—132 des ſiebenten Geſanges der Odyſſee in Hexametern, die Proſaparaphraſe und Erklärung der Verſe 81—86 aus dem zehnten Geſange mitzuteilen. Die erſtere, die durch Beſchränkung der Beiwörter dem Klopſtockiſchen Ideal einer Einſparung von Zeilen Seitens des Verdeutſchers entſpricht, ſtammt nach Suphans beweiskräftiger Erläuterung aus der Mitte der neunziger Jahre, der Erklärungsverſuch aus dem Anfang des zweiten römiſchen Aufenthalts. In ſeinem Kommentar zu dieſen beiden Bruchſtücken beſchenkt Suphan uns auch noch mit Goethes Verdeutſchung aus der Ilias XIII, 95—110 und verrät, daß im Weimarer Archive auch Goethes Überſetzung von Demodokos' Geſang beim Feſtmahle der Phäaken der Veröffentlichung harrt:

Singe Muſe mit Luſt den Liebeshandel des Ares
Den er einſt ſich erkühnt mit Aphroditen zu wagen.

Wie aber Goethe im Leben über der Seele Suchen nach dem Lande der Griechen doch den Anforderungen des Tages nicht ganz

[82]) Aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. Bericht in der 16. Jahresverſammlung der Goethegeſellſchaft vorgetragen. Weimar 1901 (Sonderdruck aus der Weimariſchen Zeitung).

entrinnen konnte, ſo geſellt Suphan nun in den Mitteilungen des Archivs den Homeriſchen Blättern eine Skizze aus dem April 1795, in der Goethe „Gedanken über Freiheit und Gleichheit“ aufgezeichnet hat, den Widerſpruch zwiſchen beiden Gaben, die nur von Phantaſten oder Charlatans zugleich verſprochen werden könnten, betonend. Dieſe Gedanken hat Goethe auf der Rückſeite einer amtlichen Ausfertigung an den mit dem Waſſerbau in Dornburg beſchäftigten Leutnant Vent ſkizziert, was uns den ſonſt ſchwer zu ermittelnden Zeitpunkt der Niederſchrift bekannt macht. Ein amtliches Gutachten Goethes über das Verhältnis der herzoglichen Schatulle zu einer in Ilmenau nicht gedeihenden Porzellanfabrik aus dem Januar 1782 hat Wilhelm Stieda mit Erzählung der Geſchichte jener Fabrikgründung mitgeteilt. Zwei Briefe Goethes an den Maler Joſef Hoffmann (9. Mai 1802 und 1. Februar 1805), die Antwort auf Hitzigs amtliche Anfrage über ſeinen früheren Schreiber John ſind durch Geiger zum erſtenmale veröffentlicht, und ihnen iſt ein Neudruck des in dieſen Berichten ſchon XV, 269 und XVI, 182 erwähnten Goetheſchen Briefes an Ludwig Wachler und an Göſchen beigefügt. Wie reich noch immer die Ergänzungen des Briefwechſels ſich einſtellen, zeigt das Jahrbuch, indem es ſtatt der ſieben Goetheſchen Briefe an ſeinen Weimariſchen Amtsgenoſſen Karl Friedrich von Conta, die Strehlke verzeichnet hat, deren neununddreißig nebſt fünfzehn Antworten Contas aus dem Zeitraum von 1807—1831 zum Abdruck bringt. Die von Max Hecker erläuterten Briefe ſind ja nicht eben inhaltlich bedeutend, enthalten jedoch manches anziehende. Aus Goethes Schreiben vom 30. Juni 1807 erſehen wir, daß er ſich damals ernſtlich mit dem Gedanken einer Reiſe nach Wien trug. Nicht im Jahrbuch ſondern nur in einem Erich Schmidt gewidmeten Privatdruck iſt eine Ergänzung von Goethes Briefwechſel mit Reinhard erfolgt durch ein kurzes Billet vom 13. Juli 1809 zu einem längeren Brief aus Töplitz und Heidelberg vom 1. Juli 1813 und 8. Oktober 1814.[33]) Der letztere Brief iſt bedeutend durch das den Brüdern Boiſſeree und ihren Sammlungen geſpendete Lob. Ein ganz eigenartiges, bisher unbekanntes Schreiben Goethes hat Jakob

[33]) Drei ungedruckte Briefe an den Grafen Karl Friedrich von Reinhard. Berlin 1900 (In Druck gegeben von Alexander Meyer Cohn).

Caro zugänglich gemacht,[34]) den Dankbrief Goethes vom 13. Mai 1830 an die Société royale philomatique zu Warschau, die ihn im Dezember 1829 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte. Goethes Antwort erfolgte in lateinischer Sprache. Die Revision längst veröffentlichter Briefwechsel ist im Jahrbuch für den Goethe-Zelterschen von P. Weizsäcker und E. v. Bamberg eröffnet, für den Lavater-Goetheschen von Heinrich Funck fortgesetzt worden. Beim ersteren haben sich nur für Zelter wesentliche Nachträge ergeben, so vor allem sein noch ungedruckter großer Brief über Scotts Napoleonbiographie, dessen Kenntnis man so gerne noch Michael Bernays für seine Untersuchung über Goethes Verhalten zu diesem Werke (vgl. XI, 259) gegönnt hätte. In Zelters ungedrucktem Briefe vom 15. Februar 1824 erzählt er von der Aufführung des „Standhaften Prinzen" in Berlin und fährt dann fort: „Du erinnerst Dich gewiß noch, daß Du es Schillern und mir eines Nachmittags in Deinem Hause, da eben die Schlegelsche Übersetzung angekommen war, vorgelesen hast." Bisher wußten wir nur von Goethes Vorlesung des Dramas am Theetische Johanna Schopenhauers; das Zeltersche Momentbild verdient festgehalten zu werden: Goethe ein ihn begeisterndes Drama Calderons dem nicht Calderonfreundlichen Schiller vorlesend. Funck geht von Ulrich Hegners Lavaterbuch (1836) aus, um festzustellen, daß Nr. 589 der Weimarischen Briefausgabe nicht ins Jahr 1777 noch in die Anfangszeit des Verkehrs zu setzen sei, sondern dem August 1774 angehört. Das in der Weimarer Ausgabe nur in den Lesarten zu Nr. 1553 abgedruckte Urteil Goethes über des Freundes „Pontius Pilatus" ist von Goethe thatsächlich unmittelbar an Lavater geschickt worden, während der auf dem gleichen Quartbogen in Lavaters Nachlaß stehende „Auszug aus einem Briefe von K. an L. Hirzel" mit Unrecht als ein Goethescher Brief angesehen worden ist, ein Irrtum allerdings, vor dem sich schon die Weimarer Briefausgabe wahrte.

Nicht blos als einer der vertrautesten Freunde Lavaters und Herausgeber wichtiger Goethescher Brieffragmente in seinen „Bei-

[34]) Zwei Briefe Alexander von Humboldts und Goethes in den „Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte" I. Band, 4. Heft. Berlin 1901 (Verlag von Alexander Duncker).

trägen zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters“ kommt der Winterthurer Dichter und Sonderling Ulrich Hegner (1759—1840) für die Goethelitteratur in Betracht. Persönlich zusammengekommen sind die beiden niemals, aber wichtig war der Einfluß von Goethes Dichtung auf den einsamen Kunstfreund in Winterthur. Hegners liebenswürdige, die methodische Gelehrtheit Bächtoldscher Schulung mit weiblichem Feingefühl verbindende Biographin Fräulein Dr. Hedwig Waser[35]) hat ihren Helden nicht blos als Mittelsmann zwischen den Niederungen der deutsch-schweizerischen Litteratur im 18. und ihrem Höhepunkt im 19. gefeiert, so daß sie in Hegners Prosa zuerst „die durchgeistigte Vornehmheit und Anmut Goetheschen Stiles durchwürzt vom Erdgeruch der Mundart“, deren glückliche Verbindung uns bei Gottfried Keller entzücke, herausfindet. Hegner vertritt nach ihrem Urteil in seiner Person die Wandlung, die sich in der Schweiz von Bodmers kindischen Schmähungen und Hallers Geringschätzung Goethes bis zu der Zeit vollzog, da der noch in Dumpfheit befangene grüne Heinrich im Witwenstübchen seiner Mutter mit heißen Wangen Goethes Werke genoß, um „nach vierzigtägigem Liegen und Lesen als ein Anderer vom Lotterbettchen aufzustehen, erfüllt von einem reinen und nachhaltigen Vergnügen, das er früher nie gekannt, jener hingebenden Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet“ (vgl. XV, 113—118).

Auch Ulrich Hegner erzählte, wie er als Jüngling von der farbenprächtigen Romantik des „Götz“, mehr noch vom Seelenzauber „Werthers“ ergriffen ward, dessen Wahlheim er sich unter zwei mächtigen Eichen des Brühlberges träumte, während die Einwohner Winterthurs sich über den tollen Roman lustig machten (S. 256). Als Hegner die krankhafte Empfindsamkeit, die ihn während seiner ersten akademischen Semester beherrschte, überwunden hatte, lachte er freilich selbst mit über die köstlichen Schnurren, die der originelle Apothekergehilfe Heinsius in Straßburg durch fortwährende

[35]) Ulrich Hegner. Ein Schweizer Kultur- und Charakterbild. Halle a. S. 1901 (Max Niemeyer).

drollige Wertherzitate ausübte. Allein auch ernſte Goetheerinnerungen mußten ihm in Straßburg näher treten. Wurde der liebe Aktuarius Salzmann doch auch für den jungen, ſchüchternen Schweizer ein treuer Mentor und teilte ihm die älteſte Form des Götzdramas mit, von der Hegner 1833 meinte, ſie ſei „reichlich mit Hurerei ausſtaffirt, im Flammenſtil.“ Wie mit Salzmann hat Hegner während ſeiner Straßburger Semeſter auch mit Lenz, dem „konfuſen, aber poetiſchen Kopf“ verkehrt, ein Umgang an den er ſich ſpäter nicht gerne erinnern ließ. In Tiecks Einleitung zu Lenz Schriften fand er neben einer großen Kunſt Unerquickliches ſchonend zu verſchleiern viel Luminoſes und Wahres, doch auch eine Überſchätzung Lenzens wie des Goetheſchen Einfluſſes auf Lenz' Bildung. Zu Goethes eigenem Urteil über den Jugendgenoſſen, meinte Hegner, „ließe ſich noch manches hinzufügen, wenn über ſeine Verirrungen zu ſprechen oder zu leſen erfreulich wäre“. Zu Hegners Straßburger Freundeskreis gehörte auch Gg. Chriſtoph Tobler, der dann im Sommer 1781 in Weimar Goethe ſo nahe trat, daß man ihm die Redaktion von Goethes Fragment „Die Natur“ im 32. Stücke des Tiefurter Journals zuſchreiben konnte (vgl. IX, 225), ja Hegner fand den nach der Schweiz zurückgekehrten Freund „von Goethe mehr als nötig inſpiriert und Lavatern entfremdet“. Gerade Lavater, „der erſte Schweizer, der Goethes Größe, wenn noch nicht erkannte, ſo doch ahnend empfand“ (S. 252), gab den Mittelsmann zwiſchen Hegner und Goethes Dichtung ab, wie er weſentlich Mitſchuld trug am Ärger des alten Bodmer darüber, „daß Goethe der jungen Züricher Herz und ſchwindelnden Kopf beſitze“. Bodmer konnte ſich nicht darüber klar werden, was für eine Grundveſte Lavaters Vertrautheit mit Goethe denn haben möchte, wie Lavater den Vertretern der älteren Generation überhaupt manches Rätſel aufgab. Immer wieder kommen in dem ſchon erwähnten Briefwechſel zwiſchen Albrecht von Haller und Eberhard Friedrich von Gemmingen beide auf den „allzu lebhaften enthuſiaſtiſchen“ Lavater zu ſprechen. Beſonders der württembergiſche Geheimrat, der bei dem Fortſchreiten der Phyſiognomik immer unzufriedener mit ihrem den Fürſten ſchmeichelnden Herausgeber, dem allgemeinen Lobredner, wurde, prophezeiht, Lavater werde ganz

herunterſinken. Haller geſteht zwar, daß auch er über Lavaters viele unbegründete Lobreden aufgebracht ſei, doch nimmt er den Landsmann in Schutz. „Im Geſpräch iſt er angenehm, voll Feuer und Leben.“ Gemmingen will auf dies Lob hin auch nicht an ſeinem guten Willen zweifeln, aber ohne Dämpfung des übermäßigen Jugendfeuers ſtifte der Enthuſiasmus das meiſte Böſe in der Welt. Erſt wenn Lavater, ſchließt er am 1. Juli 1779 die Erörterung, einmal die Menſchen nicht mehr durch die farbigten, verkleinernde und vergrößernde Gläſer ſeiner Einbildungskraft zu beobachten anfange, erſt alsdann werde er ein rechter Mann werden. Daß Lavatern bei all ſeinem Überfluß an Geiſt und Genie die Fähigkeit abgehe, Wahrheit von Wahrſcheinlichkeit zu trennen, mußte auch Hegner eingeſtehen. Aber von „der Herzensanmut ſeines Weſens“ fühlte er ſich immer von neuem angezogen und er kannte den vielbeſchäftigten Züricher Magus ſo gut wie kaum ein anderer. Erinnern wir uns der Worte, die Goethe von der Schweizerreiſe des Jahres 1779 über den Geiſt des Lavaterſchen Hauſes ſchrieb,[36]) ſo gewinnen Hegners, des Hausgenoſſen, Schilderungen von Lavaters Heim auch für die Goethelitteratur beſondere Bedeutung. Hegner dichtete eine eigene Inſchrift für das gaſtfreundliche Pfarrhaus am St. Peter:

„Kennſt du das Haus, wo Ordnung herrſcht und der Anfang der Weisheit?
Und den Herrn des Hauſes, dem Menſchenkenntnis die Fülle
Ward und der Liebe, die eigne und fremde Sünde vernichtet?
So betrete dies Haus und lern' an der reinlichen Tafel:
Welche Erholung von Arbeit weiſer Leichtſinn gewähret.“

Haller ſeinerſeits war wenig erbaut über die Geſchmackswandlung bei den und durch die jüngeren Dichter, für die ſeine Gedichte nun zu proſaiſch geworden wären, wie ſie Anno 1732 zu verſtiegen

[36]) Von Lavaters eigener Reiſe, die ihn zuerſt perſönlich mit Goethe zuſammenführte, jener des Sommers 1774, haben wir durch Heinrich Funck neue Mitteilungen erhalten: „Lavaters Aufzeichnungen über ſeinen Aufenthalt in Karlsruhe auf der Rückreiſe von Ems“. In Karlsruhe ſah er am 7. Auguſt zum erſtenmale die ſpätere Herzogin von Weimar, die Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt, deren männlicher Blick ihn an den ſtolzen Blick von Barbara Schultheß erinnerte. Sonderabdruck aus der Zeitſchrift für die Geſchichte des Oberrheins. Karlsruhe 1901 (J. Bielefelds Verlag).

geweſen ſeien. Er preiſt Bodmer wegen ſeines guten Verſtandes, über die deutſchen Kritiker zu lächeln, „die den alten Löwen mishandeln“. Bodmers Dramen, gegen die ſelbſt Gemmingen Bedenken hegt, bezeichnet Haller als den Kanal, wodurch Bodmer ſeine Freiheitsliebe rinnen laſſe. Doch weiß Haller auch, daß das Theater neben dem Verſtande vom Verfaſſer eines Dramas noch eine Kenntnis der ſpielenden Manövers erfordere, die man blos durch die Beobachtung einer wohleingerichteten Geſellſchaft von Schauſpielern erwerben könne. Er freut ſich (15. April 1777), daß das Mannheimer Theater zum Beſten der deutſchen Litteratur bald jenes in Wien einholen werde. Es ſei ein Wunder, „daß die deutſchen in den ſchönen Wiſſenſchaften ſo vieles thun, da ſie weder mit Geld, noch mit Ehre, noch mit Stellen aufgemuntert werden. Aber gegen Wieland und die Anakreontik hegte Haller jederzeit ſtarke Abneigung. Er beargwohnte in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ eine Unterſtützung der von Wieland ausgehenden Verſchwörung gegen die Religion. War er ſchon entſetzt geweſen über den Einfall, einen Landesherrn durch einen Wieland erziehen zu laſſen, und hoffte, als im April 1775 der junge weimariſche Herzog in der Schweiz erwartet wurde, daß nun Wieland vom Hofe entfernt würde (S. 84), ſo entlockte ihm die erſte Nachricht von Goethes Aufenthalt in Weimar am 18. November 1775 den Ausruf: „Alles läuft nach Wiz und niemand nach Wahrheit.“ Goethes Verbleiben am Hofe als „Maitre du Jour“ neben Wieland bezeichnet er vollends als Goethes Fall. „Es wäre doch einmahl noch etwas, wenn Dichter zum gemeinen Beſten etwas beytragen könnten“; Wieland und Goethe wirkten indeſſen nur übles. Ja, Goethe, der ſich in die Atmoſphäre des Hofes nicht ſchicken könne und betaumelt ſei, benehme ſich noch weit unvernünftiger als Wieland, der wenigſtens an den Kavalkaden und Ritterzügen ſeines Kollegen Goethe nicht teilnehme. Und Gemmingen verſichert Bodmer, es ſei kaum zu glauben, welche Thorheiten Goethe und als treuer Gefährte ſeiner Ausſchweifungen der Herzog von Weimar begingen.

Wir vermögen die Quelle dieſer Anklagen wohl zu erkennen. Gemmingen bezeichnet zwar wiederholt Karl Auguſts Erzieher, den Grafen Görtz, als einen Kopfhänger und ſchwarzblütigen Pietiſten,

er ſteht aber offenbar mit ihm oder ſeinen Freunden in Verbindung. Sieht er doch vorſchnell im Grafen ſchon Karl Auguſts Miniſter und fürchtet (28. Februar 1775 an Bodmer) Wielands Anteil an der künftigen Regierung des jungen Herzogs. Als aber Wieland ins Privatleben zurücktrat, da wußte Gemmingen noch am 1. Juli 1779 zu erzählen, das Weimariſche Publikum ſei unendlich mehr mit Wielands Betragen zufrieden, „als mit der abentheuerlichen Miniſterſchaft des Meiſterſängers Goethe. Er ſoll Gott um langes Leben ſeines Fürſten bitten, ſonſt möchte ſein Schickſal mit dem des Struenſee Ähnlichkeit haben“. Aus den letzten Worten ſpricht der auch ſonſt für jene Jahre bezeugte, bis zur ſtillen Wut geſteigerte Haß, den Goethes Regierung in weimariſchen Hof- und Beamtenkreiſen erregte. Gemmingen ſeinerſeits war nicht wenig überraſcht, als er nicht lange darauf den Geſchmähten perſönlich am Stuttgarter Hofe auftreten ſah. Er mußte am 8. März 1780 Bodmer bekennen, daß von den zwei außerordentlichen Pilgrimmen der Herzog keinen von denjenigen Flecken blicken ließ, welche ihm das Publikum ſchuld giebt. „Goethe führte ſich Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts ſehr beſcheiden und vernünftig auf, und von dieſer Seite wenigſtens hat er durch ſein Hofleben offenbar gewonnen.“ Jener Goethe ſo unangenehme Aufenthalt, der dem Eleven Schiller zum erſtenmal den Anblick des Dichters von „Werthers Leiden“ verſchaffte, ſchloß ſich an die Schweizerreiſe, deren erzieheriſchen Höhepunkt für den Herzog nach Goethes Abſicht eben der Aufenthalt in Lavaters Haus bilden ſollte. Durch ſeinen Freund Lavater konnte und mußte Ulrich Hegner demnach gerade über ſolche perſönliche Verhältniſſe Goethes, die bei andern aus Unkenntnis Bedenken hervorriefen, aufs beſte unterrichtet ſein. Er hatte es dadurch natürlich leichter, ſich vor weitverbreiteten und hartnäckig feſtgehaltenen Mißverſtändniſſen zu bewahren und ungetrübt der Freude an Goethes Dichtungen hinzugeben. Frl. Waſer weiſt denn auch im Einzelnen Goethes Einfluß auf Hegners Werke, vor allem die Verwandtſchaft ſeiner Reiſeſchilderungen mit denen Goethes und Sternes nach (S. 182). Den Antrag, Herders Gedichte für die Herausgabe zu ſichten (S. 252), wies Hegner zurück, weil ihm Herder die Poeſie der Ideen, nicht der Sprache zu beſitzen ſcheine,

daher ſeine Proſa dichteriſch, ſeine Poeſie proſaiſch gerate. Bei Schiller dagegen erkennt er an „Gewalt über Sprache und Mechanik der Poeſie, die prächtigen Verſe und Sentenzen", vermißt aber in dem Schwunge „Einfalt und klare Harmonie, den genialiſchen Reichtum der Ausführung, der ſinnlichen Anſchauung, die Goethes Werke zu einer Poeſie der Menſchheit machen. Bei Goethe quille alles neu und eigentümlich hervor, ſei alles Gegenwart; bei Schiller mehr Mühe, Überlegung, Kompoſition, Wahl des Wiſſens!" Frl. Waſer erinnert daran, daß um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert Goethe wie Schiller in der Schweiz wenig, Schiller höchſtens neben Thümmel und Matthiſon genannt werde. Im Jahre 1804 hat Hegner die „Braut von Meſſina" hoch über den „Wilhelm Tell" geſtellt, an dem er (S. 254) viel auszuſetzen fand. Erſt 1819 rühmte er Schillers „Tell" als ein Muſterſtück ſchöner Sprache und edler Geſinnung. Frl. Waſer glaubt, daß Albrecht v. Haller durch ſeine Einführung der Gebirgler in die Dichtung hohen Stils Schiller den erſten Anſtoß, das realiſtiſch-idealiſtiſche Vorbild zu ſeinem Tell gegeben habe. Bei Schillers nie abgebrochener Vorliebe für Hallers Dichtung mag dies wohl zutreffen. Als übrigens Gemmingen die hiſtoriſchen Beweiſe in Hallers 1772 gehaltener Vorleſung über „Wilhelm Tell" rühmte und meinte, die Telliſche Geſchichte dürfte in Helvetien als ein politiſcher Glaubensartikel nicht angetaſtet werden, erwiderte Haller: „Mir iſt bei Tellen die allzugroße Ähnlichkeit mit der unfehlbar ältern Geſchichte des Toko im Wege."

Daß in Emil von Großheims „Lexikon der Schillerlitteratur"[37]) gleich ſo vielen anderen auch Albrecht von Haller nicht zu finden iſt, kann bei der ſchon anläßlich des Großheimiſchen Goethelexikons (vgl. XVI, 219) geſchilderten abſoluten Wertloſigkeit dieſer Machwerke nicht Wunder nehmen. Dagegen hat der verdienſtvolle Erläuterer von „Schillers Dramen", Ludwig Bellermann (vgl. XIV, 326) uns eine knapp gehaltene, aber vorzügliche

[37]) Biographiſches Nachſchlagebuch über diejenigen Perſonen, mit welchen Schiller vorzugsweiſe verkehrt, oder über welche derſelbe in ſeinen Schriften ein Urteil gefällt hat und über die Schriftſteller, welche „über ihn" geſchrieben haben. Quackenbrück 1900 (Edm. Eckhart vormals Rackhorſtſche Buchhandlung).

Schillerbiographie geliefert.[38]) Dem Bedürfnis nach populärer Darstellung hat Bellermann nur darin zu viel Rechnung getragen, daß er auf den Unterschied von Schillers und Kants Auffassung des Verhältnisses zwischen Sinnlichkeit und Sittengebot, der schon für das Verständnis von „Ideal und Leben" so wichtig ist, gar nicht eingegangen ist. Dafür hat er die einzelnen Dramen mit liebevollem Verständnis treffend charakterisiert und vor allem für die ganze Darstellung den richtigen Grundton getroffen, indem er alle Einzelheiten des Talentes und Lebens aus dem großen Charakter des Menschen abzuleiten, diesen in seiner vorbildlichen Bedeutung klar und fest seinen Lesern vor Augen zu stellen verstand. Dem trefflichen Texte ist ein wohlgewählter und hübsch ausgeführter reicher Bildschmuck beigegeben. Wie Bellermann ist auch Ernst Müller bereits durch eine Reihe von Beiträgen zur Schillerlitteratur rühmlich bekannt. Sein neu erschienenes „Schiller-Büchlein"[39]) giebt auf Grund sicherer Beherrschung der wissenschaftlichen Forschung eine kurze und leicht faßbare Darstellung von Schillers Lebensgang und seinen Arbeiten, in die zwei Teile „Biographisches" und „Litterargeschichtliches" geschieden sind. Ich selbst würde bei Bearbeitung der gleichen Aufgabe eine solche Scheidung nicht vorgenommen haben, Müller hat aber jedenfalls seinen Plan sehr gut durchgeführt. Im zweiten Teile treffen wir neben Besprechung der Dichtungen, kritischen, philosophischen und geschichtlichen Arbeiten auch eigene Abschnitte über Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum, seine Vaterlandsliebe, eine Auslese „geflügelter Worte aus Schiller" und einen Überblick der Schillerlitteratur. Die Begrüßung der „Räuber" durch die Worte: „Haben wir je einen teutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser", stammen nicht von Moritz, wie Müller S. 16 angiebt, sondern von Chr. Fr. Timme in den Erfurtischen Gelehrten Anzeigen, dem Bellermann wegen dieser Wahrsagung eigens einen ehrenvollen Nachruf

[38]) Schiller. — Dichter und Darsteller herausgegeben von Rudolf Lothar VII. Band. Leipzig, Berlin und Wien 1901 (Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie).

[39]) Hilfsbuch für Schule und Haus. Mit zwölf Abbildungen und einem Handschriftfacsimile. Leipzig 1901 (G. Freytag).

widmet, wie er andererſeits Moritz' Angriff auf „Kabale und Liebe“ brandmarkt. Leſſings „Emilia Galotti“ iſt wohl eine Moderniſierung der uralten Virginiageſchichte, ich verſtehe aber nicht, wie Ernſt Müller „Kabale und Liebe“ als Seitenſtück zur Virginiageſchichte bezeichnen kann (S. 83). Wichtiger als die „Philoſophie der Phyſiologie“ wäre S. 130 doch noch die Anführung der nicht erwähnten „Philoſophiſchen Briefe“ geweſen. Müllers Angabe S. 144 über den Erfolg der bei Mauke in Jena von Schiller herausgegebenen „Allgemeinen Sammlung hiſtoriſcher Memoires“ erfährt eine Berichtigung durch Guſtav Lückings eingehende Unterſuchung der äußeren Geſchichte jenes Unternehmens.[40]) Lücking hat aus den Briefen von und an Schiller alles einſchlägige Material ausgezogen und überſichtlich geordnet, um zunächſt die Unterlage für Schillers Verhandlungen mit den Überſetzern und dem bald nicht mehr zahlungsfähigen Verleger ſowie für die Überlaſſung der Herausgabe an Paulus feſtzuſtellen. Über Schillers eigene Überſetzerthätigkeit dabei ſoll die Fortſetzung der Unterſuchung Aufſchluß geben. Es wäre zu wünſchen, daß eine gleiche Unterſuchung auch für das andere von Schiller begründete hiſtoriſche Sammelwerk, die „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen“ veranſtaltet würde.

Wenn Müller in ſeiner kurzen Biographie ein eigenes Kapitel „Schillers Nachkommen“ gewidmet hat, ſo dürfen wir wohl die von B. von Maltzan herausgegebenen „Briefe von Karoline von Schiller“[41]) nicht unerwähnt laſſen, obwohl Karoline, die Gattin des Bergrats Junot (1799—1850) nicht wie ihre Schweſter Emilie von Gleichen-Rußwurm ſich Verdienſte um die Schillerlitteratur erworben hat. Nicht aus Karolinens Briefen, ſondern aus einem beigegebenen Briefe Reinwalds an Karolinens Freundin, die Freifrau Ferdinande von Richthofen, erfahren wir, daß von den Geſchwiſtern Karoline wegen ihrer Kränklichkeit am meiſten die Natur des Vaters zu haben ſcheine, „welcher ſchon von Jugend auf oft dergleichen Anfälle hatte, die durch die ſtete Aufregung des Geiſtes noch ver-

[40]) Schiller als Herausgeber der Memoirenſammlung. Erſter Teil. Berlin 1901 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Programm der dritten Realſchule Nr. 119).

[41]) Berlin 1901 (Wilhelm Süſſerot, Verlagsbuchhandlung).

mehrt wurden." Für die Monate von Schillers Bauerbacher Aufenthalt, der einzigen Zeit von Schillers Verkehr mit seinem späteren Schwager Reinwald, waren uns Krankheitsanfälle Schillers bisher nicht bekannt. Ueber den sanften Tod ihrer Tante Christofine Reinwald berichtet Karoline am 30. September 1847. Über die Werke ihres Vaters äußert sich Karoline in diesen Briefen nicht; glaubte sie doch den Mangel an christlicher Frömmigkeit darin beklagen zu müssen. Dafür lesen wir begeisterte Äußerungen über Jean Pauls „Hesperus" und Collins „Regulus." Karolinens Hoffnung, daß Schillers und Collins verwandte Geister sich im Jenseits gefunden haben müssen, möchte man in Anbetracht der abfälligen Urteile Schillers und Goethes über den „Regulus" stark in Zweifel ziehen. Anzweifeln müssen wir leider aber auch die Zuversicht, mit der Fanny Lewald in ihren Tagebüchern 1875 ihre Überzeugung ausspricht, wenn Goethe und Schiller heute wieder kämen, würden sie „durch die ganze zivilisirte Menschheit hin Verehrung empfangen, sie würden mit Überwältigung die Wirkung wahrnehmen müssen, die sie auf die Entwicklung der Menschheit im allgemeinen und im besonderen auf ihre Nation geübt haben". Im besonderen im deutschen Reichstag würden Goethe und Schiller bei der Beratung über das Straßburger Goethedenkmal und Richard Wagners „Parsifal", freilich nicht blos bei diesen Verhandlungen, erbauliche Proben von wirklich überwältigender Wirkung über sich ergehen lassen müssen.

Wir danken die Veröffentlichung der Blätter, denen Adolf Stahrs Gattin und Witwe von 1838 bis 1888 „Eigenstes Bekennen" anvertraute, dem rastlosen Begründer und Herausgeber des Goethejahrbuchs. Statt des ursprünglich gewählten Titels „Erlebtes und gedachtes Vertrauteste" hat Fanny Lewald für ihre Aufzeichnungen schließlich die Überschrift „Gefühltes und Gedachtes"[42]) bestimmt. Geiger spricht in seiner Einleitung von Fanny Lewalds „Leben in Goethe". Sie predigte den Kultus des Genius als die Anbetung des Gottes, der sich im Menschen darstelle. Allzu optimistisch gesinnt freute sie sich in den Säkulartagen des November 1859, daß

[42]) Mit Bildnis der Verfasserin herausgegeben von Ludwig Geiger. Dresden und Leipzig 1900 (Verlag von Heinrich Minden).

dieſer Kultus noch über Carlyles und Bettinas — das „Feuerteufelein“ nennt Ulrich Hegner mit einer gut Gottfried Kellerſchen Namengebung die Dichterin von „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ — Vorherſagungen hinaus und alle Parteiungen überwindend über den Erdball gegangen ſei. Aber auch in Zeiten des Unwillens über die moderne materialiſtiſche Strömung in Litteratur und Leben wendet ſich Fanny Lewald in ihren tagebuchartigen Blättern immer wieder Goethe und Schiller zu. Ein Dichter der Zukunft, meint ſie, werde die von Gott verlaſſene Welt beklagen, wie Schiller in den „Göttern Griechenlands“ über die entgötterte Natur trauerte. Zu Fanny Lewalds Lieblingsgeſtalten gehörte von ihrer früheſten Jugend bis ins Alter, offenbar durch Schillers Gedicht zuerſt dem Mädchen nahe gebracht, Kaſſandra, deren Erſcheinung ja auch neuerdings Gabriel d'Annunzio in ſeinem Romane „Feuer“ wie in dem düſteren Drama „Die tote Stadt“ mit Vorliebe beſchworen hat. Für unſagbar groß hat Adolf Stahrs Witwe noch 1875 die Dichtung des Schillerſchen „Fiesko“ erklärt. Wenn man Fiesko in der Szene an Leonorens Leichnam ſehe, ſo komme einem „der ihm bereitete Tod wie eine Erlöſung vor, denn er hat in dem Augenblicke die größten Empfindungen in raſcher Folge in ſich durchlebt, das mit nichts anderem zu vergleichende Glück zu herrſchen, wenn man die Kraft dazu beſitzt, und den fürchterlichen Schmerz, das Geliebteſte gemordet zu haben“. Beſondere Vorliebe hegte Fanny Lewald aber auffallender Weiſe für Schillers „Geiſterſeher“, der noch der erfahrenen Romanſchriftſtellerin als „ein wahres Meiſterſtück von Erzählung und Kompoſition“ erſchien. Wundervoll fand ſie in ihm den trockenen Realismus, mit dem die Fülle rätſelhaft verwickelter Ereigniſſe dargeſtellt ſei. Und ſie ſtimmt überein mit dem von ihr ſo grenzenlos verabſcheuten Richard Wagner (Geſammelte Schriften und Dichtungen VIII, 102), wenn ſie rühmt, kein anderer deutſcher Schriftſteller, ſelbſt Goethe nicht, habe die Sprachweiſe der vornehmen Welt ſo vollkommen beherrſcht wie Schiller. Völlig frei und ſicher müſſe er ſich in der großen Welt gefühlt haben, um ſie ſo zu kennen und ſo ohne Bitterkeit in nackter Thatſächlichkeit zu zeichnen. Nirgends habe ſie ein ſo vollkommenes Bild des alten Venedig und ſeiner Zuſtände gefunden

als in dieſer Skizze Schillers, der es nicht kannte. Alſo fand ſie auch im „Geiſterſeher“ dieſelbe Meiſterſchaft der Milieuzeichnung wie alle Welt im „Wilhelm Tell“ ſie zu bewundern gewohnt iſt.

Romane und Briefwechſel haben offenbar und leicht erklärlicher Weiſe auf Fanny Lewald größere Anziehungskraft ausgeübt als Dramen. So ſpricht ſie auch bei Goethe vor allem von ſeinen Romandichtungen. Wilhelm Meiſter, Werther und Wahlverwandtſchaften, an deren Helden materielle Bedürfniſſe kaum jemals herantreten (S. 22), ſeien bei aller tiefen pſychologiſchen Wahrheit doch „auf eine gewiſſe Abſtraktion vom Leben und auf den ſchönen Schein“ gearbeitete künſtleriſche Romane im Gegenſatz zu den naturaliſtiſchen Romanen unſerer Zeit. Sie verhielten ſich zum Leben, wie Cornelius' typiſche Menſchengeſtalten zum individuellen Porträt (S. 21). Allein Goethe ebenſo wie Schiller im „Geiſterſeher“, ſuche ſeine Geſtalten, ſie ſeien ihm lebendige Thatſachen (S. 97). Er beſchreibe nicht lange, ſondern ſpreche von ihnen, wie wenn ſie uns gegenüberſäßen. An dieſem Prüfſtein bewähre ſich die Kraft ſeines dichteriſchen Schauens. Und gegenüber der Unſittlichkeit in neueren Romanen ſei Goethes Darſtellung bei aller Kühnheit „ſo keuſch, daß der Wiſſende ſich es nach ſeinem Wiſſen notwendig ergänzt, und der Unwiſſende arglos darüber hinwegliest“ (S. 214). Übermütige Bekenntniſſe ſeiner Sinnlichkeit wie das „Tagebuch“ habe er in richtigem Gefühl verborgen gehalten. Daß die Kammerſängerin Rudorf, Knebels ſpätere Frau, das Original der Philine geweſen ſei, will Fanny Lewald aus zuverläſſiger Weimarer Tradition erfahren haben (S. 237). In ihrer Charakteriſtik der einzelnen Perſonen der „Lehrjahre“ (S. 98 f.) nennt ſie Philine „eine Perſonifikation des Augenblicks“. Gegen die Kompoſition der „Lehrjahre“ hat ſie manche Bedenken auf dem Herzen. Den urſprünglichen Plan glaubt ſie noch aus Wilhelms Charakter rekonſtruieren zu können: ein junger Kaufmann werde von ſeiner Vorliebe für das Theater durch das Theater geheilt und kehre nach überſtandenen Abenteuern geheilt in die bürgerliche Welt zurück. Allein aus dem Romanabenteuer ſei ein phantaſtiſches Ganze zuſammengeflickt worden, das man ſchon ſtörend empfinde in der Entwicklung der Hamlettragödie, wobei Goethe nur die Möglichkeit der beſten Darſtellungsweiſe, nicht unfruchtbares

Erklärenwollen im Sinne gehabt habe (S. 40). Gegen das Ende helfe ſich der Dichter vollends mit Dekorationspoeſie. Die geheimen Aufzeichnungen des myſtiſchen Turms brauchten uns freilich nicht in Verwunderung zu ſetzen (S. 76). Wir alle wüßten ebenſoviel Thatſachen aus den Lebensläufen unſerer Bekannten, wir gäben uns nur nicht die Mühe der Aufzeichnung und pſychologiſchen Verbindung. Die Schwäche der „Wanderjahre“ liege dagegen in dem Mangel an plaſtiſcher Kraft der Individualiſierung (S. 22).

Man muß angeſichts dieſer Zergliederung des „Wilhelm Meiſter“ jedenfalls der Schreiberin das volle Recht zu einer Kritik zugeſtehen, wie ſie von ihr an Hermann Grimms Goethebuch ſcharf geübt wird (S. 229 f.). Wohl iſt ihr Goethe zugleich „der Allweiſe“ und „das erhabene Kinderherz“ (S. 124), den der Zauber ſeiner unſterblichen Herzensjugend befähigte, unſere Sprache mit dem wundervollen Worte „Frohnatur!“ zu beſchenken (S. 213). Aber bei Goethes eigener Darſtellung ſeiner Kinderjahre in „Dichtung und Wahrheit“ vermißt ſie (S. 250) Urſprünglichkeit und Friſche der Jugend; ſie ſchilt es eine zopfige Arbeit, weil Goethe zu ſpät daran gegangen ſei. Erſt von der Leipziger Zeit an werde die Autobiographie friſch und naturwahr, in Straßburg hinreißend und wundervoll charakteriſierend. Wie es Goethes „trotz allem gelegentlichen Irren in ſich vollendeter Menſchenbildung“ entſpreche, zeige er ſo ſchön und beneidenswert „ſein ſpätes Lieben-Können“ (S. 256). In ſeiner Liebe für die Levezow ſei noch einmal das ganze volle Feuer der Jugend aufgeflammt. An Hermann Grimms Vorſtellung von dem andauernd platoniſchen Charakter des Verhältniſſes Goethes zu Frau von Stein übt die in leidenſchaftlich tiefer Liebe erfahrene Frau eine ebenſo ſcharfe als zutreffende Kritik, der ich meinerſeits in jedem Worte beipflichte. Für ihr ungünſtiges Urteil über Frau von Stein beruft ſich Fanny Lewald auf eine Mitteilung des Großherzogs Karl Alexander, der bei Leſung ganzer Konvolute ungedruckter Steinſcher Briefe „immer aus einem Erſtaunen in das andere gefallen ſei über die gänzliche Unbedeutendheit des Inhalts und der Frau.“ Und doch herrſchte damals, wie Fanny Lewald (S. 207) hübſch ausführt, im Gegenſatze zu heute das Beſtreben, den Briefwechſeln Gehalt zu geben. „Unſere Großen“, ſchreibt ſie

*

bei Leſung des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Reinwald, „ließen und gönnten ſich die Zeit, ſich in ihr eignes inneres Weſen zu vertiefen, und indem ſie ſich ſelbſt deuteten und ihren Freunden klarzumachen ſtrebten, dieſe und endlich auch die Nachwelt zu Mitteilnehmern desjenigen zu machen, was ſie an ſich ſelbſt gefördert und herausgebildet hatten.“ Auf Grund der Briefwechſel hat Fanny Lewald ſchon 1851 einen Vergleich gezogen zwiſchen dem Umgangskreiſe Rahels und dem um Schiller und Goethe gruppierten Thüringer Kreiſe. Wie Rahel ſelbſt an ſicherer Klarheit weit hinter Karoline von Wolzogen, nach Fanny Lewalds Urteil der bedeutendſten Frau der ganzen Epoche, zurückſtehe, ſo ſei der ganze an der Oberfläche geiſtreiche, in der Tiefe verworrene Berliner Kreis nicht ebenbürtig den tiefen Menſchen wie Körner, Herder, Knebel, Wilhelm von Humboldt, den Wolzogens. Bei ihnen vereine ſich ruhiges Denken und tiefes Empfinden zur Erzeugung einer ſchönen Abgeſchloſſenheit, „in der alle Erſcheinungen des Lebens ſich abſpiegeln, ein feſtes Bild zurücklaſſen und ſomit eine Förderung bewirken, die wieder neue wirkſame Gedanken erweckt. Alle dieſe Menſchen leben, um ſich in ſich zu vollenden, und tragen, indem ſie es thun, zur Fortentwickelung der Menſchheit bei.“

In ſpäterer Zeit urteilte Fanny Lewald weit ungünſtiger über die Schaumgold-Bildungen der Frauen des Weimarer Kreiſes, von denen ſie 1875 nur noch Karoline von Wolzogen, die Herzogin Luiſe und Prinzeſſin Karoline gelten laſſen wollte. Sie ſpricht von einer förmlichen Theorie des Sichliebenlaſſens ariſtokratiſcher Frauen gegenüber berühmten Männern, ſeien es nun Frau von Stein und Kalb gegenüber Goethe und Schiller oder die d'Agoult und Wittgenſtein in ihrem Verhältnis zu Liszt. Stets ſei es blos das eitle Verlangen geweſen, „ſich von den großen Genien mit wenig perſönlicher Leiſtung und oft ohne jedes wirkliche Verſtändnis für deren Bedeutung einen Namen zu machen“, wobei unglaublich viel erlernte Phraſe und allgemeine landläufig gewordene Aufſchmückung mit Sentimentalitäten mitunterlief. Ich möchte jedenfalls Lotte Schiller trotz ihrer Beteiligung an den Gehäſſigkeiten gegen Demoiſelle Vulpius von dieſem Verdammungsurteil ausnehmen. Bei Lotte von Lengefeld iſt alles echt und einfach. Uns iſt aber

Digitized by Google

die ganze Sentimentalität des 18. Jahrhunderts ſo fremd geworden, daß wir recht oft Wahres und Anempfundenes gar nicht mehr zu unterſcheiden vermögen. Fanny Lewald führt unter ihren böſen Beiſpielen auch Eliſe von der Recke und Tiedge an. Die bis zur Löſung ihrer unglücklichen Ehe reichende Autobiographie Eliſas iſt neuerdings nebſt zahlreichen Briefen an ihre Vertrauteſten zum erſtenmal ans Licht gezogen worden.[43]) Zwar reichen dieſe Dokumente nicht bis zum Beginne der langjährigen Beziehungen zwiſchen Goethe und der vielgefeierten Schweſter der letzten Herzogin von Kurland. Aber Eliſas ſpätere Beziehungen zu deutſchen Dichtern verleihen auch ihrer Jugendgeſchichte neben der kulturgeſchichtlichen noch litterarhiſtoriſche Bedeutung. Äußerte doch ihr Freund Parthey die Anſicht, Goethe habe bei der Geſtalt Makariens in den „Wanderjahren“ an Frau v. d. Recke gedacht. Die neuen Mitteilungen unterrichten uns außerdem über das zarte, von Wertheriſcher Sentimentalität durchwehte Liebesverhältnis der unglücklichen Gemahlin des rohen Herrn von der Recke zu dem ſchwäbiſchen Stürmer und Dränger Gottlob David Hartmann, von deſſen Beziehungen zu Goethe ſchon im neunten Bande des Jahrbuchs die Rede war. Eliſe erzählt am 2. Februar 1775 ihren Vertrauten, daß Hartmann ihr am Abend einen neuen Roman vorleſe, der jetzt viel Aufſehen mache. „Werthers Leiden heißt dieſer Roman, und meiſterhaft ſchöne Stellen ſind in dieſem Buche, aber Werthers Liebe und Lottens Betragen gefällt mir nicht, und doch kann ich dieſes Buch nicht ohne innigſte Rührung leſen.“ Waren ſie und der jugendliche Vorleſer doch in ähnlicher Lage. Aus Liebe zur Tugend bat die junge Frau den Geliebten, ihr Schloß zu verlaſſen und führte ſo ſelber eine echte Wertherſzene auf. Ihre ſpätere Angabe, daß ſie aus Abſcheu über Lottes weniger moraliſches Verhalten damals ſchon ihren früheren Rufnamen Charlotte mit Eliſe vertauſcht habe, beruht auf Selbſttäuſchung, da ſie erſt nach 1790 dieſen Namenswechſel vollzog.

Hat Fanny Lewald die Frauen der Goethe-Schillerzeit und

[43]) Eliſe von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Mit elf Abbildungen. Leipzig 1900 (Dieterichſche Verlagsbuchhandlung).

des Lisztiſchen Kreiſes miteinander verglichen, ſo hat uns Adelheid von Schorn in ihren gehaltvollen Mitteilungen[44]) nicht blos für das Verhältnis Liszts und der Fürſtin Wittgenſtein eine wichtige Ergänzung zu den beiden neu vorliegenden Bänden von Liszts Briefen (vgl. XV, 120) an die Lebensgefährtin ſeiner reifſten Jahre und ſeines Alters[45]) gegeben. Fräulein von Schorns Erinnerungen ſind ein anziehendes Denkmal der in Weimar fortlebenden und fortwirkenden Kultur der Goethe-Schillerzeit. Stand doch auch Liszt ſelbſt unter dem Einfluſſe dieſer Weimariſchen Tradition, als er danach ſtrebte, für Weimar eine neue Periode, vergleichbar jener unter Karl Auguſt, herbeizuführen, in welcher Richard Wagner und er ſelbſt die Führung übernehmen ſollten, wie ehemals Goethe und Schiller, in deren Briefwechſel er überraſcht wurde durch „une quantité de passages s'adaptant parfaitement à la situation musicale d'aujourd'hui". Der Plan ſcheiterte „par la vilenie de certaines circonstances locales, toutes sortes de jalousies et d'inepties du dehors comme d'ici", wie Liszt in ſeinem 1860 abgefaßten Teſtamente klagte. Es wiederholten ſich eben Erfahrungen, wie ſie auch Goethe ſelbſt gemacht hatte, als er ſeine größeren Pläne für den Ausbau des geiſtigen Weimar aufgab mit dem ſchmerzlichen Ausrufe, er erkenne ſeinen Wahn, „die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſein reiften, müßten auf dieſem Boden geſäet und jene himmliſchen Juwelen könnten in dieſe irdiſchen Kronen der Fürſten gefaßt werden". Wie aber jüngſt unſer Kaiſer auf der Wartburg den neuen Herrſcher Weimars daran erinnerte, daß die weimariſche Fürſtenkrone doch ihren ſchönſten Glanz jenen himmliſchen Juwelen verdanke, ſo ſagte Liszt ſchon 1849 zu dem damaligen Erbprinzen Karl Alexander: „L'unification de l'Allemagne, sous une forme ou sous une autre, n'est qu'une question de temps. Weymar ne peut espérer conserver

---

[44]) Zwei Menſchenalter. Erinnerungen und Briefe. Berlin 1901 (S. Fiſcher's Verlag).

[45]) Franz Liszts Briefe an die Fürſtin Karoline Sayn-Wittgenſtein. Herausgegeben von La Mara. IV. und V. Band von „Franz Liszts Briefe" geſammelt und herausgegeben von La Mara. Leipzig 1899 und 1900 (Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel).

un caractère à part et de demeurer autonome, comme une espèce d'oasis sacré de république des lettres — qu'en intéressant toutes les gloires littéraires et artistiques de l'Allemagne entière à la consecration d'une sorte de Mémoire, de Monument historique et national, confié aux soins de l'illustre maison qui forma sa grandeur!“ In dieſem Sinne entwickelte Liszt 1851 in dem Buche „De la Fondation-Goethe à Weimar“ ſeine Pläne, nach denen Weimar aufs Neue der künſtleriſche Mittelpunkt Deutſchlands werden ſollte. Wie „dans le site consacré“, Goethes Garten, „l'anniversaire de la naissance de son Excellence de Goethe et le Regierungsantritt du Grand-Duc“ von dem Lisztſchen Kreiſe 1855 gefeiert wurde, ſo ſollte das ganze künſtleriſche Neuweimar unter Goethes Schutz und Schirm ſtehen. Die Feſtſtimmung bei Enthüllung des Goethe-Schillerdenkmals wollte Liszt darnach auf ihre Echtheit hin prüfen, ob ſie den Entſchluß kräftige, Eiſenach oder Weimar für Wagners Bühnenfeſtſpiel zur Verfügung zu ſtellen (4. Juli 1853).

Auch in Adelheid von Schorns Erinnerungen tauchen Vertreter der alten großen Zeit auf, wie ihre Mutter Henriette von Stein ſelber noch Hoffräulein der Großherzogin Maria Paulowna geweſen war. Zu ihren Verwandten zählte ſie Charlotte von Kalb, und in einem Briefe vom 22. Januar 1840 wirft die alte und blinde Titanide einen Rückblick auf Trug und Wahn ihrer Jugend. Bettina verkehrte mit Vorliebe im Schornſchen Hauſe und wir hören ſie (S. 44 f.) über Karl Auguſt, Schleiermacher, Gutzkow plaudern. Sie preiſt Goethes edle Natur, die noch viel größer und edler geweſen ſei, „als die Menſchen ihn durch ſeine Geiſtesprodukte kennen. Mein Verhältnis zu ihm war ſo rein, ich hatte ſo keinen Begriff davon, daß es etwas gäbe, wofür man ſich ſchämen müſſe es zu thun, daß ich darum auch nie etwas ſagte oder that, was nicht rein geweſen wäre, und Goethe hatte vor meiner Reinheit eine ſolche Ehrfurcht, eine ſolch' ehrerbietige Scheu, daß ich erſt ſpäter, als man über ihn ſprach, ihn tadelte wegen unſres Verhältniſſes, erkannte, wie edel er gegen mich gehandelt“. Aber auch Frau von Schorn ſelbſt erkannte in Bettina eine Reinheit der Seele und Abneigung gegen das Gemeine, die ihr ebenſo herrlich wie ſelten ſchienen. Sie fand, Bettina bleibe

„doch eben eine der merkwürdigſten Perſonen, in der eine Empfänglichkeit und Begeiſterung für das Schöne ſteckt, die nicht zu beſchreiben iſt“. Nur der äußere Eindruck von Goethes Enkeln, ſeiner Schwiegertochter und ihrer Schweſter wird von Adelheid v. Schorn geſchildert (S. 208). Ottilie von Goethe ſei in ihrer Jugend nicht ſchön geweſen, „aber im Alter mit den weißen Locken war ſie eine edle Erſcheinung. Ulrike v. Pogwiſch blieb ſchön bis ins hohe Alter. Ich fühlte jedesmal beim Eintritt einen Schauer der Ehrfurcht, waren es doch dieſelben Menſchen, mit denen Goethe als Familienvater gelebt und die an ſeinem Sterbebette geſtanden hatten“. Ergreifend lebte die große Vergangenheit auf, als 1854 zum Jubiläum des Einzugs von Maria Paulowna wieder Schillers „Huldigung der Künſte“ mit Prolog und Epilog von Adolf Schöll im Weimarer Theater zur Darſtellung kam. „Es blieb, ohne daß gepreßt wurde, kaum ein Auge trocken“ (S. 59). Über die Schwierigkeiten, unter denen Otto Devrients Fauſteinrichtung 1876 zum erſtenmal in Weimar auf die Bühne gebracht wurde, berichtet Adelheid von Schorn (S. 320 f.) Die Fürſtin Wittgenſtein erbat ſich von Rom aus Nachrichten über das Unternehmen, dem ſie mit Recht „ein viel höheres Intereſſe als einem rein Weymariſchen Theater evénement“ zuſchrieb, freute ſich aber auch, daß Liszts alter Schüler Hans von Bronſart in Hannover eine andere Fauſtbearbeitung ſpielen ließ, denn dieſer Kampf ſtelle die Dichtung ins Licht (S. 336).

Franz Liszt ſelbſt hat durch ſeine Fauſtſymphonie das großartigſte Zeugnis für ſein inniges Verhältnis zu Goethes divina commedia abgelegt. Dagegen waren ihm Goethes „Iphigenie“ und „Torquato Taſſo“ ſonderbarer Weiſe trotz aller ihrer Erhabenheit (sublimité) unſympathiſch (4. Oktober 1861), und Johanna Wagner-Jachmanns vielgeprieſene Darſtellung der Iphigenie fand er bis auf einige ſchöne Stellungen und einem ſchönen Stimmenklange im Monolog des vierten Aktes „passablement médiocre“. Wunderbar berührt die Verwandtſchaft von Liszts eigener Lage mit der des Goetheſchen Taſſo, wenn es ihn von Weimar fortdrängt und der Großherzog ihn zu halten ſucht und ihn bittet, ſelbſt wenn er ſcheiden müſſe, zu verſprechen (V, 193), „de ne considérer

votre absence que comme un voyage, dont Weymar marquerait toujours le retour". So betrachtet auch Alfonſo von Eſte ſeinen Dichter „als mein, obgleich entfernt". Wenn Liszt ſein eigenes Goetheverſtändnis völlig dem der fürſtlichen Freundin unterordnet, ſo iſt das ſelbſtverſtändlich nicht wörtlich zu nehmen. Auf ſeinem Schreibtiſch in der Altenburg ſtand eine Goetheſtatuette, deren Lächeln er zu ſehen glaubt, als er einmal ſich über Politik äußern will. Die Gefährlichkeit, über ein Goethe berührendes Thema zu ſchreiben, betont er im März 1854 bei Abfaſſung ſeines Eſſays über Beethovens Egmontmuſik. Wie voll berechtigt Liszt aber war über Goethe zu ſchreiben, das leuchtet ſchon aus den im Briefe vom 31. Juli 1855 ausgeſprochenen Grundſätzen hervor: „Il ne faut s'arrêter qu'à la cime des montagnes, et ne pas mesquiner avec les natures de cette hauteur. C'est le plaisir du vulgaire que de noter des vulgarités chez les hommes extraordinaires. Quand on est de leur societé, on passe outre et voit autrement". Wenn Liszt der Frau von Heygendorff zu Ehren Goethes und Karl Auguſts Beſuche machte, ſo wußte er nicht, wie viel Verdruß la très belle de feu Son Altesse Goethe bereitet hatte; aber die Unterhaltung mit Frau v. Heygendorff hatte für Liszt beſonderen Reiz. Ihre Memoiren, von deren bevorſtehender Veröffentlichung Liszt ſchon 1848 ſpricht, ſind wohl nie erſchienen? Die Beteiligungen an einem Zyklus von Goethevorleſungen, der 1860 in Berlin abgehalten wurde, „à moderer et à amortir un peu l'enthousiasme pour Schiller" lehnte Liszt ab. Hatte er doch gewünſcht, Wagner möchte zur Schillerfeier von 1859 Text und Muſik einer Kantate ſchaffen, wie er ſelbſt für die Goethefeier von 1849 ſeinen „Goethe-Marſch" komponiert hatte. Mit der Scheu vor einer Rivalität mit Schillers Drama hatte übrigens Liszt ſelbſt zu kämpfen, als er 1858 Halm (Münch-Bellinghauſen) bewegen wollte, für ihn das Textbuch zu einer Jeanne d'Arc zu verfertigen. Als Halm zurückſchreckte, hoffte er Geibel für die Dichtung zu gewinnen. Statt der geplanten Oper kam nur eine Orcheſtrierung des ſchon 1845 vertonten franzöſiſchen Liedes „Jeanne d'Arc au bûcher" 1876 zu ſtande.[46])

[46]) Ein Verzeichnis der zahlreichen mit Goethe und Schiller in Verbindung

Wie dieſe beiden letzterſchienenen Bände von Liszts Briefwechſel bietet auch der vierte Band von Bülows Briefen[47]) gleich den vorangehenden (vgl. XV, 120 f.) weitere Zeugniſſe für die anhaltende, verſtändnisvolle Hingebung des Meiſters und ſeines größten Schülers an Goethes und Schillers Dichtung. Als Bülow herausfand, daß eine ſeiner italieniſchen Schülerinnen wohl Schiller perfekt, aber nichts von dem als unmoraliſch verſchrieenen Goethe kannte, ließ er ſofort Taſſo, Iphigenie, Egmont, Klavigo, Fauſt, Wilhelm Meiſter an ſie nach Florenz ſchicken. Goethes Überſetzung der Memoiren Benvenuto Cellinis empfahl er ſeinen Freunden als „ein famoſes Buch". Bei ſeinen Beſuchen italieniſcher Städte führte er Goethes italieniſche Reiſe mit ſich und ſuchte in trauriger Lebenslage ſich ſelbſt damit zu tröſten, daß man „der blindhauchenden Matrone, die Goethe ſo grauenhaft ſchön beſingt", nicht nachgeben dürfe. Die Worte der Sorge im „Fauſt" hatten es ihm offenbar ganz beſonders angethan, da er an Adolf Jenſen einmal eigens die Aufforderung richtete, doch die furchtbaren Verſe aus Fauſt II zu komponieren. In Berlioz' „Damnation de Faust" ſtörte ihn dagegen die unbeſtreitbare Wertloſigkeit des dichteriſchen Machwerks, das auch bei der Verdeutſchung ſich nicht aus Goethes Original verbeſſern laſſe (27. April 1869). Als Bülow nach längerem Aufenthalt in Italien wieder nach Berlin kam und Schillers „Don Karlos" ſah, war er „ganz ſelig, die entzückenden Worte des Genius, der meinen landsmänniſchen Lümmeln eine Sprache geſchenkt, von der ſie keinen Gebrauch machen können, wieder zu vernehmen. Ach, ich wurde wieder deutſch, warm-patriotiſch, und ich dachte an den herrlichen König Ludwig II., der den Don Karlos ſo überſchwänglich liebt, wie ich von Jugend auf, und ſich ihn erſt neulich unverſtrichen von 6—12½ Uhr in München hat vorſpielen laſſen".[48])

ſtehenden, verſchiedenartigen Liszt'ſchen Kompoſitionen ſteht am Schluſſe eines jeden der drei Bände von L. Ramann, „Franz Liszt". Leipzig 1880—1894 (Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel).

[47]) Hans von Bülow. Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. Fünfter Band. Leipzig 1900 (Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel).

[48]) Über dieſe Don Karlos- und andere Klaſſikeraufführungen berichtet Ernſt von Poſſart „Die Separatvorſtellungen vor König Ludwig II. Erinnerungen". München 1901 (C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung).

Als den „herrlichen König“ preiſt Bülow den Bayernfürſten auch noch, nachdem die unzeitige Nachgiebigkeit des jungen Herrſchers und die blindwütige Gemeinheit, die ſich ihm entgegenſtemmte, die Ausführung ſeiner großen Pläne zum Scheitern gebracht hatten. Es ſollte in den ſechziger Jahren ebenſowenig gelingen, in der bayeriſchen Hauptſtadt der neuen dramatiſch-muſikaliſchen Kunſt eine ſichere Heimſtätte zu ſchaffen, wie es in den fünfziger Jahren trotz des Großherzogs Eingehen auf Liszts Pläne in Weimar gelungen iſt. Wann wird aber einmal dem unglücklichen König Ludwig eine Würdigung ſeines edlen Strebens zu teil, wie ſie dem glücklicheren Enkel Karl Auguſts bei ſeinem Hinſcheiden in ſo reichem Maße beſchieden ward! Ernſt von Wildenbruch hat ihm ein Gedenkblatt gewidmet, der 22. Band des Goethe-, wie der 37. des Shakeſpeare-Jahrbuchs ſind durch Karl Alexanders Bild verziert und bringen an ihrer Spitze ehrende Nachrufe für ihren großmütigen Schutzherrn. Die Goethegeſellſchaft hat ſich aber nicht blos mit Bernhard Suphans edel-ernſtem Worte in ihrem Jahrbuch begnügt, ſondern im Vereine mit verwandten Geſellſchaften auch wieder Kuno Fiſcher zur feſtlichen Gedächtnisrede[49]) berufen, der die gleiche Aufgabe ſchon vor vier Jahren in glänzendſter Weiſe für die verewigte Großherzogin Sophie gelöſt hat (vgl. XIV, 169). Seiner diesmaligen Rede, die natürlich rückwärts ſchweift in die Geſchichte des erneſtiniſchen Hauſes, vermochte der über Form und Gehalt gleich mächtige Sprecher aber noch beſondere Bedeutung zu geben, indem er aus des Großherzogs eigenen Aufzeichnungen über ſeine Erinnerungen an Goethe mehreres mitteilen, auch aus mündlichen Überlieferungen ſchöpfen durfte. Das Verdienſt der weimariſchen Fürſten um die deutſche Bildung hat auch Max Müller in ſeinen „Lebenserinnerungen“, die den großen Gelehrten freilich keineswegs als großen Menſchen zeigen,[50]) geprieſen.

---

[49]) Großherzog Karl Alexander von Sachſen. Gedächtnisrede in der Trauerverſammlung am 31. Mai 1901 im Theater zu Weimar gehalten. Kuno Fiſchers „Kleine Schriften“. Dritte Reihe, neunter Band. Heidelberg 1901 (Karl Winters Univerſitätsbuchhandlung).

[50]) Alte Zeiten, alte Freunde. Lebenserinnerungen. Autoriſierte Überſetzung von H. Groſchke. Mit Porträt. Gotha 1901 (Friedrich Andreas Perthes).

Ohne die kleinen Fürſtentümer, meint er, würde Deutſchland nie ſo viel Lebenskraft gehabt haben, hätte nie werden können was es iſt. Der Oxforder Profeſſor beklagt ſich in einem eigenen Abſchnitte über die ihn beläſtigenden Beſuche fernſtehender Bewunderer; daß aber auch Goethe einmal einen Beſucher nicht in beſter Laune empfangen haben könnte, fällt ihm nicht ein. In kleinlich ungerechter Weiſe ſchiebt er es auf Goethes Neid gegen Wilhelm Müllers neugriechiſche Überſetzungen und Müllerinnenlieder,[51]) daß Goethe im Jahre 1825 gegen ſeine Eltern unfreundlich geweſen ſei. Müllers Bericht (S. 47/8) iſt unter die Nachträge der v. Biedermannſchen Sammlung einzureihen, er läßt aber verſtehen, warum Goethe am 26. Januar 1825 ſo mißmutig über Müller und ſeine Gattin urteilte, was wiederum dem Sohne des ſo übel angeſehenen Ehepaares glücklicher Weiſe verborgen geblieben iſt. Zu denjenigen, welche von dem Zuſammentreffen mit Goethe ſich entäuſcht fühlten, gehörte auch Friedrich von Gentz, der von dem Dichter den Eindruck des mephiſtopheliſch Kühlen und Spöttiſchen empfing, ſo daß er äußerte, aus dem perſönlichen Umgang mit Goethe komme in alle Ewigkeit nichts heraus. Gentz' neueſter Biograph Eugen Guglia,[52]) hat ſeine Unterſuchung „über die Beziehungen Gentzens zu Goethe" (Wiener Zeitung 21./3. Dezember 1898) leider nicht in ſein Buch mit aufgenommen, aber ſeine neue Charakteriſtik von Gentz Perſon und Schriften muß trotzdem in der Goethe-Schillerlitteratur erwähnt werden. Hebt Guglia doch hervor, daß Gentz in der vornehmen Wiener Geſellſchaft für die Anerkennung Goethes wirkte (S. 134), noch in ſeinen letzten Lebensjahren ſchon am Ende des zweiten Aktes der Goetheſchen Iphigenie vor Weinen kaum weiter leſen konnte und entſetzt war, daß der Tod Goethes, eines der größten Menſchen aller Zeiten, wie er klagte, in Wien nicht größeren Eindruck machte. „Dieſer Tod ſei ja ein Weltereignis, eine ungeheure

---

[51]) Die Einwirkung Goethes auf Müller und Goethes eigene Teilnahme für das Volkslied werden geſtreift in Philip Schuyler Allen's Diſſertation „Wilhelm Müller and the German Volkslied". Bloomington 1901 (Reprinted of the Vol. II of the „Journal of Germanic Philology").

[52]) Friedrich von Gentz. Eine biographiſche Studie. Wien 1901 (Wiener Verlag).

Veränderung, daß Goethe nicht mehr da ſei und daß dies Bewußtſein, dieſe Lebensgenoſſenſchaft aufgehört habe. Ähnlich war er einſtens „bis ins Innerſte ergriffen“ geweſen durch Schillers Tod, deſſen geſchichtliche Arbeiten auf ihn als „ein Bildungselement für ſeinen Beruf eingewirkt hatten“ (S. 128). Guglia belegt dieſen Einfluß mit einzelnen Beiſpielen, wie er auch daran erinnert, daß Gentz ſeine Studie über „Maria Stuart“ urſprünglich für die „Horen“ beſtimmt habe. Schiller hat dies „hiſtoriſche Gemälde“ dann für ſein Drama mit zu Rate gezogen. Nicht ganz richtig iſt es, wenn von Guglia S. 102 Schiller unter den Schriftſtellern genannt wird, die auf dem Boden der Aufklärung ſtehend der franzöſiſchen Revolution gegenüber ihre Geſinnung vollſtändig verändert hätten. Der Dichter der „Räuber“ teilte auffallender Weiſe ſelbſt in den Tagen des Baſtillenſturms nicht die allgemeine Begeiſterung für den Anbruch des Vernunftrechts gegenüber dem Schwertrechte. Allein nicht in einzelnen Einwirkungen der deutſchen Klaſſiker auf Gentz ſieht Guglia das Bedeutende, ſondern darin, daß ein Politiker wie Gentz Sinn und Augen gehabt habe für das abſeits von dem politiſchen Leben ſich entwickelnde wunderbare Phänomen unſeres Klaſſizismus, das für andere gleichzeitige Politiker ſo gut wie nicht vorhanden war. „Gentz aber blieb nichts von dem fremd, was auf den höchſten Höhen der Zeitbildung vor ſich ging. Er gehörte darum auch zu denen, ſie waren damals nicht gar ſo zahlreich als man gewöhnlich denkt, die wußten, was die Nation an dieſen Dichtern hatte.“

Fragen wir aber überhaupt nach denen, welche die moraliſche Kraft zu würdigen wußten, die nicht blos der deutſchen Litteratur und dem deutſchen Volke in Goethe und Schillers Daſein und Lebenswerk neu erwachſen war, ſo haben wir in erſter Linie keinen Deutſchen, ſondern den Schotten Thomas Carlyle zu nennen. Carlyles Verdienſt um Einführung der deutſchen Litteratur in England wie die Einwirkung Schillers und Goethes, deren Freundſchaftsband Carlyle als eine der merkwürdigſten Thatſachen für das ganze geiſtige Leben Deutſchlands und Europas preiſt, auf ſeinen eigenen Bildungsgang ſind ja oftmals ſchon (vgl. XIV, 280 f.) dargeſtellt worden, und ſelbſtverſtändlich iſt auch in der neueſten Carlylebiographie

von Paul Henſel[53]) dieſes wichtigſte Element in Carlyles Entwickelung gebührend berückſichtigt. Von ſeiner erſten öffentlichen Äußerung über Goethe, dem, wie Henſel meint, noch etwas unbeholfenem Fauſtaufſatze (über ſeinen Neudruck XIII, 169), bis zu ſeinem Manifeſte für Deutſchlands Rechte während des Krieges von 1870/71, zieht ſich dieſe Verehrung der beiden deutſchen Geiſteshelden durch Carlyles Leben. Im Emporſteigen Schillers durch eigene Kraft aus kümmerlichen und drangvollen Verhältniſſen (S. 41) ſah er ein Spiegelbild ſeines eigenen Ringens und iſt ſo, nachdem die geplante Überſetzung von Schillers Werken nicht ausgeführt werden konnte, Schillers Biograph geworden. Als „brauchbaren Seelenführer durch das wirkliche Leben“ wählte er ſich jedoch nicht den Kantianer Schiller, ſondern Goethe (S. 81). Über Carlyles Briefwechſel mit Goethe wie über ſeine Überſetzung von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ hat Henſel ausführlich gehandelt. Für Carlyles Naturanſchauung (S. 74 f.) wie Geſchichtsauffaſſung (S. 127) war Goethes Lehre und Vorbild entſcheidend. Henſel meint, es dürfte überhaupt kaum ein Eſſay Carlyles vorhanden ſein, in dem ſich nicht ein Hinweis auf Goethe fände. Ja auch Carlyles umfangreichſtes Geſchichtswerk, ſeine Bände über Friedrich den Großen ſtehen nach Henſel (S. 157) mit dieſer Goetheverehrung in innerem Zuſammenhange. Wie er ſeinen Landsleuten in Goethe den Vertreter der deutſchen, von Carlyle höher gewerteten Weltanſchauung nahe bringen wollte, ſo wünſchte er die Grundlage des preußiſchen Staates als des Kernes zu einem künftigen mächtigen Deutſchland den mißgünſtigen und vorurteilsvollen Engländern in der Lebensarbeit König Friedrichs II. von Preußen verſtändlich zu machen.

Auch Henſel wird gerade durch die Betrachtung von Carlyles Verhältnis zu Goethe auf den Gegenſatz Carlyles zu Lord Byron hingewieſen, den jüngſt auch Kräger bei ſeiner Unterſuchung des Byronſchen Heldentypus hervorgehoben hat (vgl. XIV, 288). Und doch ſind Carlyle und Byron zuſammen zu nennen, als die zwei Vertreter des jüngeren Geſchlechtes, die am lebhafteſten und nach-

[53]) Thomas Carlyle. Mit Bildnis. Frommanns Klaſſiker der Philoſophie herausgegeben von Richard Falckenberg XI. Band. Stuttgart 1901 (Fr. Frommanns Verlag).

haltigſten die Teilnahme des alten Goethe zu wecken wußten. Otto Weddigen bezeichnet in ſeiner Studie über „Lord Byrons Einfluß auf die europäiſchen Litteraturen der Neuzeit“ [54]) denn auch Goethe geradezu als den „Vertreter Deutſchlands hinſichtlich der Teilnahme und Bewunderung für Byron“, obwohl Goethe ſich ſchon mit „Werthers Leiden“ von dem Weltſchmerz befreit hätte, den die jüngere Dichtergeneration von Lord Byron überkam. Aber auch der neueſte Byron-Biograph, Richard Ackermann,[55]) ſtellt an die Spitze ſeines Kapitels über Byrons „Charakteriſtik, Einführung, Verherrlichung und Nachahmung in Deutſchland“ das Geſtändnis, daß Byron in Deutſchland die trefflichſte Einführung gefunden habe, die ſich ein Dichter nur wünſchen könnte, nämlich „durch den großen Goethe ſelbſt“. Ackermann meint, daß in den leidenſchaftlichen Verſen der Marienbader Elegie Byrons Einfluß gefühlt werde (S. 159), wie andererſeits der Anfang der Bride of Abydos an Goethes „Kennſt Du das Land“ anklinge. Im Manfred erblickt Ackermann (S. 152) die Fauſtſage nach Byrons Eigenart verwertet und mit dem Zauber der Alpenwelt verquickt.

So führt uns denn Byron-Euphorion wenn nicht in das ſtille ernſte Geiſterreich der Goetheſchen Fauſtdichtung ſelbſt, ſo doch in das ſtreitdurchwogte Gebiet der Fauſtlitteratur, aus dem jedoch diesmal glücklicher Weiſe weniger Neues als das letztemal zu vermelden iſt. Hermann Türck hat ſeine im vorangehenden Bericht S. 225 angeführte „neue Fauſterklärung“ nun in zweiter Auflage erſcheinen laſſen,[56]) vermehrt um den ſchon erwähnten Vortrag „Spinoza und Goethes Fauſt“ und einen „Nachtrag“. In beiden Zuſätzen ſucht er ſeine geiſtvoll durchgeführte Auffaſſung von Fauſts Ausgang, ſeinem Unterliegen vor der Sorge, aufs Neue klar zu legen. Was dagegen Hans Marbach in ſeinem

---

[54]) Ein Beitrag zur allgemeinen Litteraturgeſchichte nebſt einem Anhang: Ferdinand Freiligrath als Vermittler engliſcher Dichtung in Deutſchland. Zweite durchgeſehene Auflage. Wald (Rheinland) und Leipzig 1901 (Druck und Verlag von F. W. Voſſen und Söhne).

[55]) Lord Byron. Sein Leben, ſeine Werke, ſein Einfluß auf die deutſche Litteratur. Heidelberg 1901 (Karl Winters Univerſitätsbuchhandlung).

[56]) Berlin 1901 (Verlag von Otto Elsner).

Buche „Chriſtus und Fauſt“ [57]) bezweckt, iſt mir, offen geſtanden, unklar geblieben. Nachdem das ganze Buch hindurch über Heidentum und Judentum, den Meſſias, Paulus' Mißverſtändnis der Lehre Jeſu und Luthers Abhängigkeit von Paulus gehandelt worden war, befaſſen ſich die letzten zwanzig Seiten mit Goethe, in dem die Renaiſſance durch Verbindung des ethiſchen Momentes mit dem künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen zur Vollendung gelangt ſei. Mit der Betonung des chriſtlichen Gehaltes der Fauſtdichtung ſteht der weitausgreifende Unterbau doch in keinem Verhältnis, abgeſehen davon, daß Marbach ſich etwas einſeitig auf einzelne Äußerungen Goethes ſtützt. Wie ſehr die innige Beziehung zur Bibel ſich aber bei Goethe ſowohl in den einzelnen Ausdrücken wie auch in Vorliebe für manche Stoffe durch ſein ganzes Leben zieht, hat neuerdings Karl Todt in ſeinem Vortrag „Goethe und die Bibel“ ausgeführt, [58]) wie es ſcheint ohne Kenntnis von Hermann Henkels erſchöpfender Unterſuchung von Goethes Anwendung bibliſcher Bilder und Redewendungen. Neben der Bibel iſt es vor allem die perſiſche Poeſie, die von den orientaliſchen Litteraturen auf Goethe, wie ſein „Weſtöſtlicher Divan“ beweiſt, beſondere Anziehungskraft ausübte. In der Einleitung zu ſeiner „Geſchichte der perſiſchen Litteratur“ [59]) vertritt Paul Horn ſogar die Meinung, es ſei noch längſt nicht genügend unterſucht, wie viel Goethe Perſien verdankte. Zu Helenas Erlernung des nordiſchen Reimſpiels hat ſchon Schröer im Kommentar ſeiner Fauſtausgabe auf das Divangedicht hingewieſen, das die neuperſiſche Sage behandelt, der zu Folge Dichtkunſt und Reim aus dem Geſpräch des Saſſanidenfürſten Bechrâm mit ſeiner Geliebten Dilârâm hervorgegangen ſeien, als den Liebenden unwillkürlich Rede und Wechſelrede ſich zu Rhythmus und Reim gefügt hätten (Horn S. 47). Aber auch für das Divansgedicht „Selige Sehnſucht“, das Goethes eigene

---

[57]) Gedanken über Religion und Sittlichkeit. Dresden und Leipzig 1901 (Verlag von Karl Reißner).

[58]) Wiſſenſchaftliche Beilage zum Jahresbericht des Gymnaſium zu Steglitz 1901 (Progr. Nr. 93).

[59]) Die Litteraturen des Oſtens in Einzeldarſtellungen. VI. Band. Leipzig 1901 (E. F. Amelangs Verlag).

Lebensauffaſſung ſo weihevoll und vollendet in platoniſcher Liebesſymbolik zum Ausdruck bringe, führt Horn das perſiſcher Vorbild in Abû Saîd ibn Abul Cheirs Vers an:

„Denn eh' er in das Licht nicht fährt, wird nie der Falter Feuer fangen."

Allein auch bei zahlreichen anderen perſiſchen Dichtern finde ſich dieſer beliebte ſufiſche Gedanke. Für Goethes Angabe, daß die Perſer ſelbſt ſchon ſieben Dichter als ihre Größten ausgeſchieden hätten, fehlt nach Horn eine echte Grundlage. Nur Hammer ſpreche 1818 in ſeiner „Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens" von ſieben, die am Heptaklinion des poetiſchen Himmelsgelages dem Nektar der Unſterblichkeit trinken (S. 55). Jedenfalls habe aber Goethe trotz etwas Überſchätzuug Hâfiz' Genie aus Hammers Überſetzung feinſinnig herausgefühlt. Der noch heute in Perſien populärſte Dichter habe zuerſt durch Goethes, dann noch einmal durch Bodenſtedts Vermittlung die deutſche und andere europäiſche Litteraturen auf das nachhaltigſte beeinflußt. Horns Charakteriſtik von Hâfiz (S. 115) kommt denn auch unmittelbar für Goethes „Divan" in Betracht. Bei einem andern perſiſchen Dichter, in Nizâmîs „Sieben Schönheiten" iſt nach Horn (S. 184) das Vorbild für Gozzis und Schillers „Turandot" zu finden.

Hat Todt die Frage nach Goethes Verhältnis zur Religion berührt, ſo giebt Hans Moliſch eine kurz zuſammenfaſſende Überſicht über „Goethe als Naturforſcher"[60]), die als Nachtrag zur Goethefeier deutſcher Studenten in Prag (vgl. XVI, 197) ganz gut am Platze geweſen ſein mag, im Drucke aber nur als Wiederholung von altbekanntem erſcheint. Berückſichtigung dagegen verdient A. Bliedners erneute Prüfung von Goethes Stellung innerhalb der botaniſchen Wiſſenſchaft.[61]) In Polemik gegen Cohn, Büsgen und Steiner aber, wie Bliedner ſelbſt meint, in Übereinſtimmung mit der in M. Möbius' Jubiläumsrede „Goethe als Botaniker" (Sonderabdruck aus der „Gartenwelt") vorgetragenen Anſicht will er der Überſchätzung

---

[60]) Berichte der Leſe- und Redehalle deutſcher Studenten. Prag 1900 (Verlag der Leſe- und Redehalle der deutſchen Studenten).

[61]) Goethe und die Urpflanze. Mit vier Tafeln Abbildungen. Frankfurt a. M. 1901 (Litterariſche Anſtalt. Rütten und Löning).

von Goethes Methamorphoſenlehre entgegentreten, welcher er „etwas Schwankendes, Mehrdeutiges und Unfertiges“ zum Vorwurf macht“ (S. 46). Bedeutſam iſt jedenfalls der überraſchende Nachweis, daß weder in Goethes Abhandlung noch im Gedicht das Wort „Urpflanze“ ſich findet. In Goethes Briefen aus Italien und ſpäteren Geſprächen kommt es ſo häufig vor, daß ſelbſt Forſcher wie Ferdinand Cohn und Häckel die allgemeine Überzeugung teilten, Goethe gebrauche es auch in ſeiner Abhandlung. Bliedner dagegen folgert (S. 29) aus dem häufigen Gebrauche des Wortes in Italien und dem Vermeiden in Abhandlung und Gedicht, daß Goethe ſelbſt ſeine Anſichten in der Zwiſchenzeit geändert habe. Nicht von einer Umwandlung „in unendlich langen Zeiträumen“, wodurch er ſich mit darwiniſtiſchen Theorien berühren würde, ſondern nur von Wachstum und Lebensdauer des Pflanzenindividuums habe Goethe zu ſprechen beabſichtigt (S. 13). Wohl will er nicht die fertige, ſondern die wachſende Pflanze erklären, doch nicht eine gemeinſame Stammpflanze. Wenn Goethe ſich bei der von Bliedner für 1790 angeſetzten Unterredung mit Schiller von deſſen Vorwurf, die Urpflanze ſei keine Erfahrung, ſondern eine Idee, unangenehm getroffen fühlte, ſo habe er 1817 die Richtigkeit des Einwands anerkannt (S. 43). Aber ſchon in der Metamorphoſenlehre ſelbſt habe er das Suchen nach einer Urpflanze aufgegeben und ſich begnügt, bei der Forſchung nach dem Wachstum der einzelnen Pflanzen das Blatt als das Grundorgan nachzuweiſen, aus dem ſich durch Umwandlung alle Seitenorgane bildeten (S. 32). Bliedner hebt hervor, daß trotz dieſer Einſchränkung Goethes Verdienſte um die Botanik noch groß genug bleiben. Seine Verdienſte auf einem andern Gebiete der beſchreibenden Naturwiſſenſchaften werden von Reinhard Hederich erörtert.

Mit ſeiner Erlanger Diſſertation „Goethe und die phyſikaliſche Geographie“ [62]) hat Hederich erfreulich die Lücke ausgefüllt, welche Hermann Beckers beide Programme über „Goethe als Geograph“ (vgl. XV, 289) durch ihre Beſchränkung auf die politiſche Geographie offen gelaſſen hatten. Hederich hält es allerdings bei Heranziehung Goethes

[62]) München 1898 (Theodor Ackermann).

für nötig, den Begriff der phyſikaliſchen Geographie weiter als gewöhnlich geſchieht zu faſſen. Die zu ihrer Löſung der Mathematik bedürfenden Probleme der phyſikaliſchen Geographie haben Goethe wenig beſchäftigt. Um ſo eifriger wandte er ſich der Geologie und dem die Phantaſie des Beſchauers mächtig erregenden Bilde des Wechſelſpiels der Wolken zu. Die anhaltend betriebenen verſchiedenen naturwiſſenſchaftlichen Studien Goethes bildeten nach Hederich „die Grundlage, auf der ſich der durch die Schönheit und Naturwahrheit ſowie die geiſtig anregende Kraft ſeiner landſchaftlichen Schilderungen unübertroffene Geograph Goethe entwickelt hat". Der Grundgedanke ſeiner Naturſtudien ſei ſeine geniale Vorſtellung von der Einheit und Unteilbarkeit der Natur geweſen. Hederich weiſt in ſehr anziehender Weiſe nun in vielen Einzelheiten nach, wie Goethe trotz ſeiner Abneigung gegen den Vulkanismus doch keineswegs blinder Parteigänger der Neptuniſten geweſen, ſondern in manchen Fragen der modernen Auffaſſung vorangeſchritten ſei. Beſondere Bedeutung gewannen für ſeine geologiſchen Studien ſeine Reiſen in die böhmiſchen Bäder. Dieſe geologiſchen Studien in Karlsbad und Teplitz, im Egererlande hat auch Guſtav C. Laube in ſeinem Vortrag „Goethes Beziehungen zu Deutſch-Böhmen" erörtert,[63]) der ſich vielfach mit Hederichs tiefer gehenden Ausführungen berührt.

Wie G. C. Laubes Vortrag über Goethes Aufenthalte in Böhmen iſt auch Carlettas Büchlein[64]) mit Erinnerungen an Stätten und Perſonen, die in Rom mit Goethes Namen verbunden ſind, durch die Feier des 150jährigen Geburtstags hervorgerufen worden. Carletta führt uns Goethes römiſche Hauswirtin, die Signora Coſtanza Moscatelli, vor, und unter den andern Hausbewohnern auch den korſiſchen Bildhauer Giuſeppe Ceracchi, der dann 1802 wegen einer Verſchwörung gegen den erſten Konſul in Paris hingerichtet wurde. Wichtiger iſt der Verſuch, das Original der „Fauſtina" der römiſchen Elegieen nachzuweiſen, wie Carletta auch für die ſchöne Mailänderin, Maddalena Riggi, mit Hilfe der Pfarrbücher allerlei Nachweiſe erbringen kann. Zweimal vermählt

[63]) Berichte der Leſe- und Redehalle deutſcher Studenten in Prag 1900 (Verlag der Leſe- und Redehalle der deutſchen Studenten).

[64]) Goethe a Roma. Roma 1899 (Società Editrice Dante Alighieri).

*

und Mutter von acht Söhnen ist Maddalena 1825 sechzigjährig gestorben.

Hat Carletta zwei Frauengestalten aus Goethes römischem Aufenthalt beschworen, die mit einer Mischung von wahren und erdichteten Zügen in Goethes Werken fortleben, so stellt Ernst Farnik nochmals alles zusammen, was wir über die Heldin eines Goetheschen Dichtungsentwurfes aus den ersten italienischen Reisemonaten wissen; er handelt „Über Goethes Nausikaa“.[65]) Die Bemerkung, daß in „Alexis und Dora“ Keime aus der sizilianischen Tragödie still zur Reife gekommen seien, enthält gewiß Zutreffendes. Im übrigen vermag Farnik keine neuen Gesichtspunkte für die Betrachtung des Bruchstückes aufzustellen. Über zwei andere Goethesche Dramatisierungen antiker Stoffe, Prometheus und Proserpina, hat Erich Schmidt seinen Weimarer Festvortrag (vgl. XV, 262) und seine Untersuchung aus Seufferts „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte“ in der zweiten Reihe seiner „Charakteristiken“ [66]) zu erneutem Abdruck gebracht. Ein anderes dramatisches Bruchstück Goethes „Das Mädchen von Oberkirch“ gab Schmidt Anlaß, Goethes Dichtungen, die sich mit der französischen Revolution beschäftigen, Revue passieren zu lassen. Wenn Erich Schmidt dabei vermerkt, wie die Revolution aus der ewigen Weltbibel des „Reineke Fuchs“ predige, so sei im Anschluß daran auch gerühmt, wie geschickt Albert Zipper im neuesten Heftchen seinen „Erläuterungen“ [67]) einen Überblick der Tierdichtung bis auf Goethe und die Entstehungsgeschichte von Goethes „Reineke Fuchs“ seiner Erklärung der einzelnen Verse und Worte vorangeschickt hat. Neben den antiken Stoffen, neben „Reineke Fuchs“ und Hans Sachs, dessen Wiederbelebung durch Goethe Erich Schmidt in seinem Festartikel von 1894 gedenkt, ist auch Goethes Schilderung des „Schlaraffenlandes“, dessen Geschichte von Schmidt durch die Jahrhunderte verfolgt wird, in seiner ersten „Epistel“ ein Zeugniß dafür, wie Goethe ältestes Dichtergut zu

---

[65]) Wadowice 1901 (Im Verlag des Autors).

[66]) Berlin 1901 (Weidmannsche Buchhandlung).

[67]) Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. Elfter Band: Goethes Reineke Fuchs. Leipzig 1901 (Reclams Universalbibliothek Nr. 4199).

beleben weiß. Andrerſeits erinnert Erich Schmidts Studie „Clavigo, Beaumarchais, Goethe“ daran, mit welch friſchem Griffe der junge Dichter auch in die Tageslitteratur hineinfuhr, um daraus ein „unveraltbares Theaterſtück“ zu geſtalten. Doch auch bei der Dramatiſierung von Beaumarchais' Memoiren nahm Goethe eine alte deutſche Volksballade zu Hilfe. Goethes mannigfache Anlehnung ans Volkslied und die Goetheſche Balladendichtung im Gegenſatze zur Schilleriſchen charakteriſiert Erich Schmidt in dem Eſſay „Goethes Balladen“, während er in der Unterſuchung „Kleine Blumen, kleine Blätter“ der Umwandlung und Zerpflückung des Goetheſchen Anakreontikum im modernen Volkslied nachgeht. Die am 28. Auguſt 1899 gehaltene Feſtrede Schmidts iſt aus den Schriften des Hochſtifts in den Band der „Charakteriſtiken“ übergegangen. Der Goethelitteratur gehören in Schmidts Sammlung endlich noch drei Nekrologe an: auf die Großherzogin Sophie von Sachſen, auf Guſtav v. Loeper und auf Eduard von Simſon. Bietet dieſe zweite Reihe der „Charakteriſtiken“ für die Goethe-Schillerlitteratur demnach ſchon nicht ſo reiche Ausbeute wie die erſte Sammlung von 1886, ſo dürfen wir uns doch auch diesmal freuen, daß Erich Schmidt ſeine an verſchiedenſten Plätzen verſtreuten Goetheſtudien in Buchform zuſammengefaßt und dadurch ihre Benützung erleichtert hat. Nur zu dem S. 115 beſprochenen Schluſſe des „Clavigo“ möchte ich bemerken, daß ſich dabei eine falſche Parallele eingeſchlichen hat. Shakeſpeare weiß nichts davon, daß Laertes und Hamlet an Opheliens Sarg die Klingen kreuzen, wie Erich Schmidt erzählt; Shakeſpeare läßt nur einen Ringkampf der beiden Gegner im Grabe ſelbſt, ohne Waffen, ſtattfinden.

Erich Schmidt bezeichnet die Strophen „Kleine Blumen, kleine Blätter“, die ja auch Gutzkow in ſeinem „Königsleutnant“ verwertet hat, als „die anmutigſte Blüte der deutſchen Anakreontik“. Durch die Anrufung der „guten jungen Frühlingsgötter“, die bei der volksmäßigen Verbreitung des Liedes ſich die Verwandlung in den „guten Jüngling Frühlings Gärtner“ gefallen laſſen mußten, nähert ſich das Gedicht der Grazienpoeſie. Franz Pomezny hat in ſeiner Studie über „Grazie und Grazien in der deutſchen

Litteratur des 18. Jahrhunderts“ [68]) wohl erwähnt, daß Schiller die Definition des Begriffes Anmut von Mendelssohn entlehnt hätte (S. 33), hat aber sonst seine Untersuchung nicht auf Goethe und Schiller ausgedehnt. Da er aber selbst Pindars Einwirkung auf die Verbreitung der Grazien betont, wäre es nahe gelegen darauf hinzuweisen, daß Goethe eben in „Wanderers Sturmlied“ und im „Wanderer“ die Charitinnen, „Ihr Musen und Grazien“ anruft. In Schillers „Künstlern“ empfängt der Mensch „gelassen hingestützt auf Grazien und Musen“ das Todesgeschoß. Zu den mancherlei Mängeln der von Seuffert nach des Verfassers Tod herausgegebenen Arbeit gehört auch die im Titel nicht vorgesehene Ausschließung der Goetheschen Dichtung, der Schillerschen Theorie und Dichtung.

Kehren wir noch einmal zu dem Sesenheimer Liede „Kleine Blumen, kleine Blätter“ zurück, so zeigt schon der erste Vers eine der von Goethe bevorzugten Allitterationen. Wilhelm Ebrard hat seiner schon XVI, 469 besprochenen Studie über „Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe“ nun einen abschließenden zweiten Teil folgen lassen.[69]) In dieser Fortsetzung stellt Ebrard fest, daß erst von 1770 an die Allitteration häufiger bei Goethe sich findet. Ebrard hat bei Zusammenfassung aller schriftlichen Äußerungen berechnet, daß die Allitteration im Jahre 1770 ungefähr 25 Prozent ausmacht, in den beiden folgenden sich auf 30 steigert, von da an bis zu Goethes Lebensende zwischen 17 und 26 Prozent schwankt. Dabei ergibt sich zugleich, daß der junge Goethe mit Vorliebe überlieferte Formeln anwendet, während später selbstgeschaffene Verbindungen überwiegen, den „wahrhaft unerschöpflichen Reichtum von Goethes Sprache“ auch hierin erweisend. Obwohl keine der von ihm gepflegten Litteraturgattungen des allitterierenden Schmuckmittels völlig mangelt, gestaltet sich doch die Häufigkeit seiner Anwendung verschieden; in der Prosa erscheint es häufiger als in den Versen. Wenn „Hermann und Dorothea“ blos 29, „Reineke Fuchs“ über 71 Allitterationen aufweist, so hat hier das alte volkstümliche Element des Tierepos zweifellos noch nachgewirkt. Auffallend ist es dagegen, daß im

[68]) Theodor Lipps und Richard Maria Werner. Beiträge zur Ästhetik. VII. Band. Hamburg und Leipzig 1900 (Verlag von Leopold Voß).

[69]) Beilage zum Jahresbericht des alten Gymnasiums. Nürnberg 1901.

erſten „Fauſt“ nur 51, im zweiten Teile dagegen 139 Allitterationen vorhanden ſind. Ebrard iſt ſelbſt weit davon entfernt, der Allitteration bei Goethe eine übertriebene Bedeutung beizulegen, aber eine der Unterſuchung werte Erſcheinung bleibt ſie doch und es iſt erfreulich, daß ſie einen ſo ſorgfältigen Beobachter gefunden hat. Doch nicht mit dem Eingehen auf ſprachliche Sonderfragen der Goethephilologie möchte ich dieſe Überſicht ſchließen, ſondern den Blick noch auf ein ganz eigentümliches Werk richten, demgegenüber die notwendige Entſagung, nur das auf Goethe und Schiller Bezügliche aus andern Litteraturgebieten herauszulöſen, freilich recht ſchwer fällt. Ich faſſe Reinhold Steigs ſiebenhundertſeitiges Buch über „Heinrich von Kleiſts Berliner Kämpfe“ [70]) ins Auge.

Steig, dem wir die endliche Erſchließung und Verarbeitung von Achim von Arnims Nachlaß zu danken haben (vgl. X, 443), bringt endlich Aufklärung in die widerſpruchsvolle Überlieferung bezüglich Kleiſts Verhalten zu Hardenberg. Die „Abendblätter“, deren erſte Nummer am 1. Oktober 1810 in Berlin ausgegeben ward, ſind demnach nicht eine blos zufällige journaliſtiſche Gründung Kleiſts, ſondern ſollten das Oppoſitionsblatt der märkiſchen Junkerpartei gegen die Reformen des Staatskanzlers bilden. Die von Arnim gegründete chriſtlich-deutſche Tiſchgeſellſchaft ſteht hinter Kleiſt als ihrem Vorkämpfer. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß in dieſer zum Losſchlagen gegen Napoleon drängenden preußiſchen Patriotengruppe der weimariſche Einfluß nicht an erſter Stelle herrſchen konnte; dafür brauchte man nur an die Verſe 53—60 in Goethes Chorlied „Rechenſchaft“ zu erinnern. Da aber Kleiſts Angriffe alle Zweige des öffentlichen Lebens betrafen, ſo iſt trotz der perſönlichen Spannung zwiſchen dem Dichter des „Zerbrochenen Krugs“ und dem Weimarer Theaterleiter der Geiſt Goethes und Schillers oft genug in den „Berliner Abendblättern“ beſchworen worden. Daß ſie in Arnims Aufſatz „Warnung gegen weibliche Jägerei“ den erſten Druck von Goethes „Schneiderkourage“ mit einer handſchriftlichen Variante Goethes brachten (S. 418), hängt mit Goethes Beziehungen zur Berliner Liedertafel zuſammen. Ihr Leiter Zelter war auch Mitglied der chriſtlich-deutſchen Tiſchgeſell-

[70]) Berlin und Stuttgart 1901 (Verlag von W. Spemann).

ſchaft. Und Zelter, „ein in ſeiner Gegenwart mit thätigen Kräften wirkender Mann, der immer neuer Menſchen und Eingänge bedurfte, um friſch zu bleiben", ſtellte die Geſelligkeit der Liedertafel unter den Einfluß Goethes und der jüngeren ihm zuneigenden Dichter, wie andererſeits er ſelber durch Goethe auf „Des Knaben Wunderhorn" als auf eine muſikaliſche Fundgrube hingewieſen worden war (S. 16). Goethes Rezenſion des „Wunderhorns" wurde nicht blos von ſeinen beiden Herausgebern, ſondern auch von dem ganzen Kreiſe der Berliner Romantik dankbar als Förderung anerkannt, wie Arnims Berlinertum durch Weimar, Jena, Göttingen, Heidelberg veredelt worden war (S. 4). Allein wenn Goethe auch im Gegenſatze zu Schiller und Iffland mit den jungen Talenten freundlich Fühlung zu halten wünſchte, ſo konnte es ihm bei dem deutlichen Streben, weder „ſich ſelbſt zu verlieren noch ſich als Parteichef der Romantiker proklamieren zu laſſen" (S. 169), nicht erwünſcht ſein, wenn Arnim ihn als den erſten der Seinen, als ſeinen „Meiſter" öffentlich hinſtellte (S. 288). Kleiſts Tadel, daß Iffland aus Kaſſenrückſichten „Goethes Stücke, ſo vortrefflich ſie auch ſein mögen", nur ſelten auf der Berliner Bühne erſcheinen laſſe, mochte Goethe ganz genehm ſein, aber in den Kampf des Arnim-Kleiſtiſchen Kreiſes gegen Iffland hätte er ſich nun und nimmer hineinziehen laſſen. Wir wiſſen, welche hohe Schätzung er Ifflands Spiel entgegenbrachte, und ſchließlich hatte Iffland nicht blos Schillers ſpätere Dramen in Berlin eingebürgert, ſondern auch der „Natürlichen Tochter" Aufnahme gewährt. Rühmt doch ſelbſt Steig, der ſich ſonſt völlig den Anſchauungen der „Abendblätter" anſchließt, daß Iffland, wie er unter dem Eindrucke von Schillers Jugendwerken ſich in Mannheim gebildet hätte, ſo auch „den Zuſammenhang mit Schillers Kunſt, die ſich neben Goethe zu beruhigter, allgemein menſchlicher Höhe erhob", niemals wieder fallen gelaſſen habe (S. 168). Wenn Kleiſts Kampfgenoſſe Adam Müller gerade an Goethes „Egmont-Drama" den Dichter und Schauſpieler Iffland mißt und verurteilt (S. 174), ſo konnte Goethe, der ſeinen „Egmont" in Weimar durch Ifflands Gaſtſpiel ermutigt zuerſt auf die Bühne brachte, von dem auf Ifflands Koſten geſpendeten Lobe nicht ſehr erbaut ſein. Dagegen würde er in Clemens Brentanos Aufſatz

in den „Abendblättern“ über den Nutzen der weimariſchen Schulung der Schauſpieler ſich an dem ſeiner Theaterleitung geſpendeten Lobe erfreut haben, obwohl auch hier jedes Goethe und der weimariſchen Bühne geſpendete Lob einen Tadel Ifflands und des Berliner Theaters in ſich ſchloß (S. 618/19). Steig vergleicht Brentanos Aufſatz mit A. W. Schlegels Anpreiſung der weimariſchen Theaterleitung in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen. Andrerſeits erinnert Steig in ſeiner Ausgabe von Brentanos Bühnenbearbeitung des „Ponce de Leon“, dem Luſtſpiel „Valeria oder Vaterliſt“ [71]) daran, daß Brentanos Erörterungen über das Komiſche und Luſtige (1803) in der Vorrede ſeines „Ponce de Leon“ gegen Goethes Erwägungen über Charakter- und Intriguenſtücke in den „Propyläen“ gerichtet ſeien. Guſtav Roethe iſt in ſeiner anſpruchsvollen und wenig fördernden Säkularſtudie über Brentanos „Ponce de Leon“ [72]) auf dies Verhältnis nicht eingegangen, obwohl er den Zuſammenhang des Stückes mit Goethe-Schillers ergebnisloſer Stellung einer dramatiſchen Preisaufgabe zum Ausgangspunkt ſeiner Studie gemacht hat.

Wenn Kleiſts „Abendblätter“ bei allem Lobe gegen Goethes Theaterleitung doch auch manche Vorbehalte machten, ſo knüpft ihre Kritik der Berliner Kunſtausſtellung und Akademie unmittelbar „an die weimariſche Tradition an, die den Kunſtgeſchmack aller romantiſchen Gruppen, wie andersgerichtet der einzelne ſich fühlen mochte, dennoch fortgeſetzt beherrſchte und für Heinrich von Kleiſts redaktionelle Thätigkeit zuletzt im Dresdener ‚Phöbus‘ wirkſam geweſen war“ (S. 250). In Berlin war es um die Kunſtkritik ſo übel beſtellt, daß die im September 1810 in den Sälen des Akademie-Gebäudes eröffnete große Kunſtausſtellung weder in den beiden alten Berliner Zeitungen, der Voßiſchen und Spenerſchen, noch in Kotzebues „Freimütigem“ erwähnt wurde. Kleiſts „Abendblätter“ dagegen hatten

---

[71]) Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Die Bühneneinrichtung des „Ponce de Leon“ von Clemens Brentano. Herausgegeben von Reinhold Steig. Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19 Jahrhunderts. Heft 105/7, der „Neuen Folge“ Nr. 55/57. Berlin 1901 (B. Behrs Verlag).

[72]) Abhandlungen der kgl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen, philologiſch-hiſtoriſche Klaſſe Neue Folge. Band V, Nr. 1. Berlin 1901 (Weidmannſche Buchhandlung).

das Vorbild der Beſprechungen der weimariſchen Kunſtausſtellungen in den „Propyläen“ und der Jenaiſchen „Allgemeinen Litteraturzeitung“ vor Augen, als ſie die Berliner Kunſtkritik eröffneten. So ſtark der Zwieſpalt zwiſchen den „Propyläen“ und den Freunden Sternbalds klaffte, ſo beriefen ſich die Berliner Romantiker doch gerade in Fragen der bildenden Kunſt auf „Goethe, den ſtillen thätigen Heger und Pfleger alles Trefflichen, das er durch ſich ſelbſt immer daſtellt,“ wie Brentano in ſeinem ſchmerzvollen Nachruf auf den zu früh geſchiedenen Runge von dem Weimarer Meiſter rühmte. In Kleiſts „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler“ kehrt die Verwerfung der bloßen Nachahmung und Forderung eigener ſelbſtſchaffender Erfindung als Zeichen des wahren Künſtlers wieder, wie Goethe ſo oft ſie gefordert. Wenn Goethe, ſagt Steig S. 275, „die Kunſtübung in Deutſchland überſchauend, nicht zu lange vorher hatte bemerken müſſen, daß in der Berliner Kunſt der proſaiſche Zeitgeiſt ſich am meiſten offenbare,“ ſo habe Kleiſt, gleichgültig, ob ſiegreich oder unterliegend, in den Berliner Abendblättern einen goethiſchen Kampf gegen die offizielle Berliner Kunſt gekämpft. Ich möchte freilich daran erinnern, daß neuere Vertreter der Kunſtgeſchichte in dieſem Kampfe Goethes gegen Gottfried Schadow das Recht nicht auf Seite des Herausgebers der „Propyläen“ ſehen wollen (vgl. XV, 313).

Von den Weimarer Kunſtfreunden iſt Karl Ludwig Fernow perſönlich in Weimar mit Achim von Arnim bekannt geworden, und ihm hat Arnim in den „Abendblättern“ einen eigenen Aufſatz gewidmet (S. 428), der neben der Übereinſtimmung auch den Gegenſatz zwiſchen Weimar und Berlin, Goethe und den Märkern Kleiſt und Arnim nach Steigs Urteil als natürlich und notwendig hervortreten laſſe. Das hinderte nicht, daß ein anderer Märker, Fouqué, bei der Frage „Welche Bücher ſoll man öfter leſen?“ in den „Abendblättern“ vor allem Goethes „Benvenuto Cellini“ empfiehlt, der „durch ein unbeſchreibliches Wohlgefallen uns zum Leſen und Wiederleſen anziehe“. Von Kleiſts eigenen Erzählungen in den „Abendblättern“ knüpft die in der Nummer vom 1. Januar 1811 veröffentlichte ſchon im Titel an Goethe an: „Der neuere (glücklichere) Werther“. Steig führt nun aber den Nachweis,

daß Kleists Novelle „Der Findling“ in dieser kleineren Erzählung der „Abendblätter“ wurzle. Von den drei Miscellen „Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten“, welche die „Abendblätter“ am 10. Januar brachten, ist die dritte Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ entnommen, um „autorativ jeden vorgebrachten Zweifel niederzuschlagen“ (S. 581). Den Einfluß von Schiller-Goethes Xenien-Dichtung auf die Epigramme Kleists und seiner Freunde hervorzuheben hat Steig wiederholt Gelegenheit gehabt.

IV. Bericht der Goethehauskommission über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1900/1901.

Im Goethehause bot sich dieses Jahr keine Gelegenheit zur Vornahme größerer Arbeiten. Die Einrichtung der wichtigsten Räume ist zu einem gewissen Abschluß gelangt, die des Musik-Zimmers ist zur Zeit noch nicht durchführbar. So war die Kommission überall bestrebt noch fehlende Einzelheiten zu ergänzen.

Während im Mansardzimmer die lebensgroßen Silhouetten Lottens und der Gebrüder Stolberg an ihrem alten Platze, neben der Thür und über dem Schreibtische wieder angebracht wurden, in dem kleinen Bücherbrett des jungen Goethe seine Handbibliothek wieder erstand, während die Bilderreihe des Gemäldekabinetts sich um einige kleine Nothnagel-Bildchen, die Herr V. Moessinger stiftete, vermehrte, wurde für das Speise-Zimmer die Herstellung des Tisches, nach einer von Herrn Architekten W. Hanau mit Zugrundelegung eines alten Modells freundlichst entworfenen Zeichnung, begonnen. In der Küche der Frau Rat wurde Gerät und Geschirr durch Ankäufe und Schenkungen vervollständigt. Wir sind in dieser Hinsicht Herrn Ferdinand Günther und Frau Haefner geb. Ihm zu Dank verpflichtet.

Für das Goethemuseum hatte sich die Notwendigkeit einer Beleuchtung bei dem stets wachsenden Besuche immer dringender fühlbar gemacht. In diesem Jahre wurde es nun möglich die bisher fehlenden Beleuchtungskörper aus der Rückstellung für das Museum zu beschaffen. Es wurden, dem Stile des Raumes entsprechend, nach gutem alten Muster gefertigte venetianische Glaskronleuchter gewählt. Drei an der Zahl verbreiten sie an allen Punkten des Saales genügende Helligkeit, so daß jetzt der Besucher auch

in den ſpäten Nachmittagsſtunden der Wintertage Bilder und Handſchriften mit voller Muße betrachten kann.

Aber auch der Inhalt des Muſeums erfuhr reiche Vermehrung. Eine Anzahl wertvoller Handſchriften wurde durch Ankauf erworben. In noch höherem Maße wurden die Sammlungen durch Schenkungen und Vermächtniſſe unſerer Mitbürger bereichert.

Die in der Reihe der älterern Goethemedaillen noch vorhandenen empfindlichen Lücken wurden in erwünſchteſter Weiſe durch eine Stiftung von 47 uns fehlenden Goethedenkmünzen ausgefüllt, die Herr Albert Andreae-von Neufville dem Muſeum als eine Schenkung der Kinder des verſtorbenen Herrn Alfred von Neufville im Sinne und zum Andenken des Verewigten übergab, der dieſe Medaillen bereits 1899 uns zum Zweck der Ausſtellung vorübergehend anvertraut hatte.

Auf dem Wege des Vermächtniſſes iſt ferner der in der Familie Schönemann-Jügel bisher verwahrte handſchriftliche Nachlaß von Eliſabeth von Türckheim, geb. Schönemann, Goethes Lili, in den Beſitz des Muſeums gelangt. Dieſe unſchätzbaren Handſchriften, zahlreiche Briefe Lilis und ihres Gatten an ihren Bruder, Familienpapiere und Aufzeichnungen wurden von den Teſtamentsvollſtreckern des Jügel'ſchen Nachlaſſes, den Herren Dr. C. Schmidt-Polex, C. Bolongaro, Gg. Stern dem Hochſtifte als eine Zuwendung des Herrn Carl Chriſtian Jügel, des Gatten von Lilis Nichte, übergeben. Das Hochſtift iſt den Erblaſſern und den Vollſtreckern ihres Willens zu innigem Danke verpflichtet, die in richtiger Erkenntnis des Wertes ſolcher Zeugen der Vergangenheit, ſie den Wechſelfällen des Privatbeſitzes entzogen, damit ſie in ſicherer Hut der Nachwelt erhalten bleiben.

Eine wertvolle Erwerbung anderer Art wurde dem Muſeum durch die Güte der Herren Albert von Metzler, Hermann von Mumm und Victor Moeſſinger ermöglicht. Der Flut der modernen Goetheilluſtrationen gegenüber iſt es von beſonderem Intereſſe zu ſehen, wie die beſten zeitgenöſſiſchen Künſtler die Geſtalten des Dichters auffaßten und wiedergaben. Neben Chodowiecki und Lips kommt hier hauptſächlich Heinrich Ramberg in betracht. Seine zierlichen und geiſtvollen Illuſtrationen ſind durch die Kupfer

der Taſchenbücher aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts bekannt. Doch erreichen dieſe Nachbildungen bei weitem nicht die Schönheit der Originale, die, in Aquarell und Tuſche mit größter Feinheit ausgeführt, erſt die richtige Würdigung des Meiſters vermitteln. Eine ganze Reihe ſolcher Originale nebſt den dazugehörigen Bleiſtiftſkizzen zu Goethes Gedichten, zu Fauſt, Götz u. ſ. w. erfreuen jetzt im Muſeum den kunſtverſtändigen Betrachter.

Dankbar verzeichnen wir auch das Geſchenk eines der ſchönſten Goetheſchen Gedichte, des vielgeſungenen „Ergo bibamus“ in der Urhandſchrift. Der Verband Alter Korpsſtudenten zu Frankfurt a. M. hat dieſes prächtige Stück erworben und dem Muſeum geſtiftet.

Eine intereſſante Jugendſilhouette Carl Auguſts verdanken wir Herrn Major Carl von Portatius.

Für weitere Zuwendungen ſind wir verpflichtet: Herrn W. Metzler, J. D. Hochhut, Freiherr von Biedermann, Dresden, Landrichter Hirſch, Mühlhauſen, Ad. Heß Nachfolger, Schott-Wallerſtein, B. Levy.

Wenn in dieſer Weiſe die innere Einrichtung des Dichterhauſes und die Ausgeſtaltung des daran ſich ſchließenden jungen Muſeums erfreulichen Fortgang genommen hat, ſo iſt auch für deren äußere Sicherung in dieſem Jahre ein langerſehnter Erfolg zu verzeichnen. Das Goethehaus mit ſeinem kleinen Höfchen iſt auf allen Seiten von fremden Grundſtücken umgeben, die bis in die neueſte Zeit mit ihren weiten Gärten und Höfen Luft und Licht freien Zugang gewährten. Die fortſchreitende Bebauung der freien Räume hatte aber ſchon vor mehreren Jahren den Erwerb des weſtlich anſtoßenden Grundſtückes, das jetzt das Muſeum mit ſeinem Gärtchen einnimmt, nötig gemacht. Die ſchwerſte Gefahr aber drohte, wenn das bisher nur in ſeinem vorderen Teile bebaute ſüdliche Nachbargrundſtück, Großer Hirſchgraben 21, zu völliger baulicher Ausnützung herangezogen werden würde, da ſein Hofraum ſich noch weit tiefer als unſer Grundſtück bis dicht an die Häuſer der Kaiſerſtraße erſtreckt. Die Bebauung würde nicht nur den Beſtand des Goethehauſes durch Abbruch der gemeinſamen alten Brandmauer gefährdet, ſondern ihm wie dem Muſeumsgebäude

Luft und Licht völlig benommen haben. Die Frage wurde brennend, als im Beginn des Jahres die bisherigen Beſitzer im Begriff ſtanden, die Liegenſchaft an einen Bauunternehmer zu veräußern.

Nur raſches Eingreifen konnte unermeßlichen Schaden abwenden.

Da das Hochſtift keine verfügbaren Mittel beſitzt, und eine Beſchlußfaſſung der ſtädtiſchen Behörden in der kurzen gewährten Friſt nicht herbeizuführen war, ſo erklärten ſich die Herren Wilhelm Bonn, Charles Hallgarten und Dr. Eugen Lucius in dankenswerteſter Weiſe bereit, die Liegenſchaft als Treuhänder zu übernehmen und dadurch deren ſpekulative Ausnützung zu verhindern. Das Grundſtück iſt dann durch Beſchluß der Stadtverordnetenverſammlung vom 30. September 1901 in den Beſitz der Stadt übergegangen. Damit iſt das Goethehaus jetzt auch nach dieſer Seite für alle Zeiten geſichert. Dem Hochſtift, als ſeinem Hüter und Pfleger, liegt die ſchöne Pflicht ob, auch an dieſer Stelle den genannten Herren für ihr raſches opferwilliges Eintreten und den ſtädtiſchen Behörden für ihre in verſtändnisvollſter Würdigung der Sachlage gefaßte einmütige Entſchließung den wärmſten Dank auszuſprechen.

Außer dem Goethehauſe ſelbſt war die Thätigkeit der Kommiſſion in dieſem Jahre noch einer anderen Goethegedenkſtätte zugewendet. Das alte Weinberghäuschen am Hühnerwege, in dem der alternde Dichter mit ſeinen Freunden J. J. und Marianne Willemer ſtillfrohe Stunden verlebte, und das als ehrwürdige Erinnerung an die Tage, in denen das Buch Suleika des weſtöſtlichen Divans entſtand, den Goethefreunden lieb und wert iſt, wurde vor kurzem von der Stadt zum Zwecke der Erhaltung angekauft und baulich wieder hergeſtellt. Dem Hochſtift fiel die Aufgabe der inneren Wiedereinrichtung zu. Nach reiflicher Erwägung beſchloß die Kommiſſion, dieſe Einrichtung, im engſten Anſchluß an die Überlieferungen, ganz in der ſchlichten Weiſe, wie ſie damals geweſen, vorzunehmen.

Durch das Entgegenkommen der Herren Direktor Jean Andreae-Paſſavant und des Herrn General von Herff in Seeheim, konnte eine Anzahl alter Einrichtungsſtücke aus Willemer-

ſchem Beſitz verwendet werden, zur Ergänzung wurden paſſende Frankfurter Möbel aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts erworben. Die Stühle wurden nach altem Modell nachgearbeitet.

Das Innere des Häuschens bietet ſo wieder das Bild anſpruchloſer Behaglichkeit jener Zeiten, in denen Goethe hier weilte.

Die Kommiſſion kann auch ihren diesjährigen Bericht nur mit dem Ausdruck des aufrichtigſten Dankes ſchließen für die werkthätige Förderung, die ihrer Thätigkeit von den Behörden und den Bürgern Frankfurts zu teil geworden iſt.

V. Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes über ſeine Thätigkeit 1900/1901.

Die Akademiſche Abteilung des Hochſtifts hat auch in dieſem Jahre ihre Thätigkeit in den bisherigen Richtungen und nach gewohnter Weiſe fortgeſetzt. Zu Vorſitzenden der einzelnen Fachabteilungen und damit zu Mitgliedern des AGA wurden folgende Herren gewählt:

1. Alte Sprachen:
   Herr Dr. F. Bölte, Oberlehrer,
   „ Dr. W. Knoegel, Oberlehrer.
2. Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft:
   Herr Prof. O. Donner-von Richter, Hiſtorienmaler,
   „ M. Sondheim, Buchhändler.
3. Deutſche Sprache und Litteratur:
   Herr Dr. K. Rehorn, Direktor der Eliſabethenſchule,
   „ Dr. R. Hering, Aſſiſtent an der Goethebibliothek.
4. Geſchichte:
   Herr Dr. K. Reinhardt, Direktor des Goethegymnaſiums,
   „ Dr. R. Schwemer, Oberlehrer.
5. Jurisprudenz:
   Herr Dr. P. Neumann, Rechtsanwalt,
   „ O. Creizenach, Oberlandesgerichtsrat.
6. Mathematik und Naturwiſſenſchaften:
   Herr Dr. H. Dobriner, Oberlehrer,
   „ Dr. O. Rauſenberger, Profeſſor, Oberlehrer.
7. Neuere Sprachen:
   Herr H. Müller, Oberlehrer,
   „ Dr. M. Banner, Oberlehrer.
8. Volkswirtſchaft:
   Herr J. H. Epſtein, Fabrikant,
   „ Dr. G. Schnapper-Arndt, Privatgelehrter.

Digitized by Google

Der ſo zuſammengeſetzte AGA wählte zum Vorſitzenden Herrn Gymnaſialdirektor Dr. K. Reinhardt, und zum Stellvertretenden Vorſitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann.

Um die Jahreswende erlitt der AGA einen ſchweren Verluſt durch den Tod ſeines langjährigen Vorſitzenden, des Herrn Profeſſor Dr. phil. Veit Valentin, Oberlehrers an der Wöhlerſchule. Der Verewigte war bald nach der unter Leitung der Herren Senator Dr. Berg und Stadtarchivar Dr. Grotefend durchgeführten Reorganiſation des Hochſtifts im Februar des Jahres 1884 in dasſelbe eingetreten. Im Jahre 1885 wurde er als Vorſitzender der Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft Mitglied des Akademiſchen Geſamtausſchuſſes, der ihn zu ſeinem Vorſitzenden wählte, ein Ehrenamt, das er dann bis zu ſeinem Tode bekleidete. Er fand als Vorſitzender des Akademiſchen Ausſchuſſes, beſonders für die erſten Jahre, ein ausgedehntes Arbeitsfeld vor. Waren auch in den Reorganiſationsbeſtimmungen und in den neuen Satzungen die Grundlinien der Thätigkeit der Akademiſchen Abteilung überall vorgezeichnet, waren auch bereits verheißende Anfänge gemacht, ſo galt es doch die neugeſchaffenen Inſtitutionen noch zu beleben und zu feſtigen. Eine geradezu bewunderswerte unermüdliche Arbeitskraft ermöglichte es dem Dahingeſchiedenen, neben der erfolgreichen Lehrthätigkeit an ſeiner Schule und verſchiedenen anderen Inſtituten, der er mit aufopfernder Liebe ſich hingab, neben einem immer mehr ſich ausbreitenden litterariſchen Schaffen auf den Gebieten der Kunſt- und Litteraturgeſchichte noch Zeit zu finden, auch in der wiſſenſchaftlichen Entwickelung des Hochſtifts ſowohl ſelbſtthätig als anregend auf das verdienſtvollſte zu wirken.

Nach zwei Richtungen war er beſonders thätig: die akademiſchen Fachabteilungen zu beleben, und die Lehrgänge zu einer immer größeren Bedeutung zu erheben.

Sein Wirken in ſeiner eigenen Abteilung, der für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft, iſt von Herrn Prof. Donner-von Richter in deren Bericht (ſ. oben S. 355) mit herzlichen Worten geſchildert. Aber auch den Sitzungen der anderen Abteilungen wohnte er gerne bei und war ſtets bereit, mit Vorträgen auf ſprachlichem und

litterariſchem Gebiete einzutreten. Eifrig war er bemüht, für alle Abteilungen neue Mitglieder zu gewinnen und ſie zu fruchtbarer Mitarbeit anzuregen.

Am meiſten ans Herz gewachſen aber waren ihm die Lehrgänge des Winters. Neben dieſen Vortragscyclen traten die anfangs in ausgedehnterem Maße gepflegten Einzelvorträge immer mehr zurück. Die Lehrgänge wurden auf Valentins Anregung ſofort nach Erbauung des Saales im Dr. Hochſchen Konſervatorium dorthin verlegt, wo ein weiter würdiger Raum den Beſuch des gebildeten Publikums begünſtigte.

Der Vorbereitung des alljährlichen Lehrplanes widmete er unausgeſetzte Sorgfalt. Den von den Fachabteilungen ausgehenden Vorſchlägen zur Berufung der Dozenten hatte er häufig paſſende eigene Vorſchläge hinzuzufügen, die geeignet waren das Programm harmoniſch abzurunden.

Er war mit Erfolg bemüht, den Grundſatz zur Geltung zu bringen, daß dieſe Vorträge nicht nur in wiſſenſchaftlicher Gediegenheit reiche Belehrung zu ſpenden hätten, ſondern durch künſtleriſche Formvollendung einen hohen äſthetiſchen Genuß gewähren ſollten. Wenn die Lehrgänge des Hochſtifts für die geiſtig hochſtehenden Kreiſe des Frankfurter Publikums zu einem Gegenſtand nicht nur der Beliebtheit, ſondern geradezu des Bedürfniſſes geworden ſind, ſo iſt das zum großen Teile Valentins Verdienſt. Er ſelbſt war auch ihr pflichtgetreueſter Beſucher. Nur die dringendſte Abhaltung konnte ihn bewegen, an einem Vortragsabende zu fehlen. Durch ſeine liebenswürdigen geſelligen Talente hat er den auswärtigen Dozenten den hieſigen Aufenhalt ſtets zu einem angenehmen zu machen verſtanden, deſſen ſie ſich gern erinnern.

Aber auch für andere Gebiete der Hochſtiftsthätigkeit fand er noch Zeit zur Mitwirkung. An der Einrichtung, wie ſpäter an der Redaktion der Berichte hat er ſtets regen Anteil genommen. Die Kunſtausſtellungen der Jahre 1885—1890 und 1894 wurden von ihm angeregt und mit orientierenden Vorträgen eingeleitet.

Auch in der Goethehauskommiſſion wie in anderen Kommiſſionsberatungen war er ein fleißiger Mitarbeiter.

Das Hochſtift, wie ſpeziell der Akademiſche Geſamtausſchuß

hat dem Verewigten am Grabe warme Worte der Anerkennung nachgerufen und auch an dieſer Stelle mögen ſie wiederholt werden als ein Zeichen freundlichen und dankbaren Gedenkens über den Tod hinaus:

> Der Dahingegangene, in dem wir einen langjährigen treuen Mitarbeiter betrauern, war ſeit Jahrzehnten in regſtem Eifer und unermüdlichem Intereſſe für das Freie Deutſche Hochſtift thätig, einer der Männer, denen das Hochſtift ſeine Entwickelung verdankt. Sein Wirken wird das Andenken an ihn uns ſtets lebendig erhalten.

Die Lehrgänge des Winters 1900/1901 erfreuten ſich eines regen Beſuches, ſo daß der Saal in manchen Fällen die Zahl der Hörer kaum zu faſſen vermochte. Der Lehrplan, der ohne Störung zur Durchführung gelangte, umfaßte die folgenden Lehrkräfte und Fächer:

1. Herr Dr. R. Schwemer aus Frankfurt a. M.: Reſtauration und Revolution. Ein Rückblick auf Deutſchlands Entwickelung in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts.
2. Herr Profeſſor Dr. Baldenſperger aus Gießen: Les Encyclopédistes.
3. Herr Prof. Dr. B. Litzmann aus Bonn: Hauptphaſen des deutſchen Romans im 19. Jahrhundert.
4. Herr Dr. R. Kautzſch aus Leipzig: Die deutſche Buchillustration.
5. Herr Dr. Wilibald Nagel aus Darmſtadt: Die Entwickelung der Oper bis auf Gluck.
6. Herr Univerſitätsbibliothekar Dr. Georg Steinhauſen aus Jena: Geſchichte der deutſchen Bildung ſeit dem Ausgang des Mittelalters.
7. Herr Landgerichtsrat Dr. Sommer: Das neue „Bürgerliche Recht“ Deutſchlands.
8. Herr Pfarrer E. Förſter aus Frankfurt a. M.: Lebensideale.

Den Feſtvortrag bei der am 10. November 1900 abgehaltenen Schillerfeier hielt Herr Gymnaſialdirektor Dr. L. Bellermann aus

Berlin über „Schillers Entwurf eines Gedichtes zur Jahrhundertwende“ (Berichte XVII, S. 27*—45*).

Die Feier von Goethes Geburtstag fand am 25. Auguſt 1901 in üblicher Weiſe ſtatt. Der Feſtredner, Herr Prof. Dr. O. Harnack aus Darmſtadt, ſprach über: „Wandlungen des Urteils über Goethe“ (Bericht XVII, S. 47*—65*). Der Sängerchor des Lehrervereins hatte wiederum in dankenswerter Weiſe die Liedervorträge übernommen.

Auch in dieſem Winter haben die Vorträge ihren Zweck, wiſſenſchaftliches Intereſſe in weiteren Kreiſen zu beleben und wachzuhalten, in reichem Maße erfüllt. Den vollendeten und lehrreichen Darlegungen der Vortragenden iſt die zahlreiche Hörerſchaft mit regem Verſtändniſſe gefolgt. Im Namen der Hörer dürfen wir auch an dieſer Stelle den Herren Dozenten, für den hingebenden Eifer, mit dem ſie ſich ihrer Aufgabe unterzogen, den wärmſten Dank ausſprechen.

Die in unſerer Stadt ſeit einer Reihe von Jahren mit immer wachſendem Erfolge von dem Ausſchuſſe für Volksvorleſungen geleiteten Veranſtaltungen für Volksbildung, die neben den eigentlichen Vorleſungen in der Stadthalle, in Bockenheim und Bornheim, wie in den umliegenden Ortſchaften, neben den Vorträgen in den Gewerkſchaften, den längeren Lehrkurſen auch Volksvorſtellungen, Führungen durch die Muſeen in ſich ſchließen, ſind vom Hochſtifte wiederum durch finanzielle Unterſtützung wie durch die Mitarbeit von Mitgliedern der Akademiſchen Abteilung nach Kräften gefördert worden.

Die vom AGA herausgegebenen Berichte liegen für das abgelaufene Jahr in der üblichen Weiſe vor. Sie gewähren den Einblick in die Thätigkeit der Akademiſchen Abteilung und geben den Mitgliedern Kunde von der fortſchreitenden Einrichtung des Goethehauſes und der Entwickelung des damit verbundenen Muſeums wie der Bibliothek und des Archives, von dem Mitgliederbeſtande u. ſ. w. Der AGA konnte ſich jedoch der Einſicht nicht verſchließen, daß eine Neugeſtaltung der Berichte wünſchenswert ſei. Die Erſcheinungsweiſe wie die dadurch bedingte bisherige Einteilung haben

ſich in mancher Hinſicht als nicht praktiſch erwieſen. Es iſt daher beſchloſſen, von der bisherigen Herausgabe in einzelnen Heften abzuſehen und die Berichte in Zukunft in Form eines Jahrbuchs, womöglich gebunden, am Schluſſe des Geſchäftsjahres den Mitgliedern zu überſenden. In dieſer Form läßt ſich vor allem eine größere Einheitlichkeit und Überſichtlichkeit erzielen.

Auch der Inhalt wird, den vielfach geäußerten Wünſchen der Mitglieder entſprechend, dadurch eine Erweiterung erfahren, daß eine beſondere Abteilung die Lehrgänge des Jahres in einer von den Herren Dozenten ſelbſt geſtalteten kürzeren Zuſammenfaſſung bieten wird. Es ſoll dadurch denjenigen Mitgliedern, welche die Vorträge gehört, Gelegenheit geboten werden, das Weſentliche des Gehörten im Zuſammenhange ſich einprägen zu können, und denjenigen, die den Vorträgen nur zum Teil oder gar nicht beiwohnen konnten, ſoll auf dieſe Art wenigſtens die Kenntnis des Gedankenganges und des Ergebniſſes vermittelt werden.

Der Vorſchlag hat die Billigung der Verwaltung gefunden und der nächſte Bericht wird daher im November 1902 in der neuen Form erſcheinen.

Die Goethebibliothek erfuhr auch in dieſem Jahre eine Vermehrung von mehr als 1500 Bänden, die ſich ziemlich gleichmäßig auf die einzelnen Fächer verteilen, ſo daß die Beſtände jetzt ca. 20000 Bände betragen. Ebenſo wurde die Handſchriften- und Kunſtblätterſammlung ſorgfältig weiter ausgebaut. Hier iſt die Erwerbung von 30 Originalilluſtrationen Heinrich Rambergs zu Schillers Werken beſonders hervorzuheben. Unſere Bitten um Zuſendung von Programmen, Diſſertationen, Sonderabzügen ꝛc. ſind wiederum in entgegenkommendſter Weiſe erfüllt worden. Die eingegangenen Schriften ſind unter „Einſendungen“ verzeichnet.

Im Beſtande der im Leſeſaal aufliegenden Zeitſchriften hat ſich im Laufe des Geſchäftsjahres keine bedeutende Veränderung ergeben. Ihre Geſamtzahl beträgt 145, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geſchichte und ihrer Hilfswiſſenſchaften 22,

der Philoſophie und Pädagogik 5, der Litteraturgeſchichte 10, der Sprachwiſſenſchaft 13, der Kunſtwiſſenſchaft und Archäologie 11, der Mathematik und Naturwiſſenſchaft 12, der Geographie 3, der Heilkunde 1, der Jurisprudenz 10, der Volkswirtſchaft 13, der Technik 4. Dazu kommen Rundſchauen 11, Unterhaltungsblätter 4, Verſchiedenes 14. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

VI. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. September 1901 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, Verleger, beziehungsweise Hochschule, Bibliothek, Redaktion, Verein u. s. w.

Erscheinungsjahr, wo nicht anders bemerkt, ist das Berichtsjahr.

Litteratur.

*Houben, H. Aus Gutzkows Theatererinnerungen. S.-A.
*Minor, J. Der Herr und Mephistophiles im „Prolog im Himmel". S.-A.
*Träger, E. Miltons paradise regained. Progr. 1901.
*Grohmann, W. Herders nordische Studien. Diss. 1900.
*Kabelmann, K. Joseph Addisons litterarische Kritik im „Spectator". Diss. 1900.
*Gutermann. Shakespeare und die Antike. Progr. 1900.
*Homann, W. Henry Fielding und die Verhältnisse seiner Zeit. S.-A.
*Guglia, E. Eine ungedruckte Denkschrift von Gentz aus dem Jahre 1822.
*Beck, P. Nachtrag zu dem Aufsatz: Der Orden der verrückten Hofräte. S.-A.
*Bischoff, H. Ludwig Tieck als Dramaturg. 1897.
*Basch, V. De poesi ingenua ac, quae dicitur, sentimentali Schillerius quid senserit etc. Diss. 1900.
*Helm, K. Ein Tagebuch aus Matthissons Jugend. S.-A.
*Langguth, A. Goethe und die ästhetische Erziehung. S.-A.
*Morsch, H. Bespr. von Thalmayrs „Goethe und das klass. Altertum". S.-A.
*Lehmann, G. Gedichte von Schülern des Wenigeroder Lyceums aus der Mitte des 18. Jahrh. Progr. 1900.
*Groschupp, H. Die Sprache J. C. Günthers. Diss.
*Wetzig, R. Studie über die Tragödien C. Delavignes. Diss.

*Tränkmann, K. R. Fr. Gedike in seinem Verhältnisse zu den pädagogischen Bestrebungen seiner Zeit. Diss.
*Zinck, P. A. Isaac Iselin als Pädagog. Diss.
*Strecker, R. Der ästhetische Genuß auf Grund der ästhetischen Apperzeption. Diss.
*Hanschmann, Br. Von der Wiege bis zur Hochschule.
*Hachez. Übersicht über die Entwickelung der deutschen Litteratur.
*Ebrard, W. Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe II. Progr.
*Steig, R. J. v. Görres' Briefe an A. v. Arnim. S.-A.
*Wetz, W. Zur Beurteilung der sog. Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung. S.-A.
*Möbius, P. J. Die Vererbung von dichterischen Talenten. S.-A.
*Eucken, R. Goethe und die großen Denker. S.-A.
*Ebart, P. v. Briefe der Sophie La Roche an den Prinzen Friedrich von Gotha-Altenburg. S.-A.
*Schlag, H. Goethes Faust. Ein Beitrag zum Verständnis des inneren Zusammenhanges beider Teile. Progr.
*Vogel, Th. Goethes Schema einer allgemeinen Naturlehre. S.-A.
*Vogel, Th. Nüchterne Erwägungen über Goethes Spinozismus. S.-A.
*Henkel, H. Goethe und die Bibel. S.-A.
*Beck, P. Die Vorlagen für Schillers Gang nach dem Eisenhammer. S.-A.
*Daffis, H. Johann Jakob Engel als Dramatiker. Diss.
*Schlüter, F. Studien über die Reimtechnik Wielands. Diss.
*Engel, J. Spuren Shakespeares in Schillers dramatischen Werken. Progr.
*Schoeler, H. v. Kant, Goethe und der Monismus. S.-A.
*Prodnigg, H. Goethes Ansichten über Grundfragen der Kunst und Ästhetik mit besonderer Rücksicht auf die Zeit zwischen der italienischen Reise und den ersten Einflüssen der romantischen Schule. Progr.
*Schneider, F. Schillers Entwickelungsgang und die Bedeutung der Kenntnis desselben für das Verständnis seiner Werke. I. Teil. Jugendzeit und Jugenddramen. Progr.
*Lücking, G. Schiller als Herausgeber der Memoirensammlung. Progr.
*Todt, K. Goethe und die Bibel. Progr.
*Diebitsch, F. Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina. Progr.
*Heilborn, E. Ein unveröffentlichter Brief von Novalis. S.-A.
*Nutzhorn, C. Von und über Hölty. Zur Enthüllung des Hölty-Denkmals in Hannover. S.-A.
* — — Hölty-Silhouetten. S.-A.
*Sauer, A. Caspar Graf Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen. S.-A.
*Buchheim, C. A. und Emma. Goethe, Hermann und Dorothea. Oxford 1901.
*Foerster, E. Lebensideale.

Stundenplan des Frankfurter Gymnasiums aus dem Jahre 1763.
W. v. Türkheim, Rede zum 16. Oktober 1828.
Geschenke des Herrn Pfarrer Dechent.

*Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethe-Denkmals 1900. Geschenk des Wiener Goethevereins.
*Dante, Göttliche Komödie, übersetzt von Pochhammer.
*Meyer, R. M. Goethe. 2. Aufl. Geschenk der Frau B. M. Goldschmidt.
*Oswald, Eugen. Goethe in England und Amerika. 1899. Geschenk des Herrn Prof. Heuer.
*Pöllnitz, v. Das galante Sachsen. 1735. Geschenk des Herrn A. Andreae.
*Weimars Jubelfest vom 3. September 1825 26. Geschenk des Herrn Dr. Hering.
*Geiger, L. Therese Huber.
*Döring (Ruben Sarschef) und Mack. Zu Goethes 150. Geburtstag. Text und Musik.
*Hausblätter, Frankfurter. 1881 und 1882. Geschenk des Herrn Rittweger.
*Sommer, R. Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie. 1892.
*Stettner, Goethe und Eugen Neureuther.
*Sauer, A. Die deutschen Säkulargedichte um 1800.
*Fries, A. Goethes Achilleis. Diss.
*Deutsche Buchillustration bis A. Dürer. Geschenk der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.
*Reinhardt, K. Die Behandlung des zweiten Teils von Goethes Faust in der Oberprima. Vortrag.
*Cohn, H. Goethe über den Impfzwang. S.-A.
*Steig, H. Goethe und seine Dichtungen. S.-A.

Geschichte.

†Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge. Bd. 6.
*Gutenbergfest zu Mainz im Jahre 1900.
†Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde. Heft 14.
*Dietzel, H. Weltwirtschaft und Volkswirtschaft. 1900.

Kunst.

*Böttticher, Fr. v. Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Bd. 2.
*Gaedertz, Th., d. Ä. Johann Kemmer, der Meister des St. Olafaltares zu Lübeck.

Naturwissenschaften.

†Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik.
†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins.
†Abhandlungen und Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kassel.

†Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft in Emden.
*Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Jena für das Jahr 1898.
*Statistische Zusammenstellungen ꝛc. von der Metallgesellschaft und der Metallurgischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M.
*Annual Report of the Smithsonian Institution 1897—99.
*Höfer, H. Die Tiefbohrkunst als Wissenschaft.
* — — — Die Wärmeverhältnisse im kohleführenden Gebirge.
* — — — Petroleum. S.-A. 1900.
*Volger, G. H. C. Der Wasserschatz des Erdreiches ꝛc. Herausgegeben von Frl Agnes Volger.

Programme etc. von Hochschulen, Schulen, Vereinen etc.

†Universitäten: Freiburg i. B., Vorlesungsankündigung W.-S. 1901/02.
— — — „ „ Personalverzeichnis S.-S. 1901.
— — — „ „ Programm zur Geburtstagsfeier des Großherzogs 1901.
† — Gießen. Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1901.
† — — Personalbestand W.-S. 1900 1901.
† — — Akad. Festrede zum Jahresfeste 1900 und 1901.
† — — Festschrift verf. v. H. Haupt 1900.
† — Heidelberg. Vorlesungsanzeige W.-S. 1901.
† — Jena. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1901.
† — — Personalverzeichnis. S.-S. 1901.
† — Innsbruck. Vorlesordnung W.-S. 1901.
† — Leipzig. Verzeichnis der Handbibliothek des Lesesaale der Universitäts-Bibliothek 1900.
† — Prag. Deutsche Universität. Vorlesungsordnung W.-S. 1901/02.
† — — Personalstand S.-S. 1901.
† — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1901/02.
†Hochschulen: Braunschweig. Progr. 1901/2.
† — — Darmstadt. Progr. 1901/2.
† — — Hannover. Progr. 1901/2.
†Jahresbericht der Stadtbibliothek Zürich. 1900.
†Bericht der v. Rothschildschen Bibliothek für die Jahre 1891—1900.
†Jahresberichte des schwäbischen Schillervereins zu Stuttgart-Marbach.
*Programm des Goethe-Gymnasiums zu Frankfurt a. M.
* — — der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M.
* — — der Adlerflychtschule zu Frankfurt a. M.
* — — des Philanthropin zu Frankfurt a. M.
†Jahresbericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. für 1900.
* — — des Hochschen Konservatoriums zu Frankfurt a. M.
* — — des Sängerchors des Lehrervereins zu Frankfurt a. M.
* — — des Taunusklubs zu Frankfurt a. M.

Digitized by Google

†Jahresbericht der Frankfurter Turngemeinde.
†Verwaltungsbericht der Lese- und Bücherhalle zu Darmstadt.
†Jahresbericht der Geheſtiftung in Dresden.
*Thätigkeitsbericht der Arbeitsnachweisanſtalt in Köln.
*Geſchäftsbericht des Arbeiterſekretariats München.
†Bericht der Leſe- und Redehalle in Prag.
*Rechenſchaftsbericht der Geſellſchaft zur Beförderung deutſcher Wiſſenſchaft ꝛc. in Böhmen für das Jahr 1900.
*Bericht über die Feſtſitzung derſelben. 1901.

VII. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. September 1901.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Friedrich Fried, Dr. phil., Oberlehrer, hier.
2. Johannes Kähler, Rechnungsführer, hier.
3. Ernst Leipprand, Kaufmann, Traben a. d. Mosel.
4. Wilhelm Oppenheim, Kaufmann, Nürnberg.
5. Emil Pfeiffer, Geh. Sanitätsrat, Dr. med., prakt. Arzt, Wiesbaden. (Mk. 10.—)
6. Peter Wilhelm Pütter, Militär-Intendantur-Sekretär, hier.
7. Fräulein Helene Thein, hier.
8. Hermann Traut, Dr. phil., Bibliothekar an der Stadtbibliothek, hier.
9. Karl Vollmöller, Dr. phil., ordentl. Universitätsprofessor a. D., Dresden.
10. Theodor Weicker, Stamford, U. S. A.

B. Gestorben:

1. Frau C. Alzheimer, hier.
2. Moritz L. Beer, Kaufmann, hier.
3. Karl Biedermann, Dr. phil., Universitätsprofessor, Leipzig.
4. Franz Anton Gering, Privatier hier.
5. Alphons Huber, Dr. phil., Universitätsprofessor, Wien.

Digitized by Google

6. Karl Klippel, Kaufmann, hier.
7. Rudolf Leipprand, Direktor des Handelsmuſeums, hier.
8. Th. Mettenheimer, Dr. phil., Privatier, hier.
9. Nathan Pappenheim, Kaufmann, hier.
10. Georg Daniel Roth, Kaufmann und Fuhrwerksbeſitzer, hier.
11. Frau Thereſe von Villani, Baronin, hier.
12. Auguſt Winkler, Dr. phil., Bibliothekar, Hanau.

12 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Register.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 139, 355 f., 461.
— für deutsche Sprache und Litteratur 16, 31 ff., 461.
— für Geschichte 356, 461.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 356 ff., 461.
— für Soziale Wissenschaften 15, 139, 300 ff.
— für Sprachwissenschaft 1 ff., 79 ff., 255 ff.
Ackermann, R. 443.
Addison, J. 468
Adelebsen, W. 251.
Aignan, St. 185 ff.
Akademie der Wissenschaften, ungarische 28.
Akademischer Gesamt-Ausschuß, Bericht des 20 ff., 461 ff.
Alexis, W. 171 f.
Alte Sprachen, Sektion für 79, 255 ff., 461.
Alzheimer, Frau C. 473.
Andreae-v. Neufville, A. 457, 470.
Andreae-Passavant, J. 19, 459.
Anger, S. 168.
Anhalt, Herzog v. (Minnesinger) 75.
Arendal, J v. 248.
Arnim, A. v. 454 f.
— B. v. 163, 180, 435.
Arnold, R F. 188 f.
Asbach, Dr. 26.

Back, H. 328 ff.
Baldensperger, Dr. 464.
Banner, Dr. M. 1 ff., 11 f., 248, 277, 461.
Bartels, A. 149 f.
Barthel, Frau A. 252.
Bartoli, A. 278.
Basch, B. 468.
Bauer, F. 26.
Bauernfeld, E. v. 203.
Beck (Schauspieler) 394 f.
— P. 468 f.
Becker, Oberlehrer H. 251.
— Dr. H. 300 ff.
Beer, M. L. 473.
— P. 416.
— R. 281, 284 f.
Bellermann, Dr. L. 27* ff., 425, 464.
Beudit, C. 251.
Beobachtungen, allerlei, auf neusprachlichem Gebiete 1.
Berdrow, O. 249.
Berendt, M. 194 f.
Berg, Dr. 462.
Berger, A. v. 161, 202, 249.
— A. E. 32, 55
Bericht des Akad. Gesamt-Ausschusses 20 ff., 461 ff.
Bericht der Goethehaus-Kommission 17 ff., 456 ff.
Berichte aus den akademischen Fachabteilungen 1 ff., 31 ff., 255 ff.
Bern, naturforschende Gesellschaft 250.
Bernard, W. 208.
Bernays, M. 60*.
Bernhardt, Dr. W. 251.
Beziehungen, die politischen der Reichslande 2c. 20.
Bibrakte, Schlacht von 110 f.
Biedermann, Dr. K. 473.
— W. v. 458.
Biese, A. 213.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abteilung für 139, 355 f., 461.
Bischoff, E. 239.
— H. 468.
Bismarck 47*.
Blei, Fr. 27.
Bleibtreu, K. 226.

Bliedner, A. 445.
Bode, W. 209 f.
Bodmer, J. J. 32 ff. 174.
Bölsche, W. 211.
Bölte, Dr. Fr. 461.
Böttticher, Freiherr v. 470.
Bojannowski, P. v. 140, 180 f.
Bolongaro, C. 457.
Boltenstern, v. 26.
Bonn, Dr. M. 300.
— W. 459.
Borkowski, H. 391.
Boschulte, B. 26.
Brabant, Joh. v. 76.
Brachvogel, E. 248.
Braun, Ph. 27, 213.
Braunschweig, Hochschule 28, 471.
Brentano, Cl. 453.
Breul, Dr. K. 13, 384 f.
Bruno, Giordano, -Feier 1900 23.
Buchheim, Dr. A. K. 252, 469.
— Anna 469.
Buchholz, E. 26.
Bülow, H. v. 438 f.
Bürger, G. A. 31 ff., 174 f.
Buff, Charlotte 456.
— G. 252.
Burgheh (Bukarest) 26.
Burkhardt, C. A. H., Festschrift für 179.
Busse, C. 153 ff.
Byron, 225 f., 442 f.

Caesar, Angriffe Delbrücks auf Cäsars Glaubwürdigkeit 79, 96 ff.
— Wo schlug Cäsar den Ariovist 255 ff.
— G. 251.
Carel, G. 26.
Carletta, 447 f.
Carlyle, J. 249, 441 f.
Caro, J. 418 f.
César, 27.
Chaos, Zeitschrift 141.
Cicero, 83 ff.
Cleve, K. 27.
Cloetta, W. 281, 296.
Cohn, A. M. 248.
— F. 212 f.
— H. 210, 470.
Constant, B. 152.
Creizenach, O. 461.
— Th. 410.
— W. 26.

Daffis, H. 469.
Dann, L. 252.
Dante, 470.
Darmstadt, Bücherhalle, öffentliche 28, 472.
— Hochschule 28, 471.
Dechent, Dr. H. 470.
Degenhard, F. 249.
Delavigne, C. 249, 468.
Delbrück, H. 79, 96 ff.
Deutsche Sprache u. Litteratur, Abt. für 16, 31 ff., 461.
Deutschland, das junge 20.
Diderot, 244 ff.
Diebitsch, Fr, 390 f., 469.
Dieterich, Dr. A. 20.
Dietzel, H. 470.
Diviciacus, 259 ff.
Dobriner, Dr. H. 461.
Döring, Frl. 470.
Donner-v. Richter, Prof. 355 f., 461 f.
Draach, Dr. v. 248.
Dresden, Gehestiftung 472.
Düntzer, H. 233 ff.
Duiring, der (Minnesinger) 59.

Ebart, P. v. 25, 469.
Ebrard, W. 450, 469.
Eckermann, J. P. 163.
Eckstein, E. 70.
Edenheimer, R. 251.
Edinger, Dr. L. 20.
Edlinger, J. 18.
Eick, H. E. 27, 151 ff.
Einsendungen 25 ff, 248 ff, 468 ff.
Eisenhuth, Chr. 251.
Elösser, A. 27.
Elster, Dr. E. 32, 67, 220, 249.
Emden, Naturforschende Gesellschaft 471.
Engel, J. 392, 469.
— J. J. 469.
Engert, H. 251.
Entwicklung, die industrielle a. d. Pariser Weltausstellung 309 ff.
Epstein, J. H. 309 ff., 461.
Eucken, Dr. R. 23, 469.
Ewe, S. 4.

Fachabteilungen, akademische, Berichte aus den 1 ff., 31 ff., 255 ff.

Facharbeitsnachweis, Organisation des ꝛc. 15.
Fachschulen, Pariser 339 ff.
Fährmann, E. 26.
Falk, 182 ff.
Farnik, E 448.
Faust, der polnische 167.
— Puppenspiel 239.
— Volksbuch, Wolfenbütteler 238.
— -buch, englisches 248.
— -dichtung, Nachgoethesche 165.
Federn, R. 240 f.
Fernow, K. L. 454.
Fichte, 324 f.
Fielding, H. 468.
Fischer, A. 184.
— Dr. K. 206, 439.
Flesch, Dr. M. 15.
Foerster, E. 251, 464, 469.
Formentwicklung in der griech. Bildkunst 20.
Fränkel, Dr. L. 1, 116 ff., 277 ff.
Francke, O. 27, 179 f.
Franke, G. 251.
Frankfurt a. M., Adlerflychtschule 471.
— Altertumsverein 28, 470.
— Ausschuß für Volksvorlesungen 465.
— Conservatorium, Hoch'sches 28, 471.
— Fortbildungsschule, Gewerbl. 250.
— Gesellschaft, metallurgische 28, 471.
— — Senckenberg'sche naturf. 250.
— Goethe-Gymnasium 471.
— Handelskammer 28, 471.
— Institut für Gemeinwohl 250.
— Lehrerverein, Sängerchor des 28, 465, 471.
— Magistrat und Stadtverordnete 459 f.
— Philantropin 471.
— Stadtbibliothek 248 f, 470.
— Taunusclub 28, 471.
— Turngemeinde 28, 472.
— Verband alter Korpsstudenten 458.
— Verein für Geographie und Statistik 470.
— — der Ingenieure 250.
— Wöhlerschule 471.
Frauenfabrikarbeit und Frauenfrage 300.
Frederking, A. 211, 249.
Freiburg i. B., Universität 28, 250, 471.
Frey, J. 164.
Fried, Dr. Fr. 255 ff., 473.
Friedwanger, Prof. 7.
Fries, A. 470.
Funck, H., 419.

Gaedertz, Th. d. Ä. 470.
Gaspary, A. 278.
Gedike, Fr. 469.
Geiger, Dr. L. 20, 413 ff., 470.
Geistesleben, italienisches 277 ff.
Gelter, Herr (Minnesinger) 62.
Gemäldefries, der, in der großen Wahlstube des Römers 356.
Gentz, Fr. v. 440 f. 468.
Gering, F. A. 473.
Gerning, J. J. v. 405.
Gerstenbergk, J. v. 140 f.
Gervinus, 57*.
Gesamtsitzungen mit Vorträgen 1* ff., 27* ff., 47* ff.
Geschichte, Abteil. für 356, 461.
Getreidezölle, Kampf um die, in England 300.
Gießen, Universität 471.
Gleichen-Rußwurm v. 249.
Gleim, 38 ff., 52.
Gliers, der von (Minnesinger) 71.
Göbel, W. 251.
Göler, v. 268.
Görres, J. v. 469.
Görtz, Graf, 423 f.
Goethe, Achilleis 417, 470.
— Clavigo 248, 393, 449.
— Dichtung und Wahrheit 1*ff., 19*ff., 23, 146, 431.
— Egmont 26, 386 f.
— Epimenides Erwachen 184.
— Farbenlehre 209, 365, 378.
— Faust 54*, 31, 213, 225, 230 ff., 249, 402, 411 ff., 444 f., 468 ff.
— Gedichte, an die Entfernte 26.
— — Braut v. Korinth 220 f.
— — Divan 444 f.
— — Elegie 223 f.
— — Epigramme 145 f.
— — ergo bibamus 458.
— — Erlkönig 415.
— — Meine Göttin 178.
— — Metamorphose der Pflanze 446.
— — Mignon 243 f., 417.
— — Tagebuch 142.
— — Totentanz 220.
— — Wanderer 188.

Goethe, Geschwister 392.
— Götz 49*, 240, 386, 392 f., 420 f.
— Hermann und Dorothea 53*, 469.
— Homerübersetzung 417 f.
— Jahrmarktsfest 241.
— Iphigenie 52*, 168 f., 241, 249.
— Märchen 223.
— Nausicaa 168 f., 448.
— Novelle 223.
— Pandora 417.
— Paläophron und Neoterpe 406.
— Prometheus 241.
— Rameaus Neffe 244 ff.
— Scherz, List und Rache 142.
— Stella 159.
— Tasso 145, 213.
— Werke (Hrsg. v. K. Heinemann) 220 f.
— — (Illustrationen v. Ramberg) 458.
— Werther 49* f., 401, 415 f., 433.
— Wilhelm Meister 53*, 146, 243, 402, 430.
— Winckelmann und sein Jahrh. 54*.
Goethe an Karl August 143.
— — Conta, Fr. v. 418.
— — Göschen 182, 418.
— — Hoffmann, J. 418.
— — Lavater 419.
— — Neurenther 27.
— — Reinhardt 248, 418.
— — die société royale philomatique 419.
— — den Stadtrat zu Weimar 181.
— — Voigt 180 f.
— — Wachler 418.
— — Zelter 419.
Goethe und Alexis, W. 172.
— — Arnim, B. v. 435 f.
— — Beck 397.
— — Bürger 174 f.
— — Byron 225 f.
— — Diderot 244 ff.
— — Falk 182.
— — Friederike, Prinzessin 217.
— — Gentz, Fr. v. 440.
— — Hebbel 142 ff., 150.
— — Huber, Th. 413 f.
— — Ibsen 169.
— — Kant 208.
— — Lavater 421 f.
— — Levetzow, U. 223 f.
— — Müller, W. 440.
— — Napoleon 77.
— — Neurenther, E. 470.
— — Reinhard 187.
Goethe und Riggi, M. 447 f.
— — Schiller 51* ff., 190.
— — Schreyvogel 202 f., 248.
— — Spinoza 469.
— — Swedenborg 411 f.
— — Villers 187 f.
— — Wieland 176 ff.
— — Wolff, F. A. 85.
Goethe und Böhmen 447.
— — Dresden 410.
— — Heidelberg 215.
— — Polen 188 ff.
— — der Rhein 214 f.
— — Rom 447 f.
— — Straßburg 215.
Goethe und das Altertum 212, 249, 468.
— — die Bibel 469.
— — Christentum 58*.
— — der Darwinismus 61* f.
— — die großen Denker 469.
— — das junge Deutschland 55*.
— — die ästhetische Erziehung 468.
— — die Freimaurer 409 f.
— — der Goethebund 62* f.
— — die Hurrahpatrioten 249.
— — der Impfzwang 470.
— — der Monismus 469.
— — die Naturwissenschaften 249, 445 f.
— — die Predigt 248.
— — die Romantiker 53* f., 399 ff.
— — das Theater 397, 453.
— — die Tierwelt 167 f.
Goethe's Erzählungen und Märchen 222 f.
— Familie 249.
— Geburtstagsfeiern 1* f., 47* ff.
— nationale Gesinnung 56* f.
— Kurzsichtigkeit 210.
— Lebenskunst 209 f.
— Sprache 249.
— Vorfahren 215 f.
Goethe als Übersetzer neusprachlicher Dichtungen 116.
— in England und Amerika 470.
— und Schillerlitteratur, Neuere 140 ff., 381 ff.
Goethe-Anthologien 221 f.
— -Bibliothek des Hochstifts 217, 466.
— -Bildnisse 174, 415.
— -Biographien 217 ff., 470.
— -Denkmal, Straßburger 248.
— — Wiener 216 f.

Goethe-Feiern 23, 210, 249.
— -Gesellschaft 23 f.
— haus-Kommission, Bericht der 17 ff., 456 ff.
— -Jahrbuch 409 ff.
— -Museum, Frankfurter 18 f., 456 f.
— und Schiller-Archiv 24.
— -Verein, Wiener, Chronik 216 ff., 470.
Göthe, H. Chr. 215.
Goethe, Ottilie v. 140 f.
— Walther v. 140 f.
— Wolf v. 140 f.
Goldast, M. 34.
Goldoni 288.
Goldschmidt, Frau B. M. 470.
— Frau L. 251.
Gottschall, R. v. 173, 386 f., 399 ff.
Gräf, H. G. 224 f.
Graf, M. 26.
Greiner, H. 249, 409.
Grillparzer, 201 f., 248 f.
Grimm, H. 60*, 25.
Grohmann, W. 468.
Groschupp, H. 468.
Groß, Dr. O. 251.
Große, E. 26, 214.
Großheim, E. v. 425.
Großmann, Fr. 26.
— Dr. Fr. 251.
Grotefend, Dr. 462.
Günther, F. 456.
— J. C. 468.
Güntter, O. 382.
Guglia, E. 440 f., 468.
Gutermann, 468.
Gutzkow, K. 162, 468.

Haas, H. 251.
Hachez 469.
Haefner, Frau 456.
Haller, A. v. 422 f.
Hallgarten, Ch. 459.
Hanau, W. 456.
Hanauer, Dr. W. 28.
Hannover, Hochschule 250, 471.
Hanschmann, Br. 469.
Hardenberg, Fr. v. s. Novalis.
Harnack, Dr. O. 47* ff., 221 ff., 414 f., 465.
Hartmann, J. D. 433.
— Prof. M. 2.
Hatfield, J. T. 407.
Hauber, G. 204 f.
Haupt, H. 415.
Hauptmann, G. 159, 417.
Hausblätter, Frankfurter 248.
Hauschild, Dr. R 116.
Hebbel, Fr. 141, 148 ff., 168.
Hecker, M. 418.
Hederich, R. 446 f.
Hegner, U. 420 ff
Hehn, V. 60*.
Heidelberg, Universität 28, 250, 471.
Heilborn, E. 400, 469.
Heine, H. 50*, 249.
Heinemann, Frl. J. 251.
— Dr. R. 219 f.
Heinrich, C. 27.
— Frl. L. 251.
Heinz, Carl 29.
Heinzelmann, Prof. 26.
Helm, K. 468.
Helmer, H. 26
Henkel, H. 469.
— M. 359.
Hensel, P. 442 f.
Herder, J. G. 35, 181 f., 249, 386, 405, 468.
Herff, General v. 19, 459.
Hering, Dr. R. 23, 31, 461, 470.
Herrmann, M. 241 ff.
Heß, A. Nachf. 458.
Hettner, H. 278 f.
Heuer, Dr. O. 350, 470.
— Frau Dr. A. 25.
Hey, O. 27.
Heynemann, J. D. 25.
Hildebrand, R. 410.
Hirsch, Dr. M. 29.
— Landrichter 458.
Hirzel, S. 60*.
Historiker-Versammlung zu Halle a. S. 249.
Hochbaum, E. 407.
Hochhut, J. D. 458.
Hochschulen Braunschweig 28, 471.
— Darmstadt 28, 471.
— Hannover 250, 471.
Hock, St. 220 f.
Höfer, H. 471.
Hoeger, Chr. 27.
Hölty, L. 51 f., 54, 469.
Hoff, J. F. 248.
— Ph. 26.
Hofmann, H. 27, 214 f.
Holzhausen, P. 405 ff.

*

Homann, W. 468.
Horaz, 70.
Horn, P. 444.
Horner, E. 203.
Houben, H. 27, 468.
Huber, Dr. A. 473.
— Th. 413 ff., 470.
Hülsen, Dr. J. 355.
— L. 29.
Hüsgen, H. S. 18.
Humboldt, W. v. 246.

Jahresbericht, der romanische 1, 116 ff.
Janus, 249.
Jardon, 27, 214.
Jastrow, Dr. J. 21, 116.
Ibsen, 169 ff.
Jeitteles, A. L. 164.
Jellinek 281, 293 f.
Jena, naturforschende Gesellschaft 471.
— Universität 28, 250, 471.
Jenny, E. 249.
Jerusalem, K. W. 26, 416.
Iffland, 52*, 397.
Ilwof, Fr. 215.
Immermann, K. 162 f.
Innsbruck, Universität 28, 250, 471.
Institut für Gemeinwohl 250.
Jodl, Fr. 202.
Joesten, J. 25.
Jonas, Fr. 206.
Iselin, J. 469.
Junot, Karoline 427 f.
Jurisprudenz, Sektion für 139, 461.

Kabelmann, K. 468.
Kähler, J. 473.
Kahn, Fr. 417.
Kant, J. 208, 469.
Kanzler, der (Minnesinger) 57 f.
Karpathenverein, Siebenbürgischer 28, 470.
Kasch, Fr. M. E. 205 f., 249.
Kassel, Verein für Naturkunde 470.
Kaufmann, Dr. E. 251.
— G. 180.
Kautzsch, Dr. R. 464.
Kehrbach, K. 179.
Kemmer, J. 470.
Kersten, Dr. 26.
Keyl, Aktuar 26.
Kissmüller, B. 27.
Kilchberg, K. v. 61.
Kilian, E. 382 ff., 393 f.
Kirchner, Prof. 3.
Kirn, O. 27.
Klee, G. 176 f.
Kleist, H. v. 451 ff.
Klinger, S. 249.
Klippel, K. 474.
Klopstock, F. G. 50*, 249.
Knögel, Dr. W. 461.
Koch, A. 26.
— Dr. J. 4, 10 f.
— Dr. M. 140 ff., 381 ff.
Köln, Arbeitsnachweis-Anstalt 472.
Körner, J. G. 51*.
— Th. 200, 249.
Körting, H. 278.
Koetschau, Dr. K. 25, 409, 413.
Kohm, J. 389 f.
Kotzebue, 405.
Krämer, Dr. A. 255, 277.
Kraftlinientheorie im Schulunterrichte 356.
Krumm, 148.
Küchling 249.
Kühnlein, H. 25, 152 f.
Küsthardt, Prof. Fr. 252.
Kunstgewerbe-Schulen, Französische u. a. 343 f.
Kuntze, P. 27.
Kuthe, Dr. K. Th. 29.

Lachmanuski, H. 27.
Läger, Frl. M. 251.
Landau, Dr. M. 278 ff.
Landegge, K. v. (Minnesinger) 60, 74.
Lange, K. 397.
Langguth, A. 468.
Landsberg, H. 251.
La Roche, S. v. 469.
Laube, E. 447.
Lavater, 421 f.
Lehmann, E. H. 29.
— G. 468.
Leippraud, E. 473.
— R. 474.
Leipzig, Universität 250, 471.
Leitzmann, A. 416.
Lemmermayer, Fr. 141.
Lenau, N. 249.
Lepanto, 249.

Leſſing, G. E. 248.
Levetzow, H. v. 18, 249.
Levi, B. 458.
— H. 222.
Lewald, F. 168, 428 ff.
Lichtenberg 416 f.
Lichtenheld, A. 236 f.
Liermann, Dr. O. 250.
Liszt, Fr. 434 ff.
Litterariſche Mitteilungen 140 ff., 381 ff.
Litteraturgeſchichte, italieniſche, des 18. Jahrh. 277 ff.
— römiſche, Echtheitsfragen der 79 ff.
Litzmann, Dr. B. 464.
Loeb, M. A. 300.
Loeper, G. v. 60*, 239, 449.
Loeſchke, Dr. G. 20.
Loew, E. v. 26.
Lommer, A. 26.
Longo, J. 26.
Lucius, Dr. E. 18, 459.
Ludwig, Otto 150 ff.
Lücking, G. 427, 469.
Luxemburg, Verein der Naturfreunde 250.

Mack, F. 470.
Madonna, ſixtiniſche 139.
Mähliß, J. F. 27.
Mager, A. 184.
Maltzahn, B. v. 428.
Maneſſe, R. 32.
Mannheim, Nationaltheater-Archiv 392 ff.
Marbach, H. 443 f.
Marbach, Schillerverein 471.
Marbot, General 183.
Martens, Dr. L. 27.
Mathematik u. Naturwiſſenſchaften Abt. f., 356 ff., 461.
Mathias, Dr. 249.
Matthes, A. 243, 248.
Matthiſon, F. v. 468.
May, H. 244.
Mayne, H. 25.
Meißen, Verein f. d. Geſchichte der Stadt 249.
Meißner, H. 26.
— der junge (Minneſinger) 61.
Melde, Fr. 356 ff.
Menaſci, G. 219.
Mentzel, E. 239.
Merian-Genaſt, Dr. H. 251.
Mersmann-Soeſt, O. 29.
Metaſtaſio, 286 ff.
Mettenheimer, Dr. Th. 474.
Metzler, A. v. 45 f.
— W. 458.
Meuſebach, v. 182.
Meyer, M. 26.
— R. M. 25, 153, 156 ff., 162 f., 410, 470.
— -Lübke, Prof. 4 f.
Milchſack, G. 238.
Miller, J. M. 40 ff.
Milton 468.
Minneſang u. die Göttinger Dichter 16, 31 ff.
Minor, Dr. J. 201, 228 ff. 468.
Mis, L. 27.
Mitgliederbeſtand, Veränderungen im 29, 251 ff., 473 f.
Mitteilungen, Litterariſche 140 ff., 381 ff.
Möbius, M. 445 f.
— P. J. 469.
Moegling, H. 26.
Möſſinger, B. 456 f.
Moliſch, H. 445.
Mommſen, Dr. T. 252.
Morris, Dr. M. 55, 411 ff.
Morſch, Dr. H. 26, 417, 468.
Morungen, H. v. (Minneſinger) 60 f.
Mühlenpfordt, Fr. 31 ff.
Mülhauſen, Wachsmut v. (Minneſinger) 71.
Müller, Prof. Dr. 12.
— Dr. C. H. 356 ff.
— E. 204, 248, 426.
— Oberlehrer H. 461.
— Dr. J. 26.
— Dr. M. 252, 439.
— W. 440.
Mumm, H. v. 457.
Muratori 286 ff.
Murhard, Dr. M. 29.

Nagel, Dr. W. 464.
Nagl, R. 200.
Nahrungsmittelinduſtrie auf d. Pariſer Weltausſtellung 300 ff.
Napoleon III. 100, 106 ff.
Netoliczka, O. 212.
Neuburger Collectaneen-Blatt 249.
Neuere Goethe- und Schillerlitteratur 140 ff., 381 ff.

Neuere Sprachen, Sektion für 1 ff., 116 ff., 277 ff., 461.
Neufville, A. v. 248, 252, 457.
Neuhaus, M. 251.
Neukirch, Dr. A. 252.
Neumann, A. 146.
— Dr. P. 461 f.
Neuphilologentag, Bericht über den IX. allgemeinen 1 ff.
Niedermayer, H. 252.
Novalis 400 ff. 469.
Nohle, C. 27, 235.
Nordau, M. 387 f.
Nutzhorn, C. 469.

Oehler, C. H. 252.
— G. E. 252.
Oppenheim, W. 473.
Oppenheimer, Chr. 29.
— J. 252.
Oswald, E. 470.
Otto, Dr. R. 121.

Pallmann, Dr. H. 248.
Pappenheim, R. 474.
Paris, Gaston 134 ff.
Päris, H. 252.
Parthey, 414 f.
Patzak, B. 145.
Paulsen, F. 27.
Payer, R. v. 202 f., 217, 248.
Pfeiffer, Dr. E. 473.
Pfeil, A. Fr. 17.
Pfordten, O. v. d. 385 f.
Pochhammer, v. 470.
Pöllnitz, v. 248.
Poensgen, M. 27.
Pollak, L. 182.
Polybios, 97.
Pomezny, Fr. 449 f.
Poppe, Dr. Th. 25, 31, 148, 252.
Porsch, Dr. R. 16, 31 ff.
Portatius, C. v. 458.
Porte, W. 281, 297 f.
Posen, Dr. E. 252.
Pospischil, M. 238 f.
Possart, E. v. 222, 438.
Prag, Lese- und Redehalle 472.
— Universität 28, 250, 471.
Prem, S. M. 217 ff., 248.
Prodnigg, H. 404, 469.
Proelß, R. 246.
Prutz, R. E. 32.
Pütter, P. W. 473.
Puttkamer, Frl. A. v 252.
— Frl. S. v. 252.

Raab, J. L 252.
Rachel, P. 433.
Raffael, Sixtinische Madonna 355.
Rahlwes, F. 249.
Ramberg, H. 457, 466.
Ratzel, A. 252, 277.
Rauch, Frau v. 18.
Rausenberger, Dr. O. 356, 461.
Recke, E. v. d. 433.
Redlich, Dr. C. Ch. 29.
Rehländer, Dr. P. 252.
Rehorn, Dr. K. 461.
Reinach, Hesso v. (Minnesinger) 73.
Reinhard, G. 200.
— K. F. v, 187.
Reinhardt, Dr. K. 461 f., 470.
— K. H. L. 406.
— M. 388 ff.
Reinmar v. Zweter, 76.
Rethwisch, Dr. 26.
Rimpau, W. 25.
Rittweger, F. 248, 470.
Roemmich, Fr. 252.
Röse, E. 212.
— O. 26.
Roethe, Dr. G., 1* ff, 23, 386, 453.
Rogge, Dr. Chr. 248.
Romantiker 53* f.
Rommel, A. 253.
Rosenthal, Frau E. 253.
Roth, G. D. 474.
— J. H. 252.
Rubin (Minnesinger) 60.
Ruff, Fr. 252.
Rugge, H. v. (Minnesinger) 71.
Ruland, Dr. C. 24.
Rumpf, Frl. K. 17.
Ruß, v. 249.

Sachsen, Anna Amalia 242.
— Karl Alexander 140 f., 431, 439.
— Karl August 179 f., 186, 458.
— Sophie 449.
Säculargedichte, deutsche 470.
Saint-Etienne 333 f
Saitschick, R. 26, 209.
Sander, Frau Th. 29.

Sandvoß, F. 25, 182.
Sarſchef, Ruben 470
Sauer, Dr. A. 32, 404, 469 f.
Sax, H. v. (Minneſinger) 61.
Schaarſchmidt, F. 27
Schädel, Dr. O. 249, 409.
Schäfer, R. 252.
— Th. 240.
Schenk v. Limburg (Minneſinger) 60.
Scherer, W. 60*.
Scheuten-Parteuer, Frau H. 29.
Schiff, J. 249.
Schiller 244, 425 ff.
— Braut von Meſſina 389 ff, 469.
— Briefe 181.
— — Äſthetiſche 206.
— Carlos 387 ff., 394, 438.
— Demetrius 190 f.
— Dichtung, natürliche und ſentimentaliſche 468.
— Gedichte 205 f.
— — Epigramme 145 f
— — Gang u. d. Eiſenhammer 469.
— — Gedicht zur Jahrhundertwende 27* ff, 465.
— — Huldigung der Künſte 436.
— — Lied an die Freude 154.
— — — von der Glocke 249.
— — Spaziergang 249.
— — Totenklage, Nadoweiſſiſche 407.
— Geiſterſeher 429 f.
— Jungfrau 387, 394.
— Kabale und Liebe 394.
— Maria Stuart, 193, 394 f.
— Räuber 394 ff.
— Tell 25, 386 f., 394, 396.
— Turandot 395, 445.
— Wallenſtein 151 ff., 198 f., 383 ff., 395.
Schiller und Bürger 175 f
— — Goethe 51* ff., 190.
— — Hebbel 143 ff., 147 ff.
— — Huber, Th. 414.
— — Ibſen 169 ff.
— — Körner, Th. 200, 249.
— — Ludwig, O. 150 ff.
— — Shakeſpeare 199, 392, 469.
Schiller als Herausgeber der Memoirenſammlung 469.
Schiller und die Moderne 249.
— — das Publikum 382.
— — die Romantiker 399 ff.
Schiller-Bildniſſe 381 f.
— -Vereine 381 f., 471.
Schiller-Feiern 27*, 23.
Schillers Familie 249.
— Geburtstagsfeier 27* ff.
— Leben, Regeſten zu 248.
— Nachlaß 191 f.
— Philoſophie 206 f.
— Sprache 205 f., 249.
Schiller, J. Fr. 408.
— Karoline v. 427 f.
Schilter, J. 34.
Schlag, H. 469
Schlegel, A. W. 55.
— Gebr. 469.
Schleſinger, Dr. 28.
Schlöſſer, R. 244 ff.
Schlüter, F. 469.
Schmidt, Dr. E. 180, 448.
— Fr. 215 f
— Oberlehrer H. 31, 116, 252.
— -Metzler, Frau Geh. Rat 17.
— -Polex, Dr. C. 457.
Schmittger, D. 249.
Schnapper-Arndt, Dr. G. 461.
Schneider, F. 392, 469.
Schneidewin, Dr. M. 23, 409.
Schoeler, H. v. 469.
Schöll, A. 142.
Schöpflin, 34.
Schopenhauer, A. 209.
Schorn, A. v. 434 ff.
Schott-Wallerſtein, 458.
Schreiber, A. 27.
Schreyvogel, 202 f., 383.
Schroedl, Prof. R. 18.
Schubart, M. 409.
Schüddekopf, Dr. R. 181, 416.
Schultheis, Fr. 249.
Schultze, E. 182.
Schwed, A. 29
Schweitzer, Prof. 4, 13.
Schwemer, Dr. R. 250, 461, 464.
Schwering, J. 165.
Seewarte, Jahresbericht der 250.
Sektion f. alte Sprachen 79 ff., 255 ff., 461.
— f. Jurisprudenz 139, 461.
— f. Neuere Sprachen 1 ff., 116 ff., 277 ff., 461.
— f Volkswirtſchaft 15, 139, 300 ff., 461.
Seliger, P. 27.
Sell, D. 27.
Senckenberg, H. Ch. v. 415.
Seuffert, Dr. B. 25, 178 f.
Seven, Luitold v., Minneſinger 59.

Seydewitz, v. 3.
Shakespeare 20, 199, 468 f., 249.
Siebeck, Dr. A. 20.
Siesmayer, H. 253.
Silberstein, Dr. A. 29.
Simson, E. v. 449.
Sintenis, F. 415
Smithsonian-Institution 250, 471.
Sokolowsky, R. 31 f.
Sommer, Dr. 464.
— R. 470
Sondheim, M 461.
Sophokles 389 f.
Soziale Wissenschaften, Abt. f. 15, 139, 300 ff.
Speier, 248.
Sprachwissenschaft, Abt. für 1 ff., 79 ff., 255 ff. v.
Stael, Frau . 7.
Stauffer, W 248.
Steig, Dr. R 451, 469 f.
Stein, Frau v. 431.
— Dr. Ph. 139.
Steiner, R. 207 f.
Steinhausen, Dr. G. 464.
Steinmar (Minnesinger) 68.
Stengel, Dr. E 26.
Stern, A. 26, 410.
— Gg. 457.
— Th. 253.
Sternberg, Graf C. 469.
Stettner, 470.
Steuding, H. 237 f.
Steuerlehre, die, ꝛc. 21.
Stieda, W. 418.
Stolberg, Gebr. 456.
Stolle, Dr. F. 257 ff.
Strecker, R. 469.
Strodtmann, A. 32.
Stupp, C. 29.
Suchier, Prof. 7.
Sulger-Gebing, E. 281.
Suphan, Dr. B. 24, 223 f., 417, 439.

Taler, der (Minnesinger) 59 f.
Tannhäuser (Minnesinger) 61.
Tauber, G. 249.
Thalmayr, Dr. F. 27, 468.
Thein, Frl. H. 473.
Tieck, L. 249, 468.
Tille, Dr. A., 27.
Tobler, G. Chr. 421.
Todt, R. 444, 469.
Tolfrey, Frl. C. 252.
Träger, E. 468.
Träukmann, R. R. 469.
Traut, Dr. H 473.
Treffz, J 179.
Tübingen, Universität 28, 250, 471.
Türck, H. 225 ff., 443
Türckheim, Lili v. 457.
— W. v. 470.
Tüselmann, T. 26.
Tyrol, F. 25.

Uhland, L. 32.
Ulrich, O. 187.
— v. Lichtenstein (Minnesinger) 73 ff.
Universitäten, Freiburg i. B. 28, 250, 471.
— Gießen 471.
— Göttingen 250.
— Heidelberg 28, 250, 471.
— Jena 28, 250, 471.
— Innsbruck 28, 250, 471.
— Leipzig 250, 471.
— Prag 28, 250, 471.
— Tübingen 28, 250, 471.
Untergang der antiken Religion 20.
Unterricht, der gewerblich-technische, a. d. Pariser Weltausstellung 328.

Vaihinger 27.
Valentin, Dr. V. 139, 236, 253, 355, 409 f., 462 ff.
Varrentrapp, Dr. A. 25.
— Dr. K. 215.
Veränderungen im Mitgliederbestande 29, 251 ff., 473 ff.
Verein für Geschichte u. Altertumskunde in Dresden 28.
— f. Hennebergische Geschichte 470.
— f. d. Geschichte d. Stadt Meißen 28.
— deutscher Ingenieure 251.
— Luxemburger Naturfreunde 28, 250.
— für Naturkunde zu Kassel 28.
— Siebenbürgischer Karpathenver. 28.
Vergil 87 f.
Verkrüzen, M. 384.
Vietor, Dr. 5 f.
Villani, Frau Th. v. 474.
Villers, Ch. de 187 f.
Vischer, Fr. Th. 59*, 156 f., 199 .
Vogel, Th. 469.
Vogeler, A. 241, 249.

Volger, G. H. O. 471.
— Frl. A. 471.
Volkmann, F. 206.
Volksvorlesungen, Ausschuß f. 21.
Volkswirtschaft, Sektion für 15, 139, 300 ff., 461.
Vollmöller, Dr. K. 118 ff., 473.
Voß, J. H. 40, 50 f.
Voßler, K. 281, 295.

Wachler, Dr. 27.
Wagner, Chr. 167.
— Frau J. 252.
— R. 194 f.
Waldberg, M. v. 215, 415.
Waldmüller, R. 249.
Wall, A. 394.
Walter, Fr. 392 ff.
Walther v. d. Vogelweide 45 ff., 51 ff., 62 ff.
Warnecke, A. 26.
Waser, H. 420 ff.
Weber, Fr. W. 165 f.
— H. 253
— K. M. v. 173 f.
Weddigen, O. 443.
Wegele, F. X. v. 240.
Weicker, Th. 473.
Weis, Frl. H. 252.
Weitbrecht, Dr. K. 155, 191 ff.
Weizsäcker, P. 381 f.
Weltausstellung, Pariser, 139 ff., 300 ff.
Weltrich, R. 167 f.
Wendt, Prof. 7 ff.
Wenzel v. Böhmen 59.
Werner, J. 252.
— R. M. 141, 150.
— Z. 249.
Wernher v. Tuifen (Minnesinger) 59, 72 ff.
Wetz, W. 469.
Wetzig, R. 468.
Wetzlar, Frau E. 252.
Wetzstein, G. 26, 211.
Widmann, B. 249.
Wieland, M. 176 ff., 398, 423, 469.
Wildenbruch, E. v. 439.
Willemerhäuschen 19, 459.
Willemer-Naumann, Frau H. 253.
Winkler, Dr. A. 474.
Winli (Minnesinger) 59.
Witkowski, Dr. G. 20.
Wittich, M 26.
Woell, Dr. W. 139, 252.
Wohlfarth, E. 252.
Wohlfeil, Dr. 1.
Wolff, F. A. 85.
— P. A. 172.
Wolfram, Dr. G. K. 20.
Wülker, Dr. 3.
Wüllner, L. 225 f.
Wurzbach, W. v. 26, 175 f., 281, 288 f.

Zeiner, E. 249.
Zeiß, C. 147.
Zelaf, D. 249.
Zickel, M. 27.
Ziehen, Dr. J. 26, 79, 356, 409.
— Dr. L. 79, 96 ff.
Zimmermann, J. G. 243 f.
Zinck, P. A. 469.
Zipper, A. 193, 448.
Zöllner, J. F. 189.
Zürich, Stadtbibliothek 471.
Zumsteg 26.

Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift hat sich die Aufgabe gestellt, das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. möglichst so wiederherzustellen, wie es in der Jugendzeit Goethes war. Die Mitglieder des Hochstiftes haben freien Eintritt zur Besichtigung des Hauses und des neuen Goethemuseums, und zwar die auswärtigen stets auch mit ihren Familien, die hiesigen mit diesen während der Wintermonate.

Goethemuseum. Im Anschluß an das Goethehaus ist ein Museum erbaut, das Goethe, besonders seinen Beziehungen zu Frankfurt, gewidmet ist. Die Mitglieder und ihre Angehörigen haben in derselben Weise Zutritt wie zum Goethehause.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche die Aufgabe haben die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur Pflege anbefohlenen Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorträgen ein Thema als geschlossenes Ganzes behandelt. Diese 40 Vorträge fanden im Winter 1899 1900 in der Zeit vom 7. Oktober bis 16. Dezember und vom 13. Januar bis 20. März statt.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche abwechselnd aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand erörtern. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstiftes, welche sich selbstthätig auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen, bilden die Akademische Abteilung; diese gliedert sich in Fachabteilungen, in welchen wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der Fachwissenschaften gearbeitet wird. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den nicht zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben, einzelne hervorragende Meister möglichst allseitig und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 1885 fand eine Führich-Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter-Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel-Ausstellung, 1889 eine Dürer-Ausstellung, 1890 eine Mannfeld-Ausstellung, 1894 eine Julius Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung statt. Im Goethehause wurden in den letzten Jahren litterarische Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine Werther-, 1893 eine Faust-Ausstellung, 1895 eine Ausstellung, die „Goethes Beziehungen zu Frankfurt" veranschaulichte. Ausführliche, z. T. reich illustrierte Kataloge erleichtern das Verständnis. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer (am Salzhaus 5, 1. Stock) liegen 145 Zeitschriften und Zeitungen, vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes, auf. Das Lesezimmer ist von 10—1 und von 3—8 Uhr, Sonntags von 10—1 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. (Eingang: Am Salzhaus 5, 1. Stock.) Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich (außer Sonntags) von 12—1 Uhr frei; die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt: der Mindestbeitrag beträgt für Mitglieder im Stadt- und Landkreise Frankfurt ℳ 8.—, für auswärtige Mitglieder ℳ 6.—. Das einmal zu entrichtende Einstandsgeld beträgt mindestens ℳ 3.—: bei Jahresbeiträgen von ℳ 12.— an fällt auf Wunsch das Einstandsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Einstandsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt sowie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes (Goethehaus) entgegen.

Die

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes

werden zukünftig in der Form eines

Jahrbuches

erscheinen, das im November 1902 zum

erstenmale zur Ausgabe gelangt.

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK